Volkstümliche Geschichte der Juden

von

H. Graetz

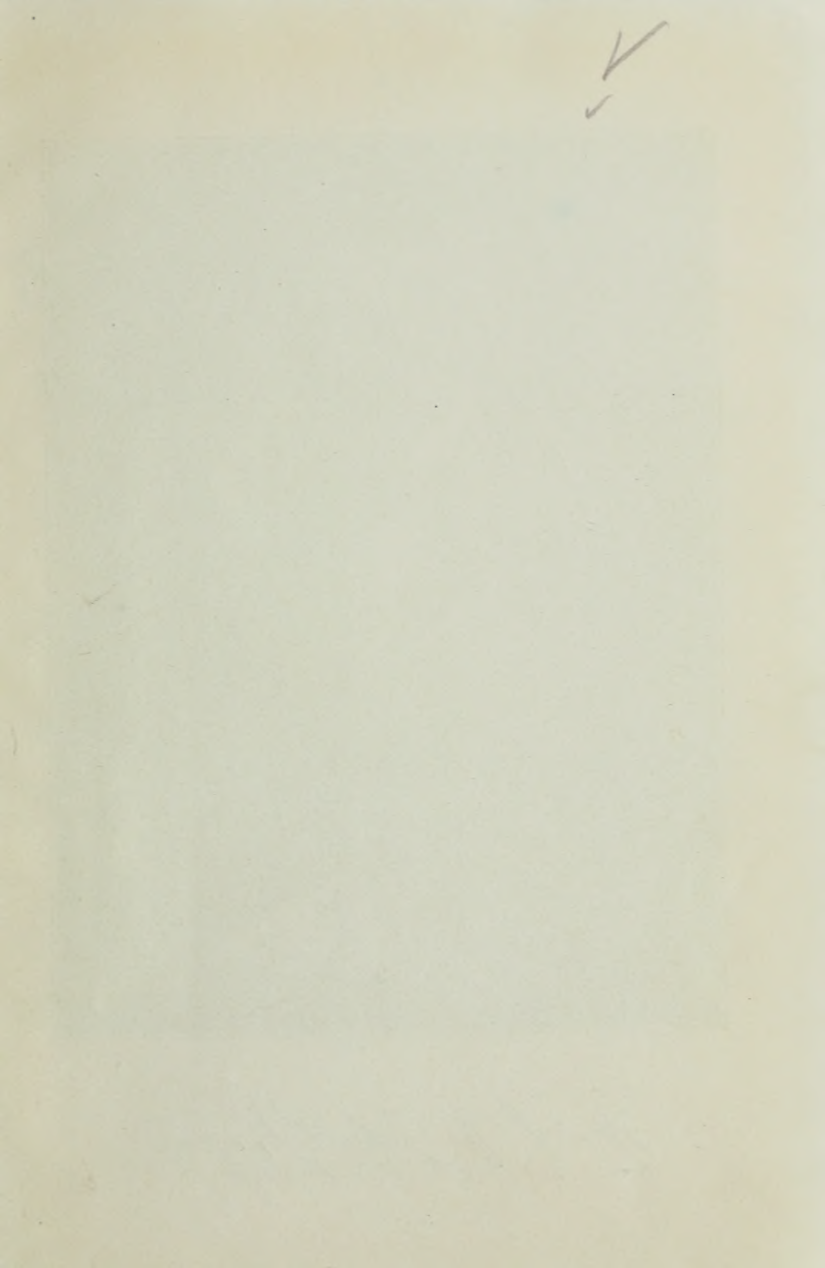


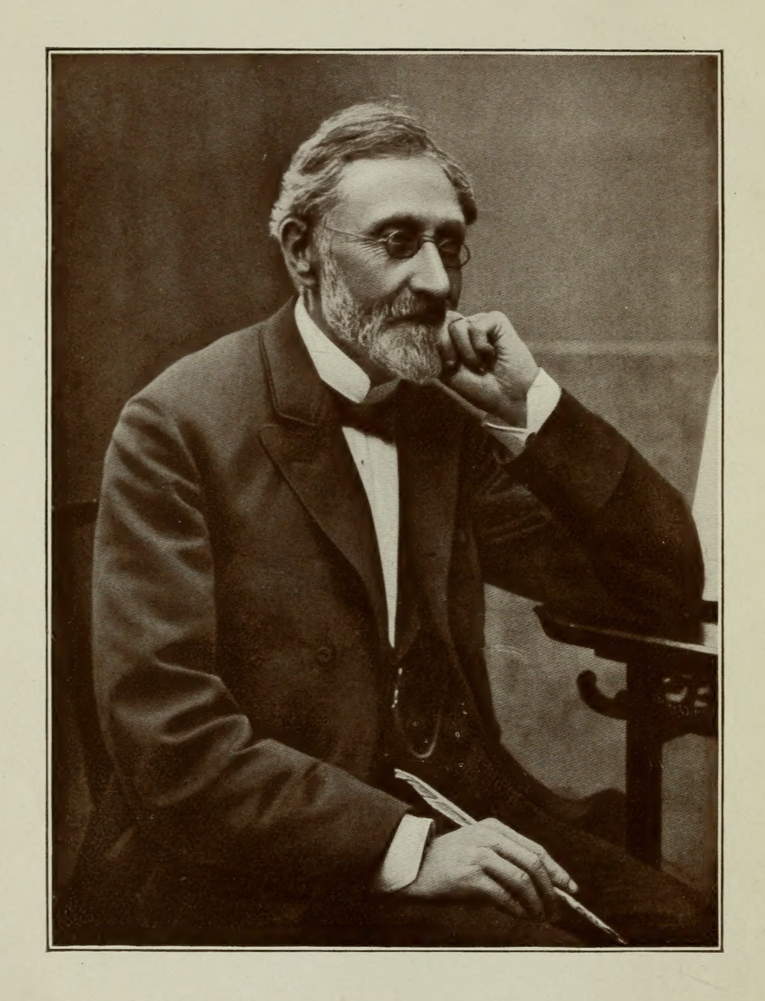
Verlagsbuchhandlung von Oskar Leiner in Leipzig











Prof. Dr. H. Graetz

Volkstümliche
Geschichte der Juden

in drei Bänden

von

Dr. H. Graetz,
weiland Professor an der Universität Breslau.

Erster Band.

Von der Entstehung des jüdischen Volkes
bis zur
zweitmaligen Zerstörung Jerusalems unter Kaiser Vespasian

Mit 1 Stahlstich:
Prof. Dr. H. Graetz.
Fünfte Auflage.



Leipzig.
Verlag von Oskar Leiner.

Vorwort zur ersten Auflage.

Seit vielen Jahren und von verschiedenen Seiten erging an mich die schmeichelhafte Mahnung, ein kurzgefaßtes, auch gebildeten Laien zugängliches, die jüdische Gesamtgeschichte umfassendes Werk zu schreiben, weil mein elfbändiges Geschichtswerk für solche Leser zu weitläufig angelegt ist. Obwohl diese Aufforderung mich mit besonderer Freude erfüllte, weil sich darin die Tatsache kund gab, daß die Interessenahme für den zugleich tragischen und erhebenden Geschichtsgang des jüdischen Geschlechtes in weiten Kreisen vorhanden ist, und ich ein solches meinem Herzenswunsche entgegenkommendes Verlangen gerne befriedigt hätte, so konnte ich doch wegen anderweitiger literarischer Aufgaben nicht an die Ausarbeitung eines solchen Werkes gehen. Erst jetzt, nach teilweiser Erledigung dieser Aufgaben und bei meinem Eintritt in die Schattenseite des Lebens, lag es mir am Herzen, dem kundgegebenen Bedürfnisse zu genügen. Leicht ist mir diese Arbeit nicht geworden, weil ich, ohne von den wichtigen historischen Tatsachen, von ihrer Verknüpfung und Beleuchtung etwas wegzulassen, diese in einen engen Rahmen einspannen mußte. Um den Anforderungen nach beiden Seiten hin gerecht zu werden, mußte der Geschichtsstoff teilweise in einer andern Gruppierung als in dem elfbändigen Werke dargestellt werden. Die volkstümliche Geschichte ist demnach nicht ein kurzer Auszug aus dem umfassenden Werke, sondern eine knappere Umarbeitung des Stoffes in Form und Stil, dem Verständnisse eines gebildeten Publikums angepaßt. Selbstverständlich habe ich neugewonnene Tatsachen, welche meine eigene Forschung oder die anderer Historiker als sicher festgestellt hat, in diesem Werke verflochten.

Ich habe bei der Ausarbeitung auch auf die studierende Jugend der höheren Gymnasial- und Realschulklassen Rücksicht genommen, der — ich spreche es mit Freuden aus — in vielen Lehranstalten

auch die nachbiblische Geschichte bis auf die Neuzeit beigebracht wird, und die — wie mir von jüdischen Religionslehrern versichert wird — auch an diesem Teile der jüdischen Geschichte ein warmes Interesse nimmt. Diese volkstümlich ausgearbeitete Geschichte der Juden bietet also solchen Lernbegierigen die vielleicht erwünschte Privatlektüre, wie sie den Lehrern als Leitfaden beim Unterricht dienen kann. Ob ich den richtigen Ton getroffen habe, muß ich dem Urteil des freundlichen Lesers und der maßgebenden Kritik anheimstellen.

Breslau, im Mai 1888.

Graetz.

Inhalts-Verzeichnis.

Erste Periode.

Die uralte Zeit.

Zweite Periode.

Die exilische und nachexilische Zeit.

Die Epoche der hasmonäischen Fürsten.

Die herodianische Epoche.



Heinrich Graetz.

Es gibt in der Neuzeit nur sehr wenig Israeliten, die einen so umfassenden und so tiefen Einfluß auf die jüdische Gemeinde geübt haben als Heinrich Graetz. Der künftige Geschichtsschreiber der Juden wird nicht nur diesem Manne als einem ausgezeichneten Vorarbeiter Dank zollen, sondern er wird, wenn er das Judentum in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts schildert, Graetz ein großes Kapitel widmen müssen, weil das Graetzsche Geschichtswerk ein mächtiger Faktor in der religiösen, politischen und sozialen Entwicklung des Judentums geworden ist.

Es liegt uns fern, Graetz auf Kosten der ausgezeichneten Männer zu erheben, die in diesem Jahrhundert vor und neben ihm der jüdischen Wissenschaft ihr Leben gewidmet haben. Glücklicherweise ist er einer unter den vielen, denen die dankbare Nachwelt Lob und Preis spenden darf; aber wer hat so wie er die tiefste Gelehrsamkeit und frische Volkstümlichkeit zu schönem Einklange verbunden?

Es ist nicht so leicht, das Gold gelehrter Arbeit zu Münzen auszuprägen, die in den allgemeinen Verkehr passen. Viele, die, ohne selbst Forscher zu sein, die Resultate geschichtlicher Forschung volkstümlich verwerten, liefern, weil sie nicht selbst zu den Quellen gestiegen sind und dort geschöpft haben, verfehlte Arbeit und täuschen den Leser durch ihre schiefen und halbwahren Darstellungen; es fehlt die Ur-

sprünglichkeit, die nur durch das selbständige Quellenstudium gewonnen wird.

Anderseits wird bei der gelehrten Abhandlung das Herz nicht warm; das Studium liefert den Stoff; ihn muß der Geschichtsschreiber formen und beleben wie ein Künstler und ein Dichter. Wenn andere gelehrte Männer dieses Jahrhunderts als Erneuerer und Pfleger der jüdischen Wissenschaft gefeiert werden, so ist die große Schar der Gebildeten in der peinlichen Lage, dies aufs Wort glauben zu müssen; nur für einen ganz engen Kreis ist es möglich, die Tragweite dieser Forschungen zu ermessen. Graetz aber ist der Liebling vieler, die, ohne ihn auf seinen Forschungen begleiten zu können, an dem Feuer seiner Darstellung sich erwärmen und die es fühlen, daß sie hinsichtlich der Tatsachen auf festem Boden sich bewegen, daß Graetz ein sicherer Führer sei durch die Jahrtausende jüdischer Geschichte.

Um dies große Werk zu leisten, dazu reichte die glänzende Begabung, der außerordentliche Fleiß noch nicht aus, dazu bedurfte es vor allem eines gewaltigen Mutes, der vor der Größe der Aufgabe nicht zurückschreckte. Der Mut ist auch in der Wissenschaft ein großer Vorzug. Wer allzu bedächtig einer großen Aufgabe ausweicht, weil er sich ihr nicht gewachsen dünkt, oder weil er die Zeit für die Erfüllung dieser Aufgabe noch nicht gekommen wähnt, dem fehlt eine der wichtigsten Bedingungen wissenschaftlicher Größe.

Als Graetz wenige Tage vor seinem Tode im Verein mit guten Freunden ein Bild Leopold Zunzs betrachtete, sagte er: „Dem Manne habe ich viel zu verdanken, nicht nur in dem, was er tat, sondern vielmehr in dem, was er unterließ; er hätte so gut eine Geschichte der Juden schreiben können und hat mir den Platz frei gelassen.“ Aber zu dem hohen Mute muß sich auch die heiße Liebe gesellen, um solch eine Aufgabe zu meistern, um Einheit zu bringen in das vielverschlungene, weithin sich streckende Gewebe, um den Leser zu beleben, daß er nicht müde wird auf den weiten Wegen.

Wie mancher, der zuerst einen Band des großen Graetzschen Werkes nur widerstrebend und mit Mißtrauen in die Hand genommen, ist dann von der Darstellung so gefesselt worden, daß er rasch die ganze Reihe durchlas und die unendliche Fülle von Tatsachen, von Gedanken,

von Bildern, von originellen Anschauungen in sich aufnahm. Diesen Erfolg erreicht die Gelehrsamkeit nicht. „Was in Geschichte oder Fabel in tausend Büchern euch erscheint, dies alles ist ein Turm zu Babel, wenn es die Liebe nicht vereint.“ Diese heilige Liebe zum Judentum hat ihn beseelt; so groß dachte er von seinem Gegenstande, daß er nichts glaubte verschleiern und bemänteln zu müssen, daß er nicht nach der Weise eines Advokaten die guten Seiten besonders glänzend beleuchtete und die schlechten Seiten verhüllte; nein, nur Wahrheit wollte er melden und hatte das volle Vertrauen, daß gerade dadurch, wenn auch hin und wieder eine einzelne Erscheinung erblaßte und an ihrem Ruhme verlor, die Geschichte des Judentums in strahlendem Glanze hervortreten werde; er hat sich nicht getäuscht; seit Graetz haben wir eine Geschichte der Juden.

Der Erfolg dieses Werkes hat ihm das Leben verschönt, aber er hat in ihm nur das Pflichtgefühl erhöht, im einzelnen zu feilen und zu bessern. Nun hat ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen, aber sein Werk lebt und er lebt fort in diesem Werke; es ziemt sich wohl, eine kurze Schilderung seines schriftstellerischen Wirkens einleitend hierher zu stellen.

Hirsch Heinrich Graetz ist am 31. Oktober 1817 in Xions (spr. Kschions) in der Provinz Posen geboren. Die Stadt Xions hat, außer daß Graetz in ihr das Licht der Welt erblickt hat, nicht viele Ruhmestitel; es ist ein armseliges Städtchen von noch nicht tausend Einwohnern, das in den engen Bezirken der Provinz Posen durch eine sogenannte Schlacht bekannt ist, welche dort im Jahre 1848 zwischen polnischen Aufrührern und preußischen Truppen stattgefunden hat; das Gescheiteste, was der junge Graetz tun konnte, war, diese Stadt recht bald zu verlassen; das hat er denn auch getan, ohne daß gerade die Veränderung eine wesentliche Verbesserung gewesen wäre.

Auch Zerkow, der Ort, in dem Graetz seine Jugend verlebte, war von Natur und Kultur sehr vernachlässigt. Man kann nicht sagen, daß dieser Ort, daß die dort übliche Methode des Unterrichts geeignet waren, die schlummernden Keime in dem talentvollen Knaben zu wecken. Graetz hat überhaupt keinen geordneten Schulunterricht genossen.

Das ältere Geschlecht unter den Juden der Gegenwart erinnert sich noch der sonderbaren Manier, in der gewöhnlich die jüdische Jugend am Anfange des vorigen Jahrhunderts in die heilige Schrift eingeführt worden ist. Die Schulstube, Cheder genannt, bildete auch den Wohnraum, das Speisezimmer, die Schlafstube des Lehrmeisters und seiner Familie. Die überspannten Ansprüche moderner Schulhygiene konnten hier nicht befriedigt werden. Dorthin führte man oder trug man die Kinder, nachdem sie das vierte Lebensjahr vollendet hatten, und ließ sie dort vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Ferien außer an den Festen gab es nicht; nur an einigen Halbfeiertagen fiel der Unterricht am Nachmittag aus. Klagen wegen der Überbürdung der Schuljugend fanden in jenen Tagen bei den Juden kein Gehör.

Wenn auch in Deutschland hier und da eine mildere Praxis sich geltend machte, in jenen armseligen und verlorenen Grenzstädten der Provinz Posen herrschte dies eben geschilderte Schulsystem mit all seinen Schrecken. Die Chedergewaltigen Zerkows hatten vom Geiste Pestalozzis keinen Hauch verspürt. Hier hielt man den Stock als das vorzüglichste Mittel, die Köpfe zu öffnen. Alles in allem, Zerkow darf auf Graetz eher stolz sein als Graetz es auf Zerkow sein konnte.

Zwar der Lehrer, bei dem er den ersten Unterricht genoß, gewann den jungen Knaben lieb, und dieser machte so rasche Fortschritte, daß er nach kurzer Zeit zu einem Lehrer aufstieg, der reifere Knaben unterrichtete. Bei diesem jedoch erging es unserm Graetz schlecht; Graetz erlitt das Schicksal, das so oft geniale Menschen in ihrer Jugend von bornierten Schulmeistern erfahren; weil ein intelligenter Knabe sich meist schwerer in eine eiserne Schulordnung fügt und findet, hält solch ein unter Kindern kindisch gewordener Schultyrann seinen fähigsten Schüler gewöhnlich für beschränkt und unfähig. Graetz erhielt durch diesen rohen Patron, in dessen Cheder er jetzt kam, in ganz Zerkow den Ruf einer geradezu exzeptionellen Dummheit und wurde dementsprechend nicht eben sanft behandelt; das verdroß den Lehrer, der ihm die Anfangsgründe beigebracht und der ihn liebgewonnen hatte. Eines Tages erschien er, ein Retter in der Not, in dem Lehrraume seines höhern Kollegen, und, ohne ein Wort zu sprechen, schritt er auf

den kleinen G r a e t z zu, nahm ihn auf den Arm und entführte ihn seinem Zuchtmeister.

Welch eine gediegene Kraft mußte in der jungen Seele wohnen, welch eiserner Fleiß und welch ein fester Wille, wenn G r a e t z unter solchen Umständen an Wissen zunahm! Die jetzt lebende jüdische Jugend, die auf gebahnten Wegen vorwärts schreitet, hat kaum eine Ahnung von den Schwierigkeiten, welche sich dem Bildungsstreben jüdischer Jünglinge damals entgegentürmten, wie so manche der Altmeister jüdischer Wissenschaft gewissermaßen durch einen Urwald sich selbst den Weg schaffen mußten.

In seinem vierzehnten Lebensjahre kam G r a e t z nach Wollstein; diese Stadt liegt zwar in der Provinz Posen, aber, wie es scheint, war doch deutsche Kultur dort eingedrungen. Über diesen Aufenthalt G r a e t z s in Wollstein berichtet ein älterer Freund unsers großen Geschichtsschreibers folgendes: „Ungefähr im Monat September 1830 brachte seine Mutter, Baugel, ihren kaum vierzehnjährigen Knaben nach ihrer Vaterstadt Wollstein; die Mutter war eine kräftige Mittelstatur mit leuchtenden grauen Augen, aus welchen Geist und Gemüt strahlten; der Knabe fand bei Verwandten ein Unterkommen und war ein eifriger und lernbegieriger Schüler des Ortsrabbiners von Wollstein, der ihn im Talmud unterrichtete. Ein angeborener Hang und Drang nach Wissen brannte wie eine beständige Lampe in seinem Innern. G r a e t z war sein eigener Lehrer; er fing mit dem alten Meidinger an, sich im Französischen zu unterrichten; keiner seiner Bekannten vermochte ihm ratend und helfend an die Hand zu gehen, dabei vernachlässigte er das Talmudstudium nicht. Nachdem G r a e t z den Meidinger überwunden hatte, ging er an den Zumpt, seine Lernbegierde und sein eiserner Fleiß überwanden alle Schwierigkeiten — selbst Hunger und Kälte. Einst besuchte ich ihn an einem Winterabende und fand ihn bereits im Bette, da die Kälte in der Stube kaum weniger empfindlich war als draußen auf der Straße. An dem Bette stand ein Schemel, auf diesem brannte ein Öllämpchen, das spärliches Licht gab. G r a e t z war bis zum Kopfe in die Decke gehüllt, nur die Fingerspitzen der einen Hand waren sichtbar; sie hielten ein offenes Buch, in welchem er eifrig las.“

Graetz lebte in dieser Sphäre bis zu seinem achtzehnten Jahre; er hatte trotz dieser Enge sein Wissen und seine Anschauung erweitert, ja er hatte sogar schon damals freisinnige bibelexegetische Einfälle; er sehnte sich hinaus aus diesen armseligen Verhältnissen, unter denen er hätte verkümmern müssen. An wen sollte er sich wenden? Damals machte Samson Raphael Hirsch zuerst von sich reden und erweckte als der Anwalt des deutschen konservativen Judentums, das bisher in der Literatur mundtot gewesen und allen Angriffen von seiten der Reformpartei wehrlos gegenübergestanden, Teilnahme in weiten Kreisen der jüdischen Bevölkerung; eine Broschüre Hirschs war auch in jene ultima thule gedrungen, in welcher Graetz lebte, und Graetz hatte für Hirsch eine schwärmerische Verehrung.

Die alten orthodoxen Rabbiner, wie sie damals in der Provinz Posen lebten, konnten das heranwachsende Geschlecht nicht befriedigen; es waren das Leute, die, obgleich sie ihr ganzes Leben der jüdischen Wissenschaft widmeten, die heilige Schrift nicht verstanden, ja kaum richtig hebräisch lesen konnten; wohl gab es einige respektable Ausnahmen, aber die Mehrzahl verstand weder Hebräisch, noch Deutsch, sprach ein unmögliches Kauderwälsch, bot dem Spotte der „Aufgeklärten“ tausend Blößen und versöhnte nur durch Frömmigkeit und Nächstenliebe. Hier konnte ein Graetz seine Ideale nicht finden.

Noch weniger konnten ihn, da er in strenger altjüdischer Frömmigkeit auferzogen war, die freisinnigen Prediger verlocken. Ein neuer Stern schien in Samson Raphael Hirsch aufgegangen; ihn hielt der junge Graetz für das Ideal eines Rabbiners, ein moderner Mensch und ein frommer Israelit, gläubig und gebildet, weltlich und religiös; er hatte ein Banner entfaltet, um das sich viele scharten, er hatte dem konservativen Judentum die Sprache wiedergegeben.

An ihn, der damals in Oldenburg Rabbiner war, wandte sich Graetz mit der Bitte, daß er ihn aufnehme und unterweise; die Bitte war keine vergebliche; Hirsch lud ihn mit herzlichen Worten zu sich, er schrieb ihm, daß der Lehrer noch mehr danach verlange zu lehren, als der Schüler zu lernen. Graetz wanderte nach Oldenburg und blieb dort mehrere Jahre, um sich für die Universität vorzubereiten; er hat weit über diese Lehrjahre hinaus für Hirsch eine glühende Dank-

barkeit empfunden und bekundet. Der Einfluß, den Hirschs leidenschaftlicher schwärmerischer Eifer auf G r a e tz ausgeübt, war ein durchaus wohltätiger.

Bevor G r a e tz zur Universität ging, verweilte er noch einige Zeit in seiner Heimat und lernte dort seine künftige Gattin kennen; sie verdient es, in der Schilderung des Lebens und Wirkens des großen Geschichtsschreibers mit Ehren genannt zu werden. G r a e tz s ungestüme Natur glich einem Bergstrome, der über jedes Hindernis hinweg zum Ziele stürzt; da war es gut, daß eine edle, mit holder Frauentugend geschmückte Seele frühzeitig dieses Ungestüm eindämmte.

G r a e tz machte sich zum ersten Male öffentlich bemerkbar, als er in Breslau gegen Geiger auftrat und sowohl dessen praktisch rabbinische, wie dessen wissenschaftliche Leistungen aufs schärfste kritisierte. Das sicherste Zeugnis dafür, daß G r a e tz nicht in den Wind hineinsprach, sondern die wunden Punkte traf und Eindruck machte, ist der rabiate Haß, mit dem damals alle Fortschrittsfreunde ihn in Breslau bedachten.

Diese ersten schriftstellerischen Versuche bekunden nicht selten eine gewisse Ungelenkigkeit des Stiles, es ist nicht entfernt der leichte Fluß der Rede, die glatt und klar dahinströmt, aber es ist auch nicht die seichte, oberflächliche Manier, mit vielen Worten nichts zu sagen; G r a e tz will möglichst viel in die Worte hineindrängen, er spricht markig und kraftvoll, tief und kernig, er offenbart schon in diesen ersten Arbeiten einen gediegenen historischen Sinn, er findet mit Geschick die Formel, die Strebungen großer geschichtlicher Epochen zu erklären und in innern Zusammenhang zu bringen.

G r a e tz ist, was seine Anschauung vom Judentum betrifft, sich während der ganzen Zeit seines öffentlichen Wirkens völlig gleich geblieben, und das ist immerhin ein Vorzug. Obschon eine Wandlung der Überzeugungen nicht selten aus innern Gründen eintreten kann, so taucht doch in solchen Fällen gar leicht der Verdacht auf, daß der Wechsel mit Rücksicht auf äußern Vorteil geschehen ist.

Wenn wir das freundschaftliche Verhältnis in Betracht ziehen, in welchem G r a e tz zu dem Vertreter der strengsten Orthodoxie, zu Samson Raphael Hirsch, in den vierziger Jahren stand und welches dann ein Jahrzehnt später so jäh von Hirsch zerstört worden ist, so

könnte es scheinen, als habe G r a e t z später andere Seiten herausgekehrt als in seinen ersten schriftstellerischen Arbeiten. Dies ist jedoch nicht der Fall; G r a e t z spricht schon damals von makkabäischen Psalmen, er betrachtet den Talmud mit unbefangenem Blicke und feiert Zunzs freisinnige Kritik talmudischer Schriften mit begeistertem Zurufe.

G r a e t z ist sich eines Gegensatzes zu Hirsch, seinem einstigen Lehrer, in jener Zeit nicht bewußt gewesen; er hat vielmehr seine erste selbständige größere Arbeit „Gnostizismus und Judentum“, „Sr. Ehrwürden dem Herrn Landrabbiner Samson Raphael Hirsch, dem geistvollen Kämpfer für das geschichtliche Judentum, dem unvergeßlichen Lehrer, dem väterlichen Freunde in Liebe und Dankbarkeit“ gewidmet. G r a e t z hat sich durch diese Schrift eine feste Stellung in der wissenschaftlichen Welt erworben.

Die Gediegenheit der Forschung, die Fülle der Gelehrsamkeit, der Scharfsinn und der Reichtum an neuen Ideen und Anregungen hat dieser ersten Arbeit von G r a e t z sofort Beachtung verschafft; man folgte mit Spannung dem Nachweise, wie die Gnosis zur Zeit der Entstehung des Christentums auch ins Judentum Eingang gefunden hat und sodann vom Judentum zurückgewiesen worden ist; eine ganze Reihe von Talmudstellen fand eine glänzende Erläuterung, indem G r a e t z sie individualisierte, aus dem Charakter und der wissenschaftlichen Anschauung ihrer Urheber erklärte, oder indem er die polemische Spitze zeigte, die sie gegen bestimmte Männer oder gegen bestimmte Ansichten haben, indem er so den talmudischen Stoff belebte und beleuchtete.

Noch heute, nach fast einem halben Jahrhundert, behauptet diese Jugendschrift, die aber nirgends jugendliche Unreife, sondern durchweg strenge wissenschaftliche Zucht bekundet, ihren Platz würdig in der wissenschaftlichen Literatur.

Es war ein Glück für G r a e t z und für die jüdische Wissenschaft, daß die Hoffnungen desselben, auf Grund des gewonnenen literarischen Ansehens ein rabbinisches Amt in einer großen Gemeinde zu erlangen, n i c h t in Erfüllung gingen. Jedermann weiß, daß, um als Prediger zu wirken, gewisse rein äußerliche Vorzüge und Fähigkeiten sehr wichtig, nahezu ausschlaggebend sind; oft fehlt den Besten, die etwas Gediegenes

und Tüchtiges zu sagen wissen, angesichts einer großen Menge der Mut, das auszusprechen, was sie doch wohlerwogen und vorbereitet in der Se le tragen; die Scheu vor einer größern Schar von Zuhörern erreicht bei vielen einen so hohen Grad, daß sie bei aller innern Kraft unfähig werden, als Redner zu wirken.

Graetz war die edlere und größere Aufgabe zugefallen, statt als Redner zu einer Gemeinde, in herrlichen, durch die Tiefe der Forschung wie durch den Glanz der Darstellung gleich ausgezeichneten Werken zu seiner ganzen Glaubensgemeinschaft zu sprechen, ja über diese hinaus zu dem weiten Kreise derer zu reden, denen Israel, seine Lehre und seine Schicksale Teilnahme einflößt.

Einige Jahre hat Graetz nach Beendigung seiner Studien in dem bescheidenen Amte eines Schuldirigenten in einem kleinen österreichischen Orte gelebt; dort schrieb er in raschem Flusse die Geschichte des talmudischen Zeitalters, welche den vierten Band seines großen Geschichtswerkes bildet. Mit diesem Manuskripte im Koffer zog er nach Berlin und fand hier in Veit einen bereitwilligen Verleger. Samson Raphael Hirsch erwies, nachdem dies Werk im Jahre 1853 in die Öffentlichkeit getreten war, seinem Schüler noch einen letzten Dienst von fast unschätzbarem Werte. Hirsch verwandte wohl einige hundert Druckseiten darauf, das Graetzsche Buch zu kritisieren, zu vernichten. Der Erfolg stand im umgekehrten Verhältnisse zu den Absichten des Kritikers; man sagte sich, daß ein Buch, welches mit solchem Aufwande bekämpft werde, bedeutend sein müsse, und kein Lob der Freunde konnte dem Werke so viel nützen als dieser ungeheure Apparat es zu verderben.

Auch der lieblose böse Ton, daß Hirsch aus dem schier unerschöpflichen Schimpfwörterlexikon, welches sich die deutsche Kritik im Laufe der Jahrhunderte geschaffen hatte, die heftigsten herausgriff und gleichsam ganze Eimer von kritischer Lauge über den Autor ergoß, fiel unangenehm auf. Es gibt auch eine Dankbarkeit des Lehrers gegen den Schüler; es ist ein hohes Glück für den Meister der Wissenschaft, wackere und begabte Schüler zu gewinnen; in der Kritik Hirschs bricht jedoch nirgendwo der Ton der Liebe durch zu dem begabten und redlich strebenden Jünger.

Nichts ist für Graetzs Ruhm förderlicher als ihn mit dem Manne zu vergleichen, der einige Jahrzehnte vor ihm eine Geschichte der Juden in vielen Bänden geschrieben hat; man tut Jost mit einem solchen Vergleiche fast Unrecht. Jost hat mit völlig unzulänglichen Mitteln zu einer Zeit, wo noch sehr wenig Spezialforschungen über die Geschichte der Juden vorlagen, diese Arbeit unternommen, die damals gar nicht gelingen konnte; sodann hat er sich seinem Stoffe so kühl als möglich gegenübergestellt, ihm war, als er seine erste vielbändige Geschichte schrieb, das ganze traditionelle Judentum ein überwundener Standpunkt; wer seinem Stoffe so gleichgültig gegenübersteht, den wird der Stoff dadurch strafen, daß er sich spröde der darstellenden Hand widersetzt.

Als Graetz die Arbeit unternahm, waren schon treffliche Bausteine in Fülle zusammengetragen; dennoch blieb noch unendlich viel zu tun übrig; es gibt wohl kaum ein anderes geschichtliches Spezialwerk, das über so weite Zeiträume, über so verschiedene Kulturgebiete sich erstreckt; es gehört eine erstaunliche Arbeitskraft dazu, ein so weites Gebiet zu meistern, besonders wenn sich der Autor nie auf andere Forscher verläßt, sondern selbst zu den Quellen hinabsteigt.

Man kann das Graetzsche Geschichtswerk, das vielleicht einzig dasteht, nicht mit Maßstäben messen, die anderwärts hergeholt sind. Die meisten Historiker behandeln Zeiten und Völker, die seit Jahrhunderten Gegenstände der Forschung und der Darstellung sind; wer heute römische Geschichte schreibt, hat natürlich noch Gelegenheit genug sich auszuzeichnen, aber da das Tatsächliche so oft durchforscht, die Charaktere so oft erwogen sind, so dürfen auch geringere Fehler mit Schärfe gerügt werden. Die jüdische Geschichte glich jedoch noch am Anfange dieses Jahrhunderts einem Urwalde, den die Kultur nicht berührt hat; seitdem war schon manche Strecke urbar gemacht worden, aber an vielen Stellen war der Wald noch nicht gelichtet, als Graetz ans Werk ging; auch das Urteil über die geschichtlichen Persönlichkeiten war noch sehr schwankend.

Kein Historiker kann die Phantasie entbehren, den divinatorischen Blick, der das Richtige gleichsam errät und dann es durch die exakte Forschung bestätigen läßt: vollends auf diesen selten betretenen Bahnen,

die Graetz zu wandeln hatte! Nicht immer konnte alles aktenmäßig belegt werden, die Hypothese war nicht zu entbehren, und wo das unbedingt Wahre nicht geboten werden konnte, galt es, mit dem Wahrscheinlichen sich zufrieden zu geben.

An der Graetzschen Darstellung haftet nichts vom Staube der Bibliotheken, die der Autor hat durchwandern, hat durchlesen müssen, um sein Buch zu schreiben; es ist kein Prunken mit Gelehrsamkeit, keine Überfülle von Zitaten, wie man sie sonst wohl wahrnimmt und wie sie der fleißigste Leser dann wohl kaum noch kontrollieren kann. Graetz will dem Leser nicht imponieren und ihm zeigen, wie viel er weiß, sondern schränkt den gelehrten Apparat auf das Notwendigste ein; auch die gelehrten Untersuchungen sind so anregend geschrieben, der Leser wird so lebhaft zur Teilnahme an dem Gange der Verhandlung eingeladen, daß selbst die subtilsten und entlegensten Diatriben fesseln.

Wer eine Geschichte der Juden schreiben will, die nicht nur gelehrt, sondern auch lesbar ist, der soll nicht nach kühler Objektivität streben, sondern er muß, wie Graetz es tut, um Herzen zu erregen, mit seinem Herzblute schreiben, man muß merken, wie tief ihn die Schicksale bewegen, von denen er berichtet. Es hat ja überhaupt mit der Objektivität des Historikers seine eigene Bewandtnis; keiner kann seine persönliche Meinung und Neigung ganz ausscheiden; selbst die kühlste Chronik ist nicht ganz ohne subjektive Momente; oft genug ist den Geschichtsschreibern, die am objektivsten scheinen, der Schein nüchterner Parteilosigkeit nur ein Mittel, um persönliche Meinungen desto sicherer zu verbreiten. Nur dazu ist der Historiker verpflichtet, unbedingt wahr zu sein, nicht bewußt Schönfärberei zu treiben, keine Tatsache zu fälschen, und dann mag man es immerhin erkennen, auf welcher Seite sein Herz ist. Es wird Graetz bei seinen Lesern nichts schaden, daß man gleichsam den Pulsschlag seines Herzens aus seinen Büchern heraushört, daß man es merkt, er sympathisiere mehr mit den Märtyrern als mit den Henkern.

Graetz lehrt nicht nur, nein, er fesselt, er reißt hin, er begeistert, und Unzählige, die heute religiöse Juden sind, sind es durch ihn geworden. Es ist ein erstaunlicher Erfolg, daß verschiedene Bände

des elfbändigen Werkes, welches von vornherein nur auf einen kleinen Leserkreis rechnen kann, mehrere Auflagen in wenigen Jahren erlebten; aber weil Graetz dem jüdischen Bewußtsein einen so klaren und so innigen Ausdruck gegeben hat, hat er den Wall der Gleichgültigkeit durchbrochen, den so viele andere jüdisch-religiöse Strebungen in Deutschland nicht überwinden können, hat er weit über Deutschland hinaus für das Judentum begeisternd gewirkt.

Sein Werk ist ins Hebräische, ins Französische, ins Englische, ins Russische übersetzt worden; das Publikum war kein Ketzerrichter, das ihn über dogmatische Fragen examinierte, sondern achtete nur auf die heiße Liebe zum Judentume, die aus seinem Werke ausströmte. Graetz ist durchgedrungen, weil er mit der Zuversicht des Genies und der Treue des charakterfesten Mannes immer wahr gewesen ist und niemals nach rechts oder links hinüber geschielt hat.

Daß ein solcher Mann auch als Lehrer von unschätzbarem Werte war, leuchtet rasch ein; mit Frankel, Bernays und Joel hat er den Ruf des Breslauer Rabbinerseminars gegründet: Graetz hat seine Schüler nicht in dogmatischer Einseitigkeit und Engherzigkeit erzogen, sondern den innigsten Bund von Wissenschaft und Religion ihnen verkündet.

Neben der Geschichte hat er besonders in den letzten Jahrzehnten der Bibelexegese seine Arbeit gewidmet; er hat die Fülle von bibelexegetischem Materiale, das in der talmudischen Literatur vorliegt, und das besonders für die Fragen der höhern Kritik so wichtig und den christlichen Bibelexegeten nicht leicht zugänglich ist, für die Wissenschaft nutzbar gemacht; sodann erntete sein Scharfsinn, seine Gelehrsamkeit, sein Kombinationstalent, auch hier Triumphe, während freilich manches, was Graetz auf diesem Gebiete leistete, bestritten wird.

Seine große Stellung im Judentume der Gegenwart verdankte er vor allem seinem Geschichtswerke. Wie groß die Schar seiner Verehrer ist, das zeigte sich bei der Feier seines siebzigsten Geburtstages, am 31. Oktober 1887. Dieses Fest hatte einen wahrhaft internationalen Charakter; es wird sobald nicht eine Gelegenheit wiederkehren, wo Juden aus den verschiedensten Ländern sich zu einem

Feste zu Ehren einer Persönlichkeit zusammenfinden, wie dies bei dem Graetzjubiläum der Fall war; weil Graetz stets seine eigenen Wege gegangen ist, weil er nie einer bestimmten Partei sich verschrieben hat, weil er das Banner der Wissenschaft hochgehalten und dennoch nicht für die Gelehrten, sondern für das Volk gearbeitet hat, ist er der Mann aller Parteien geworden, ertönt sein Ruhm in allen Landen.

Das war das Kennzeichen dieses Festes, daß Graetz nicht nur von Theologen oder Orientalisten oder Historikern gefeiert worden ist, sondern daß Männer, deren Beruf weit ab von gelehrten jüdischen Studien lag, sich erhoben, um in herzlichen Worten dem Manne zu danken, durch den ihnen ihr Judentum wieder lieb geworden war; aus der Mitte der jüdischen Gemeinden wurde es ausgesprochen, daß ihm das Verdienst gebühre, den Juden es ermöglicht zu haben, Rückblicke in die jüdische Vergangenheit zu werfen; auf diesem Wege gewönnen sie nicht nur Selbsterkenntnis und Selbstbewußtsein, sondern auch Taktgefühl im Verkehre mit der nichtjüdischen Welt und Zuversicht im Kampfe mit den Gegnern. Von seinem Geschichtswerke wurde gerühmt, daß in ihm der Genius des israelitischen Volkes in seinem vollen Glanze sich offenbare und in seiner innern Entfaltung, wie in seiner Einwirkung auf die Entwicklung der Menschheit zutage trete; er habe die jüdische Wissenschaft aus den entlegenen Höhen der gelehrten Zunft in die jüdischen Gemeinden geführt; in allen Landen, wo jüdische Herzen für den Glauben der Väter lebhaft empfänden, werde sein Name genannt und gefeiert; er habe die Ehre des deutschen Judentumes weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus erhöht und gefördert.

Denn auch das muß betont werden, Graetz hatte eine gut deutsche Gesinnung, er war keineswegs ein Nationaljude in dem landläufigen Sinne, wie man etwa von einem Nationalpolen redet; wer ein zwölfbändiges Geschichtswerk in deutscher Sprache schreibt, kann unseres Erachtens schon aus Egoismus kein schlechter Deutscher sein. Aber Graetz konnte und wollte den Stolz nicht verleugnen, der Genosse einer Gemeinschaft zu sein, aus welcher die Makkabäer entsprossen sind, er ertrug es nicht, daß die deutschen Juden betteln,

wo sie nach der vaterländischen Gesinnung, die sie beseelt, fordern dürfen, oder daß sie in verwerflichem Schacher überlieferte Satzungen aufgeben, nur um bürgerliche Rechte einzutauschen; wo immer Juden sich zu diesem Schacher verstehen, wo immer Nichtjuden ihn empfehlen, da hatte er ein scharfes Wort des Tadels; er wollte dem Judentume das individuelle Gepräge bewahren, er wollte durch die Schilderung der geschichtlichen Größe des Judentums das Band befestigen, welches die Juden in der Zerstreuung zusammenhält; das heißt noch nicht, daß er utopischen nationaljüdischen Plänen nachhing und deswegen die nationaldeutschen Pflichten der Juden gering anschlug.

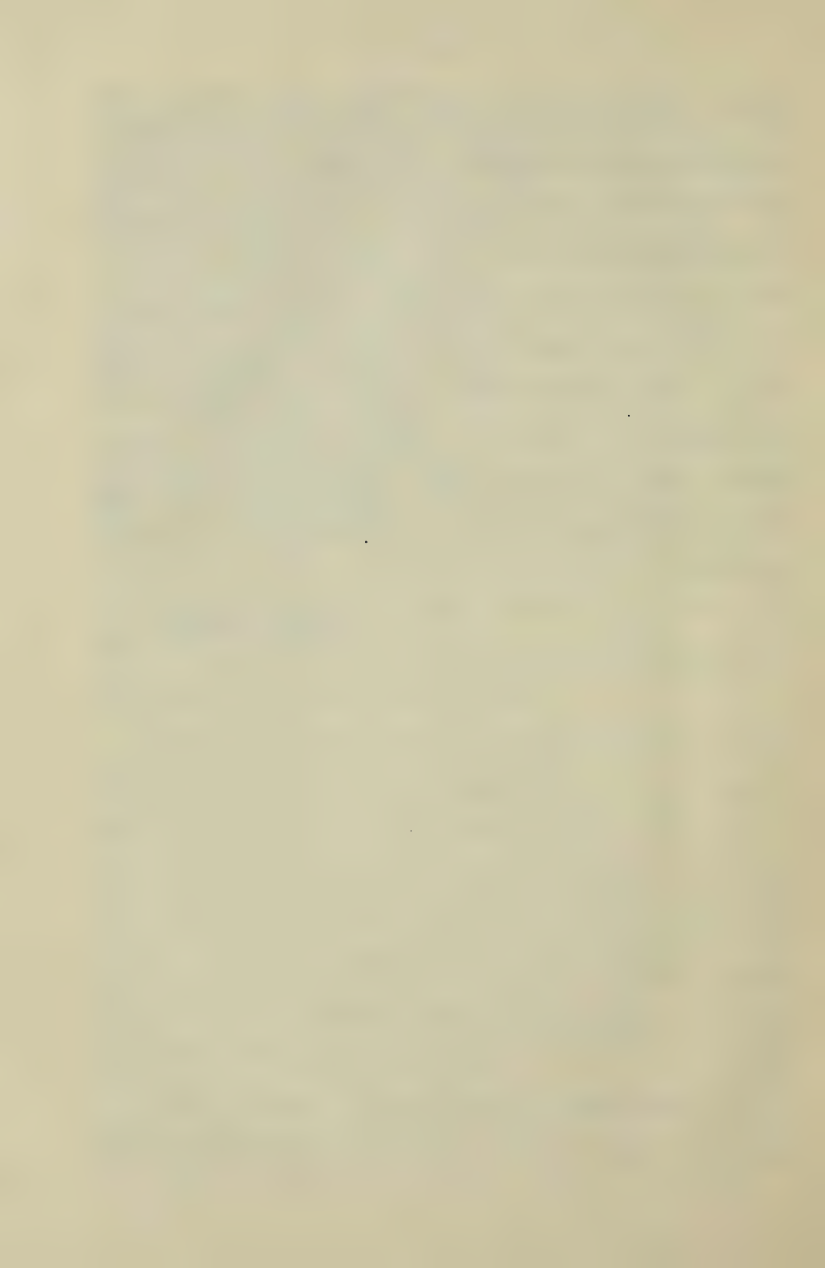
Sehr schön und wahr hat Graetz hierüber an seinem Jubeltage sich ausgesprochen; er schilderte das Jahr 1817, in welchem er das Licht der Welt erblickt habe, wenn es überhaupt, wie er sich ausdrückte, damals Licht gewesen ist; es war die Zeit, wo deutsche Professoren die Judenhetze wissenschaftlich betrieben und unter den Juden die Männer mit den „gedrehten Löckchen" dominierten; Knechtung von außen und Knechtung von innen; das Licht war damals etwas trübe; aber als Sohn des Judentumes wäre er Optimist und habe von der Hoffnung nicht gelassen, daß es sowohl unter den Deutschen wie unter den Juden lichter werden würde.

Auch in bezug auf Graetz' eigene Zukunft durften wir an seinem siebzigsten Geburtstage Optimisten sein; er ertrug alle die Strapazen eines Jubilars mit so mildem Humor, mit so heiterem Mute, so frisch und fröhlich, daß er und die andern immer wieder die siebzig Jahre vergaßen; Rahel v. Varnhagen hat einmal von Wilhelm v. Humboldt gesagt, er gehöre keinem Alter an; das paßt auf Graetz in seinem persönlichen wie in seinem schriftstellerischen Wirken; er besaß in seinen jungen Jahren die Reife eines Mannes, er hatte als Greis die Frische der Jugend; noch in seinen letzten Lebensjahren hat er ein großes bibelexegetisches Werk vollendet. Ohne daß Vorboten des nahen Todes sich gezeigt haben, ist er am siebenten September 1891 sanft verschieden.

Wie zu seinem siebzigsten Geburtstage aus allen Weltteilen Glückwünsche gekommen sind, so hat die Kunde von seinem Tode die Gemüter Israels auf der ganzen Erde zur Trauer gestimmt.

Graetz hat es allezeit mit seinen Pflichten ernst genommen; wir bewundern seine Genialität; aber dies Genie ist von einem erstaunlichen Fleiße unterstützt worden; für ihn begann der Arbeitstag bis in seine spätesten Lebensjahre um drei Uhr frühmorgens, und wenn andere sich vom Lager erhoben, hatte er schon mehrere Stunden wissenschaftlicher Arbeit hinter sich. Zwei Jahrzehnte hat er der ersten Ausarbeitung seines Geschichtswerkes gewidmet, der Mut, es zu unternehmen, war ihm gekommen, weil er sich seines Fleißes, seines Eifers, seiner heißen, heiligen Liebe zum Judentume bewußt war; so hat er, was er begeistert begonnen hatte, herrlich zu Ende geführt, und durfte noch weitere Jahrzehnte daran arbeiten, dieses sein Lebenswerk zu feilen und zu bessern; die Frische, die Jugendlichkeit, die über dasselbe ausgebreitet ist, sichern ihm einen bleibenden Wert. Dieses Werk, das die jüdische Geschichte erzählt, gehört selbst der jüdischen Geschichte an durch die großen Wirkungen, die es hervorgerufen hat.

Dr. M. Rippner.



Erste Periode.

Die uralte Zeit.

Erstes Kapitel.

Die Ansiedlung und Volkswerdung.

Ein Land, das an der Küste des rauschenden Meeres liegt, das die Abwechslung von hochragenden Gebirgen, von Hügelkuppen, Bergflächen und Tiefälern darbietet, regt die Bevölkerung, wenn sie nicht völlig stumpf ist, zu Taten an, die über das Alltägliche hinausgehen. Zeigt dieses Land noch besondere Natureigentümlichkeiten, regelmäßige Regenniederschläge und regelmäßige Jahreszeiten, eine durchschnittlich hohe Temperatur und dadurch üppige Fruchtbarkeit und prächtigen Pflanzenwuchs, wenig Nebel, größtenteils des Jahres stets heitere und durchsichtige Luft und sonst noch eigene Erscheinungen, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, so erheben sie die Bevölkerung zu einem höhern Aufschwunge und erwecken sie zur Entfaltung eines eigenen Geisteslebens. Ist nun gar das Innere eines solchen Volkes in seinem Kindesalter von geistigem Samen befruchtet worden, lebt in ihm die Ahnung, wenn auch dunkel, daß es zu etwas Großem berufen sei, welches es von andern Völkerschaften unterscheidet und abhebt, wird es von seinen Führern dahin erzogen, daß sich diese dunkle Ahnung zu einer unvertilgbaren Überzeugung befestigt, dann kann es nicht fehlen, daß ein solches Volk in einer solchen Umgebung einen eigenen, unverwischbaren Charakterzug annimmt.

Ein solcher Erdstrich war das Land Kanaan (jetzt Palästina genannt), die südliche Nachbarlandschaft von Phönikien, an der Küste des Mittelmeeres, und die Bevölkerung, die sich darin ansiedelte, waren die Söhne Israels oder Israeliten. Vor ihrer Ansiedlung hatten sie bereits Erlebnisse zu verzeichnen, welche in ihren Augen wunderbarer Art waren. Nur siebzig Seelen zur Zeit einer Hungersnot aus dem Lande Kanaan, dem Ursitze ihrer Stammväter, in Ägypten eingewandert und anfangs freundlich aufgenommen, hatten sie sich in Nordägypten (dem Lande Gosen) außerordentlich vermehrt. Die siebzig Seelen waren zu siebzig Familien gewachsen, und diese hatten sich zu zwölf zusammenge-

hörigen Stämmen gruppiert. Die Israeliten hätten sich dauernd in dem Nillande angesiedelt und hätten sich allmählich mit den Ägyptern vermischt, wenn sie nicht von einem Könige, aus Furcht vor ihrer Vermehrung und Vergewaltigung, zu Frohnsklaven erniedrigt und zum Bau von Vorratsstädten und vielleicht auch zur Aufrichtung von riesigen Obelisken und ausgedehnten Pyramidenmausoleen gezwungen worden wären. Die Sklaverei wiederum hätte diese mit der Zeit zu vertierten Wilden heruntergebracht, wenn nicht einige unter ihnen von den Ältesten der Familien und Stämme die Erinnerung von ihren Urahnen wach erhalten hätten: von dem wie ein Ideal der Selbstlosigkeit, des Edelsinnes und der Gottesfurcht verehrten Patriarchen Abraham, von seinem Sohne Isaak, von seinem durch Leiden geprüften Enkel Jakob — Israel und von dessen Sohne Joseph, welcher ein Wohltäter Ägyptens geworden war. Um so drückender empfanden die Israeliten die Knechtung als einen frechen Undank.

Zu diesen Erinnerungen gehörte auch die eigene Gotteserkenntnis der Patriarchen, von der Verehrung eines einzigen Gottes, des Schöpfers von Himmel, Erde und ihrer Fülle, der Gerechtigkeit liebt und die Gerechtigkeit schützt im Gegensatze zu dem in Tiergestalt verehrten Götzentume der Ägypter, des Osiris und der Isis, der Rinder, Böcke und Katzen. Je mehr für die große Menge der Israeliten, von dem schweren Joch der Sklaverei niedergebeugt, dieser Religionsgegensatz und selbst der Begriff der Gottheit verwischt worden war, um so treuer hatten die Wenigen, welche über sie hinausragten, besonders der Stamm Levi, an dem Vermächtnisse und der Überlieferung von den Patriarchen festgehalten und vor Vergessenheit geschützt. Aus dem Stamme Levi waren zwei Brüder, Söhne des Amram und der Jochebed, hervorgegangen, welche in der Tiefe ihres Herzens die angestammte Gotteserkenntnis bewahrt hatten und als lebendige Zeugen derselben hervorleuchteten. Der Jüngere, Mose, der Gottesmann, der erste und größte der Propheten, war ein Volkserzieher ohne Gleichen, der auch nur als Gesetzgeber betrachtet, alle späteren überstrahlte, und der zu allen Vortrefflichkeiten seines Wesens auch Bescheidenheit und Sanftmut hinzufügte. Sein älterer Bruder Ahron, redegewandter als er, war gewissermaßen sein Sprachorgan. Beide hatten vergebens von einem der Pharaonen (ungewiß von welchem der sich selbst vergötternden Herrscher Ägyptens) die Freiheit für ihre Stammesgenossen zur Auswanderung verlangt. Erst als mehrere schwere Plagen hintereinander Land und Leute getroffen hatten, war einer der Pharaonen gezwungen, ihnen diese Erlaubnis zu erteilen. Der Auszug der Israeliten aus Ägypten hatte die Sklaven zum Volke gemacht.

Zu diesem wunderbaren Ereignisse waren noch andere hinzugekommen: der Durchzug durch das Schilfmeer (den Krokodilensee[1]), die vierzigjährige Wanderung durch die Wüste, ehe sie die Grenze des ersehnten Landes ihrer Väter erreichen konnten, und das allergrößte, die Offenbarung der zehn Gebote am Berge Sinai[2]), der Grundlage lauterer Gotteserkenntnis und hoher Gesittung. Durch feindliche Stämme verhindert, auf dem kürzesten Wege von Süden aus in das Land Kanaan einzudringen, hatten sie vierzig Jahre Kreuz- und Querzüge in der Wüste und einen langen Umweg nach Osten machen und auch zum Schwerte greifen müssen, um sich den Einzug zu erringen — das jüngere von Mose erzogene Geschlecht, das die Feigheit und Waffenscheu der an Sklaverei gewöhnten ersten Auswanderer abgelegt hatte. Alle diese außerordentlichen Erlebnisse hatten dem Volke Mut eingeflößt, das verheißene oder gelobte Land in Besitz nehmen zu können.

Nach dem Hinscheiden des großen Propheten, dessen Grab niemand kannte, damit seine Bewunderer ihn nicht als Gott oder Halbgott verehren sollten, führte sie sein Jünger Josua, Sohn Nuns, im Frühjahre über den die Grenze des Landes bildenden Fluß Jordan und begann die Eroberung. Die errungenen Siege jenseits des Jordan über zwei mächtige Fürsten Sihon und Og hatten dem Volke Entschlossenheit und Vertrauen eingeflößt, es mit den Bewohnern des Landes aufzunehmen und sie zu verdrängen, wie diese die früher angesiedelten Stämme verdrängt hatten. Aber die Besitznahme des Landes war schwieriger als die Eroberung, welche mit Ungestüm und mit größern Massen gegen kleinere Scharen vollführt worden war. Das Land Kanaan war nämlich beim Einzuge der Israeliten zerstückelt und unter mehrere Könige verteilt (es soll deren 31 gegeben haben). Diese sogenannten Könige beherrschten meistens nur ein Stadtgebiet mit den dazu gehörigen Feldmarken und Weideplätzen. Wahrscheinlich hatten diese durch gegenseitige Fehden einander geschwächt, wenigstens bestand kein einigendes Bündnis unter ihnen. Ohnehin war ihr Mut gelähmt durch die Nachricht von dem zahlreichen Volke, das aus Ägypten gezogen war, das die mächtigen jenseitigen Könige besiegt hatte und das vertrauend auf den Beistand seines Gottes siegreich vordrang. Der ihm vorangehende Schrecken war so überwältigend, daß die Bewohner von vier Städten, zusammengefaßt unter dem Namen Gibeoniten,

---

[1]) Nicht das Rote Meer oder der Meerbusen von Suez.

[2]) Oder Horeb, wahrscheinlich der Dschebel Al-Araif in der Wüste Paran, unweit der Südgrenze des heiligen Landes, keineswegs einer der hohen Kuppen der sogenannten Sinai-Halbinsel, weder Dschebel Musa noch Dschebel Katharin, und auch nicht der Dschebel Serbal, südwestlich von diesen.

sich auf Gnade und Ungnade unterwarfen und zu Halbsklaven machen ließen. So unterjochten die Israeliten unter Josuas Anführung mehrere vereinzelte kanaanitische Stämme und Zwergkönige im ersten Anprall und nahmen die Mitte des Landes und einen Teil des Südens in Besitz. Weiter nördlich vorzudringen war aber nicht so leicht, denn die nördlichen Stämme waren geübter in der Kriegskunst und führten eiserne Kriegswagen zum Kampfe. Die Unterwerfung derselben wäre indes gelungen, wenn die Israeliten die bis dahin bewiesene Einmütigkeit eingehalten hätten. Aber einige Stämme waren nur darauf bedacht, rasch von dem eroberten Landesteil Besitz zu ergreifen, das Schwert aus der Hand zu legen und der lang entbehrten Ruhe zu pflegen.

Diese Lockerung des einheitlichen Bundes und dadurch die nur unvollkommen durchgeführte Besitznahme des Landes veranlaßte ganz besonders die Selbstsucht des Stammes Joseph. Dieser Stamm, welcher sich in zwei Unterstämme Ephraim und Manasse abzweigte, beanspruchte einen gewissen Vorrang, der sich aus seiner Stellung während seines Aufenthaltes in Ägypten mit Rücksicht auf seinen Stammvater herleitete, und noch mehr durch den Umstand bestärkt wurde, daß der Hauptführer Josua ihm angehörte. Er beanspruchte demnach den besten Teil des Landes, das Mittelgebirge, das außerordentlich quellenreich und fruchtbar ist. Die Gegend nördlich und südlich von Sichem, welche eine Mannigfaltigkeit von Höhen und Tälern bietet, nahm der Stamm Ephraim in Besitz. Sichem wurde Hauptstadt des Stammes Ephraim, und sie verdiente wegen ihrer Lage im Tale zwischen zwei Bergen (Garizim und Ebal), welche ihr von allen Seiten Gewässer zuführen, Hauptstadt des ganzen Landes zu sein. Die Stammzweige Ephraim und Manasse begnügten sich aber nicht mit dem schönen und fruchtbaren Landstriche (der nach dem ersteren das Gebirge Ephraim genannt wurde), sondern beanspruchte in Erwartung, daß der aus ihrer Mitte hervorgegangene Führer ihnen nichts versagen werde, einen noch größern Anteil. Sie machten geltend, daß der ihnen zugewiesene Landanteil für die große Zahl ihrer Familien nicht ausreichte. Sie verlangten demgemäß nicht bloß die schöne und fruchtbare Ebene, die sich mehrere Stunden nördlich vom Gebirge Ephraim ausdehnt, sondern auch noch darüber hinaus das Land um den hochragenden Berg Thabor. Sie fanden aber Josua strenger, als sie sich ihn gedacht hatten. Er erwiderte ihnen im halbspöttischen Tone, wenn sie so zahlreich sind, sollten sie das nördlich gelegene Gebirge einnehmen und den Wald lichten. Da sie in ihren selbstischen Ansprüchen nicht einmal von Josua Unterstützung fanden, beteiligten sie sich bei den gemeinsamen

Unternehmungen nicht mehr; sie konnten mit dem Erhaltenen zufrieden sein.

Ihre Lossagung von der Gemeinschaft war eine Losung für die übrigen Stämme, dasselbe zu tun, zunächst für eignen Landbesitz zu sorgen. Vier Stämme richteten ihr Augenmerk auf den Norden und vier auf den Süden und Westen. Was die Josephiden nicht gewagt hatten, das unternahmen kühn die vier Stämme Issachar, Zebulon, Ascher und Naphtali. Sie stiegen in die Ebene Jesreel (Esdrelom) hinunter, siedelten sich zum Teile dort an, und zum Teile drangen sie nördlich bis zum Hochlande, das sich am südlichen Fuße des Hochgebirges Libanon ausdehnt. Kämpfe mit den Bewohnern der Ebene zu führen waren diese Stämme noch weniger als die Josephiden gerüstet, weil sie gegen Streitwagen nicht hätten aufkommen können. Der Stamm Issachar war schon zufrieden, Weideplätze in der großen Ebene gefunden zu haben, er konnte für den Augenblick nicht an den Besitz fester Plätze denken. Er unterwarf sich vielmehr den Kanaanitern der Gegend, da ihm die Ruhe behagte und das Land fruchtbar war; er begnügte sich, wenn auch mit schweren Opfern, geduldet zu werden. Sein Zwillingsstamm Zebulon, weniger nach Ruhe lüstern, scheint sich im Hochlande nördlich vom Thabor feste Wohnsitze erkämpft zu haben. Den übrigen zwei Stämmen Ascher und Naphtali scheint es am schwersten geworden zu sein, festen Fuß zu fassen. Denn hier war die kanaanitische Bevölkerung kriegerischer und fester geeint. Es gab hier eine Art Hauptstadt Chazor, deren König Jabin über mehrere Gebiete herrschte. Sie riefen daher eilig Josua an, ihnen kriegerischen Beistand zuzuführen. Noch herrschte doch so viel Gemeingeist unter den Stämmen, daß Josua sie bereit fand, ihren bedrängten Brüdern im Norden zu Hilfe zu eilen. Mit den Kriegern, die er zuführte, überfiel Josua die verbündeten Kanaaniter unter ihrem Könige Jabin am See Merom unversehens, schlug sie und trieb die Überbleibsel in die Flucht. Die Schlacht beim See Merom ermöglichte es den beiden Stämmen, sich fest anzusiedeln zwischen dem obern Jordanlaufe östlich und dem Mittelmeere westlich. Ascher und Naphtali waren die am meisten nach Norden geschobenen Stämme, gewissermaßen die Markenwächter.

Zur selben Zeit errangen vier andere Stämme Wohnsitze im Süden, und zwar ebenfalls durch eigene Anstrengung, ohne Mithilfe des Gesamtvolkes. Der winzige Stamm Benjamin erhielt wahrscheinlich von den Josephiden, die mit ihm enger verbunden waren, einen schmalen, nicht sehr fruchtbaren Landstrich und fast nur das Gebiet der zu Halbsklaven gemachten Gibeoniten mit einigen Anhängseln östlich und westlich. Weiter nach Süden vorzudringen,

war ebenso schwer wie im Norden durch die große Ebene. Denn in der Mitte des Landes auf dem Gebirge hausten die Jebusiter, eine kriegerische und starke Bevölkerung, deren Gebiet durch eine unzugängliche Felsenburg Zion geschützt war. In der Ebene im Westen nach dem Meere zu hatten die Bewohner ebenfalls eiserne Kriegswagen, gegen welche anzukämpfen die Israeliten in der ersten Zeit ihres Einzuges nicht wagen konnten. Und doch blieb den noch übrigen Stämmen nichts übrig, als sich im Süden und Westen umzusehen und sich dort anzusiedeln. Unter diesen Stämmen war Jehuda (oder Juda) einer der zahlreichsten und mächtigsten, und zu ihm verhielt sich wie ein Vasallenstamm zu einem herrschenden der Stamm Simeon.

Am stiefmütterlichsten wurde der Stamm Dan bedacht, er schwebte gewissermaßen in der Luft. Die Zahl seiner Familien scheint gering gewesen zu sein, und er hatte nicht einmal einen Patronatsstamm, der ihm Schutz gewährt hätte. Er scheint in Gefolgschaft des Stammes Ephraim gestanden zu haben; aber selbstisch, wie dieser war, hat er ihm ein unsicheres und schwer zu behauptendes Gebiet überlassen, im Südwesten seines Anteils, oder richtiger einen kleinen Teil vom benjaminitischen Kreise. Die Daniten sollen die Niederung oder die Ebene Saron bis zum Meere erobern und sich dort ansiedeln. Aber die dort angesiedelten Emoriter verhinderten ihre Besitznahme dieser Gegend und drängten sie, sich auf das Gebirge zurückzuziehen. Hier verwehrten ihnen wiederum die Ephraimiten und die benachbarten Benjamiten die Einnahme fester Wohnplätze. So mußten die Daniten lange ein Wanderleben führen und später gar auswandern, um weit im Norden Wohnsitze aufzusuchen. Zwei Stämme Ruben und Gad hatten sich noch vor dem Übergange über den Jordan jenseits dieses Flusses angesiedelt.

Die Eroberung des größten Teiles des Landes war indes trotz der Hindernisse so rasch vor sich gegangen, daß sie den Mitlebenden und der Nachwelt als ein neues Wunder erscheinen mußte. Kaum ein halbes Jahrhundert vorher waren die Israeliten von der Grenze zurückgeschreckt bei der Nachricht der Kundschafter, daß die Bewohner des Landes Riesen und zu stark wären, um besiegt werden zu können. Nun waren diese so sehr gefürchteten Völkerschaften vor den Israeliten in solchen Schrecken geraten, daß sie größtenteils widerstandslos ihre Besitzungen aufgaben, und wo sie sich zur Wehr gesetzt hatten, niedergeworfen wurden. Die Überzeugung prägte sich daher dem Volke ein, daß Gott selbst vor den Scharen der israelitischen Krieger einhergezogen war und ihre Gegner in Verwirrung gesetzt und zerstreut hat. Die Poesie verherrlichte den Auszug aus Ägypten, den Durchzug durch die Wüste und die Eroberung und Besitznahme des Landes

in schönen Liedern. Auch das Gnadengeschenk der Dichtkunst war den Israeliten verliehen.

So kümmerlich und stiefmütterlich auch einige Stämme bedacht waren, wie Simeon und Dan, so hatten sie doch einigen Landbesitz erhalten, als Stützpunkt für die augenblickliche Existenz und für die fernere Ausbreitung. Nur der Stamm Levi war vollständig leer an Besitzungen ausgegangen. Moses Anordnung war treu ausgeführt worden, daß die Leviten, der geborene Priesterstamm, nicht in der Landwirtschaft aufgehen, nicht nach Erweiterung der Besitztümer trachten, nicht wie die ägyptischen Priester dem Volke unter dem Vorwande religiöser Interessen die Ländereien entziehen und eine reiche Kaste bilden, sondern arm bleiben und sich mit dem begnügen sollten, was die Boden- und Viehbesitzer ihnen zuwenden würden. Ihr Augenmerk sollte einzig und allein auf das Heiligtum und das Gesetz gerichtet sein. Ihr Mittelpunkt war anfangs Gilgal, die Lagerstätte zwischen dem Jordan und Jericho, wo das Zelt mit der Bundeslade und den zwei steinernen Tafeln der sinaitischen zehn Gebote aufgestellt war und Opfer dargebracht wurden. Aber für die Dauer konnte Gilgal nicht als Sammelpunkt dienen, es lag in einer wenig fruchtbaren Gegend und außerhalb des Verkehrs. Sobald sich also die Zustände befestigt hatten, und die Krieger der Stämme Ruben und Dan in die Heimat jenseits des Jordans entlassen waren, mußte eine Stätte für das Heiligtum ausgesucht werden. Daß sie im Stamme Ephraim liegen müsse, verstand sich bei der damaligen Lage von selbst. Silo wurde dazu auserkoren und dorthin die Bundeslade gebracht und ein Altar errichtet. Hier war ein Sammelplatz, wenn auch nicht für sämtliche Stämme, so doch für die mittlern, Ephraim, Manasse und Benjamin. Der älteste Priester vom Hause Ahron, Pinehas und seine Nachfolger, nahmen ihren Wohnsitz in Silo. Viele Leviten hielten sich wohl hier auf, während sich andere zerstreut unter den übrigen Stämmen und in andern Städten ansiedelten und im Ganzen ein Wanderleben führten.

Durch die Ansiedlung der Israeliten erhielt das Land Kanaan fortan nicht nur einen andern Namen, sondern auch einen andern Charakter. Es war ein heiliger Boden, das Erbe Gottes geworden. Es sollte dazu beitragen, daß das Volk seinen Beruf, als Vorbild für einen Wandel der Gerechtigkeit und der Heiligkeit zu dienen, erfüllen könne. Das Ausland galt ihm gegenüber als unheilig, in welchem diese Aufgabe, Treue gegen den einzigen Gott zu wahren und seine Lehre zu betätigen, nicht gelöst werden könne. Dem heiligen Lande wurde Empfindsamkeit beigelegt, als empfände es das gottgefällige oder gottvergessene Verhalten des

Volkes mit. Drei Freveltaten, welche als die grauenhaftesten galten: Mord, Unzucht und Götzentum, dulde es nicht. Wegen solcher Missetaten habe das Land seine Urbewohner verworfen, sie gewissermaßen ausgespieen, und werde auch das israelitische Volk mit solchen Lastern nicht ertragen. Das Land galt den israelitischen Bewohnern als ein eigenartiges gottbegnadetes Erdgebilde, das mit keinem andern verglichen werden könne.

In der Tat hat das Land Israel, wie es seit dem Einzuge genannt wird, auffallende Eigenheiten, wie kein Land sonst auf dem Erdenrunde, so weit die Forschung es untersucht hat. In einer kurzen Strecke von etwa 225 Kilometern Länge und 90 Kilometern Breite (wenn man die jenseitige Jordangegend dazu rechnet) sind Gegensätze zusammengedrängt, welche ihm einen eigentümlichen Charakter verleihen. Die ewigen Schneehäupter des Hochgebirges Libanon und Hermon im Norden blicken über eine Reihe von Bergkuppen und Täler hinweg bis zur Sandwüste im Süden, wo afrikanische Gluthitze allen Pflanzenwuchs versengt. In enger Nachbarschaft gedeihen hier nebeneinander Baumgattungen, welche sonst einander fliehen, die schlanke Palme, welche nur in einem hohen Wärmegrade emporschießt, und die Eiche, welche eine solche Hitze nicht ertragen kann. Wenn die Südhitze das Blut des Menschen in Wallung setzt und ihn zu heftigen Leidenschaften hinreißt, so macht ihn der von den Schneefeldern im Norden herabwehende Wind wieder kühl, besonnen und überlegt. Von Wasser ist das Land von zwei Seiten eingerahmt, im Westen vom Mittelländischen Meere, das an seinem Küstensaume Hafenstätten für Schiffe bildet, und im Osten von dem langgestreckten Strome, dem Jordan, der, aus dem Schoße der Hermonhöhe geboren, in beinahe schnurgerader Richtung von Nord nach Süd läuft und fast in seinem Anfangs- und Endpunkte von zwei großen Binnenseen scharf abgezeichnet ist. Im Norden fließt er durch den Harfensee (Tiberiassee), und im Süden verliert sich das Jordanwasser in dem wunderbaren Salzsee. – Auch diese beiden Seen bilden einen Gegensatz. Der Harfensee (Kinéret) enthält Süßwasser; in seiner Tiefe tummeln sich Fische verschiedener Gattung; an seinen fruchtbaren Ufern gedeihen Palmen, Feigen, der Weinstock und andere Fruchtbäume. Der hohe Wärmegrad zeitigt in seiner Nähe die Früchte um einen Monat früher als auf den Höhen. Der Salzsee hat eine entgegengesetzte Wirkung und führt mit Recht den Namen das Tote Meer, weil Wirbeltiere in seinem Gewässer nicht leben können. Das viele Salz, das er enthält, verbunden mit Bittererde und Asphaltklumpen, tötet alles Lebendige in seinen Fluten. Auch die Luft dort ist von Salz geschwängert, und der Erdboden in der Nähe ringsherum mit Salzgruben angefüllt, eine

schaurige Wüste. Der ovalgestaltete Bergkessel, der das Tote Meer umgibt, dessen Wände stellenweise sich mehr als 1300 Fuß vom Wasserspiegel erheben, und der pflanzenlos und öde ist, gibt der ganzen Umgebung ein düsteres Aussehen. Und doch finden sich an seinen Ufern, zwischen Wasserspiegel und Bergwand Oasen, die an Fruchtbarkeit den gesegnetsten Flecken der Erde nicht nachstehen und die seltenen Balsampflanzen nähren. Fruchtbar ist die Oase von En-Gadi, an dem Westrande gegen die Mitte. Fast noch herrlicher prangt die Oase am Südostwinkel des Toten Meeres, wo die Stadt Zoar lag, die von ihren Palmenwäldern ganz besonders die Palmenstadt (Thamara) benannt wurde. Auch hier gedieh einst die Balsamstaude. Anderthalb Stunden im Nordosten entfernt vom Toten Meere wuchs der berühmte Balsam von Gilead bei der Stadt Betharam. Und an demselben Meere sind einige Stunden weit Salzsümpfe. Beide Seen, der Salzsee und der Harfensee, haben aber eine gemeinsame Erscheinung, daß an ihren Ufern heiße Quellen entspringen, welche, mit Schwefel geschwängert, Krankheiten von einem gewissen Charakter Heilung gewähren. (Kallirhoe im Osten des Toten Meeres und Ammaus am Kinéretsee).

Ein großer Segen für das Land Israel sind seine Berge. Es ist vorherrschend ein Gebirgsland. Zwei langgestreckte majestätische Gebirgsketten, durch ein Tieftal voneinander getrennt, ragen im Norden wie zwei mächtige Riesen mit weißen Häuptern: der Libanon, dessen höchste Spitze, über 10 000 Fuß hoch, in die Schneeregion hineinragt, und der Hermon (Antilibanon), dessen höchste Spitze 9300 Fuß hoch ist. Der Libanon hat nie zum Lande Israel gehört, er war stets im Besitze der Phönikier und Aramäer und ihrer Erben. Aber die berühmten Zedernwälder dieses Gebirges sind von den Israeliten benutzt worden, und noch mehr die Erhabenheit seiner Bergkuppen und der Geruch seiner Bäume von der israelitischen Poesie. Näher lag den Israeliten der Hermon (Antilibanon) und dessen glänzendes Schneehaupt. Er wird mehr als 150 Kilometer weit, wenn er nicht von Vorbergen verdeckt ist, mit Bewunderung geschaut. Bis an den Fuß seines jähen Abhanges im Süden reichte die Grenze des Landes Israel.

Die Ausläufer beider Bergketten bildeten die Berge Israels im Norden. Diese Höhen fallen allmählich ab bis zur großen fruchtbaren Ebene Jesreel. Diese große Ebene, welche sich wie ein Dreieck ausnimmt, teilt mit ihren Grenzbergzügen, dem Karmel auf der einen und dem Gilboa mit dem nicht weit davon entfernten Kegel Thabor (Itabyrium) auf der andern Seite, das Land gewissermaßen in zwei ungleiche Teile, in die kleinere Nord-

hälfte (später Galiläa genannt) und die größere Südhälfte. Südlich von der Ebene Jesreel erhebt sich das Land wieder und bringt es zu einigen Kuppen, welche über 2000 Fuß emporragen; es wurde das Gebirge Ephraim genannt. Von Jerusalem an bis Hebron südwärts steigt der Boden wieder zu Höhen von 3000 Fuß; es ist das Gebirge Jehuda. Dann fällt er allmählich ab, so daß die ehemalige Grenzstadt Beerseba schon niedrig liegt (700 Fuß). Sowohl das Gebirge Ephraim, wie das Gebirge Jehuda dachen sich von Ost nach West ab. Hier erstreckt sich eine Ebene vom Gebirgssaum bis zum Mittelmeer, die Saronebene und die Niederung (Schephelah) genannt. Im Osten fällt das Gebirge nach dem Jordan zu ab. Einige Kuppen des Gebirges Ephraim und Jehuda erlangten eine besondere Bedeutung: die beiden Berge zur Seite von Sichem, der Garizim, „Berg des Segens" und der Ebal, „Berg des Fluches"; Bethel im Osten und Mizpeh einige Stunden von der spätern Hauptstadt, endlich der Berg Zion (2610 Fuß) südwestlich und der Ölberg (2720 Fuß) östlich von Jerusalem.

Durch dieses eigentümliche Gebilde des Landes entsteht eine Mannigfaltigkeit, welche nicht bloß auf die Erzeugnisse des Bodens einwirkt, sondern auch auf die Charakterbildung der Menschen Einfluß übte. Von Nord nach Süd ist das Land in drei Gürtel eingeteilt. Der breite Gebirgsgürtel nimmt die Mitte ein, die Niederung den Westen bis zum Meere und die Auen den Osten bis zum Jordan. In der Niederung ist das Klima mild, im Gebirge in der Regenzeit rauh und in der heißen Jahreszeit gemäßigt, in der Jordanau größtenteils des Jahres heiß.

Flüsse im eigentlichen Sinne, die das ganze Jahr hindurch in ihrem Bette Wasser enthalten, besitzt das Land nicht oder nur einen einzigen, den Jordan, und auch dieser ist nicht schiffbar. Er gewährt nur den Tiefebenen an seinen beiden Ufern, doch mehr dem östlichen, Fruchtbarkeit im Frühjahre, wenn der geschmolzene Schnee vom Hermon ihm Wasserfülle zuführt. Die übrigen Gewässer sind eigentlich keine Flüsse, da sie im heißen Sommer trocken liegen. Solche Winterflüsse gewähren nichtsdestoweniger dem Landstriche, durch den sie fließen, Fruchtbarkeit; die Ackerfelder liegen an solchen Winterflüssen. Die Fruchtbarkeit wird auch durch die kleinen Quellen gefördert, welche den Bergen entströmen, aber sich nicht zu einem Flusse sammeln können. Die Gegenden, welche keine Quellen haben, versorgen ihr Trinkwasser durch den Regen, welcher in Zisternen, die in Felsen gehölt sind, gesammelt wird.

Durch die Bildung des Bodens und die reiche Bewässerung vom Hochgebirge des Libanon und Hermon mit ihren Ausläufern,

von den Quellen und dem zweimal reichlich fallenden Regen im Herbste und Beginne des Frühjahres ist das Land größtenteils mit reicher Fruchtbarkeit gesegnet. Es war und ist zum Teil noch, so weit die Menschenhand sich rührt, ein Land, worin „Milch und Honig fließt", ein schönes Land „von Wasserbächen und Quellen, Seen, Tälern und Bergen, ein Land von Weizen, Gerste, Weinstöcken, Feigen, Granaten, ein Land von Olivenöl und Dattelhonig, ein Land, das nicht durch die Anhäufung von Vorräten vor Not geschützt zu werden braucht, dem Nichts fehlt, dessen Steine Eisen und dessen Berge Erz gewährten". Ganz besonders waren die Ebenen außerordentlich fruchtbar und liefern dem Fleiße zwei Ernten im Jahre. Aber auch das nördlich von der Ebene Jesreel gelegene Land war ergiebig; dort gab es in alter Zeit so viel Ölbäume, daß man davon sagte: „man taucht in Öl seinen Fuß". Das Mittelland südlich von der großen Ebene Jesreel, die Besitzung von Ephraim und Manasse, belohnte die Mühe mit reichem Ertrage. Überall sprudeln Quellen aus dem Gesteine, sammeln sich und erreichen die Kraft Mühlen zu treiben und selbstverständlich den Boden zu bewässern. Das Land der Söhne Josephs war ein gottgesegnetes:

„Von der Frucht des Himmels oben
„Und der Flut, die unten liegt,
„Von der Frucht der Reise der Sonne
„Und der Frucht des Triebes des Mondes."

An den Berglehnen prangten einst blühende Gärten und Weinstöcke mit schwellenden Trauben, und die Berge waren von Wäldern beschattet, von Therebinthen, Eichen und Taxusbäumen. An besonders geeigneten Stätten ragten schlanke Palmen hervor, welche süße Früchte lieferten und oft ihren Saft auf den Boden ergossen. Nur nach Süden zu vermindert sich die Fruchtbarkeit, weil hier meistens kahle Kalkhügel vorherrschen und die Talgründe abnehmen. Doch waren auch hier Weideplätze für Herden. Ganz im Süden, südlich vom Hebron hat die Landschaft einen wüsten Charakter.

Das Klima des Landes ist durch die Berge und die ununterbrochene Luftströmung von den Höhen und dem Meere durchaus gesund und erzeugte einen kräftigen Menschenschlag. Es gibt keine faulen Sümpfe, welche die Atmosphäre vergiften. Krankheiten sind selten, wenn nicht durch äußere Verletzung herbeigeführt. Seuchen wüten selten und kommen gegenwärtig auch nur durch Einschleppung von außen vor.

Noch mehr bot das Land Speise und Gesundheit für die Seele. Es ist zwar äußerst winzig im Vergleiche mit den weiten Länderstrecken der alten Welt. Von gewissen Punkten auf Bergspitzen in

der Mitte des Landes kann man von Ost nach West die Grenzen mit einem Blicke überschauen, die Wellen des Mittelmeeres auf der einen und den Spiegel des Toten Meeres mit dem Jordan und dem Gileadgebirge auf der andern Seite. Vom Hermon aus reicht der Blick noch weiter. Aber wie erhebend ist dieser Blick für die Seele! Von vielen Punkten aus kann das Auge die schönsten und erhabensten Landschaftsbilder erblicken. Die Luft ist den größten Teil des Jahres so rein und durchsichtig, daß sie wie künstlich zusammengesetzte Ferngläser wirkt, die weiten Zwischenräume zwischen Aug' und Landschaft aufhebt und die entfernten Punkte näher rückt. In diesem Lande zeigt sich für die empfindende und denkende Seele der Finger Gottes: „Thabor und Hermon lobsingen Seinem Namen." Die schön geformten Bergkuppen oder wellenförmigen Bergrücken erdrücken nicht die Seele wie die himmelanragenden Riesenkolosse, beängstigen sie nicht durch phantastisch zerrissene, wilde Zerklüftung, sondern tragen sie sanft und milde über das Niedere empor und flößen ihr die wohltuende Empfindung des Lieblichen, Heimischen, Traulichen ein. Schlummert der Keim poetischer Begabung in der Brust des Beschauenden, so kann er durch den Anblick der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Landschaft zur Entfaltung erweckt werden. Die echte, tiefsinnige Naturpoesie ist auch nur auf diesem Boden entstanden.

Der so spät erkannte und doch für den Erdengang des Menschen so erhebende Gedanke, daß der allgewaltige und ordnende Geist, der in der Natur waltet, auch die Geschichte leitet, daß der Gott der starren Naturgesetze auch derselbe ist, der sich in dem Auf- und Niedergange der Völker kund gibt, dieser Gedanke ist ein Erzeugnis des Volksstammes, dessen Auge durch seine Geschichte und seinen weiten Gesichtskreis einen geschärften Blick für das Außerordentliche und Wunderbare erlangte.

Das jenseitige Jordanland, Gilead, die ehemaligen Besitzungen der Könige Sihon und Og, welche die Stämme Ruben und Gad eingenommen und behalten hatten, bot zwar ähnliche Erscheinungen wie das diesseitige. Auch von seinen Bergspitzen kann das Auge weite Strecken überblicken. Aber das wellenbewegte rauschende Meer kann man vom jenseitigen Lande nicht sehen, höchstens einen blauen Streifen davon. Hier hatte die Poesie nicht genügende Anregung, wie im diesseitigen Lande. Gilead hat, soweit die Kunde reicht, keinen Dichter erzeugt und zur Reihe der Propheten nur einen einzigen gestellt, der rauh und wild war wie die Bergformen und die rauschenden Schluchten dieser Landschaft. Der Jordan bildete nicht bloß eine natürliche, sondern auch eine geistige Grenzscheide. Das diesseitige Land Israel hatte auch noch einen andern Vorsprung

vor Gilead. Dort hatten die Stämme bei der Eroberung bereits feste Städte und Städtewesen, die erste Grundlage zur bürgerlichen Gesittung, angetroffen, während in Gilead nur wenig Städte und noch dazu weit voneinander getrennt angelegt waren.

Indessen war das diesseitige Land keineswegs durchweg eingenommen und den Stämmen zugeteilt, ganze Strecken waren noch in der Gewalt der Urbewohner verblieben. Es läßt sich nicht mehr ermitteln, wie viel Josua selbst Schuld daran trug, daß die Eroberung unvollendet geblieben ist. Sein Alter blieb nicht so frisch wie das seines Meisters Mose. Der Führerstab scheint im Alter seinen Händen entfallen zu sein. Aber entschieden war es der Stamm Ephraim und der Stamm Manasse in seinem Gefolge, welche den kriegerischen Aufschwung hemmten. Da sie sich in Besitz der fruchtbarsten Strecken gesetzt hatten und auf ihren Lorbeeren ausruhten, waren auch die übrigen Stämme nun auf Besitz und Ruhe bedacht und steckten das Schwert in die Scheide. Jeder Stamm und jede Stammgruppe war auf sich selbst angewiesen. Den vereinzelten Stämmen ward es daher schwer, gegenüber den Urbewohnern sich abzurunden.

So blieb der ganze Küstenstrich, die zum Teil fruchtbare, zum Teil sandige Niederung von Gaza oder vom Fluß Ägyptens (Rhinokolura) bis Akko ununterworfen. Dieses Gestadeland, sowie der noch nördlichere Küstenstrich von Akko bis Tyrus und Sidon sind auch später niemals dem Lande Israel einverleibt worden. Der nördliche Teil gehörte den Phönikiern und der südliche den Philistern. So wohnten viele Stämme entweder in der Nachbarschaft oder inmitten von heidnischer Bevölkerung. Die von den übrigen völlig getrennten Stämme Jehuda und Simeon wohnten noch mehr untermischt unter fremden Völkerschaften und zwar unter solchen, welche das Hirtenleben mit dem der Wegelagerer vertauschten. Wie schon erwähnt, bildeten die Jebusiter eine Scheidewand zwischen diesen beiden südlichen Stämmen und den nördlichen.

Wenn Josua in seinen alten Tagen mit Freude erfüllt war, daß die Verheißung an die Erzväter in Erfüllung gegangen war, so war diese Freude nicht ungetrübt. Wie öfter im Leben der Einzelnen und der Völker verwirklichte sich auch diesmal die Hoffnung ganz anders, als sie geträumt war. Das Land gehörte allerdings den Söhnen Israels; aber es gehörte ihnen kaum halb, und der errungene Besitz konnte bei kraftvoller Verbindung der zurückgebliebenen Urbewohner ihnen wieder entrissen und sie wieder in die Heimatlosigkeit zurückgetrieben werden. Das Unvollendete seines Werkes mußte Josua in seinen letzten Stunden mit Besorgnis erfüllt haben. Diese Besorgnis war um so mehr berechtigt, als er keinem fähigen Führer die Nachfolge in seinem Amte übergeben konnte, wenigstens

keinem solchen, dem sich die Stämme, besonders das herrschsüchtige Ephraim, unterwerfen mochten. Als er starb, hinterließ er das Volk verwaist, und es hatte nicht einmal das Gefühl der Verwaisung. Es betrauerte den zweiten Führer nicht wie den ersten nach seinem Tode. Nur eins hatte Josua dem Volke hinterlassen, die Hoffnung und die Aussicht, daß es einst das ganze Land als sein ungeschmälertes Eigentum erlangen werde. Hoffnungen, an die sich Völker mit Zähigkeit anklammern, erfüllen sich in der Regel. Aber schwere Kämpfe standen bevor, ehe dieses Ideal des ungeteilten Besitzes Wirklichkeit werden konnte.

Denn so viele Nachbarn, so viele Feinde hatten die Israeliten von anfang an. Wußten die Nachbarvölker auch nichts davon, daß die von Israel getragene neue Lehre darauf ausging, ihre Götter zu stürzen, ihre Altäre zu zerstören, ihren ganzen Götzenplunder in nichts aufzulösen, hatten sie überhaupt auch keine Ahnung von dem schroffen Gegensatze zwischen ihrem Wesen und dem innersten Streben der eingedrungenen Bevölkerung, so haßten sie doch die Eindringlinge, welche mit dem Schwerte in der Hand einen großen Teil des Landes besetzt hatten. Was blieb den israelitischen Stämmen dieser offenen oder verdeckten Feindseligkeit gegenüber zu tun übrig? Sie mußten entweder einen Vernichtungskrieg gegen die Nachbarn führen, oder sich mit ihnen auf freundnachbarlichen Fuß setzen. Kriegerisches Vorgehen war nicht möglich, weil es nach Josuas Tode an einem Führer, an Einheit, auch an Kriegslust mangelte. So steckten die Eroberer nach und nach das Schwert in die Scheide und suchten freundlichen Verkehr mit den Nachbarn. Die Kanaaniter und Phönikier verlangten für den Augenblick nichts mehr. Sie, welche überhaupt mehr friedliche als kriegerische Zwecke verfolgten, begnügten sich damit, daß die Karawanenstraßen offen blieben, auf denen ihr Zwischenhandel ungestört betrieben werden konnte. Nur die Völkerschaften an den Grenzen, die Philister im Südwesten, die Idumäer im Süden, die Ammoniter und Moabiter im Gileaditischen Osten jenseits des Jordans handelten einmütig, wenn es galt, ihre israelitischen Nachbarn zu schädigen und zu unterdrücken.

Dem Bedürfnisse nach Ruhe brachten die Israeliten große Opfer und nicht selten gaben sie aus Friedensliebe das Interesse der Brüderstämme preis. Um den freundlichen Verkehr mit den Nachbarn zu unterhalten und gewissermaßen Gewähr für die Zukunft zu bieten, gingen sie Ehebündnisse mit ihnen ein, d. h. Väter gaben ihre Töchter kanaanitischen Männern zu Frauen und führten für ihre Söhne kanaanitische Mädchen ins Zelt. Solche Mischehen kamen wohl meistens unter den Grenzstämmen vor, die einen friedlichen Verkehr als Grundbedingung für ihren Fortbestand betrachteten. —

Von der Verschwägerung mit den benachbarten Heiden bis zur Teilnahme an ihrem götzendienerischen Kultus war nur ein Schritt. Die Eingeborenen hatten bereits Opferstätten und Wallfahrtsplätze, an die sich dem einfältigen Verstande zusagende Mythen knüpften. Größere Berge und liebliche Täler am Fuße derselben im Gebiete der Israeliten hatten bereits einen geheiligten Charakter. Dem Landvolke, welches für den Gegensatz der heidnischen Lügengötter und der israelitischen Gotteslehre kein rechtes Verständnis hatte und noch an den Erinnerungen an die ägyptischen Verkehrtheiten festhielt, kostete es wenig Überwindung, an den Opfermahlen der Heiden teilzunehmen. Nach und nach drang die Beteiligung an dem Götzenkultus auch in weitere Kreise ein, zumal die Phönikier den Israeliten in Künsten und Fertigkeiten überlegen waren. Der Kultus der Nachbarvölker schmeichelte überhaupt den Sinnen mehr als zuviel, er sagte der Natur der noch in der Jugendzeit begriffenen Menschen zu. Der israelitische Kultus dagegen hatte noch keine festen Formen angenommen. In jener Zeit und auch noch später galt das Opfer als Hauptausdruck des Gottesdienstes und des Verkehrs mit dem göttlichen Wesen. Wer also das Bedürfnis danach fühlte, mußte sich einen Privataltar anlegen, oder sich einem bestehenden Heiligtume anschließen. Und die Lehre vom Sinaï hatte noch keine sichtbaren Vertreter und Lehrer, welche eine andere Art des Gottesdienstes hätte lehren können. Die Leviten, welche unter sämtlichen Stämmen wohnen und lehren sollten, erhielten keine Ansiedlungsplätze in den Städten und waren, da ihnen Grundbesitz versagt war, arm und wenig angesehen. Viele Umstände, die Gewohnheit, die Nachahmungssucht, der Sinnenreiz verführten die Israeliten zum Anschlusse an die Götzen der Nachbarn, dagegen war zu einem lautern Gottesdienste im Sinne des sinaïtischen Gesetzes wenig Anregung vorhanden.

Es ist daher gar nicht auffallend, daß die Höhen im israelitischen Lande sich mit Altären füllten und daß bei denselben Spitzsäulen (Mazebot) angebracht wurden. Ganz besonders drang die Verehrung der phönikischen Götterwesen ein, des B a a l (Adonis), als sichtbares Abbild der Sonne, und der A st a r t e , als Sinnbild des Fruchtbarkeit erzeugenden Mondes. Auch Hausgötter (Theraphim), in Menschengestalt wie Mumien, wurden gehegt und galten als Schutzgötter.

Die alten Erinnerungen an die wunderbaren Vorgänge waren zwar nicht vergessen und bildeten das unsichtbare Band, welches die Stämme trotz ihrer Getrenntheit und ihrer Teilnahme an dem Götzendienste umschlang. Der Vater erzählte sie dem Sohne, und dieser überlieferte sie weiter. In Drangsalszeiten klammerten sich einzelne oder Stämme an diese Erinnerungen: „Wo sind die Wunder Gottes, von

denen uns unsere Väter erzählt haben, daß er uns aus Ägypten in dieses Land gebracht hat?" Der Vorgang am flammenden Sinai blieb in den Gemütern derer, welche nicht der stumpfen Menge angehört hatten, stets lebendig. Es fehlte auch nicht an warnenden Stimmen, welche auf jene Gnadenzeit hinwiesen und das götzendienerische Leben mit scharfem Tone rügten. Höchstwahrscheinlich waren es Leviten, die Hüter der Bundestafeln und des Gesetzes, die Diener des Heiligtums in Silo, welche von Zeit zu Zeit bei passenden Anlässen und namentlich in Unglückszeiten in Volksversammlungen ihre Stimme gegen das verkehrte Treiben erhoben. Allein, wenn es auch einem Redner für den Augenblick gelang, die Versammelten aufzurütteln, so war diese Stimmung nicht von Dauer. Die Hinneigung zum innigen Anschlusse an die Nachbarn und zur Nachahmung ihrer Sitten war zu stark, als daß sie so bald überwunden werden konnte.

So zog ein Übelstand den andern nach sich. Die Selbstsucht der Ephraimiten hatte auch die übrigen Stämme genötigt, nur an sich zu denken, und so hatte sich der Volkszusammenhang gelockert. Diese Selbstsucht machte eine Gesamtführerschaft zur Unmöglichkeit. Weil kein Stamm auf den Beistand der übrigen zur Zeit der Not rechnen konnte, waren sie sämtlich darauf angewiesen, sich mit den benachbarten heidnischen Stämmen auf guten Fuß zu setzen, sich mit ihnen zu verschwägern, sich an deren götzendienerischem Wesen zu beteiligen und ihre Sitten und Unsitten anzunehmen. Die Entfremdung im Innern war eine Folge der äußern Zersplitterung. Aber selbst die sich selbstverleugnende Schmiegsamkeit war nicht imstande, behagliche Ruhe und erträgliche Selbständigkeit herbeizuführen.

Sobald die feindlichen Nachbarn sich mächtig fühlten, ließen sie die Israeliten stets empfinden, daß sie nur als Eindringlinge angesehen wurden, deren Vernichtung oder wenigstens Demütigung sie als Ziel verfolgten. Es traten bald, nachdem Josua die Augen geschlossen hatte, traurige Zeiten ein. Ein Stamm nach dem andern wurde angegriffen, geschädigt, gedemütigt und bis zur Knechtung erniedrigt. Es traten allerdings, wenn die Not am höchsten war, Männer voll Eifer und Mut vor den Riß und verrichteten Heldentaten. Diese Helden oder Volksretter (Schoftim) oder Richter (wie sie gewöhnlich genannt werden) vereinigten wohl in der Zeit der Drangsale einige Stämme zu gemeinsamem Handeln. Aber das ganze Volk zusammenzubringen, vermochten sie nicht, nicht einmal die für die Zeit der Gefahr geeinigten Stämme zusammenzuhalten, überhaupt nicht eine dauernde Ordnung zu schaffen. Noch weniger waren diese Volksretter und zeitweiligen Führer imstande, das fremde Unwesen des Götzendienstes und der Unsittlichkeit zu bannen und für die ureigene Lehre Anhänger zu werben, weil sie selbst von den Verkehrtheiten angesteckt waren und

von der sinaitischen Lehre nur eine dunkle Kunde hatten. Die zwölf oder dreizehn kriegerischen Richterhelden, welche bald in dem einen, bald in dem andern Stamme nacheinander oder gleichzeitig über die Feinde obsiegten, waren nicht imstande, die feindlichen Nachbarn von den Grenzen des israelitischen Landes dauernd abzuhalten, noch überhaupt sichere Zustände zu schaffen. Selbst die bedeutendsten unter ihnen, Barak mit seiner Begeisterung, Gideon und Jephtah mit ihrer kriegerischen Tapferkeit, obwohl sie einige Stämme um sich geeinigt hatten, auch die dichterische Prophetin Deborah, welche vermöge ihres begeisternden Liedes einige Stämme zum Kampfe aufgerüttelt hatte, vermochten die Volkseinheit nicht zu schaffen oder wiederherzustellen. Einem Richterhelden, dem Manassiten oder Gileaditen Jaïr, ist es zwar gelungen, die Grenzen des Gebietes jenseits des Jordans nach Nordwest weiter auszudehnen, die Landschaft Basan für den halben Stamm Manasse ansiedlungsfähig zu machen. Aber dieser Zuwachs im jenseitigen Lande vermehrte keineswegs die Volkskraft. Die Richterhelden hatten überhaupt nur eine augenblickliche Bedeutung, nur so lange sie die Feinde zurückgeschlagen, die Gefahren abgewendet und eine gewisse Sicherheit der Existenz geschaffen hatten. Eine Herrschaft hatten sie nicht, nicht einmal über diejenigen Stämme, denen ihr Heldenmut Hilfe und Befreiung gebracht hatte; sie besaßen auch nicht obrigkeitliche Gewalt oder Gehorsam erzwingende Autorität. Die Vereinzlung und Zersplitterung der Stämme dauerte daher trotz ihrer zeitweiligen Siege fort, und die Schwäche im Innern nahm eher zu als ab. Simsons Schlangenbisse und Basiliskenstiche haben die Philister nicht abgeschreckt, die Stämme in ihrem Bereiche als Untertanen oder richtiger als ihre Sklaven zu betrachten und zu mißhandeln, und ebenso wenig haben Jephthas Siege über die Ammoniter diese entmutigt, ihre Ansprüche auf Landstriche der Oststämme Ruben, Gad und Halbmanasse aufzugeben.

Aber gerade dieser hohe Grad von Schwäche führte, als er empfunden wurde, zur allmählichen Genesung und Erstarkung. Einzelne Stammführer müssen dadurch zur Einsicht gekommen sein, daß das Anklammern an die Nachbarvölker und die Annahme der götzendienerischen Bräuche sie nicht gefördert, sie vielmehr bis zur Ohnmacht geschwächt hatten. Die Erinnerung an den Gott ihrer Väter muß wieder einmal lebendig geworden sein und das Gewissen aufgerüttelt haben. Sobald diese Erinnerung so recht wach wurde, wurden die Erweckten auch an das diesem Gotte geweihte Zeltheiligtum in Silo erinnert und suchten es auf. Silo wurde daher zu Ende der Richterzeit mehr Sammelpunkt als früher. Hier befanden sich Leviten, welche noch Hüter der von Mose überlieferten Lehre waren, und diese mögen

es in Volksberatungen, die wegen der Not der Zeit gehalten wurden, den Versammelten zum Bewußtsein gebracht haben, daß nur der Abfall vom Gotte Israels und die Verehrung der kanaaitischen Gottheiten sie in solches Elend gebracht habe.

In Silo lebte in dieser Drangsalzeit ein Priester, der seiner Ahnen Ahron und Pinehas würdig war, der erste Ahronide seit längerer Zeit, dessen Namen der Nachwelt bekannt wurde. Er wird schlechthin Eli genannt und wird als ein ehrwürdiger Greis geschildert, der nur Worte der Sanftmut auf den Lippen hatte, der nicht imstande war, eine harte Rüge auszusprechen, nicht einmal gegen seine nicht würdigen Söhne. Ein solcher Greis mußte schon durch seine sittliche Haltung und sein heiliges Leben wohltätig wirken und warme Anhänger für die Lehre, die er vertrat, gewinnen. Und wenn immer mehr Verzagte aus den Stämmen Ephraim und Benjamin einerseits und aus den Gileaditischen Stämmen anderseits mit ihren Klagen nach Silo kamen, jene über die Leiden von seiten der Philister und diese über die Mißhandlung von seiten der Ammoniter, so hatte Eli Gelegenheit, sie auf den stets hilfreichen Gott Israels zu verweisen und sie zu ermahnen, von dem Wesen der fremden Götter zu lassen. Dadurch erweckte er eine gehobene Stimmung. So manche der Ältesten der Stämme wendeten sich von dem Baal zu ihrem ureignen Gotte, und ihre Stammglieder folgten ihnen in der Regel nach.

Kriegerisch war Eli wohl nicht. Er war vielmehr seiner ganzen Natur nach ein friedlicher Richter. Die israelitischen Priester waren nicht gewöhnt, mit Schwert und Lanze auszuziehen. Nichtsdestoweniger wird Eli unter die Richter und Retter Israels gezählt. Seine Tätigkeit kann nur darin bestanden haben, daß er israelitische Heereshaufen, wenn sie sich an ihn um Rat und Auskunft gewendet hatten, mit Hinweisung auf den Gott ihrer Väter ermutigt hat, sich gegen die Feinde, welche wiederholentlich Einfälle ins Land machten, zur Wehr zu setzen.

In Israel wäre vielleicht wie bei vielen andern Völkern auf die Herrschaft der Helden (Heroenzeitalter) eine Priesterregierung gefolgt, wenn Elis Ansehen auf seine Nachkommen übergegangen wäre. Die Verhältnisse gestalteten sich aber anders, als zu erwarten war. Seine zwei Söhne Chophni und Pinehas wandelten nicht in seinen Wegen. Als darauf das Volk und ihn selbst ein schweres Unglück traf, so wurde es als eine Strafe des Himmels angesehen wegen der Vergehen der Söhne Elis und der schwächlichen Nachsicht des Vaters gegen sie.

Die Philister hatten nämlich zu wiederholten Malen Einfälle und Plünderungszüge in das israelitische Land gemacht, und die Nachbarstämme, welche zunächst davon betroffen wurden, traten ihnen

nicht in regellosen Haufen, sondern schon in einer regelmäßigen Schlachtordnung entgegen. Allerdings waren ihnen die Philister mit ihren eisernen Streitwagen überlegen. Auf Anraten der Ältesten wurde die Bundeslade aus Silo geholt in dem Glauben, daß schon die Anwesenheit derselben Sieg verleihen würde. Nichtsdestoweniger fiel das neue Treffen unglücklich aus. Die israelitische Schar stob in wilder Flucht auseinander, die Bundeslade wurde von den Philistern erbeutet, und Elis Söhne, welche sie geführt, fanden ihren Tod. Die Philister verbreiteten Schrecken in dem ganzen Umkreise. Keuchend vor Angst traf ein Unglücksbote in Silo ein und verkündete dem erwartungsvollen Volke und dem Hohenpriester Eli, welcher am Tore auf günstige Nachricht harrte, die Unglücksbotschaft: „Geflohen sind die Israeliten in einer großen Niederlage, auch deine beiden Söhne sind gefallen, und die Bundeslade ist in Gefangenschaft geraten." Die Nachricht von der Gefangenschaft der Bundeslade erschreckte den Greis noch mehr als der Tod seiner Söhne; er fiel tot von seinem Sitze.

Die siegreichen Philister begnügten sich nicht mehr mit Beutezügen durch das Land, sondern drangen durch die ganze Breite des Landes bis Silo vor. Hier zerstörten sie mit der Stadt auch den Zelttempel, der noch ein Zeuge aus der gnadenreichen mosaischen Zeit war. Ein später lebender Dichter schilderte diese Unglückszeit noch mit beklommenem Herzen:

„Er (Gott) verließ den Tempel Silos,
„Das Zelt, in dem er unter Menschen weilte,
„Gab seine Zierde (Bundeslade) der Gefangenschaft,
„Seinen Ruhm in die Hand des Feindes hin".

Die Kraft und der Mut des Volkes waren durch diese Niederlage völlig gebrochen. Gerade die Stämme, die bisher noch einigermaßen den übrigen als Vorkämpfer dienten, waren gelähmt. Der Stamm Ephraim hatte damals am meisten und nicht unverdient gelitten. Durch den Untergang des Heiligtums, das unter Eli angefangen hatte, Sammelort zu werden, schien auch jede Vereinigung mit den nördlichen Stämmen abgeschnitten.

Die Philister glaubten nicht anders, als mit der Gefangennahme der Bundeslade, des vermeintlichen Schutzmittels der Israeliten, und mit der Zerstörung des Heiligtums auch den Schutzgott des israelitischen Volkes überwunden zu haben. Bald aber wurden sie unangenehm aus dieser Täuschung geweckt. Sobald sie die Bundeslade in die nächstgelegene Stadt Aschdod (Azotus) gebracht hatten, wurde das Land von allerlei Plagen heimgesucht. In der Angst beschlossen die philistäischen Fürsten auf den Rat der Priester und Zauberer die erbeutete Bundeslade in ihre Heimat zurückzusenden und zugleich

Sühnegeschenke mitzugeben. Nachdem sie sieben Monate in Gefangenschaft der Philister war, wurde sie über die Grenze geschafft und fand ein Unterkommen in Kirjat-Jearim (Waldstadt) auf einem Hügel. Dort wurde sie von den daselbst angesiedelten Leviten überwacht, aber vom Volke so wenig vermißt, daß mehrere Jahrzehnte vergingen, ehe man sich ihrer erinnerte. Weder der Inhalt, noch das hohe Alter der darin aufbewahrten Bundestafeln hatten in den Augen des verwilderten Volkes eine hohen Wert.

Zweites Kapitel.

Beginn des Königtums. Samuel und Saul.

Aber gerade die gehäuften Unfälle, die Zerstörung des Heiligtumes von Silo und das Gefühl der Verlassenheit haben eine Wendung zum Bessern angeregt. Diejenigen, welche nicht ganz stumpf waren, mochten doch erkannt haben, daß die bisherige religiöse und politische Zerfahrenheit die Ursache der Unglücksfälle war. Die Leviten, welche der Zerstörung Silos entkommen waren und sich hier und da niedergelassen hatten, haben wohl nicht verfehlt, die Gemüter für das Ureigne empfänglicher zu machen. Vielleicht hat auch die Zurücksendung der Bundeslade aus dem Philisterlande eine seelische Wirkung ausgeübt und die Hoffnung auf bessere Zeiten rege gemacht. Immer größere Kreise des Volkes sehnten sich nach dem Gotte Israels. Es fehlte nur ein ganzer Mann mit Geist und Eifer, welcher dem verblendeten Volke den rechten Weg zeigen konnte, um die von Trauer Gebeugten zum Bessern zu leiten. Und gerade zur rechten Zeit trat ein solcher Mann auf, der einen Wendepunkt in der israelitischen Geschichte herbeiführte.

Elkanas Sohn, Samuel, war der ganze Mann, welcher die seit lange auseinander gegangenen Fugen des israelitischen Gemeinwesens wieder zusammenbrachte und dem Verfalle und der innern Verderbnis steuerte. Seine Größe erhellt aus dem Umstande, daß er als der zweite nach Mose nicht bloß in der zeitlichen Nacheinanderfolge, sondern auch in der prophetischen Bedeutung gezählt wird. Samuel war eine hehre Persönlichkeit, ein gefestigter Charakter von ernster Strenge gegen sich und andere. Inmitten des Volkes lebend und in stetem Verkehre mit demselben, übertraf er seine Zeitgenossen an Gottinnigkeit, an Gesinnungshoheit und an Selbstlosigkeit. Mehr noch als durch diese Züge ragte er durch die prophetische Begabung hervor. Durch die Wolken, mit welchen die Zukunft verhüllt ist, drang

sein geistiges Auge; er verkündete seine Schaugesichte, und was er verkündete, traf ein.

Samuel stammte aus einer der angesehensten levitischen Familien, welche in Rama an der Grenze der Stämme Ephraim und Benjamin ihren Wohnsitz hatten. Von seiner Mutter Chana (Anna), deren still inbrünstige Gebetweise Muster für alle Zeiten wurde, erbte er die Herzinnigkeit. Frühzeitig hatte sie ihn unter Elis Auge gestellt. So wurde Samuel ein diensttuender Levite im Heiligtume zu Silo. Er pflegte die Pforten desselben täglich zu öffnen, beim Opferdienste behilflich zu sein und auch die Nächte im Zelttempel zuzubringen. Noch jung erwachte in ihm, ihm selbst ubnewußt, die prophetische Begabung. In tiefem Schlafe glaubte er aus dem innern Raume des Heiligtumes, als die Bundeslade damals noch dastand, seinen Namen rufen gehört zu haben. Das war das erste prophetische Gesicht Samuels. Nicht lange darauf erfolgten die Unfälle, die Niederlage des israelitischen Heeres gegen die Philister, die Gefangennahme der Bundeslade, der Tod Elis und seiner beiden Söhne. Samuels Dienst hörte mit der Zerstörung des Heiligtumes auf, und er kehrte in sein Vaterhaus Rama zurück, ohne Zweifel tief betrübt und gebeugt.

In dem levitischen Kreise, in dem er aufgewachsen war, stand die Überzeugung fest, daß das erlittene Unglück eine Folge des Abfalles vom Gotte Israels sei. „Kein Zelttempel mehr," das war soviel, als wenn Gott sein Volk aufgegeben hätte. Allmählich scheint Samuel indes sich mit dem Unabwendbaren vertraut gemacht zu haben und auf eine andere Gedankenreihe gekommen zu sein. Kein Heiligtum, kein Opfer! Ist denn das Opfer zur reinen Gottesverehrung und zum heiligen Wandel so unerläßlich? Diesen Gedanken hat er in seinem Innern zur Reife gebracht und hat ihn später bei passender Gelegenheit gepredigt, daß die Opfer einen nur untergeordneten Wert haben und daß das Fett der Widder Gottes Wohlgefallen nicht erwerben könne. Worin denn soll die Gottesverehrung bestehen? In dem strengen Gehorsame gegen das, was Gott angeordnet hat. Welches ist aber der Wille Gottes? Samuel war während seines Aufenthaltes in Silo nicht bloß mit dem Inhalte der dort in der Bundeslade aufbewahrten steinernen Tafeln, sondern auch mit dem Gesetzbuche bekannt geworden, das von Mose stammte. Mit diesem hatte sich sein Geist erfüllt. In diesen heiligen Urkunden waren Recht und Gerechtigkeit, Milde und Gleichheit der Israeliten ohne Kastenrang und Kastenunterordnung als Gebote Gottes vorgeschrieben, aber nichts oder wenig von Opfer. Samuel, welcher um viele Jahrhunderte dem Ursprunge des israelitischen Volkes und der israelitischen Lehre näher stand als die spätern Propheten, war wie diese von der Tatsache überzeugt, daß Gott nicht die Befreiung der Israeliten

vollzogen habe, damit sie ihm und keinem andern opfern, sondern damit sie seine Gesetze betätigen sollten. Der Inhalt dieser Urkunden oder das Gesetz, das sei der Wille Gottes, dem sich die Israeliten in Gehorsam fügen sollten. Dieses Gesetz wurde in Samuels Innern lebendig, er wurde Organ desselben, um es dem Volke als Richtschnur einzuprägen.

Samuels Lebensaufgabe war durch diese Betrachtung gefunden: Belehrung und Erziehung des Volkes zur Lehre und Entwöhnung desselben von den heidnischen Unsitten und verkehrten Vorstellungen, die ihm im Verlaufe der Jahrhunderte zur eigenen Natur geworden waren. Die Mittel, deren er sich bediente, um dieses große Ziel zu erreichen, war das lebendige prophetische Wort. Samuel besaß die eindringliche Beredsamkeit, welche imstande ist, Eindruck auf die Gemüter zu machen. Selbst ergriffen von den ihm zugekommenen prophetischen Gesichten, teilte sie Samuel den Zuhörern mit, zunächst wohl in seiner Vaterstadt Rama.

Solche Mitteilungen, welche Außergewöhnliches, über den engen Gesichtskreis Hinausgehendes verkündeten, scheint er in gebundener Rede in Versen mit Gliederungen , in poetischen Bildern und Gleichnissen geäußert zu haben. Der Ruf war Samuel noch vor seiner Rückkehr ins väterliche Haus vorangegangen, daß er in Silo widerholentlich prophetischer Offenbarungen gewürdigt worden sei, und daß diese sich auch bewährt hätten. Bald verbreitete es sich in der Nachbarschaft von Rama und in immer weitern Kreisen, daß ein Prophet in Israel erstanden sei, daß der Geist Gottes, welcher auf Mose geruht, nunmehr auf dem Sohne Elkanas ruhte. Die Tatsache, daß Gott einen zweiten Mose erweckt habe, fachte die Hoffnung an, daß eine bessere Zeit im Anzuge sei. — Samuels Augenmerk war zunächst darauf gerichtet, das Volk vom Götzendienste des Baal und der Astarte zu entwöhnen und es von der Leichtgläubigkeit an die Orakel zu heilen.

Die Geneigtheit eines Teiles des Volkes von seiner bisherigen Verkehrtheit zu lassen und sich dem Gotte Israels zuzuwenden, kam Samuels Bestrebungen entgegen. Seine hinreißenden Reden, die sich in dem Punkte zuspitzten: daß die Götter der Heiden nichtig seien, die nicht helfen und nicht retten können, daß es eine Thorheit und zugleich ein Verbrechen sei, die trügerischen Orakel zu befragen und dem Gaukelspiele der Wahrsager zu folgen und endlich, daß Gott sein Volk nimmermehr verlassen werde, diese Reden fanden einen immer mächtigern Widerhall in den Herzen derer, die sie vernommen oder davon gehört hatten. Samuel wartete nicht ab, bis das Volk zu ihm kam, um ihn sprechen zu hören, sondern er suchte es auf. Er reiste im Lande umher, veranstaltete Volksversammlungen und verkündete der Menge, was ihm der Geist Gottes eingegeben hatte. Und das Volk erwärmte sich

an seinen prophetischen Reden, erwachte aus seiner Betäubung, in welche es das Unglück gestürzt hatte, faßte Vertrauen zu seinem Gotte und zu sich selbst und fing an sich zu bessern. Es hatte den rechten Mann gefunden, dessen Leitung es in der drangsalsvollen Zeit folgen konnte.

Samuel stand aber nicht allein, sonst hätte er die günstige Umwandlung nicht herbeiführen können. Er hatte vielmehr einen Kreis von Gehilfen, auf die er zählen konnte. Die Leviten, welche ihre Heimat in Silo hatten, waren bei der Zerstörung dieser Stadt und des Heiligtums flüchtig geworden und hatten auch ihren Halt verloren. Sie waren gewohnt, den Altar zu umkreisen und im Heiligtume zu dienen, eine andere Tätigkeit kannten sie nicht. Was sollten sie in der Vereinzelung beginnen? Eine andere Kultusstätte war noch nicht gegründet, daß sie sich dieser hätten zuwenden können. So schlossen sich einzelne Leviten an Samuel an, dessen Bedeutung sie in Silo erkannt hatten, und er wußte sie für seine Pläne zu verwenden. Nach und nach waren ihrer so viele daß sie eine Art Genossenschaft bildeten.

Noch ein anderer Umstand diente damals zur Erhebung des Volkes aus seiner Stumpfheit. Während der ganzen Dauer der Richterepoche hatte der Stamm Jehuda nicht den geringsten Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten genommen. In Triften und Wüsteneien seines Gebietes entrückt, mit Herdenzucht und Nomadenleben beschäftigt, war er für die übrigen Stämme so gut wie gar nicht vorhanden. Die Jebusiter, welche die Gegend zwischen dem Gebirge Ephraim und dem Gebirge Jehuda inne hatten, bildeten die Scheidewand zwischen diesem Stamme und seinen nördlich wohnenden Brüdern. Erst die wiederholten Angriffe der Philister auf das israelitische Gebiet scheinen diesen Stamm aufgerüttelt und aus der Zurückgezogenheit hinausgedrängt zu haben.

Welche Umstände diese Lage auch herbeigeführt haben mögen, sicher ist es, daß in Samuels Tagen der Eintritt des Stammes Jehuda mit seinem Vasallenstamme Simeon in die Gemeinsamkeit erfolgt ist. Jakob und Israel, in den vielen Jahrhunderten seit dem Einzuge ins Land voneinander getrennt, waren nun vereinigt. Mit Jehudas Eintritt in die Geschichte kam ein neues, kräftigeres, gewissermaßen verjüngendes Element hinzu. Dieser Stamm hatte in dem von ihm in Besitz genommenen Gebiete wenig Städte und kein entwickeltes Städteleben vorgefunden. Die einzige namhafte Stadt war Hebron; sonst waren nur Gehöfte für Herdenbesitzer. Die Verfeinerung und Entartung, welche von Phönikien ausgegangen war, blieb den Judäern und Simeoniten fern. Der Kultus des Baal und der Astarte mit seinem unzüchtigen und grobsinnlichen Wesen hatte keinen Eingang bei ihnen gefunden. Sie blieben größtenteils, was sie beim Einzuge

ins Land gewesen waren, einfache Hirten, die ihre Freiheit liebten und verteidigten, aber von Kriegsruhm und Ehrgeiz frei waren. Die einfachen Sitten aus der Patriarchenzeit haben sich wohl im Stamme Jehuda länger erhalten.

Freilich ohne Samuels gebietende und tatkräftige Persönlichkeit hätte diese Erstarkung und religiöse Erhebung doch nicht gefördert werden können. Der Sohn Elkanas, obwohl kein Kriegsheld, wurde als die starke Säule betrachtet, von der beide gestützt wurden. Mehrere Jahre hat Samuel, unterstützt von dem Prophetenorden der Leviten, seine Tätigkeit mit Eifer und Tatkraft fortgesetzt. Er galt in den Augen des Volkes als Führer, und er führte es auch durch sein begeistertes Wesen zum Siege. Ein Sieg in der Nähe der Stätte, wo die Philister viele Jahre vorher die israelitische Schar aufgerieben und die Bundeslade erbeutet hatten, war von nachhaltiger Wirkung. Er hob den Mut der Israeliten und beugte den der Philister.

Ein Jahrzehnt mochte das Volk wieder die Behaglichkeit des Friedens genossen haben, und Samuel sorgte dafür, daß das Glück nicht wieder verderbe, was das Unglück gefördert hatte. Den Zusammenhang der Stämme, welcher ihnen Stärke verlieh, zu erhalten, war wohl sein ernstes Bestreben. Jahr für Jahr ließ er die Ältesten des Volkes zusammenkommen, setzte ihnen ihre Pflichten auseinander, erinnerte sie an die Unglückstage, die sich das Volk durch Gottvergessenheit, Vermischung mit den Götzendienern und Nachahmen ihrer Unsitten zugezogen hatte, und warnte sie vor Rückfällen.

Der Mittelpunkt für seine Tätigkeit war M i z p a h im Stamme Benjamin, das auch eine Kultusstätte wurde. Durch ihn kam aber ein neues Element in den israelitischen Gottesdienst: der Lobpsalm mit Gesang. Samuel selbst, der Stammvater der später berühmt gewordenen korachidischen Psalmendichter, hat ohne Zweifel zuerst Lobgesänge für den Gottesdienst gedichtet. Sein Enkel H e m a n galt im nachfolgenden Geschlechte neben A ß a p h und J e d u t h u n als psalmistischer Dichter und Tonkünstler. Die lieblichen Zwillingsschwestern, die einander ergänzen, die Dichtkunst und die Tonkunst, wurden durch Samuel in den Dienst des Kultus genommen; dieser wurde dadurch feierlich-erhaben und wirkte nachhaltig und veredelnd auf die Gemüter.

Durch die Verwendung der Levitenchöre und der Psalmengesänge wurde das Opferwesen von selbst herabgedrückt. Die Priester, die Söhne Ahrons, wurden durch Samuel in eine wenig geachtete Stellung verwiesen, gewissermaßen in den Schatten gestellt. Ein Enkel Elis A c h i t u b hatte sich bei der Zerstörung Silos durch die Flucht nach einem Städtchen N o b (in der Nähe Jerusalems) gerettet. Er hatte auch die Priestergewänder mit dahin gebracht. Sämtliche

Glieder des Hauses Ahron sammelten sich dann in Nob, so daß es eine Priesterstadt wurde. Aber Samuel beachtete diese neue Kultusstätte gar nicht. Sein Augenmerk hatte er nur auf die Mitte und den Süden des Landes gerichtet. Bei zunehmendem Alter konnte er indes nicht mehr die Tatkraft entwickeln wie in der Jugend und im reifen Mannesalter. Seine Söhne waren nicht beliebt, sie wurden beschuldigt, daß sie ihr Amt durch Annahme von Geschenken mißbrauchten. Andere tatkräftige Männer waren in dem Kreise, von dem Samuel umgeben war, nicht vorhanden. Das Band, welches das Volk zusammengehalten hatte, lockerte sich allmählich wieder, da der Prophet nicht mehr so oft mit den Ältesten in Berührung kommen konnte. Dazu kam, daß die Hauptfeinde des israelitischen Volkes gerade damals sehr mächtig wurden. Die Philister hatten zu Samuels Zeit das Königtum eingeführt, oder es war ihnen von dem Beherrscher einer der Fünfstädte aufgezwungen worden. Der Ehrgeiz des neuen philistäischen Königs richtete sich auf Eroberungen in weiter Ausdehnung. Er scheint sogar gegen Phönikier glückliche Kriege geführt und selbst die Stadt Sidon zerstört zu haben. Infolgedessen retteten sich die Sidonier auf Schiffen und erbauten auf einem tief ins Meer hineinragenden Felsen eine neue Stadt, welche sie Tyrus, die Felsenstadt, nannten. Die Philister waren so Herren des ganzen Küstenlandes von Gaza bis Sidon geworden. Es lag ihnen also nahe, auch das Binnenland zu erobern, und es schien ihnen leicht, mit ihrer angewachsenen Macht das Land Israel vollständig zu unterwerfen. Es begannen daher von neuem blutige Kriege zwischen ihnen und den Israeliten.

Auch die Ammoniter jenseits des Jordan, welche durch Jephtah gedemütigt worden waren, erhoben sich wieder unter einem kriegerischen Könige Nachasch. Dieser machte Einfälle in die Wohnsitze der Stämme Gad und Halbmanasse. Außerstande, sich zu verteidigen, sandten sie Abgeordnete an Samuel, ihnen kräftigen Beistand zu verschaffen, und sprachen ein Wort aus, welches den Propheten aufs tiefste verletzte, aber die allgemeine Stimmung ausdrückte. Sie verlangten, daß an die Spitze des israelitischen Gemeinwesens ein König gestellt werde, welcher die Befugnis haben sollte, alle Glieder des Volkes mit Gewalt zu einem einheitlichen und kräftigen Vorgehen zu nötigen, in den Krieg zu führen und Siege zu erringen. Ein König in Israel! Samuel war beim Anhören dieses Wortes wie entsetzt. Ein ganzes Volk soll von den Launen und der Willkür eines einzelnen abhängen! Die Gleichheit aller Glieder des Volkes vor Gott und dem Gesetze, die freie Selbständigkeit jeder Familiengruppe unter ihrem patriarchalischen Oberhaupte waren so sehr Lebensgewohnheit geworden, daß eine Änderung dieses Zustandes gar nicht recht faßbar war und das Allerunglücklichste in sich zu bergen schien.

Der Prophet Samuel, der die ganze unheilvolle Tragweite der Forderung erkannte, fuhr dabei wie aus einem bedrückenden Traume auf. In einer eindringlichen Schilderung führte er den Ältesten die unausbleiblichen Folgen des Königtumes vor, daß die freiwillige Unterwerfung der Menge unter den Willen eines einzigen zuletzt zur schmählichen Knechtschaft führen müsse. Aber so eindringlich auch Samuels Warnung war, die Ältesten blieben dabei, daß sie nur ein König von der Not der Zeit befreien könne, und die diesseitigen Stämme verlangten mit Ungestüm in ihrer Bedrängnis dasselbe. Die Philister, welche wiederholte Einfälle machten und geringen oder keinen Widerstand fanden, führten ihre Obmacht und die Unterjochung der Israeliten nachdrücklicher und härter durch. Sie begnügten sich nicht mehr mit Losreißung der Grenzstädte, sondern dehnten ihre Herrschaft durch die ganze Breite des Landes fast bis zum Jordan aus. In einigen Städten setzten sie Steuervögte ein für Abgabenlieferung von Vieh und Getreide. Bei dieser Lage der Dinge wurde der Wunsch, einen König zu besitzen, immer lauter und dringender. Samuel selbst, so sehr er sich anfangs gegen diese Zumutung sträubte, mußte auf den Wunsch eingehen. Der prophetische Geist verkündete ihm, sich dem einmütigen Willen der Volksvertreter zu fügen und einen König auszusuchen und zu salben. Die neue Regierungsform, welche dem Gange des israelitischen Volkes eine andere Wendung bringen sollte, war eine Notwendigkeit geworden. Der sicher urteilende Verstand in Samuel verwarf sie, aber die Prophetie in ihm mußte sie zugeben. Das israelitische Königtum ist unter Schmerzen zur Welt gekommen, die Liebe hat es nicht geboren, der Zwang war sein Vater. Es hat deswegen keinen naturgemäßen Platz in dem Fugenbaue des israelitischen Gemeinwesens finden können, und wurde von den höher gestimmten Geistern stets als ein störendes Element mit Mißtrauen angesehen.

Der König, welcher durch das ungestüme Drängen des Volkes und die widerstrebende Zustimmung des Propheten an die Spitze gestellt wurde, hat noch mehr als die von Samuel vorgebrachten Gegengründe bewiesen, daß das Königtum nicht geeignet war, den von ihm erwarteten Segen zu bringen. Es hat einen einfachen, vortrefflichen Menschen, welcher bis zur Übernahme der Herrschaft keine Ahnung von Ehrgeiz und Herrschsucht hatte, dahin gebracht, daß er selbst vor Grausamkeit und Unmenschlichkeit nicht zurückschreckte, um sich in seiner Würde zu behaupten. Durch prophetische Leitung war Vorsorge getroffen, daß der König nicht dem abschreckenden Bilde gleiche, das Samuel vom Königtume entworfen hatte, daß er in Selbstüberhebung sich nicht über Gesetz und Schranke hinwegsetzen und daß er stets seines Ursprunges eingedenk bleiben sollte. Nicht aus dem hochmütigen Stamme Ephraim erkor ihn Samuel, sondern aus dem geringsten der Stämme, aus

Benjamin. Seine Familie war eine der geringsten, sein Vater K i s ch zeichnete sich durch nichts besonderes aus, er war ein einfacher Landmann; man konnte später nicht mehr an ihm rühmen, als daß er ein wackerer Mann war. S a u l, welcher auserkoren werden sollte, war von geradezu bäuerischer Verschämtheit und Menschenscheu. Dieser Umstand und andere Eigenschaften Sauls schienen ein sicheres Unterpfand gegen Überhebung von seiten des ersten Königs in Israel zu sein. Es war vorauszusetzen, daß er dem Propheten, welcher ihn aus niederm Stande zur höchsten Staffel gehoben, folgsam sein und ihn als laut redendes Gewissen betrachten würde.

Saul hatte sich mit der Familie Kisch ebenfalls an dem Versammlungsorte eingefunden. Vor der Verhandlung der Wahl legte der Prophet den Versammelten noch einmal ans Herz, daß sie zwar mit ihrem Wunsche, einem Könige zu gehorchen, eine Untreue gegen Gott begingen, daß er aber nichtsdestoweniger vom prophetischen Geiste beauftragt sei, zur Wahl zu schreiten. Er schlug vor, das Los entscheiden zu lassen, und dieses fiel auf Saul. Aber man konnte ihn anfangs nicht finden, er hatte sich in einem Verstecke gehalten. Als man ihn endlich aufgefunden und der Versammlung vorgeführt hatte, war diese von seiner Gestalt betroffen. Saul war groß gewachsen, er überragte alle Anwesenden um eine Kopfeslänge, war wohlgestaltet und schön und mochte auch durch seine innere Aufregung einen gewinnenden Eindruck gemacht haben. „Sehet ihr," sprach Samuel, „das ist der Mann, den Gott zum Könige erwählt hat, seinesgleichen gibt es im ganzen Volke nicht." Die meisten Anwesenden, von der feierlichen Handlung und Sauls Gestalt hingerissen, riefen einstimmig aus: „Es lebe der König!" Darauf salbte wohl der Prophet den neuernannten König mit geweihtem Öle, wodurch er als unverletzlich gelten sollte. Freudig erregt waren die Ältesten, daß endlich ihr innigster Wunsch, einen König zum Führer zu haben, verwirklicht worden war. Sie versprachen sich davon glückliche Tage. Samuel hat bei dieser Gelegenheit, wie erzählt wird, die Gerechtsame des Königs den Versammelten auseinandergesetzt. Es war ein entscheidender Augenblick im Leben des israelitischen Volkes, diese Wahl eines Königs, er bestimmte über dessen ganze Zukunft. In die freudige und feierliche Stimmung mischte sich indes ein Mißton. Einige Unzufriedene, wahrscheinlich Ephraimiten, welche gehofft haben mochten, daß der König aus ihrer Mitte gewählt werden würde, äußerten ihre Enttäuschung laut: „Was wird uns d i e s e r viel helfen!" Während alle übrigen Ältesten dem erwählten Könige der allgemeinen Sitte gemäß Huldigungsgeschenke überbrachten, ein Teil derselben, die Mutigen, ihm nach Gibea folgte, um ihm bei der Unternehmung gegen die Feinde Israels beizustehen hielten sich die Unzufriedenen fern von ihm und versagten ihm die Anerkennung.

Sauls Mut muß seit dieser Wahl bedeutend gewachsen sein, oder er muß sich durch die unerwartete Erhebung so sicher von Gott geleitet gefühlt haben, daß er auch nur das Wagnis ins Auge fassen konnte, dem mächtigen Feinde entgegenzutreten und das zerrüttete Gemeinwesen in Ordnung zu bringen. Die Lage des Volkes beim Antreten seiner Würde war sehr traurig und niederbeugend, fast noch schlimmer als zur Zeit der Richter. Die siegreichen Philister hatten allen ohne Ausnahme Waffen, Bogen, Pfeile, Schwerter abgenommen und auch keine Schmiede im Lande gelassen, welche neue Waffen hätten anfertigen können. Nur der neu erwählte König hatte ein Schwert, dieses Symbol des Königtumes bei allen Völkern und in allen Zeiten. Seine Wahl selbst ist höchstwahrscheinlich so heimlich betrieben worden, daß die Philister nichts davon merken sollten. Die philistäischen Steuervögte sogen das Mark des Landes aus und waren zugleich angewiesen, jede Regung zum Aufstande zu unterdrücken. So gedemütigt waren die Israeliten, daß ein Teil derselben mit den Philistern ziehen mußte, um ihre Brüder unterjochen zu helfen. Sie wurden von den Feinden selbst mit Verachtung behandelt. Nur ein Wunder hätte Rettung bringen können. Und dieses Wunder wurde durch Saul, seinen Sohn und seine Verwandten bewirkt.

Sein ältester Sohn Jonathan wäre noch würdiger für die Königswahl gewesen als sein Vater. Bescheiden und selbstlos, mutig bis zur Todesverachtung, verband er mit diesen Eigenschaften eine herzgewinnende Freundlichkeit, ein warmes treues Herz für Freundschaft; er war eher zu weich und nachgiebig. Dieser Vorzug wäre freilich an einem Regenten ein großer Fehler gewesen, der einer gewissen Festigkeit und Härte nicht entraten kann. Eine wahrhafte Natur und ein Feind von allen Winkelzügen sprach er seine Meinung gerade heraus, auf die Gefahr hin, sich mißliebig zu machen, seine Stellung und selbst sein Leben zu verwirken. Unterstützt von diesem Sohne, seinem Verwandten Abner, einem Haudegen von unbeugsamer Festigkeit und andern Treuen aus dem Stamme Benjamin, welcher stolz darauf war, durch ihn zur Bedeutung gelangt zu sein, nahm Saul den ungleichen Kampf mit den Philistern auf.

Den Reigen eröffnete Jonathan, er überfiel plötzlich einen der philistäischen Vögte und tötete die Mannschaft. Das war die erste Kriegserklärung, sie geschah auf Sauls Befehl, oder wurde von ihm gut geheißen. Der König ließ darauf durch Hörnerschall im ganzen Lande Benjamin bekannt machen, daß der blutige Tanz mit den Philistern begonnen habe. Viele vernahmen diese Botschaft mit Freuden, andere mit Schrecken. Die Mutigen rotteten sich zusammen, um zu ihrem Könige zu stehen und mit ihm die Schmach von Israel abzutun oder zu sterben. Die Feigen liefen jenseits des Jordan oder

verkrochen sich in Höhlen, Felsklüften oder unterirdischen Gängen. Ein banges Gefühl zog in die Gemüter über den Ausgang des Kampfes ein. Der Sammelpunkt der Israeliten war in Gilgal, der vom Philisterlande am weitesten abgelegenen Stadt. Diesen Sammelpunkt hatte der Prophet Samuel bestimmt, und er hatte Saul bedeutet, sich ebenfalls dahin zu begeben, dort auf seine Ankunft zu warten und seine weiteren Anordnungen abzuwarten.

Indessen rüsteten sich die Philister zu einem Vernichtungskriege gegen Israel. Die Kunde von dem Angriffe Jonathans auf einen ihrer Posten hatte sie in Harnisch gebracht, sie waren mehr überrascht als erschreckt darüber. Wie konnten die feigen Israeliten ohne Waffen es nur wagen, die Philister, ihre Herren, anzugreifen! Eine zahlreiche Kriegsschar, von Reiterei unterstützt, zog durch die Täler des südlichen Ephraimgebirges durch die ganze Breite des Landes bis Michmas. Es war ein verhängnisvoller Augenblick für das Volk Israel.

Während die Philister allmählich vordrangen, weilte Saul mit den Mutigen seines Stammes, die sich um ihn gesammelt hatten, in Gilgal in gespannter Ungeduld, daß der Prophet Samuel bei ihm eintreffen, ihm prophetische Weisung geben und die israelitischen Krieger mit Kampfeslust erfüllen würde. Aber Tag auf Tag verging, ohne daß sich Samuel blicken ließ. Jede Stunde in Untätigkeit zugebracht, schien die günstige Entscheidung zu vereiteln. Schon hatte sich eine Anzahl der um ihn versammelten Schar aus dem Staube gemacht, da sie in Samuels Abwesenheit ein ungünstiges Zeichen erblickte. In dieser Ungeduld entschloß sich Saul, auf eigene Hand zu handeln. Auf herkömmliche Weise brachte er zuerst Opfer, um die Gottheit für den glücklichen Ausgang des Kampfes günstig zu stimmen. Als er eben mit der Opferhandlung beschäftigt war, erschien Samuel plötzlich und fuhr den König hart an, daß er sich von der Ungeduld hatte hinreißen lassen, und ließ ihn im Stiche. Es war ein harter Schlag für ihn, da er auf des Propheten Beistand in dieser gefahrvollen Unternehmung viel gebaut hatte. Nach Samuels Entfernung von Gilgal war auch für Saul dort keines Bleibens mehr. Bei der Musterung seiner Mannschaft zählte er nicht mehr als sechshundert. Es ist nicht zu verwundern, daß Saul und Jonathan beim Anblicke dieser geringfügigen Schar, welche noch dazu waffenlos war und gegen ein starkgerüstetes, feindliches Heer kämpfen sollte, verzagt waren. Das waren traurige Flitterwochen des jungen Königtumes! Am schmerzlichsten war es für Saul, daß er durch Samuels Abwendung von ihm des Organs beraubt war, welches ihm und dem Volke im Namen Gottes Weisungen hätte erteilen können.

Eine günstige Entscheidung führte indes abermals Jonathan herbei. Geba, wo Saul mit seiner ganzen Mannschaft lag, ist kaum

eine Stunde von Michmas entfernt, wo das philistäische Lager war. Zwischen beiden läuft ein Engtal, für Krieger unbenutzbar, von steilen, fast senkrechten Felswänden und Abhängen begrenzt, die es östlich fast zu einer Schlucht von kaum zehn Schritt Breite verengen. Nur auf Umwegen hätten die Philister und Israeliten zum Treffen sich einander nähern können. Da unternahm es Jonathan mit dem ihn begleitenden Waffenträger eines Tages, gerade an der engsten Stelle des Passes, an der steilen, spitzzulaufenden Felswand auf der Seite von Michmas mit Händen und Füßen hinaufzuklettern. Ein Fehltritt hätte ihnen einen jähen Sturz in die Tiefe und den Tod gebracht. Sie kamen aber glücklich auf der Spitze an. Als die Philister sie erblickten, waren sie nicht wenig erstaunt, wie sie den Weg an dieser steilen Felswand zu ihrem Lager hatten finden können. In der Täuschung, daß noch mehr israelitische Kämpfer ihnen nachkletterten, riefen sie spöttisch: „Siehe da! die Hebräer kriechen aus den Löchern, wo sie sich versteckt hatten! Steigt nur weiter hinauf, wir wollen mit euch Bekanntschaft machen!" Das war ein verabredetes Zeichen zwischen Jonathan und seinem Waffenträger, wenn sie eine solche Aufforderung vernehmen würden, weiter vorzugehen und mutig den Angriff zu wagen. Bald hörten die Philister, welche die tollkühnen Kletterer zuerst erblickten, auf zu spotten; denn Jonathan und sein Begleiter — als Benjaminiten im Schleudertreffen besonders gewandt — schleuderten vorwärtsdringend Felsstücke auf die Philister. Diese, von dem plötzlichen Angriffe von einer Seite, wo das Aufsteigen ihnen ganz unmöglich schien, entsetzt, glaubten, von überirdischen Wesen angegriffen zu sein, gerieten in Verwirrung und begannen einander anzugreifen oder lösten ihre Reihen in wilder Flucht auf. Kaum bemerkte Saul von einer hohen Warte aus diese zunehmend fluchtartige Bewegung der Feinde, so eilte er mit seinen sechshundert Mutigen auf den Kampfplatz und vollendete die Niederlage der Philister. Alsbald kehrten die Israeliten, welche von den Philistern gezwungen worden waren, gegen ihre Brüder zu kämpfen, die Waffen gegen ihre Dränger. Und in jeder Stadt auf dem Gebirge Ephraim, durch welche die Philister ihre Flucht nahmen, wurden sie von den Bewohnern angefallen und einzeln überwältigt. Obwohl müde und erschöpft, verfolgte Sauls anwachsende Schar die Feinde über Berg und Tal.

Inzwischen hatten die Feindseligkeiten der Ammoniter gegen den jenseitigen Stamm zugenommen. Nachasch, ihr König, belagerte die feste Stadt Jabesch-Gilead. Die Einwohner konnten sich nicht lange halten und unterhandelten schon über Unterwerfung mit Nachasch, welcher den Gileaditen in Jabesch eine harte unmenschliche Bedingung stellte. Was sollten sie beginnen? Sie baten sich eine Frist aus, um Boten zu ihren Stammgenossen aussenden zu können.

Als Saul eines Tages hinter seinem Rinderpaare vom Felde heimkehrte, fand er die Bewohner in großer Aufregung und in Tränen. Verwundert darüber, fragte er nach dem Grunde der Trauer, da erzählten ihm die Boten aus Jabesch-Gilead, was den Bewohnern ihrer Stadt bevorstand, wenn nicht eilige Hilfe einträfe. Ergrimmt über diese schnöde Bedingung des Ammoniterkönigs und über den Schimpf, der ganz Israel angetan werden sollte, war Saul sofort entschlossen, den Gileaditen von Jabesch Hilfe zu bringen. Zum ersten Male machte er von seiner königlichen Gewalt Gebrauch. Er forderte ganz Israel zur Beteiligung an dem Zuge gegen die Ammoniter auf; Samuel gab seinerseits der Aufforderung Nachdruck und erklärte, daß er mitziehen würde.

Die Zerfahrenheit der Richterzeit war überwunden, ein starker Wille herrschte. Eine bedeutende israelitische Kriegerschar zog über den Jordan, griff die Ammoniter von drei Seiten an, so daß sie in hellen Haufen die Flucht ergriffen. Die Stadt Jabesch war gerettet und bewahrte für die ihr gebrachte rasche und nachdrückliche Hilfe Saul und seinem Hause treue Dankbarkeit. Bei seiner Rückkehr über den Jordan wurde Saul wegen seines zweiten Sieges über die Feinde mit rauschender Freude begrüßt. Samuel, welcher Zeuge dieses Freudenrausches war, hielt es für geraten, den König und das Volk zu ermahnen, daß sich ihre Siegesfreude nicht in Übermut verwandle, und daß sie das Königtum nicht als Endzweck, sondern als Mittel betrachten möchten. Er berief daher eine große Volksversammlung; er wollte König und Volk auf ihre Pflichten aufmerksam machen.

Diese Versammlung in Gilgal war außerordentlich zahlreich besucht. Samuel salbte Saul zum zweiten Male als König, das Volk huldigte ihm nochmals (um 1067), und es wurden Freudenopfer dargebracht. Inmitten dieser Freude hielt Samuel eine Rede, welche Zeugnis ablegt für seine Geisteshoheit und prophetische Größe.

Sauls zwei erfolgreiche Siege und die große Versammlung in Gilgal, welche ihm die Huldigung der meisten Stämme gebracht hatte, befestigten seine Stellung und das Königtum überhaupt für die Dauer. So sehr auch Samuel die Zeit der Richter pries und verherrlichte, das Volk fühlte doch, daß der König es besser zu beschützen vermochte, als es die Richterhelden getan hatten. Es opferte gern die republikanische Freiheit um den Preis der Einheit und der dadurch erlangten Kraft.

Das Königtum führte selbstverständlich manche Veränderungen herbei. Saul sammelte zunächst eine Kerntruppe aus mutigen Männern und Jünglingen, eine Art stehendes Heer, dessen Feldherr sein Vetter A b n e r wurde. Auch eine eigene Beamtenklasse brauchte der König. Kriegsoberste über je tausend und hundert, dann Räte und Freunde, die an seiner Tafel zu speisen pflegten. Eine eigene Dienerklasse

waren die Läufer oder Trabanten, gehorsame Vollstrecker der königlichen Befehle, zugleich Polizeidiener und Scharfrichter, eine bewaffnete Mannschaft. Diese und ihr Oberster kannten nur die Persönlichkeit des Königs.

Durch den Aufenthalt der stehenden Truppen und der Beamten wurde Gibea, welches bis dahin nur eine kleine Stadt oder vielleicht ein Dorf war, zur Residenz erhoben. Anfangs zeigte sich der König sehr gefügig gegen den Propheten. Als ihm Samuel im Namen Gottes auftrug, einen Vernichtungskrieg gegen die Amalekiter zu unternehmen, war Saul sogleich dazu bereit und bot den Heerbann auf. Die Amalekiter waren erbitterte Erbfeinde des israelitischen Volkes; sie hatten in der Wanderung durch die Wüste und beim Einzuge ins Land Grausamkeit gegen dieses verübt. Auch sonst hatte Amalek mit den Feinden Israels sich verbunden, um es zu schwächen. Ihr König Agag scheint in Sauls Zeit dem Stamme Jehuda viel Unbilden zugefügt zu haben. Er galt als Kriegsheld und flößte ringsumher Schrecken ein. Die Amalekiter standen besonders im Rufe großer Tapferkeit. Es war keine geringe Aufgabe, einen Kriegszug gegen sie zu unternehmen. Dennoch zauderte Saul nicht einen Augenblick. Den Kampf scheint er mit großer Geschicklichkeit und Tapferkeit geführt und den Feind in einen Hinterhalt gelockt zu haben. Dadurch gelang es ihm, ihn nachdrücklich zu besiegen. Er nahm die Hauptstadt ein, tötete Männer, Weiber und Kinder und nahm den gefürchteten König gefangen. Reiche Beute fanden die israelitischen Krieger, doch sollten diese Reichtümer nach Samuels Anordnung nicht benutzt, sondern vernichtet werden; es sollte jede Spur von Amalek im Gedächtnisse vertilgt werden. Die Krieger mochten aber nicht die reiche Beute preisgeben, und Saul, sonst so strenge, ließ die Erbeutung stillschweigend zu und übertrat damit des Propheten Anordnung.

Auf diesen Sieg über die gefürchteten Amalekiter war Saul nicht wenig stolz. Den einst schreckenerregenden König Agag führte er in Fesseln als lebendes Siegeszeichen. Das Kriegsglück berauschte ihn, und seine bisherige Demut wich von ihm. Auf seiner Heimkehr errichtete er in der Oase Karmel ein Denkmal seines Sieges. Inzwischen hatte Samuel ein prophetisches Gesicht, daß der König seinen Auftrag nicht vollkommen ausgeführt habe. Er sollte dem siegesstolzen Saul entgegentreten, aber es wurde ihm schwer. Eine ganze Nacht rang er im Gebete. Endlich entschloß er sich, Saul entgegen zu gehen; aber als er unterwegs vernahm, daß Saul von Hochmut so weit beherrscht war, daß er sich ein Denkmal setzen ließ, wandte er sich um und begab sich nach Gilgal. Saul zog bei der Nachricht von dessen Reise ihm nach. Die Ältesten Benjamins und der Nachbarstämme fanden sich ebenfalls ein, um den königlichen Sieger zu begrüßen. Sie wurden

aber halb und halb Zeugen eines Zerwürfnisses, welches schlimme Zeiten ahnen ließ.

Als wenn nichts vorgefallen wäre, suchte der König den Propheten auf mit den Worten: „Ich habe Gottes Befehle vollzogen." Darauf fuhr ihn Samuel hart an: „Was bedeutet denn das Blöken der Herde, das ich höre?" „Das Volk war's," antwortete Saul, „welches die besten Schaf- und Rinderherden schonte, um sie in Gilgal auf dem Altare zu opfern". Bei diesen Worten konnte der Prophet seinen Unwillen nicht mehr zurückhalten. Er erwiderte in geflügelten Worten:

„Hat Gott ebensoviel Wohlgefallen
„An Opfern und Mahlen, wie an Gehorsam?
„Sieh, Gehorsam ist besser als Opfer,
„Lauschen mehr wert als der Widder Fett.
„Denn die Sünde der Zauberei stammt aus Ungehorsam
„Und das Vergehen mit Theraphim aus Widerstreben".

„Weil du Gottes Wort verachtet, so hat Gott dich verworfen, König über Israel zu sein." Saul von diesen verletzenden Worten gedemütigt, klammerte sich an Samuels Gewand, um ihn zurückzuhalten, so fest, daß es zerriß. Samuel bemerkte dazu „das ist das Zeichen! Gott hat die Königswürde von Dir gerissen und wird sie einem Bessern übergeben, selbst wenn Israel dadurch zerrissen werden sollte". Noch einmal bat Saul flehentlich den Propheten: „Ehre mich wenigstens vor den Ältesten meines Stammes und Israels und kehre um." Da besann sich Samuel und begleitete ihn zum Altar, wo sich der König vor Gott demütigte. Samuel befahl darauf, den gefesselten König Agag vorzuführen. Feige jammerte der Amalekiterkönig: „O, wie bitter, bitter ist der Tod." Samuel erwiderte auf diesen Ausruf:

„So wie Dein Schwert Frauen ihrer Kinder beraubt hat,
„So soll Deine Mutter des kriegerischen Mannes beraubt werden."

Samuel befahl darauf den Amalekiterkönig zu töten.

Seit der Szene in Gilgal mieden der König und der Prophet einander. Der Sieg, den Saul über Amalek errungen, wurde für ihn eine Niederlage; sein Stolz war gedemütigt. Die Verkündigung, daß er von Gott aufgegeben sei, warf einen finstern Schatten in seine Seele. Der Trübsinn, der später bei ihm in Raserei ausartete, hatte seine ersten Anfänge in den Drohworten, die ihm Samuel zugerufen hatte: „Einem Bessern wird Gott das Königtum über Israel verleihen." Sie haben Saul stets fürchterlich in den Ohren geklungen. So sehr er sich gegen die Übernahme der Herrschaft gesträubt hatte,

ebenso sehr widerstrebte es ihm, sie aus den Händen zu geben. Dabei fühlte er seine Hilflosigkeit. Was sollte er gegen den strengen Propheten beginnen? Um sich zu betäuben, warf er sich auf den Krieg. Es gab der Feinde genug an den Grenzen des israelitischen Landes, welche bekämpft werden konnten. Noch einen andern Weg schlug Saul ein, um die Bedeutung seiner Persönlichkeit in den Gemütern des Volkes festwurzeln zu lassen. Im Innern des Landes wohnten noch immer mitten unter Israeliten kanaanitische Familien und kleine Stämme, welche bei der Eroberung des Landes nicht verdrängt wurden, nicht verdrängt werden konnten. Diese hatten Israel zur Verehrung der falschen Götter und zu götzendienerischen Unsitten verleitet. Saul gedachte also sich ganz besonders um das Volk und die Lehre Israels verdient zu machen, wenn er die götzendienerischen Nachbarn aufheben oder aus dem Lande jagen würde. So begann er für Israel zu eifern, d. h. das Fremde, Unisraelitische und die Fremden, Nichtisraeliten zu beseitigen. Zu den geduldeten Fremden gehörten zunächst die Gibeoniten, die sich freiwillig den einziehenden Israeliten unterworfen hatten. Saul achtete den Schwur nicht, welcher ihnen damals Duldung und Selbständigkeit zugesichert hatte, und richtete ein Blutbad unter ihnen an, dem nur wenige derselben entgingen. Zugleich mit den fremden kanaanitischen Völkerschaften verfolgte Saul auch die mit dem götzendienerischen Wesen in Verbindung stehenden Gaukler und Totenbeschwörer. Wenn Saul auf der einen Seite gewissermaßen um die Anhänglichkeit und Gunst des Volkes warb und sich durch seinen nationalen und religiösen Übereifer als strengen Vollstrecker der von Gott gegebenen Gesetze bewähren wollte, so suchte er anderseits dem Volke eine demutvolle Scheu vor dem Königtume einzuflößen. Er setzte eine goldene Krone auf sein Haupt; sie sollte seine Hoheit und Überragung über das Volk zu erkennen geben. Seine Zeitgenossen, welche ihn noch als Ackersmann kannten und ihn als ihresgleichen zu behandeln geneigt waren sollten seine Vergangenheit vergessen und sich daran gewöhnen, zu ihm, als Gottgesalbten, der die heilige Krone trage, staunend hinauf zu blicken. Wer sich dem Könige nahte, mußte sich vor ihm mit dem Gesichte zur Erde niederwerfen. Auch den königlichen Luxus der Vielweiberei führte er ein.

In den Fehden, die Saul anhaltend gegen die äußern Feinde führte, in dem Eifer, den er zeigte, die fremden Elemente im Innern zu bannen, und in der Entfaltung von Hoheit und Glanz, mit dem er sich umgab, mochte Saul das Drohwort sich aus dem Sinne geschlagen haben, welches ihm der Prophet so grell ins Ohr gerufen hatte. Allein ehe er sichs versah, stand das Wort als Gespenst vor seinen Augen, nahm Fleisch und Seele an, schlich sich zu ihm in Ge-

stalt eines schönen Jünglings und bezauberte ihn selbst. Den Nebenbuhler, den er fürchtete, mußte er selbst hegen und pflegen, ihn neben sich auf den Thron erheben und ihn zur Nebenbuhlerschaft gewissermaßen befördern. Das Verhängnis, das ihn ereilen sollte, mußte er selbst heraufbeschwören.

Als es einst nach mehreren Fehden mit den Philistern zu einem ernsten Kriege gekommen war, und Saul eine zahlreiche Schar aufgeboten hatte, standen die Schlachtreihen einige Zeit einander gegenüber, nur durch eine Tiefebene voneinander getrennt. Beide fürchteten den ersten folgenreichen Schritt zu tun. Endlich schlugen die Philister die Entscheidung durch einen Zweikampf vor und stellten den riesigen Krieger G o l i a t h als Kämpfer auf. Saul hätte gern gesehen, wenn sich aus seinem Heere ein Zweikämpfer gestellt hätte, er verhieß dem Sieger reiche Geschenke, dessen Vaterhause Befreiung von Abgaben und Kriegsdienst und ihm sogar die Hand einer seiner Töchter. Aber selbst um diesen Preis wagte niemand aus dem israelitischen Heere Goliath entgegenzutreten. Da fand sich wie zufällig ein Hirtenjüngling aus der dem Kampfplatze nahen Stadt Bethlehem ein, der die Entscheidung herbeiführte. Dieser bethlehemitische Hirt hat unmittelbar und mittelbar einen Umschwung in der Geschichte des israelitischen Volkes und in der Geschichte des Menschengeschlechtes herbeigeführt. D a v i d , damals nur den Einwohnern des Dorfes oder Städtchens Bethlehem bekannt, ist seitdem ein klangvoller Name fast auf dem ganzen Erdenrund geworden.

Samuel hatte nach seinem Zerwürfnisse mit Saul den prophetischen Auftrag empfangen, sich nach Bethlehem zu begeben und dort unter den acht Söhnen des greisen J s a i einen zum zukünftigen Könige in Israel an Sauls Statt zu wählen und zu salben. Heimlich hatte er sich dahin begeben; denn er fürchtete Sauls Nachstellung. Aber nur den Jüngsten mit seinen schönen, fesselnden Augen, mit seinem anziehenden Gesichte und seiner anmutigen Gestalt fand Samuel als den Rechten, von Gott Erkorenen, es war D a v i d. Inmitten seiner Brüder salbte ihn Samuel zum Könige über Israel. Dieser einfache Akt von bedeutender Tragweite wurde selbstverständlich im engsten Kreise vollzogen und von Samuel, dem Vater und den Brüdern geheim gehalten.

Isai, Davids Vater, stammte keineswegs aus der vornehmsten Jehudäischen Familie, gehörte vielmehr, so wie sämtliche Einwohner Bethlehems, einer der geringsten an. Bei seiner Salbung stand David im Jünglingsalter; er war etwa achtzehn Jahre alt und hatte bis dahin noch wenig erfahren und noch weniger geleistet. Die schönen Triften rings um Bethlehem waren bis dahin seine Welt gewesen. Aber in dem Jünglinge waren Anlagen verborgen, die nur angeregt

zu werden brauchten, daß er geistig alle seine Zeitgenossen überragen konnte, wie Saul sie körperlich überragte.

David hatte zunächst Anlage für Dichtkunst und Saitenspiel und mag bei seinen Herden manches Lied den Echos der Berge zugerufen haben. Aber der tief dichterische Zug seiner Seele machte ihn nicht zum Träumer. — Als der Krieg gegen die Philister unweit Bethlehem ausbrach, hatte David keine Ruhe bei der Herde und war froh, daß ihn sein Vater mit einer Botschaft an seine Brüder, welche im Heerbanne dienten, betraute, um sich ins Lager begeben zu können. Dort angekommen, gab er schüchtern den Umstehenden zu verstehen, daß er es wohl wagen würde, dem verworfenen Philister entgegenzutreten, welcher das Heer des lebendigen Gottes so sehr schmähte, und so drang es zu des Königs Ohren, daß ein Jüngling sich zum Zweikampfe anbot. Halb verwundert, halb spöttisch gestattete ihm Saul den Zweikampf zu unternehmen, und bot ihm seine eigene Rüstung an.

Der erste Stein, aus der Schleuder mit geübter Hand geworfen, traf von fern den schwerbewaffneten und schwerfälligen Riesen; er fiel zu Boden. Eilend stürzte sich David auf ihn, riß ihm das Schwert aus der Scheide und hieb ihm damit das Haupt ab. Die Philister, welche vom Berge aus den Fall ihres Zweikämpfers erblickten, den sie für unbesiegbar gehalten hatten, erklärten sich für besiegt und versuchten nicht mehr den Krieg fortzusetzen, sie entflohen vielmehr nach ihren festen Städten. Die israelitische Schar, von dem Siege Davids hingerissen, verfolgte den fliehenden Feind. Mit dem blutigen Haupte in der Hand, wurde der junge Sieger vor Saul geführt, dem er bis dahin völlig unbekannt war. Er hatte nicht eine schattenhafte Ahnung davon, daß dieser Jüngling, dem er die Bewunderung nicht versagen konnte, der so sehr von ihm gefürchtete Nebenbuhler sein könnte. Er empfand nur die Freude über den großen Sieg. Sein Sohn Jonathan mit seiner offenen, weichen, selbstlosen Seele war von dem jungen Sieger wie bezaubert. In seine Seele zog eine Liebe für ihn ein, stärker als die Liebe zu einem Weibe. Bald erscholl Davids Name in den Gemarkungen aller Stämme. Dieser kehrte aber, als wenn nichts vorgefallen wäre, in sein Vaterhaus zurück und brachte nur als Erinnerungszeichen an seine Tat Goliaths Schädel und Rüstung mit.

Lange blieb er nicht im Vaterhause; denn das Verhängnis über Saul begann sich zu vollziehen, und David war als Werkzeug dazu auserkoren. Der Schatten des Unmutes, welcher des Königs Seele seit seinem Zerwürfnisse mit dem Propheten zu verdüstern begonnen hatte, verdichtete sich immer mehr. Seine Verstimmung ging in Schwermut, diese in Trübsinn über und zuweilen zeigten

sich Anzeichen rasenden Wahnsinns bei ihm. „Ein böser Geist ist über den König gekommen," so raunten seine Diener einander zu. Nur Saitenspiel vermochte ihn zu erheitern. So rieten ihm seine vertrauten Diener einen kunstgeübten Saitenspieler und Dichter an seinen Hof zu ziehen und empfahlen ihm den Sohn Isais. So kam David an Sauls Hof und bezauberte ihn durch sein ganzes Wesen und sein Spiel. So oft der König in Trübsinn verfiel, brauchte David nur die Laute zu rühren, und die Schwermut wich plötzlich von ihm. Saul fühlte sich von David gefesselt, begann ihn wie einen Sohn zu lieben und bat endlich dessen Vater, ihn ganz und gar an seinem Hofe zu lassen. Er machte ihn dann zu seinem Waffenträger, um ihn stets bei sich zu haben und sich durch ihn erheitern zu lassen. Das war der erste Schritt zu Davids Erhöhung. Aber nicht der König allein fühlte sich von ihm bezaubert, auch auf die ganze Umgebung Sauls übte er eine Anziehungskraft aus, die Herzen flogen ihm zu. Am meisten aber liebte ihn Jonathan, und Sauls zweite Tochter Michal trug eine geheime Neigung für David im Herzen.

An Sauls Hofe lernte David das Waffenhandwerk kennen und vertauschte öfter die Laute mit dem Schwerte. Da es ihm nicht an Mut gebrach, so zeichnete er sich bald bei den kleinen Fehden aus, aus denen er siegreich heimkehrte! Als David einst den Philistern einen empfindlicheren Verlust beigebracht und dadurch Jubel in dem israelitischen Gebiete erzeugt hatte, zogen ihm aus den Städten Frauen und Jungfrauen mit Gesang, Handpauken und Klangbecken entgegen, führten Tänze auf und begrüßten ihn mit Freudenrausch als Sieger: „Saul hat Tausende geschlagen, David aber Zehntausende." Diese Ehrenbezeugungen, welche dem jungen Kriegshelden so volltönig und so schwärmerisch entgegengebracht wurden, öffneten endlich Saul die Augen. Also der Bessere, welchen Gott zum Könige über Israel erwählen wird, womit Samuel ihn bedroht hatte, der Nebenbuhler, den er so sehr fürchtete, der ihm aber bisher nur als Traumbild erschienen war, er lebt, steht leibhaftig vor seinen Augen, er ist der Liebling des Volkes und sein eigener, er beherrscht alle Herzen! Es war eine tieferschütternde Entdeckung für Saul. „Mir geben sie nur Tausende, aber ihm Zehntausende, sie stellen ihn schon über mich, was fehlt ihm noch um König zu werden?" Der Jubelruf der singenden und tanzenden Frauenchöre gellte ihm seit der Zeit in den Ohren und erweckte das Drohwort des Propheten: „Verworfen bist du von Gott." Bei dieser Entdeckung verwandelte sich Sauls Liebe zu David in Haß und erfüllte ihn mit Wahnsinn.

Schon am darauffolgenden Tage nach Davids Rückkehr vom Siegeszuge geriet Saul in Raserei und schleuderte seinen Speer gegen

ihn, dem dieser nur durch ein geschicktes Ausweichen entging. Auch dieser fehlgeschlagene Wurf erschien Saul, so wie ihn der Wahnsinn verließ, als ein Zeichen, daß Gott selbst seinen Feind beschützte. Von der Zeit an verlegte er sich auf List, seinen Nebenbuhler zu beseitigen. Äußerlich zeichnete er David aus, er machte ihn zum Anführer der Kerntruppe von Tausend, gab ihm den Auftrag, Fehden von größeren Gefahren zu führen, und mußte ihm zuletzt widerwillig seine Tochter Michal, die den jungen Helden liebte, zur Frau geben. Sie, sowie Jonathan hielten es gegen den Vater mit ihm. Das erbitterte Saul nur noch mehr, und er trachtete ihm nach dem Leben, zuerst heimlich und dann offen, indem er seine Scharen gegen ihn führte. David wurde für vogelfrei erklärt und war hilflos. Aber es gesellten sich zu ihm Jünglinge und Männer von verwegenem Mute, Kampflustige, Unzufriedene, Bedrängte, Abenteurer und zunächst seine nahen Verwandten, Joab und dessen zwei Brüder, Abisai und Asael. Diese bildeten den Grundstock zu einer Schar heldenmütiger Streiter, durch deren Hilfe David von Stufe zu Stufe bis zum Throne steigen konnte. Auch ein Prophet aus der Schule Samuels, Namens Gad, schloß sich ihm an. Den letzten Vertreter des hohenpriesterlichen Hauses Eli, trieb Saul geradezu in die Arme seines vermeintlichen Feindes.

Er ließ nämlich sämtliche Priester von Nob, Nachkommen und Verwandte Elis, aus Verdruß, daß sie es mit David hielten, grausam umbringen und die Priesterstadt Nob zerstören. Nur ein einziger dieser Familie entging dem Tode, Abiathar. Dieser floh zu David und wurde von ihm mit offenen Armen aufgenommen.

Der Haß gegen seinen Nebenbuhler machte Saul grausam und blutdürstig. Alle Versuche Jonathans, der zwischen beiden stand, den Vater mit dem Freunde auszusöhnen, mißlangen und vertieften den Zwiespalt nur noch mehr. Da das Unrecht auf Sauls Seite war, so hielt es ein Teil des Volkes mit David, und wenn es ihn auch nicht öffentlich unterstützen konnte, so leistete es ihm heimliche Hilfe. Nur so konnte er den heimlichen Verfolgungen entschlüpfen.

Schlimm war es, daß David wegen seines unstäten Lebens und seiner Bedrängnis gezwungen war, mit den Feinden seines Volkes freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, so mit dem Könige von Moab, mit dem Ammoniterkönige Nachasch und mit dem Philisterkönige Achisch. Er lud dadurch den Verdacht auf sich, Verräter an seinem Vaterlande zu sein, sodaß Sauls Feindschaft gegen ihn Berechtigung hätte. Davids Verbindung mit Achisch, zu dem er, obwohl einmal ausgewiesen, zum zweitenmal Zuflucht genommen hatte, war besonders geeignet, ihn zu verdächtigen. Achisch

gewährte ihm Schutz und räumte ihm die Stadt Ziklag ein, unter der Bedingung, daß er mit Saul und seinem Vaterlande völlig brechen und im Kriegsfalle mit seiner Mannschaft — die auf sechshundert angewachsen war — zur philistäischen Schar stoßen und gegen seine Stammgenossen kämpfen, und daß er auch in Friedenszeiten gegen entlegene Teile des Stammes Jehuda Streifzüge unternehmen und von der gemachten Beute einen Anteil seinem Lehnsherrn abgeben sollte. David scheint allerdings im Sinne gehabt zu haben, diesen Bedingungen auszuweichen, oder im gegebenen Falle sich mit seinen Stammesgenossen gegen seine Verbündeten zu vereinigen. Aber dann mußte er krumme Wege einschlagen und seine bisher bewahrte Gradsinnigkeit verleugnen. Achisch glaubte indes, an David einen treuen Verbündeten zu haben, der seine Kriegstüchtigkeit und den Mut seiner Mannschaft dazu gebrauchte, seine eigenen Stammesgenossen zu schädigen, und der nach solchem Verfahren sich nimmermehr mit seinem Volke werde aussöhnen können.

In diesem Wahne, den ihm David durch seine Hinterlist beigebracht hatte, glaubte Achisch einen entscheidenden Krieg gegen Israel unternehmen zu können. Saul war in Trübsinn verfallen und hatte nach seinem Zerwürfnisse mit seinem Schwiegersohne seine Kriegstüchtigkeit nicht mehr bewährt. Der beste Arm, der früher für ihn gestritten, und der erfinderischste Kopf, der für ihn überlegt hatte, war gegen ihn gekehrt. Die heldenmütigsten Jünglinge und Männer Israels hatten sich David zur Verfügung gestellt. Achisch bot daher seine ganze Mannschaft auf, um einen entscheidenden Schlag gegen Israel zu führen.

Infolge ihrer Verabredung forderte der Philisterkönig David auf, sich diesem Kriege gegen Saul in großem Maßstabe anzuschließen und mit seinen Mannen zum philistäischen Heere zu stoßen. Mit schwerem Herzen mag David den Zug angetreten haben; aber es blieb ihm keine andere Wahl, er hatte sich den Feinden seines Volkes verkauft. Aber die philistäischen Großen rissen ihn aus seiner zweideutigen Lage. Laut und stürmisch verlangten sie von ihrem Könige, David und seine Mannschaft heimzusenden, weil sie seiner Treue nicht trauen könnten. Es war ein Glück für David, er wurde dadurch seiner Zwitterstellung enthoben, entweder ein Verräter an seinem Volke oder ein Wortbrüchiger an Achisch zu werden.

Die Philister zogen indes weiter zu Hunderten und Tausenden. Saul, welcher Kunde von der Rüstung der Philister und ihrem Zuge hatte, rief den israelitischen Heerbann zusammen, zog in Eilmärschen ihnen entgegen und lagerte zuerst am Fuße des Gebirges Gilboa. Dann umging er den gegenüber liegenden Bergrücken und lagerte am Nordwestfuße dieses Gebirges bei Endor.

Beim Anblicke der großen Menge des philistäischen Heeres und besonders der Reiterei wurde Saul zaghaft; die trüben Tage, die er sich selbst bereitet hatte, benahmen ihm den Mut. Er fühlte sich von Gott verlassen, da er auf sein Befragen über den Ausgang des Krieges keinen Gottesspruch, weder durch einen Priester noch durch einen Propheten erlangen konnte. In seiner Ratlosigkeit suchte er eine Bauchrednerin in Endor auf, die sich der Verfolgung entzogen hatte und ihr Gauklerwesen heimlich trieb. Es war ein eigenes Verhängnis für Saul, daß er zu der Gaukelei Zuflucht nehmen mußte, die er aus dem Lande verbannt wissen wollte,

Mit trüben Ahnungen im Herzen begann Saul die Schlacht, und sie fiel, als hätte er mit seiner Verzagtheit seine Scharen angesteckt, unglücklich aus. Tapfer kämpften die Israeliten; die Schlacht dauerte den ganzen Tag, aber in der Ebene konnten sie sich gegen die Reiterei und Kriegswagen nicht halten und suchten daher das Gebirge Gilboa auf, und hier wurden sie von den Philistern verfolgt und aufgerieben. Auch der liebenswürdige Jonathan und seine Brüder fielen. Saul fand sich mit einem Male allein, nur sein Schildträger war bei ihm, als die philistäischen Bogenschützen auf ihn eindrangen. Fliehen mochte er nicht und ebensowenig Gefangener zum Spotte der Philister werden. So blieb Saul nichts übrig, als sich in sein eigenes Schwert zu stürzen, und er starb eines Königs würdig. Sein Waffenträger gab sich ebenfalls den Tod. Die Niederlage war fürchterlich. Die Blüte der israelitischen Kriegsmannschaft lag geknickt auf dem Berge Gilboa und in der Ebene Jesreel. Nachdem die Philister die Nacht nach dem heißen Tage ausgeruht hatten, besichtigten sie das Schlachtfeld und beraubten die Gefallenen ihrer Kleider und ihres Schmuckes. Hier fanden sie die Leiche Sauls und seiner drei Söhne. Das Haupt des Königs und seine Waffen sandten sie als Trophäen nach dem Philisterlande und bewahrten den Schädel in einem Dagontempel und die Waffen in einem Astartetempel zum Andenken an hren großen Sieg über Israel auf. Dann drangen sie in die Städte in der Ebene Jesreel und in der östlichen obern Jordanaue und besetzten sie; die Einwohner waren bei der Nachricht von der Niederlage am Gilboa jenseits des Jordans entflohen. Zur Schmach der Israeliten hängten die Philister die hauptlose Leiche Sauls und die seines Sohnes Jonathan an die Mauern von Betschean auf. Es scheint, daß die Philister, ihren Sieg weiter verfolgend, von dem Berge Gilboa und von Betschean südlich zogen und alle wichtigen Städte besetzten. In Sauls Hauptstadt Gibeat-Saul verbreitete die Annäherung der Philister einen solchen Schrecken, daß die Wärterin von Jonathans fünfjährigem Sohne Mephi-Boschet die Flucht ergriff und in der Eile auf dem Gebirge den Knaben fallen

ließ. Durch den Sturz brach der Knabe ein Bein und mußte lebenslänglich hinken. Traurig hinterließ Saul das Land nach seinem Tode, trauriger noch, als es zur Zeit seiner Wahl war. — Die Niederlage war so gewaltig und unerwartet, daß in dem Augenblicke von keiner Seite an Widerstand gedacht wurde. Aller Mut war geschwunden. Es galt schon als eine Kühnheit, daß einige Männer aus Jabesch-Gilead jenseit des Jordans, aus Dankbarkeit für Saul, welcher ihrer Stadt Rettung gebracht hatte, es wagten, die Schändung von Sauls Leiche abzuwenden. Sie drangen in der Nacht über den Jordan nach Betschean, schnitten die Leichen Sauls und Jonathans von der Mauer ab, brachten sie nach ihrer Stadt, begruben sie unter einer Terebinthe und stellten eine siebentägige Trauer um sie an. Die diesseitigen Stämme hatten nicht denselben Mut oder empfanden nicht dieselbe Dankbarkeit für Saul, der durch sein Zerwürfnis mit David das Land unglücklich gemacht hatte. Das war das Ende des Königs, auf dessen Wahl das Volk so viel Hoffnung gesetzt hatte.

Drittes Kapitel.

Der König David

(um 1055 — 1015 vorchristlicher Zeit).

Auch David schien von dem Volke vergessen zu sein, auf den es früher so viel Hoffnung gesetzt hatte. Was hatte er getan während das Vaterland blutete? Mag sein Zug gemeinschaftlich mit den Philistern bekannt geworden sein oder nicht, auffallend mußte es allen geworden sein, daß er in dieser traurigen Zeit, nur auf eigene Sicherheit bedacht, sich fern von jeder Gefahr hielt, dem bedrängten Volke nicht beisprang, vielmehr an dem Bündnis mit den Philistern festhielt. Freilich war auch er in derselben Zeit in Bedrängnis; aber die Vorgänge, die ihn betrafen, wurden erst später bekannt. Für den Augenblick mußte es denen, welche Sinn für die öffentlichen Vorfälle hatten, schmerzlich gewesen sein, daß David im Bündnisse mit den Feinden stand und während der Abwesenheit des Königs Achisch im Kriege gegen Israel gewissermaßen dessen Grenzen beschützte. — Als David nämlich vom Zuge mit den Philistern wegen des Argwohns der Großen zurückgesandt wurde, fand er seine Stadt Siklag verbrannt, Weiber und Kinder und alle, welche nicht ausgezogen waren, verschwunden. Die Amalekiter, welche durch Davids Streifzüge gelitten und in die Wüste geflohen waren, hatten dessen Abwesenheit benutzt, um ihrerseits einen Plünderungszug zu unternehmen.

Der Schmerz der Mannschaft Davids bei ihrer Heimkehr, als sie die Ihrigen nicht vorfanden und die Stadt Siklag verbrannt sahen, war so groß, daß sie sich im Unmute gegen David kehrten. Bei Verfolgung der Missetäter erfuhren sie indes durch einen ägyptischen Sklaven, den sie krank am Wege fanden, den Lagerplatz des Amalekiterhaufens und überraschten ihn an der bezeichneten Stelle. Die erbitterte Schar schlug ihn so gewaltig, daß die meisten auf dem Kampfplatze blieben und nur wenige auf den Kamelen entkamen.

Siegestrunken kehrten David und seine Mannschaft nach Siklag zurück, begannen es wieder aufzubauen und sich einzurichten. Von der den Amalekitern abgenommenen Beute sandte David Ehrengaben an die Ältesten Jehudas und an seine Freunde in mehreren Städten von Berseba bis Hebron. Er beabsichtigte damit, diesen allen Kunde von seinem Siege zu geben und sie zugleich für sich einzunehmen.

Kaum hatte er wieder festen Fuß in Siklag gefaßt, als ihm die Trauerkunde zukam, daß das israelitische Heer am Gilboa eine schreckliche Niederlage erlitten hatte, und daß auch Saul und seine Söhne gefallen waren. Davids erste Regung bei dieser Kunde war Trauer, tiefe Trauer um den verhängnisvollen Tod des Königs und noch mehr um den Verlust seines Herzensfreundes Jonathan. Dann veranstaltete David eine öffentliche Trauer um ihren Tod und um die Niederlage des Volkes. Bei dem Trauerakt trug David ein tiefempfundenes elegisches Lied vor.

Wie aufrichtig auch Davids Trauer bei der Kunde von Sauls Tod gewesen war, ausnutzen mußte er ihn doch. Es hielt ihn nicht mehr in dem abgelegenen Winkel von Siklag, es trieb ihn vielmehr, in den Vordergrund zu treten. Die alte Stadt Hebron, den Sitz des jehudäischen Adels, wählte er zu seinem Aufenthalte. Aber er wurde nicht von den Ältesten dahin eingeladen, sondern drängte sich gewissermaßen auf, so sehr hatte seine Beliebtheit durch seine Verbindung mit den Philistern selbst bei seinem eigenen Stamme gelitten. Seine Schar der sechshundert und die denselben vorstehenden tapfern Streiter zogen mit ihm und siedelten sich mit ihren Familien in Hebron an. Diesen Schritt selbständiger Unternehmung tat er, während die Philister noch im Norden mit der Ausbeutung ihres Sieges beschäftigt waren. Erst als David festen Fuß in dem damaligen Vororte des Stammes Jehuda gefaßt hatte, wählten ihn, auf Anregung der Freunde, die er sich durch seine Zuvorkommenheit erworben hatte, die Ältesten des ganzen Stammes zum Könige. Er knüpfte sofort mit den Stämmen jenseits des Jordan Verbindungen an, um auch diese für sich zu gewinnen. An die diesseitigen dagegen, welche noch unter der Gewalt der Philister standen, konnte und durfte

er sich nicht wenden. Ein unglückseliges Verhängnis hielt ihn in den Banden der Philister umstrickt; seine Klugheit stand im Kampfe mit seiner Vaterlandsliebe. Diese gebot, alles aufs Spiel zu setzen, um sich von dem unheilvollen Bündnisse los zu machen, jene dagegen riet, den mächtigen Nachbar nicht zu reizen.

Achisch ließ David die volle Freiheit, sich als König von Jehuda zu geberden und Streifzüge in die Grenzgebiete der Wüste zu machen, von deren Beute er nach wie vor seinen Anteil erhielt; aber darüber hinaus durfte David keinen Schritt tun. Joab, in welchem ein gewaltig sinnender Feldherr steckte, mußte sich die kleinliche oder schwächliche Rolle gefallen lassen, Raubzüge zu machen. Die Befreiung des Landes von den Philistern, an die David nicht denken konnte, weil ihm die Hände gebunden waren, vollzog Sauls Feldherr Abner. Es war ihm gelungen, von der großen Niederlage am Gilboa zu entkommen, und er verlor den Mut nicht, bei dem Schiffbruche des Hauses Saul was noch möglich war zu retten. Mit andern Flüchtlingen begab er sich jenseits des Jordan, wo sie die Philister nicht erreichen konnten, und wo für das Haus Saul dankbare Herzen schlugen. Die Stadt Machanaim wählte Abner zum Sammelpunkte für die Anhänger dieses Hauses. Hierher führte er den überlebenden Sohn Sauls Isch-Boschet und sämtliche Glieder der unglücklichen Familie und brachte es dahin, daß die jenseitigen Stämme diesen als Nachfolger anerkannten. Nachdem Abner eine wehrhafte Schar aus den jenseitigen Stämmen und den Benjamiten, die zu ihm gestoßen waren, zusammengebracht hatte, begann er den Kampf gegen die Philister, verdrängte sie nach und nach aus dem diesseitigen Lande. Aber erst nach vier oder fünf Jahren gelang es ihm, das ganze Land zu befreien (1055 bis 1051), so schwer muß der Kampf gewesen sein. Am schwierigsten war wohl die Zurückeroberung des Stammes Benjamin, weil die Philister dorthin leicht Truppen werfen konnten. Jeder Stamm, den Abner befreite, huldigte freudig dem Sohne Sauls, Abner hat außerordentliches geleistet. Er hat nicht nur die Unabhängigkeit erkämpft, sondern auch diejenigen Stämme in das Gemeinwesen gezogen, welche noch unter Saul sich ungefügig gezeigt hatten. Er hat so recht eigentlich das Zehnstämmereich oder das Reich Israel fest begründet und die Glieder desselben enger aneinander gefügt. Allein nach seinem Siege und seinen Anstrengungen war mit einem Male das Volk in zwei Hälften geteilt, das Reich Israel und das Reich Jehuda, jedes von einem eigenen Könige beherrscht. Der Stamm Jehuda, kaum durch die Tätigkeit Samuels und Sauls seiner Sonderheit entzogen und mit den übrigen Stämmen vereint, wurde abermals vom Ganzen getrennt. Der Sieg Abners hatte keine Freudigkeit erzeugt, weil er die Zwiespältigkeit

gebracht hatte. Schnell eilte der Griffel des Geschichtsschreibers darüber hinweg und deutete ihn nur mit wenigen Strichen an.

An eine Verschmelzung der beiden Häuser war nach Lage der Sache gar nicht zu denken. Nicht nur widerstrebten die beiden Könige David und Isch-Boschet einer freiwilligen Einigung der Glieder, weil dann einer von ihnen auf seine Königswürde hätte Verzicht leisten müssen, sondern vielleicht noch mehr ihr Anhang und besonders die beiderseitigen Feldobersten Joab und Abner, die, gleich kriegstüchtig, einen hohen Grad von Eifersucht gegeneinander hegten. Für Jehuda war es von Gewicht, daß es von einem mutigen und kriegsbewährten Könige geführt wurde, der vom Propheten Samuel gesalbt war und daher als geheiligte Person galt, während Isch-Boschet nur dem Namen nach König, keineswegs durch eine Gottesstimme bestätigt war und persönlich wenig kriegerisch gewesen zu sein scheint. Die ganze Macht ruhte in den Händen seines Feldherrn Abner. — Isch-Boschet saß in einem abgelegenen Winkel des jenseitigen Landes, war kaum von allem unterrichtet, was zwischen beiden Volkshälften vorging, während David seinen Wohnsitz in der Mitte seines Stammes hatte und von Hebron aus alles leiten konnte.

So brach denn, als Abner sämtliche Stämme außer Jehuda für Isch-Boschet gewonnen oder zurückerobert hatte, ein Bürgerkrieg zwischen beiden Reichen, oder zwischen dem Hause Sauls und dem Hause Davids aus, der zwei Jahre dauerte (um 1051 bis 1049). Über das Haus Saul vollzog sich indes tragisches Verhängnis. Abner hatte ein lüsternes Auge auf Sauls schöne Kebsin Rizpa geworfen, die mit ihren zwei Söhnen auch in Machanaim weilte. Obwohl Isch-Boschet sich manches von seinem Feldherrn gefallen lassen mußte, da er ihn nicht missen konnte, durfte er dessen Umarmung der Witwe seines Vaters nicht dulden, weil darin die Absicht lag, sich der Königswürde zu bemächtigen. Er erteilte daher Abner eine Rüge; dieser fühlte sich davon verletzt, hielt dem Schattenkönige seine Undankbarkeit vor und kehrte ihm den Rücken. Bald darauf knüpfte er heimlich mit David Unterhandlungen an, ihm die Huldigung sämtlicher Stämme zu verschaffen. Als Gegendienst mag er sich ausbedungen haben, daß er in seinem Feldherrnamte über die israelitischen Stämme verbleiben sollte. Freudig ging David auf diesem Vorschlag ein, verlangte aber vorher als Unterpfand des Bündnisses, daß seine Lieblingsgattin Michal, welche Saul ihm entrissen und an einen Benjamiten Paltiel verheiratet hatte, ihm wieder zurückgegeben würde. Isch-Boschet selbst mag die Gerechtigkeit dieser Forderung anerkannt und nichts Schlimmes für sich darin erblickt haben. Darauf verließ Abner seinen König unter den Vorwande, Michals Trennung von ihrem Gatten durchzusetzen, begab sich in das Gebiet Benjamin

und zwang Paltiel, sie zu entlassen, der sie weinend eine Strecke begleitete, aber auf ein Drohwort Abners traurig umkehren mußte. David hatte die Gattin seiner Jugendliebe wieder.

Abner zog darauf unter den Stämmen umher und suchte heimlich Anhänger für David zu gewinnen. Viele Israeliten mögen im Stillen gewünscht haben, daß der unglückselige Bürgerkrieg durch die Unterwerfung unter den jehudäischen König aufhören möge, selbst einige Benjaminiten waren einer Vereinigung nicht abgeneigt. Mit zwanzig vertrauten Freunden, welche für David gewonnen waren, traf Abner in Hebron ein, immer in Heimlichkeit. David hatte dafür gesorgt, Joab und seinen Bruder, die eifersüchtigen und mißtrauischen Söhne Zerujas, auf einen Streifzug aus Hebron zu entfernen. Während ihrer Abwesenheit verabredete David mündlich mit Abner, auf welche Weise die Ältesten der Stämme für die Entthronung Isch-Boschets und die Huldigung für ihn gewonnen werden sollten. Schon hatte Abner Hebron verlassen, um einen Aufruf an die Stammältesten zu richten, daß sie seinem Beispiele folgen möchten, dem Könige von Jehuda zu huldigen, als Joab mit seinen Leuten von dem Streifzuge zurückkehrte. Hier erfuhr dieser die überraschende Neuigkeit, daß Abner, der ehemalige Feind des davidischen Hofes, aufs freundlichste empfangen und aufs freundlichste entlassen worden war. Hinter seinem Rücken hatte sein König geheime Unterhandlungen gepflogen, und er sollte dem Bündnisse als Opfer dienen; das schien ihm die unausbleibliche Folge zu sein. Schnell entschlossen, wie Joab war, sandte er Abner Boten nach, dieser kehrte um. Am Tore von Hebron lauerten ihm Joab und Abisai auf, und Abner fiel, unvermutet und ungewarnt vom Schwerte getroffen, zu Boden.

David war vom Tode Abners tief betroffen. Der Mann, der einzig und allein imstande und bereit war, ihm auf friedlichem Wege sämtliche Stämme zuzuführen, am Vorabende zur Verwirklichung des Planes meuchlings ermordet! David war außerdem in einer peinlichen Lage. Um den Verdacht von sich abzuwälzen, als hätte er Abners Tod verräterisch veranlaßt, gab er seiner aufrichtigen Trauer um ihn einen feierlichen Ausdruck. Er veranstaltete ein in die Augen fallendes Leichenbegängnis in Hebron für den gefallenen Helden Israels, befahl allen seinen Hofleuten, der Bahre im Traueranzug zu folgen, begleitete sie selbst, und hauchte unter Tränen seinen Schmerz in einem Trauerliede aus, dessen Anfang sich noch erhalten hat:

„Mußte einem Verworfenen gleich Abner sterben!
„Deine Hände waren nie gebunden,
„Deine Füße nie mit Fesseln in Berührung,
„Von Frevlerhand bist du gefallen!“

Dieses Lied machte auf die Anwesenden einen gewaltigen Eindruck, alle brachen in Tränen aus und wurden durch den Ton, mit dem David das Trauerlied vortrug, von der Aufrichtigkeit seines Schmerzes überzeugt. Dagegen scheute sich David, die Söhne Zerujas zur Rechenschaft zu ziehen oder ihnen auch nur einen Vorwurf zu machen; er konnte ihrer nicht entraten. Nur im Kreise seiner Vertrauten ließ er bittere Anklagen gegen sie ergehen. „Wisset, ein großer Fürst in Israel ist heute gefallen, ich bin zu schwach, noch nicht allgemein als König gesalbt, und die Söhne Zerujas sind mir zu überlegen. Möge Gott den Frevlern vergelten."

Die Kunde von Abners heimtückischer Ermordung machte auf Isch-Boschet einen niederbeugenden Eindruck. Von dem verräterischen Treiben seines gefallenen Feldherrn hatte er keine Ahnung. So fühlte er nun den Verlust eines unersetzlichen Armes, der Hauptstütze seines Thrones. Kaum hatte er sich von der Schreckenskunde erholt, so traf ihn selbst der Tod. Zwei verworfene Brüder, benjaminitische Streifscharenführer, töteten den schlummernden Isch-Boschet, um sich bei David einzuschmeicheln. Die Elenden erwarteten, für das abgeschlagene Haupt des israelitischen Königs, das sie in ihren von Blut noch geröteten Händen David überbrachten, von diesem einen hohen Preis zu erlangen. Dieser ließ sie aber seinen Zorn über diese Niedertracht empfinden. Ein Wink an seine Trabanten, und sie hatten aufgehört zu leben.

Nach Isch-Boschets Tode mußte das Zehnstämmereich von selbst David zufallen. Er hatte auch in diesem Anhänger aus älterer Zeit, welche sich seiner Kriegstaten unter Saul gegen die Philister erinnerten und ihn, als den durch den Propheten Samuel von Gott Erkorenen verehrten. Andere waren bereits durch Abner für ihn gewonnen. Selbst diejenigen, welche an Davids Bündnis mit den Feinden Israels Anstoß nahmen, konnten sich der Betrachtung nicht entziehen, daß keine andere Wahl übrig bliebe, als ihm zu huldigen. So kamen denn die Ältesten der Stämme nach Hebron, schlossen mit ihm ein Bündnis, treu zu ihm zu halten, und überreichten ihm Huldigungsgeschenke. Selbst Benjaminiten huldigten ihm, wiewohl nicht wenige unter ihnen mit verbissenem Ingrimme. Davids Herzenswunsch war erfüllt; von einem winzigen Stammesfürsten wurde er nach so vielen Hindernissen und Leiden König von ganz Israel. Die Spaltung zwischen dem Hause Jehuda und dem Hause Israel war für den Augenblick ausgeglichen, die Zeichen waren ihm günstig. Das Priestertum und Prophetentum nahmen nicht, wie gegen Saul, eine feindliche Stellung gegen ihn ein, waren ihm vielmehr mit ganzem Herzen zugetan. Ein Nachkomme des Hauses Eli, Abiathar, war in seinem Gefolge, hatte seinen Teil an den Prüfungen, die David

erlitten hatte, und die Propheten spiegelten sich in ihm; war er doch von Samuel gesalbt worden. Der Prophet Gad war ebenfalls in seinem Gefolge, und ein anderer Prophet dieser Zeit, Nathan, war gewissermaßen Davids Gewissensrat. Bei den beiden geistlichen Mächten fand er also nur Förderung seiner Schritte, und überhaupt waren im Innern seine Wege geebnet. Aber nach außen waren große Schwierigkeiten zu überwinden, wenn er als freier König herrschen sollte.

Zunächst mußte David mit den Philistern brechen, wenn er Selbständigkeit erringen und die Liebe des Volkes in vollem Maße wiedergewinnen wollte. Auf einen blutigen Krieg mit seinen bisherigen Bundesgenossen mußte er sich gefaßt machen. Indes begann er nicht sogleich den Kampf gegen sie; sie waren noch zu mächtig. Zuerst wollte er sich nach einer andern Seite freie Hand machen. Inmitten des benjaminitischen Stammgebietes war ein Enklave, welches die Jebusiter inne hatten. Der hohe Hügel Zion war von drei Seiten durch schmale Täler und künstliche Bollwerke unzugänglich gemacht, am schwierigsten von der Südseite, wo die Felswand des Hügels fast steil aus der Schlucht aufstieg. Von dieser Hügelburg aus beherrschten die Jebusiter das umliegende Gebiet und fühlten sich sicher. David fand es indes zweckdienlich, ehe er sich in den Krieg gegen die Philister einließ, in den Besitz der Felsenburg Zion zu gelangen. Er forderte zuerst die Jebusiter auf, sie ihm freiwillig und friedlich abzutreten, und mochte ihnen dafür Entgelt geboten haben. Diese aber lachten ihn wegen dieser Zumutung aus und erwiderten ihm spöttisch: „Du kannst nicht hierherkommen, es sei denn, daß du die Blinden und Lahmen beseitigt haben wirst," auch diese könnten den Zugang streitig machen. Darauf hin schickte sich David zur Eroberung Zions an, rief seine Heldenschar zusammen und setzte einen Preis für die Tapferkeit aus. Derjenige, welcher von der steilen Südseite aus zuerst die Spitze der Felsenburg erreichen würde, sollte Feldherr werden. Ein Wetteifer entstand infolgedessen unter den Tapferen, diesen hohen Siegespreis zu erklimmen. Sie kletterten die Felswand hinan, wurden aber selbstverständlich von den Jebusitern mit einem Hagel von Felsstücken und Pfeilen empfangen. Nur Joab gelang es, die Spitze zu erklimmen und mit Hilfe der nachfolgenden Krieger die Burg zu erstürmen und die Verteidiger niederzumachen. Sobald die Jebusiter jeden Widerstand vergeblich sahen, baten sie um Frieden, den ihnen David auch bewilligte. Sie durften in ihrer Stadt bleiben, nur nicht in der Burg, er ließ sie im Osten der Stadt auf dem Hügel Morija zusammenwohnen.

Nach der Eroberung der Zionsburg verlegte David seine Residenz von Hebron hierher, und sie wurde fortan die Davidsstadt

genannt. Die ganze Stadt erhielt einen neuen Namen Jerusalem (Jeruschalaim) — dessen Bedeutung unbekannt ist — und verlor ihren alten Namen Jebus. In derselben ließ David seine Kriegerschar mit ihren Familien und seine Hofleute sich ansiedeln. Der Platz, wo die tapfersten Streiter ihre Wohnungen hatten, wurde nach ihnen benannt: Haus der Helden. Das war der Anfang der Stadt, welche seit der Zeit und für Jahrtausende die heilige werden sollte. Die Wahl dieses Fleckens als Hauptstadt war unter den damaligen Umständen ein glücklicher Griff. Allerdings eignete sich Sichem vermöge seiner Lage in der Mitte der Stämme und seiner fruchtbaren Umgegend viel besser als Mittelpunkt; allein David konnte unmöglich seinen Sitz in die ephraimitische Stadt verlegen, weil die Einwohner ihm nicht besonders wohlgesinnt waren, eifersüchtig und mißmutig, wie sie waren, daß der aus dem halbbarbarischen Jehuda stammende König ihnen Gesetze vorschreiben sollte. Er brauchte aber einen festen Rückhalt an seinem Stamme, und diesen hatte er in Jerusalem, das an der Grenzscheide von Benjamin und Jehuda lag und ihm bei Unbotmäßigkeit der übrigen Stämme zum Schutze dienen konnte. Die Gegend, in welcher die neue Hauptstadt angelegt wurde, ist nicht unfruchtbar, wenn sie auch keinen Vergleich mit der Gegend von Sichem aushält. In den Tälern fließen immerwährende Quellen, die Quelle Siloa und En-Rogel im Südwesten, der Gihon im Westen, welche zur Zeit der Regenlosigkeit die Stadt und die Felder mit Wasser versehen können. An drei Seiten umgibt Jerusalem ein Hügelkranz schirmend und zierend. Im Osten ist ein hoher Hügelrücken, der Ölberg, nach dem Olivenwalde genannt. Im Süden weitet sich nach Osten ein schönes Tiefstal aus; es ist das allzu berühmt gewordene Tal Hinnom (oder Ge-Hinnom) nach einem Manne oder einer Familie Hinnom genannt, welcher der grausigen Hölle den Namen verliehen hat (Geenna). Im Westen ist die Erhöhung niedriger und kaum ein Hügel zu nennen. Im Norden fällt der Hügel in eine sanfte Ebene ab. Durch diese Hügel und Täler ist Jerusalem von drei Seiten geschützt, wie durch natürliche Mauern und Gräben. Innerhalb Jerusalems in dem erhöhten Umkreise zwischen den drei Tälern im Osten, Süden und Westen ragten mehrere Hügel aus der Ebene heraus, von denen der Zion im Westen der höchste war, im Norden ein niedriger und ihm gegenüber der dritte, Morija, mit einer südlichen Fortsetzung, Ophel (Ophla) genannt. Der Morija, obwohl um vieles niedriger als der Zion, sollte ihn und die höchsten Höhen der Erde an Bedeutung überragen.

Die Philister konnten nicht übersehen, daß die Wahl Davids zum Könige des ganzen israelitischen Volkes das Bundesverhältnis zwischen ihnen lockern, ihn vielmehr fortan in eine feindliche Stellung

gegen sie drängen werde. Allein sie mochten es doch nicht kündigen. Aber die Eroberung der Stadt Jebus = Jerusalem und die Verlegung seines Sitzes in dieselbe sahen sie als Vorzeichen seiner Wandlung an, und sie beeilten sich, ihn mit Krieg zu überziehen, ehe er noch Zeit gewann, die wehrhafte Mannschaft unter sämtlichen Stämmen kriegstüchtig zu machen. Eine philistäische Schar drang von der Ebene in das Gebirge und näherte sich Jerusalem. Sei es, daß David von ihrem Einfalle überrascht war oder einem Kampfe vor seiner Hauptstadt ausweichen wollte, genug, er verließ sie mit seiner Mannschaft und zog sich südlich bis Adullam zurück. Durch diesen fluchtähnlichen Rückzug ermutigt, drangen die Philister bis Bethlehem, Davids Geburtsort, vor, und sandten von hier aus Streifzüge, das Land Jehuda zu plündern. David zögerte mit dem Angriffe auf die Philister; seine Schar war wahrscheinlich zu schwach, und er mochte Zuzug von den Stämmen erwartet haben. Um indes in der Pause vor dem entscheidenden Kampfe seine Helden zur Kraftanstrengung anzufeuern, äußerte er den Wunsch, Wasser aus einer Zisterne bei Bethlehem trinken zu wollen, welche im Besitze der Philister war. Sofort machten sich drei Hauptshelden Jeschobeam, Eleasar und Schama auf den Weg, drangen bis Bethlehem vor, verscheuchten durch ihre Kühnheit die Philister, schöpften Wasser aus der Zisterne und brachten es David nach Adullam. Trinken wollte David das Wasser nicht, weil die Helden es mit Gefahr ihres Lebens gebracht hatten. Er hatte sie nur auf die Probe stellen wollen. Endlich zog die israelitische Schar den Philistern zum Treffen entgegen und schlug sie bei Baal-Perazim so entscheidend, daß dieser Sieg dem bei Gibeon unter Josua gleichgestellt wurde. In wilder Flucht ließen die Philister ihre Götzenbilder zurück, und diese wurden von den Israeliten verbrannt. Die Philister gaben aber ihre Absicht nicht auf, David und sein Volk zu unterjochen. Wiederholentlich machten sie Einfälle, einmal wieder bis zum Tale Rephaim, das andere Mal bei Ephesdamim im Terebinthentale. Davids Schar und einzelne Helden im Zweikampfe taten Wunder der Tapferkeit, schlugen und verfolgten sie.

Indessen begnügte sich David nicht mit der Abwehr, sondern ging zum Angriffe gegen die Philister über. In der Tat, wollte er seinem Volke vor diesem kleinen, aber mächtigen Völkchen, das auf Ausbreitung und Krieg angewiesen war, Ruhe verschaffen, so mußte er es unschädlich machen oder stets neuer Kriege gewärtig sein.

David zog also mit seiner Mannschaft gegen die damalige philistäische Hauptstadt Gath, die dem jehudäischen Lande am nächsten lag. Selbstverständlich haben die Philister hier einen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt, und es entspannen sich daraus

blutige Kämpfe, wobei die Heldenstreiter Davids Gelegenheit hatten, sich auszuzeichnen. Es scheint, daß die Philister nach ihrer Art Zweikämpfe durch die Überbleibsel ihrer rephaïtischen Riesen vorschlugen. Die Zeiten hatten sich geändert, während in Davids Jugendzeit in der israelitischen Schar sich nicht ein einziger Krieger fand, welcher die Herausforderung Goliaths anzunehmen wagte, fanden sich jetzt dreißig und mehr, die vor Eifer glühten, zum Zweikampfe zugelassen zu werden.

Endlich gelang es den Israeliten, die Philister so nachhaltig aufs Haupt zu schlagen, daß diese ihre Hauptstadt Gath mit ihren Dörfern und ihrer Umgegend ihren Feinden einräumen mußten. Die Rollen hatten gewechselt. Die Stadt, welche Isaïs Sohn zuerst als Hilfeflehenden sah, mußte sich jetzt vor ihm beugen. Die Demütigung der Philister war ein höchst wichtiger Vorgang; sie sicherte dem Volke von dieser Seite dauernde Ruhe und Bewegungsfreiheit. Denn außer ihnen gab es keine Feinde, die die Israeliten hätten bedrängen können. Weiter trieb indes David die Eroberung nicht. Selbst die Stadt Gath scheint er später dem Könige überlassen zu haben.

Der Sieg über die Philister verschaffte David in dem Volke ein erhöhtes Gewicht und auch Ansehen bei den Nachbarvölkern. Hiram, der König, welcher die Macht der Phönikier von Sidon an Tyrus gebracht hatte, sandte Boten an David und bot ihm ein Bündnis an und zugleich Zedernholz und Baumaterialien, um die neue Hauptstadt Jerusalem würdig auszustatten. Er freute sich über die Unterjochung der Philister, weil auch er in deren Schwächung Sicherheit gegen ihre Eroberungslust fand. Es lag dem tyrischen Könige noch ganz besonders daran, an David einen Bundesgenossen zu haben, damit die phönikischen Karawanen mit ihren Waren, welche sie von Phönikien nach Ägypten hin- und herführten, auf den Straßenzügen durch das israelitische Land unbehelligt ziehen konnten. David nahm den Antrag willig an, und so entspann sich eine Art Freundschaft zwischen ihm und König Hiram. Er benutzte dessen Anerbieten, um die von ihm gegründete Hauptstadt zu befestigen und durch Baulichkeiten zu zieren. Die Baukunst war damals unter den Phönikiern bereits ausgebildet. Zunächst wurde Jerusalem befestigt und zwar wahrscheinlich nur von der Nordseite, wo der Zugang leichter war. Der nicht allzu umfangreiche Zionshügel oder die Davidsstadt reichte nämlich nicht aus für die Bewohner, die sich bereits dort niedergelassen hattən, oder wenn er ausreichte, so mußte doch Bedacht auf die wachsende Bevölkerung genommen werden. Aus diesem Grunde wurde der niedrigere Hügel, der nördlich von Zion lag, zur Stadt gezogen und erhielt den Namen Milló (Einfassung); er wurde

im Verhältnisse zur älteren Davidsstadt der zweite Stadtteil. Die Hügel Morija und dessen Abdachung Ophel blieben vorläufig von der Stadt ausgeschlossen und gehörten überhaupt damals nicht zu Jerusalem, sondern wurden von den verschont gebliebenen Jebusitern bewohnt. David ließ sich auch einen Palast aus Zedernholz aufführen, welches aus dem Libanon herbeigeschafft ward. Er dachte daran, Jerusalem auch zum Mittelpunkte des religiösen Lebens zu machen, damit die Augen des ganzen Volkes darauf gerichtet sein möchten. Er traf daher Anstalten, die Bundeslade aus Kirjat-Jearim, wo sie seit der Rückkehr aus der Gefangenschaft der Philister geblieben war, abzuholen, und richtete dafür ein Prachtzelt in der Davidsstadt ein. Man erzählt sich: David habe ein Gelübde getan, nicht eher in sein Haus zu ziehen, nicht eher sein Lager zu besteigen, und seinen Augen Schlaf zu gönnen, bis er eine Stätte für die Bundeslade gefunden haben werde. Mit einem großen Gefolge von Volk und Leviten begab sich der König nach Kirjat-Jearim, etwa drei Stunden nordwestlich von Jerusalem. Auf einen neuen Wagen mit Rindern bespannt, wurde die Bundeslade gesetzt und von zwei levitischen Lenkern geführt. Indessen kam unterwegs ein Unfall vor; dadurch erschreckt, scheute sich David die Bundeslade in Jerusalem einzuführen, weil sie über die Bewohner ebensoviel Unglück bringen könnte, wie früher über die Philister. Doch da sie dem Hause dessen, bei dem sie darauf drei Monate untergebracht wurde, keinen Schaden gebracht hatte, traf David zum zweiten Male Anstalten, sie nach der Zionsburg zu bringen: aber sie sollte nicht mehr auf einem Wagen gefahren, sondern von Leviten getragen werden. In Begleitung einer großen Volksmenge unter Freudenrausch, Hörnerklang und Tanz wurde sie unter das dazu eingerichtete Zelt gebracht. Der König selbst, seiner Würde vergessend, sang und tanzte in Begeisterung vor der Bundeslade, worüber seine Frau Michal spöttische Bemerkungen machte, daß er sich gleich einem Schalke öffentlich gezeigt habe.

Die neue Stadt Jerusalem wurde durch die Bundeslade zum Range einer heiligen Stadt erhoben, wie früher Silo. Zu einer Kultusstätte gehörte selbstverständlich ein Priester oder eine Priesterschar. Es verstand sich von selbst, daß Abiathar, der treue Begleiter Davids auf seinen Wanderungen, zum Hohenpriester für die Bundeslade auf Zion erhoben werden sollte. Es gab indes noch einen andern Hohenpriester in Gibeon, den Saul nach der Ausrottung der Familie Eli in Nob eingesetzt hatte. Sollte David diesen ganz verdrängen? Dann hätte er Zwietracht erzeugt. Er erkannte daher auch diesen als Hohenpriester an und ließ zwei zu gleicher Zeit fungieren, Abiathar in Jerusalem und Zadok in Gibeon. Es verstand sich von

selbst, daß David, ein Zögling der Levitenchöre und selbst Dichter und Tonkünstler nach dem Vorgange Samuels Psalmen mit Chören beim feierlichen Gottesdienste eingeführt wissen wollte. Dadurch wurden psalmistische Lobgesänge zur dauernden Grundlage des Gottesdienstes, und obwohl David auch dem Opferwesen huldigte, so führte er neben diesem die auf das Gemüt wirkende und veredelnde Gottesverehrung durch Psalmen als gleichberechtigt ein. Zur Zeit als bei den übrigen Völkern der Erde die Dichtkunst noch kaum geboren war, bildete sie bereits in Israel einen Hauptbestandteil des Gottesdienstes.

Wie David nach der religiösen Seite der Begründer eines heiligenden Tempelkultus war, so war er auch nach der sittlichen Seite der Schöpfer eines auf Gerechtigkeit gegründeten Staatswesens. Er selbst saß zu Gerichte, hörte unermüdlich die Streitigkeiten einzelner oder Stammesgruppen gegeneinander an und sprach mit parteilosem Urteile Recht. Sein Thron war nicht nur der Hochsitz zur Ausübung von Herrschaft und Gewalt, sondern auch für Handhabung von Gerechtigkeit und Billigkeit. David galt für die ganze Folgezeit als idealer König, dessen Thron die Stütze des Rechtes, und dessen Zepter das Richtmaß für den innern Frieden gewesen sei. Die Stadt Jerusalem wurde durch ihn zu einer Art idealen Stadt erhoben, in welcher die reine Gottesverehrung und die erhabene Gerechtigkeit ihre Stätte auf Erden gefunden hätten. Wegen aller dieser Vorgänge, der Loslösung von der philistäischen Botmäßigkeit, der eingetretenen Sicherheit und der Handhabung der Gerechtigkeit wurde David, wie in seiner Jugend, wieder der Liebling des Volkes. Die treue Anhänglichkeit stellte sich von selbst ein, er brauchte sie nicht zu erzwingen. Die innere Ordnung des Landes wurde von David teilweise geändert. Die Stammesverfassung ist zwar unverändert geblieben. Aber die Stammesfreiheit oder richtiger die Willkür wurden in bezug auf das Kriegswesen beschränkt. Jeder Stamm mußte bei einem Kriegsfalle eine Anzahl kriegsfähiger Männer vom zwanzigsten Jahre an zum Heerbanne stellen. War dieser zusammen, so befehligte ihn der Feldhauptmann, wozu Joab ernannt wurde. David unterhielt auch eine Schar Soldtruppen, die er aus heidnischen Kriegslustigen mietete, die Krethi aus der Landschaft Kretha, welche zum Philisterlande gehörte, und Plethi unbekannten Ursprungs. Benajahu, Sohn Jojadas, einer der Tapfern, war ihr Anführer.

David hatte auch das Glück, einen Ratgeber an der Seite zu haben, welcher in Verwicklungen zutreffende Ratschläge zu erteilen wußte, Achitophel aus der Stadt Gilo. Man sagte damals, daß seine Ratschläge so unfehlbar gewesen wären, wie Gottessprüche aus dem Munde des Hohenpriesters. Dieser kluge, allzukluge Ratgeber Davids sollte später in seinen Lebensgang eingreifen.

Einmal wurde Davids richterliches Gewissen auf eine schwere Probe gestellt. Es war eine anhaltende Hungersnot im Lande entstanden, es hatte zwei Jahre hintereinander nicht geregnet. Das Volk wandte sich an den König um Abhilfe. Ein so großes Landesunglück galt als schwere Züchtigung von seiten Gottes wegen eines unentdeckt und ungeahndet gebliebenen Verbrechens. David erforschte daher durch den Hohenpriester Abiathar, welche öffentliche Verschuldung vorliegen möge, und der Spruch lautete: „Wegen Saul und seiner blutigen Verfolgung der Gibeoniten." David ließ hierauf die noch übrig gebliebenen Gibeoniten nach Jerusalem kommen und fragte sie, welche Sühne sie verlangten. Sie wollten sich aber nicht mit Sühnegeld abfinden lassen, sondern verlangten Sauls Nachkommen als Sühneopfer. Die Forderung der Gibeoniten schien gerecht; denn Saul hatte allerdings den Friedenseid gegen sie gebrochen, den ihm die Volksältesten beim Einzuge ins Land zugeschworen hatten. Hätte David die Nachkommen Sauls verschonen wollen, so würde er das Volk gegen sich aufgereizt haben, daß er durch die Verweigerung der Sühne das Unglück vom Lande nicht abwenden mochte. Anderseits setzte er sich dem Verdachte aus, daß er aus Rache oder sonstigen selbstischen Absichten die Nachkommen Sauls der Vertilgung weihen wollte. Mit schweren Herzen mußte er also die harte Forderung befriedigen. Die zwei Söhne Sauls von seiner Kebsin Rizpa und dessen Enkel von seiner Tochter Merab wurden aufgesucht und den Gibeoniten überliefert, und diese hängten sie mit kalter Grausamkeit mit eigenen Händen an Pfählen in Gibeat-Saul, in der Stadt, in welcher deren Vater die Krone getragen. Verschont hat David nur den Sohn Jonathans, Mephi Boschet, eingedenk seines Eides gegen seinen Freund, daß er sich dessen Nachkommen stets annehmen werde. Er ließ ihn, der im Hause eines angesehenen Mannes jenseits des Jordan gelebt hatte, nach Jerusalem kommen und in seinem Hause wohnen, zog ihn zur Tafel und behandelte ihn wie einen seiner eigenen Söhne. Nichtsdestoweniger klagten die Benjaminiten David im Geheimen an, daß er das Haus Sauls vertilgt und nur den zum Regieren unfähigen, lahmen Sohn Jonathans am Leben gelassen habe. Als Davids Glück sich wendete, warfen die erbitterten Benjaminiten Steine nach ihm.

Als David bereits zwei Jahrzehnte regierte, wurde er in mehrfache Kriege verwickelt, welche ihn von der friedlichen Beschäftigung, die Ordnung im Innern zu regeln und Gerechtigkeit zu handhaben, ablenkten. Diese Kriege mit entfernten Völkern, die ihm wider seinen Willen aufgedrungen wurden, haben seine Macht unerwartet vergrößert und dem Volke einen überraschenden Aufschwung gegeben. Zunächst führte David einen erbitterten Krieg gegen die Moabiter

jenseits des Toten Meeres, mit denen er früher, während seiner Wanderungen, auf freundlichem Fuße gestanden und bei denen er gastliche Aufnahme gefunden hatte. Es muß jedenfalls ein Vergeltungskrieg gewesen sein; denn nach dem Siege ließ David die Gefangenen mit einer Grausamkeit behandeln, wie keines der von ihm besiegten Völker. Das Land Moab wurde unterworfen und mußte jährlich Tribut nach Jerusalem senden.

Verwickelter gestaltete sich der Krieg gegen das Nachbarland der Ammoniter, unternommen wegen der Davids Gesandten angetanen Beschimpfung. Da der Ammoniterkönig die Aramäer, welche vom Norden des Libanon und Damaskus bis zum Euphrat ein weitausgedehntes Gebiet einnahmen, zu Hilfe gerufen hatte, so mußte David nach zwei Seiten hin Krieg führen. Seine Scharen errangen dabei überraschende Siege. In allen besiegten Landstrichen setzte David Landvögte ein; auch die alte Stadt Damaskus wurde ihm untertänig. Diese glücklich geführten Kriege gegen mächtige Völkerschaften machten den König und seine Heerscharen weit und breit berühmt und gefürchtet. Ausländer und Eingeborene von den kanaanitischen Völkerschaften reihten sich unter seine Heldenschar und führten ihm willige Krieger zu. Als David zuerst als König über ganz Israel anerkannt wurde, waren die Grenzen des Landes zwischen Dan und Berseba eingeschlossen, jetzt beherrschte er das weit ausgedehnte Gebiet vom Strome Ägyptens und Gaza bis zum Euphrat. Die unterworfenen Völker mußten alljährlich Huldigungsgeschenke senden, Tribut zahlen und vielleicht auch Leibeigne zu Bauten und schweren Arbeiten stellen.

Die großen Kriege und Siege haben mehr als sein früher dem Zwange unterliegendes Leben Davids große Seele ans Licht gebracht. Fest und stark im Unternehmen, wo es galt, die Ehre und Sicherheit seines Volkes zu wahren, blieb er nach den errungenen Erfolgen bescheiden und demütig, ohne Spur von Überhebung. Er setzte sich kein Denkmal zur Erinnerung an seine Siege wie Saul, er war vielmehr wie sein großer Feldherr Joab von dem Gedanken erfüllt, daß Gott allein ihm den Sieg verliehen habe.

Zwei ineinander greifende Überzeugungen haben sich infolge der großen Siege so fest dem Bewußtsein des Volkes eingeprägt, daß sie für dessen ganze Zukunft bestimmend wirkten. Die eine lautet in den mannigfachsten Wendungen:

> Der König kann nicht durch große Heere gerettet werden,
> Und nicht der Held durch Riesenkraft,
> Eitel ist das Roß zum Siege.

Gott allein leite den Krieg, führe ihn zu Ende, verleihe Sieg oder

Niederlage, und ihm sei es ein Leichtes zu helfen mit viel oder wenig Die andere damit zusammenhängende Überzeugung lautet, daß Gott die Heere Israels, wenn sie für seine Sache ausziehen, zur Verherrlichung seines Namens oder zur Rettung seines Volkes, stets zum Siege führe. Der Gott Israels wurde infolgedessen durch einen eignen Namen bezeichnet, welcher diesen Gedanken im vollsten Ausdrucke wiedergibt; er wurde „Gott der Heerscharen Israels" (Ihweh Zebaot) genannt, der ihnen im Kampfe Sieg verleihe. Vor jedem Kriege wurde fortan der König Zebaot angerufen, und die israelitischen Scharen gingen mit der Zuversicht in den Kampf, daß sie nimmer unterliegen könnten. Diese Zuversicht hat denn auch im Verlaufe der Zeit Wunder bewirkt.

Die Freude über die großen Errungenschaften blieb indes nur kurze Zeit ungetrübt. Staatenglück wie Menschenglück ist selten von langer Dauer, oder es müssen auf Sonnentage wieder trübe Tage folgen, um die Kräfte nicht einschlummern zu lassen. Ein Fehltritt Davids brachte ihn nicht bloß um seine innere Freudigkeit und Ruhe, sondern rüttelte auch an dem Grundbau des Staates, den er mit so viel Kraftanstrengung gelegt hatte. Als er von den aramäischen Siegen heimgekehrt war und von den Mühsalen des Krieges ausruhte, während Joab mit den Truppen und der Heldenschar die Hauptstadt der Ammoniter belagerte, erblickte David vom Dache seines hochgelegenen Palastes aus, wo er in den Abendstunden Kühlung suchte, ein schönes Weib. Es war die Ehefrau eines seiner treuesten Helden, des Chithiters Urija. Die Häuser seiner Helden waren auf Zion in der Nähe des Palastes erbaut, und so traf sein Blick die schöne Bathseba. Von plötzlich aufwallender Leidenschaft ergriffen, zügelte er sein Gelüste nicht, sondern ließ sie durch Boten zu sich entbieten. Sie glaubte einem Könige nichts versagen zu dürfen. Nach einiger Zeit erfuhr David, daß sein Ehebruch mit Bathseba nicht ohne Folgen geblieben sei, und indem er darauf bedacht war, seine Ehre zu retten, verstrickte er sich immer tiefer in Schuld. Er ließ ihren Gatten Urija aus dem Feldlager nach Jerusalem kommen, nahm ihn freundlich auf und erteilte ihm die Freiheit, sich in sein Haus zu begeben und seines Weibes sich zu erfreuen. Da Urija aber von der Erlaubnis keinen Gebrauch machte — eine Treue, welche David sehr unangenehm war — sann er auf einen Ausweg, und dieser führte ihn von Schuld zu Verbrechen. Da er seine Ehre nicht retten konnte, sollte der Mann nicht am Leben bleiben. Er sandte Urija zu Joab ins Lager mit dem Winke, den Überbringer bei den Ausfällen der Ammoniter auf einen Platz zu stellen, wo der Tod ihn sicher treffen würde. Das Gewünschte trat ein; Urija sank von einem Pfeile durchbohrt nieder. Bathseba betrauerte ihren gefallenen Gatten der Sitte

gemäß, und nach der Trauerzeit nahm sie David als Ehefrau in seinen Palast, und sie gebar ihm einen Sohn, der nicht lange lebte.

In jedem andern Staate würde eine solche Laune des Königs im Hofkreise nur leise flüsternd besprochen, kaum getadelt und jedenfalls vergessen worden sein. Bis zum Volke würde höchstens ein schwankendes Gerücht davon gedrungen sein. Was war denn geschehen? Urija ist im Kriege gefallen. Wer wußte auf wessen Veranlassung? Joab ganz allein. Die Witwe Bathseba kam in Davids Frauenhaus, — wie konnte man daran Anstoß nehmen? Sie gebar einen Sohn, vielleicht um einige Monate zu früh. Wer konnte oder wollte die Zahl der Monate nachrechnen? Das Kind konnte als Urijas Waise gelten. Aber im israelitischen Staate gab es ein Auge, welches das künstliche Dunkel zu durchdringen vermochte, und ein Gewissen, welches mit lauter Stimme die Schuld dem Sünder, und sei er auch ein König, vorhielt. Das Prophetentum war das durchschauende Auge und das unerbittliche, wache Gewissen. Seine schönste Aufgabe bestand darin, das Verbrechen nicht durch Vertuschung und Beschönigung zur Gewohnheit aufwachsen zu lassen, es vielmehr in seiner grellen Gestalt zu zeigen und zu brandmarken. David mochte glauben, daß nur Bathseba Mitwisserin des Ehebruches und nur Joab Mitwisser des erwünschten Todes Urijas sei. Aus diesem Wahne wurde er plötzlich zu seinem Schrecken gerissen.

Eines Tages erschien der Prophet Nathan vor David und erbat sich die Erlaubnis, eine Klage vor ihm aussprechen zu dürfen. Er erzählte ruhig eine Parabel von dem Besitzer reicher Herden, der sich an dem einzigen Schafe eines Armen vergriffen hat. Beim Anhören dieser Klage empörte sich Davids Rechtsgefühl, und er bemerkte mit Entrüstung: der herzlose Reiche verdiente den Tod, mindestens sollte er dem Armen das geraubte Lamm vielfach ersetzen. Darauf entgegnete ihm der Prophet: „Du selbst bist es."

Jeder andere König würde dem Sittenrichter, der sich erfrecht hätte, dem gekrönten Haupte, dem vermeintlichen Abbilde Gottes auf Erden, die Wahrheit zu sagen, die verdiente Züchtigung vergelten. David dagegen sprach, als ihm das Bild seiner Missetat vorgehalten wurde, von Reue gebeugt: „Ja, ich habe gesündigt."

Allein, wenn auch Gott dem Könige die schweren Sünden vergeben hat, von den Menschen wurden sie ihm nicht verziehen, und sie untergruben unheilvoll Davids Ruhe und des Landes Wohlfahrt. Bathseba, das Weib Urijas, war die Tochter Eliams, eines von Davids Heldenstreitern, und Enkelin seines Ratgebers Achitophel. Der Großvater hielt seine Ehre durch Davids Verführung seiner Enkelin verletzt und verzieh es ihm nimmer. Er schwieg zwar und hielt den Haß an sich, nährte ihn aber im Stillen und wartete nur

auf eine Gelegenheit, ihn dem Könige empfinden zu lassen. David tat zwar alles, um ihn zu beschwichtigen. Er erhob Bathseba zur ersten Königin, sagte ihr im Geheimen zu, daß der von ihr geborene Sohn Salomo sein Nachfolger werden sollte, und beschwor diese Zusage feierlich. Achitophel blieb aber unerbittlich. Um den Knäuel noch mehr zu verwickeln, fiel eine häßliche Begebenheit in Davids Hause vor, welche ihm die Ruhe seiner letzten Jahre raubte und vielleicht Folge seiner eigenen Schuld war.

Sein ältester Sohn Amnon, welcher der Tronfolge gewiß zu sein und sich alles erlauben zu dürfen glaubte, liebte leidenschaftlich seine Stiefschwester Thamar in sträflicher Liebe. Leicht wäre es ihm gewesen, um ihre Hand anzuhalten; allein das war nicht seine Absicht. Auf den bösen Rat eines Freundes lockte er sie, Krankheit vorschützend, in sein Zimmer, schändete sie und, seiner Schamlosigkeit noch Hohn hinzufügend, ließ er sie aus seinem Zimmer werfen, als hätte sie ihn, einen keuschen Joseph, verführen wollen. Händeringend, weinend, mit zerrissenen Gewändern schritt Thamar ihrem Gemache zu. In diesem aufgeregten Zustande traf sie ihr Bruder Absalom, und bei diesem Anblicke zuckte ihm ein Plan durch die Seele. Er beruhigte sie, legte ihr Schweigen auf und versprach ihr vollständige Rache. David erfuhr von dem frechen Bubenstücke, und es schmerzte ihn tief; aber er war zu milde gegen seine Kinder und ließ ihnen Torheiten und Vergehungen hingehen. Absalom wußte den Haß gegen seinen älteren Bruder, den Schänder seiner Schwester, und den Plan zu dessen Verderben zu verbergen. Er sprach kein freundliches, aber auch kein feindliches Wort zu ihm, um ihn, wie seinen Vater in Sicherheit einzuwiegen und glauben zu machen, daß er die Schändung seiner Schwester vergessen habe. Er war ebenso gewandt in Verschlagenheit wie Achitophel. Dieser war vielleicht mit ihm im Bündnisse und hat ihm sein Verhalten vorgezeichnet.

Eines Tages lud Absalom, dessen Güter und Herden in der Nähe Jerusalems waren, zur Schafschur sämtliche Königssöhne. Bei einem Gastmahle zum Feste der Schafschur fielen seine Diener auf sein Geheiß über Amnon her und gaben ihm den Todesstoß. Absalom hatte mit diesem Morde einen doppelten Zweck im Auge. Er rächte die Schändung seiner Schwester und hoffte durch die Beseitigung seines ältesten Bruders sich die Nachfolge zu sichern. Betäubend wirkte die Nachricht auf David. Sein Sohn ein Brudermörder! Sein erster Gedanke war, diesen brudermörderischen Sohn, welcher nach seiner Untat zu seinem Großvater im Südwesten der Grenze Jehudas entflohen war, aufzusuchen und über ihn die verdiente Züchtigung zu verhängen, selbst mit Waffengewalt. Aber dagegen machten sich andere Einflüsse geltend, wie denn überhaupt

seit dem Vorfalle mit Bathseba das Ränkespiel an Davids Hofe begann. Joab war gegen die Nachfolge des jüngst gebornen Salomo und selbstverständlich für Absalom, der nun einmal der Älteste geworden war. Auch Achitophel, Davids unfehlbarer Ratgeber, wünschte die Erhaltung Absaloms, weil er ihn als Werkzeug gegen den Vater zu gebrauchen gedachte.

Als David beschlossen hatte, seinen blutbefleckten Sohn aufzusuchen oder dessen Auslieferung zu verlangen, wandte Joab eine List an, um ihn von diesem Entschlusse abzubringen. Er ließ eine weise und beredte Frau aus der nahen Stadt Thekoa zu sich kommen, und verabredete mit ihr einen Plan, dem Könige das Grauenhafte der Sache lebendig vorzuführen, daß ein Vater seinen eigenen Sohn wegen des nicht ganz ungerechtfertigten Mordes an dem Bruder umbringen wollte.

Die kluge Thekoerin begab sich infolgedessen im Traueranzuge zum Könige, als wenn sie ihn um Gerechtigkeit anflehen wollte, und rief in klagendem Tone: „Hilf, o König, hilf!" Als David sich nach ihrem Begehr erkundigte, erzählte sie ihm eine Parabel, die er trotz der verhüllten Spitze sofort verstand, daß sie auf sein Verhältnis zu Absalom gemünzt sei. Als ihm die Thekoerin zuletzt noch aufrichtig eingestand, daß Joab bei ihrer Vermummung und Fabelei die Hand im Spiele hatte, ließ der König ihn rufen und trug ihm auf, Absalom nach Jerusalem kommen zu lassen. Die feine, gewandte Rede des Weibes aus Thekoa hatte es ihm nahegelegt, daß die Blutrache gegen seinen eigenen Sohn ein Widerspruch wäre.

Joab selbst holte Absalom von seinem Zufluchtsorte Geschur, aber in Jerusalem angekommen, durfte er nicht vor seinem Vater erscheinen, sondern mußte wie ein Gebannter in seinem eigenen Hause bleiben. Joab hat indes damit, ohne es zu ahnen, die Zwietracht in Davids Haus gebracht. Denn Absalom brütete Tag und Nacht in der Vereinsamung der Ungnade über dem verruchten Plane, seinen Vater zu stürzen. Aber er wandte Verstellungskunst an, um ihn recht sicher zu machen. Dazu war vor allem nötig, daß äußerlich wenigstens eine Versöhnung stattfände.

Endlich entschloß sich David, nachdem er diesen Sohn zwei Jahre aus seiner Gegenwart verbannt hatte auf Joabs Verwendung ihn zu sich kommen zu lassen. Bei der Zusammenkunft spielte Absalom den reumütigen, unterwürfigen Sohn meisterhaft. Darauf gab ihm David wieder den Vaterkuß und die Versöhnung war vollzogen. Es waren bereits sieben Jahre seit dem Tode Amnons verstrichen.

Nun folgten Ränke auf Ränke. Absalom muß öfter heimlich mit Achitophel Zusammenkünfte gehalten und nach dessen Ratschlägen

gehandelt haben. Er trat von nun an als künftiger Thronfolger auf, ließ sich aus Ägypten Rosse und Wagen kommen, schaffte sich Trabanten an und machte überhaupt königlichen Aufwand. Er war der schönste Mann seiner Zeit, stand damals, in den dreißiger Jahren, in voller Manneskraft. Sein reiches, schönes Kopfhaar wallte ihm auf Nacken und Schultern wie eine Löwenmähne. Kurz er bezauberte alle diejenigen, welche in seine Nähe kamen, mit seiner Leutseligkeit. Und David war verblendet, nicht zu bemerken, wie sein tückischer Sohn ihm die Herzen raubte. Absalom lauerte nur auf eine günstige Gelegenheit, offen gegen seinen Vater aufzutreten, und sich der Herrschaft zu bemächtigen. Diese Gelegenheit bot sich bald dar.

David beschäftigte sich in dem letzten Jahrzehnte seiner Regierung, wie es scheint, mit dem Plane zu einem großen Kriege, welcher zahlreiche Mannschaft erfordern sollte. Schon hatte er neue Soldtruppen angeworben, sechshundert Chithiter und ihren Führer Itai, welcher aus ganz besonderer Bewunderung für den Heldenkönig unwandelbare Anhänglichkeit an ihn bekundete. Der König wollte auch die Zahl der waffenfähigen Männer von zwanzig Jahren und darüber sämtlicher israelitischer Stämme wissen, um zu bemessen, ob er mit ihnen einen voraussichtlich schwierigen und langwierigen Krieg unternehmen könnte. Die Zählung des waffenfähigen Volkes übertrug der König seinem Oberfeldherren Joab und andern Heerführern. Aus den überlieferten Zahlen — wenn sie genau sind — würde sich ergeben, daß das ganze Land 1 000 000 kriegsfähiger Jünglinge und Männer stellen konnte und eine Bevölkerung von etwa vier Millionen hatte.

Diese Volkszählung erwies sich aber als ein Mißgriff, den David schwer büßen mußte. Sie erregte auf außerordentliche Weise die Unzufriedenheit des Volkes. An sich selbst war sie mißliebig, weil sie eine Aushebung zu einem langwierigen Kriege in Aussicht stellte. Dazu kam noch die Angst, nach der Anschauung der damaligen Zeiten, daß eine Volkszählung verderbliche Folgen nach sich ziehen müsse. Als nun gleich darauf eine entsetzliche Seuche eine große Menschenmenge hinraffte, so stand bei vielen die Überzeugung fest, daß die Volkszählung sie heraufbeschworen habe. Die Hauptstadt hatte selbstverständlich wegen der größeren Menschenansammlung am meisten von der Seuche gelitten. Beim Anblicke der Leichenhaufen oder in der Bildersprache der Zeit, „des Engels des Verderbens“, welcher das Volk hinraffte, flehte David: „Ich habe gesündigt und gefehlt, was hat die arme Herde getan? Möge deine Hand mich und mein väterliches Haus treffen.“ Die Pest hatte aber gerade den Hügel Morija verschont, worauf die geduldeten Jebusiten sich angesiedelt hatten. Eilends verkündete der Prophet Gad dem Könige:

auf diesem Hügel solle er einen Altar bauen und Opfer bringen, dann werde die Seuche in Jerusalem erlöschen. Ohne zu zögern, begab sich David mit seiner ganzen Dienerschaft dahin. Das Oberhaupt der Jebusiter Arna eilte ihm entgegen, begrüßte ihn und bewilligte mit untertäniger Zuvorkommenheit des Königs Begehr, den Hügel käuflich an sich zu bringen und darauf einen Altar zu bauen.

Sobald ein Altar in Eile errichtet und ein Opfer gebracht war, soll die Pest in Jerusalem aufgehört haben. Der Hügel Morija galt seitdem als gefeiter Ort, dem das Verderben nicht nahe kommen könne, auf dem auch Abraham einst seinen Sohn Isaak zum Opfer habe bringen wollen. Aber die Pest erregte die Abneigung des Volkes gegen David. Es bürdete ihm die Schuld der vielen Tausende auf, welche der „Engel des Verderbens" so rasch hingerafft hatte. Diese Abneigung nützte Achitophel aus, um Rache an David zu nehmen und gebrauchte Absalom als Werkzeug dazu. Er verabredete mit ihm einen Plan der Verschwörung, der nicht fehlen konnte.

In Hebron, dem Vororte des Stammes Jehuda, sollte die Verschwörung und die Empörung gegen David beginnen. Hier waren die Ältesten bereits für Absalom gewonnen. Um den König über seine Reise nach Hebron zu täuschen, spiegelte ihm Absalom einem Vorwand vor, und ohne Arg ließ David ihn ziehen.

Von seinen Freunden und Trabanten und von zweihundert angesehenen Jerusalemern begleitet, welche Absalom unter irgend einem Vorwande eingeladen hatte, traf er in Hebron ein. Diese zwei Hundert trugen in ihrer Harmlosigkeit zum Gelingen bei; denn als man in Hebron sah, daß auch angesehene Männer der Hauptstadt zu Absalom übergegangen waren, hielten sie Davids Sache für verloren. Achitophel, der sich unter einem Vorwande vom Hofe entfernt hatte, traf ebenfalls ein, erklärte sich offen für Absalom und gab damit der Sache ein außerordentliches Gewicht; denn er war als die rechte Hand Davids bekannt. Der verräterische Plan gelang vollständig. Die Hebroniten und die übrigen Anwesenden riefen, während Opfer dargebracht wurden, Absalom zum Könige aus. Auch Glieder der Familie Davids schlossen sich aus Ehrgeiz Absalom an, namentlich Amasa, sein Vetter, der sich als großer Feldherr dünkte und sich gegen Joab zurückgesetzt glaubte. Alsbald wurden durch Eilboten verabredete Zeichen mit dem Horne den Städten gegeben, und die für Absalom gewonnenen Verschwörer rotteten sich zusammen und riefen ebenfalls: „Es lebe der König Absalom!" Sie rissen alle diejenigen mit, welche noch über Davids Volkszählung aufgebracht waren, und alle diejenigen, welche überhaupt von Veränderung und Umsturz Vorteile zu erhaschen hofften. Die Benjaminiten, welche ihren Vorrang unter Saul durch David eingebüßt

hatten, die Ephraimiten, die ewig Unzufriedenen, welche sich ganz besonders über Davids Sturz freuen mochten, huldigten um so lieber dem Thronräuber, weil sie hoffen mochten, durch Davids Entthronung wieder zu ihrem alten Ansehen oder ihrer alten Freiheit zu gelangen. Mit dem eitlen Absalom, dessen Volksgunst sich nicht lange erhalten werde, hofften sie leichter fertig zu werden, als mit David. Von vielen Städten, aus allen Stämmen kamen Abgeordnete nach Hebron, um dem neuen Könige zu huldigen, und mit jedem Tage wuchs dessen Anhang.

Anfangs wurde selbstverständlich die Verschwörung von den Führern geheim gehalten; es durfte niemand von Hebron nach Jerusalem reisen, die Kunde davon zu verbreiten. David erfuhr daher erst seine Entthronung durch seinen Sohn mit der Nachricht, daß die Stämme des Hauses Jehuda und des Hauses Israel von ihm abgefallen waren. Es war ein schmerzlicher Augenblick für ihn. Sein Entschluß war indes schnell gefaßt, er wollte es nicht auf einen Bürgerkrieg ankommen lassen, wozu ihm die Söhne Zerujas und andere treue Anhänger geraten haben mochten. Von allen Stämmen verlassen, würde er sich in die Hauptstadt einschließen müssen. Diese würde dem Andringen so vielen Volkes nicht widerstehen können, und — er konnte sich darüber nicht täuschen — der ruchlose Absalom würde ein Blutbad in Jerusalem anzurichten keine Scheu tragen. Am schmerzlichsten fühlte sich David von der Verbindung Achitophels mit seinem thronräuberischen Sohne gekränkt und wurde dadurch entmutigt. Er mochte zu spät erkennen, daß die Verschwörung von langer Hand angelegt war. Es wurde ihm daher klar, da der Plan reiflich durchdacht war, daß ein Widerstand nur zu seinem Unheile ausschlagen werde. So verkündete er denn seinen Leuten, daß er eilends Jerusalem verlassen wolle, ehe Absalom mit seinem großen Anhange von Hebron heranzöge.

Bei der Flucht erwies es sich, daß David auch treue Freunde hatte, die ihm bis in den Tod ergeben waren. Als er von seinem Palaste aus, auf dem Platze der Salbenhändler am südöstlichen Ende der Stadt angekommen war, bemerkte er zu seinem Troste, daß ein großes Gefolge ihm nachzog, nicht nur sein Feldherr Joab und dessen Bruder Abisai mit ihren Leuten, nicht nur ein großer Teil der Heldenschar, die Soldtruppe Krethi und Plethi mit Benajahu, ihrem Anführer, sondern auch Ithaï der Chithite mit seinen sechshundert Mann, welche David kurz vorher angeworben hatte.

Die Bevölkerung der Hauptstadt weinte laut, während David durch das Tal Kidron zog, um über den Ölberg in die öde Gegend des Jordan zu fliehen. In einer Stadt Zuflucht zu nehmen, wagte David nicht, aus Furcht vor Verrätern. Eilig kamen später die beiden

ersten Priester Zadok und Abiathar mit Leviten nach und brachten die Bundeslade. David bedeutete ihnen, die Bundeslade nach Zion zurückzuführen, und bemerkte in weichem Tone: „Wenn ich wieder bei Gott Gnade finden sollte, daß er mich nach Jerusalem zurückführen wird, dann werde ich die Bundeslade und das Zelt wiedersehen, wo nicht, wenn Gott mich verwirft, so bin ich bereit zu tragen, was ihm gut dünkt."

Zugleich erschien es ihm, daß die beiden Priester in Jerusalem ihm mehr Dienste leisten könnten, als in der Verbannung. Während diese die Bundeslade eilig nach Jerusalem zurückbrachten, stieg David den Ölberg hinan, barfüßig, verhüllten Hauptes und in Tränen gebadet; seine ganze Begleitung brach in Schluchzen aus. Aber als seine Traurigkeit und Verzweiflung einen hohen Grad erreichten, kam von der entgegengesetzten Seite auf dem höchsten Punkte des Ölberges ein Freund auf ihn zu, der ihm Hilfe bringen sollte.

Chuschaï aus der Stadt Erach, ein Vertrauter Davids und ein nicht minder kluger Ratgeber als Achitophel, kam im Traueraufzuge, die Flucht zu teilen. David wehrte ihn ab, weil er als Greis das Leben auf der Flucht nicht ertragen können würde. In der Nähe Absaloms hingegen könnte er ihm größere Dienste leisten, Achitophels Ratschläge zu vereiteln und ihm heimlich Winke zu geben. Darauf hin begab sich Chuschaï nach Jerusalem.

Die erste Stadt, durch welche David auf seiner Flucht zog, war das benjaminitische Bachurim. Anstatt freundlichen Empfanges fand er hier nur Beleidigung und Schmähung. Ein Benjaminite Schimeï fluchte und schmähte David: „Du Blutmensch und Verworfener, Gott vergilt Dir, was du dem Hause Saul zugefügt, dessen Krone du geraubt hast." Eine lange Strecke begleitete er Davids Zug, warf von der Anhöhe mit Steinen und Staub nach ihm, so daß die Helden den König schützen mußten. Indessen hatte David auch Freunde in Bachurim. Gedemütigt und erschöpft kam er durch die Wüste mit seinem Gefolge in der Gegend von Jericho an. Hier weilte der unglückliche König mit seinem Gefolge in Zelten und ruhte von der körperlichen und geistigen Abspannung aus, der Kunde gewärtig, die ihm von Jerusalem durch seine treuen Freunde zukommen würde.

Während David auf der Flucht die Nähe des Jordan erreichte, kam Absalom mit den Verschworenen und Verrätern in Jerusalem an, und der böse Ratgeber Achitophel ihm zur Seite. Dieser trieb den Thronräuber an, noch mehr Verworfenheiten zu begehen, damit er vollends mit dem Vater brechen und eine Aussöhnung unmöglich machen sollte. Achitophel riet ihm, das Frauenhaus seines Vaters in Beschlag zu nehmen und die dort weilenden zehn Kebsweiber zu schänden. Was lag Achitophel daran, daß sich Absalom durch

diese neue Schändlichkeit beim Volke verhaßt machen könnte! Er wollte nur Rache an David nehmen und ihn stürzen. Absalom war ihm nichts, nur ein Werkzeug. Der schwachköpfige Frevler, der sich König nennen ließ, aber ohne Beirat unfähig zu jeder Unternehmung war, ließ sich zu dieser Schändlichkeit verleiten.

Aber während Absalom in seinen Freveltaten schwelgte, war der Mann in seiner Nähe, welcher seine ruchlosen Pläne vereiteln sollte. Chuschaï hatte zum Scheine dem neuen Könige gehuldigt und ihm versichert, daß er ihm ebenso treu, wie seinem Vater dienen werde. Mit dem Falschen hatte er falsch gespielt, und Absalom schenkte ihm Vertrauen. Darauf ließ dieser Rat pflegen, was zu beginnen sei, um seinen Vater zu besiegen und zu verderben. Die Ältesten der Stämme, welche anwesend waren, wurden zugezogen. Achitophel riet teuflisch, ungesäumt noch in derselben Nacht mit einem starken Heere David aufzusuchen, durch Überraschung und Überzahl der Mannschaft dessen Gefolge zu zerstreuen und ihn selbst, erschöpft und gebeugt, wie er ihn sich dachte, zum Gefangenen zu machen und zu töten. Nach seinem Ende würde das ganze Volk ohne Gewissensbisse und aufrichtig dem neuen Könige anhänglich sein.

Chuschaï, zu Rat gezogen über den Feldzugsplan gegen seinen Freund, verwarf Achitophels Vorschlag als vollständig aussichtslos und machte so überzeugende Scheingründe geltend, daß Absalom sich davon fangen ließ. Sein Rat, den ganzen Heerbann aufzubieten, gefiel mehr als der Achitophels und wurde ins Werk gesetzt. Die sofortige Verfolgung unterblieb, und der Feldzug wurde hinausgeschoben, bis zahlreiche Mannschaft versammelt sein werde. Chuschaï gab selbstverständlich sofort durch Jonathan und Achimaas, die Söhne der beiden Hohenpriester, David Nachricht von dem Ergebnisse der Beratung.

Die erste günstige Wendung für David war, daß Achitophel sich aus Jerusalem entfernte und sich in seiner Vaterstadt Gilo erhenkte aus Verdruß, daß Absalom seinen Rat verworfen, oder aus Einsicht, daß wenn David Zeit gewönne, Absaloms Sache verloren sei, und ihn selbst dann die gerechte Strafe ereilen würde. Dieser Selbstmord Achitophels war ein harter Schlag für den Thronräuber; denn er hatte unter seinen Getreuen keinen fähigen Mann, und er selbst war weder kriegerisch, noch voraussehend. Sein Feldherr Amasa zeigte wenig Kriegstüchtigkeit. Der Heerbann wurde zwar aufgeboten, aber ehe er sich sammelte, hatte David einen bedeutenden Vorsprung. Er begab sich nach Machanaim, jenseits des Jordan, und die Einwohner dieser Stadt nahmen ihn ebenso zuvorkommend auf, wie ehemals den flüchtigen Sohn Sauls. Sämtliche Israeliten jenseits des Jordan stellten sich ihm zur Verfügung, um den ruch-

losen Sohn bekämpfen zu helfen. Zwei Männer aus Gilead überboten sich an Aufmerksamkeit für den unglücklichen König und Vater und versahen ihn und die Seinigen mit allem Erforderlichen.

Als endlich Absalom oder Amasa eine große Truppenzahl zusammengebracht hatte, setzte diese durch eine Furt über den Jordan und näherte sich Machanaim. In der Waldgegend dieser Stadt lagerten die Absalomiten, wie es scheint, ohne rechten Plan und ohne Ordnung. David dagegen hatte seine Schar in drei Abteilungen geordnet, von denen die eine unter Joab, die andere unter Abisai und die dritte unter Ithaï stand, alle drei bewährte Krieger und Führer. David selbst ließen seine Feldherren nicht mitziehen, weil sie seine Schwäche für seinen, wenn auch verworfenen Sohn kannten. Der Kampf begann, und er kostete viele Menschenleben. Obwohl die Absalomiten in der Zahl bedeutend überlegen waren, so unterlagen sie doch, weil sie nicht recht geordnet kämpften und sich im Walde nicht zurechtfinden konnten, Davids Truppen dagegen wie ein Mann standen. Mehr noch als das Schwert richtete der Wald Verderben unter ihnen an. Zwanzigtausend Krieger sollen in demselben geblieben sein. Auch für Absalom war der Wald Rephaim verderblich. Mit seinem langen Haare, auf das er so eitel war, blieb er am Aste einer großen Eiche hängen, und sein Maultier trabte davon. Es war eine eigene Fügung, daß Joab selbst dem den Todesstoß versetzen sollte, den er früher begünstigt und dessen Empörungsplan er unwillkürlich dadurch gefördert hatte. Joab ließ sofort mit dem Horne das Zeichen für das Davidische Heer geben, den Kampf einzustellen. Die Absalomiten, welche den Untergang ihres Königs erfuhren, lösten sich in Flucht auf und setzten über den Jordan.

Der zweite Bürgerkrieg während Davids Regierung, der um so verwerflicher war, als auf der einen Seite ein Vater und auf der andern ein Sohn stand, war damit zu Ende. Die Nachwehen desselben waren aber traurig. Zunächst galt es, David die Siegesbotschaft zukommen zu lassen, und dies war ein peinliches Geschäft. Denn jedermann wußte, daß David schmerzlich vom Tode seines, wenn auch entarteten Sohnes berührt sein würde. David war auch von der Botschaft entsetzt, weinte und schluchzte und rief einmal über das andere: „Mein Sohn, mein Sohn Absalom, ich wollte, ich wäre an deiner Statt gefallen.“ Die Tiefe eines Vaterherzens ist unergründlich. — Er betrachtete Absalom vielleicht mehr als Verführten, von Achitophel umgarnt und zur Empörung getrieben.

Die Krieger wagten nicht als Sieger in Machanaim einzuziehen, sondern schlichen hinein, als schämten sie sich wie nach einer Niederlage. David mochte niemanden sehen und sprechen, sondern jammerte unaufhörlich über den Tod seines Sohnes. Da faßte sich

endlich Joab ein Herz und hielt ihm mit scharfen Worten die Undankbarkeit vor, die er durch seine Trauer gegen seine Krieger beging. Joab fügte noch eine Drohung hinzu, um den König aus seinem Schmerze zu reißen: Wenn er sich nicht alsbald den Kriegern zeigte, sie nicht mit freundlichen Worten anredete, so würden seine Getreuen sämtlich ihn noch in derselben Nacht verlassen, und er würde hilflos zurückbleiben. Diese scharfen Worte des rauhen, aber treuen Joab bewogen David, sich zu ermannen und sich dem Volke zu zeigen.

Von Absalom blieb nur eine Spur zurück. Sein Leichnam wurde in dem Walde Rephaim in eine Grube geworfen und ein großer Steinhaufen darüber gedeckt. Er hinterließ keinen Sohn, sondern nur eine schöne Tochter; drei Söhne, die ihm geboren worden waren, hatte der Tod noch vor seiner Empörung hinweggerafft, als sollte dem kein Sohn bleiben, der seinem Vater nach dem Leben trachtete. Er hatte sich aber während seiner kurzen Regierung bei Jerusalem im Königstale ein prachtvolles Grabmal errichtet, „das Denkmal Absaloms“ genannt, das seinen Namen verewigen sollte; es hat nur seine Schande verewigt, seine Untaten ließen mehr Spuren in der Geschichte zurück. Nach Beendigung des Krieges gedachte David nach Jerusalem zurückzukehren; allein aufzwingen wollte er sich den Stämmen nicht, sondern abwarten, bis sie reuig wieder zu ihm zurückkehren und ihm huldigen würden. Auffallender Weise war gerade unter den Nordstämmen zuerst eine günstige Umstimmung eingetreten. Das Volk rief gewissermaßen den Ältesten zu: „Der König, der uns vor den Feinden gerettet, mußte vor Absalom fliehen ... Warum habt ihr keine Eile, ihn wieder zurückzuführen?“ Dagegen blieb unerwartet der Stamm Jehuda mit seinen Entgegenkommen gegen den ihm entstammten König zurück. Hatte ihn Amasa, des Empörers Feldherr, der nicht auf Vergebung rechnen durfte, von der Aussöhnung mit David zurückgehalten? Er hatte einen großen Einfluß auf die Jehudäer. Mit zweifelhafter Klugheit ließ ihm der König heimlich Vergebung und Erhebung zur Würde des ersten Feldherrn zusichern, wenn er ihm huldigen würde, und den Ältesten dieses Stammes legte er ans Herz, daß es noch mehr ihre Pflicht sei, ihn zur Rückkehr in die Hauptstadt einzuladen. Daraufhin schickten die Jehudäer eine Gesandtschaft mit einer förmlichen Einladung David entgegen.

Mit größerem Gefolge als David nach seiner Flucht über den Jordan gesetzt hatte, kehrte er zurück, begleitet von aufrichtigen Freunden und Verehrern. Die nächste Stadt nach dem Übergange über den Jordan war Gilgal. Hier fanden sich die Abgeordneten der diesseitigen israelitischen Stämme ein, um ihm von neuem zu huldigen, und waren erstaunt und verletzt, daß die Jehudäer einen

Vorsprung vor ihnen hatten. Sie hatten erwartet, daß die Jehudäer mit ihnen gemeinschaftlich David entgegenziehen würden, und erblickten in diesem Eifer eine Falschheit, daß das Haus Jehuda zum Nachteile des Hauses Israel sich in die Gunst des Königs setzen wollte.

Die israelitischen Ältesten hatten mit ihrer Verstimmung kein Hehl und äußerten sie in Davids Gegenwart. Die Jehudäer blieben die Antwort nicht schuldig. Es entstand eine Erbitterung der streitenden Parteien. David scheint sich auf die Seite der Jehudäer geneigt zu haben. Ein anderer Benjaminite Scheba aus der Familie Bichri benutzte darauf die Verwirrung, stieß ins Horn und rief: „Wir haben keinen Anteil an David und kein Los an Isais Sohn, ein jeder von Israel eile in sein Zelt!“ Diesem Aufrufe folgend, entfernten sich die Ältesten der Nordstämme und zogen Scheba nach. Nur die Jehudäer blieben David treu und geleiteten ihn nach Jerusalem. Die Freude der Rückkehr war mit Betrübnis gemischt. Eine neue Spaltung war ausgebrochen, und ein neuer Bürgerkrieg stand vor der Tür. In dieser traurigen Lage tat David einen Schritt, der, je nachdem, als Klugheit oder Unbesonnenheit ausgelegt werden kann. Joab war bei ihm, seitdem er erfahren, daß Absalom von ihm getötet worden war, in Ungnade gefallen; er mochte ihm nicht mehr das Feldherrnamt lassen. Außerdem wollte er Amasa gegenüber Wort halten, daß er ihn zum Feldherrn ernennen werde. Da er jetzt auf den Stamm Jehuda allein angewiesen war, fühlte er noch mehr die Notwendigkeit, Amasa in guter Stimmung zu erhalten, der auf die Jehudäer einen überwiegenden Einfluß hatte.

Hinter Joabs Rücken forderte David daher Amasa auf, den Heerbann des Stammes Juda innerhalb dreier Tage zu sammeln, um gegen den Empörer zu ziehen. — Die Frist war aber bereits verstrichen und Amasa fehlte. David war unruhig. Sollte Amasa ihn getäuscht und mit den Empörern gemeinschaftliche Sache gemacht haben? Eile war erforderlich, um Scheba nicht Zeit zu lassen, sich in feste Städte zu werfen. Es blieb David also nichts übrig, als sich doch an die Söhne Zerujas zu wenden, deren unwandelbare Treue trotz der oft erfahrenen Zurücksetzung felsenfest und deren Kriegsfähigkeit erprobt war. Indes mochte David Joab doch nicht den Oberbefehl übergeben, sondern betraute damit dessen Bruder Abisai. Der erstere schloß sich trotzdem dem Zuge an oder vielmehr war der Anführer. Er scheint einen Aufruf erlassen zu haben, daß sich das Volk zu ihm sammeln sollte. In Gibeon angelangt, traf er mit dem verdächtigen Amasa zusammen, und ein Stoß von Joabs Schwert genügte, um ihm den Tod zu geben. Ohne sich aufzuhalten, eilten die treuen Söhne Zerujas zur Verfolgung des Empörers Scheba. Die Jehudäer, welche Amasa aufgeboten hatte, zogen ihnen nach,

und in allen Städten, die sie berührten, fanden sie Anhänger und Parteigänger für David. Scheba hatte wenig Anhang gefunden; mit geringer Mannschaft, die ihm gefolgt war, hatte er sich in die feste Stadt Abel geworfen, und ein anderer Teil seines Gefolges besetzte das eine Stunde östlich davon entfernte Dan, am Fuße des Hermon. Joab ließ rasch, ohne die Einwohner zur Unterwerfung aufzufordern, einen Wall um die Stadt Abel ziehen und Minen graben, um die Mauern zu Falle zu bringen. Die Einwohner gerieten dadurch in Angst. Da rief eine kluge Frau von der Mauer mit beredten Worten vorwurfsvoll: „Man hätte doch erst sprechen sollen, man hätte doch in Abel und Dan anfragen sollen, ob alle friedlich Gesinnten und Treuen in Israel verschwunden sind! Warum willst du Kinder und Mütter in Israel vernichten? Warum willst du das Erbe Israels zerstören?“

Joab erwiderte, daß es ihm nur darum zu tun sei, sich des Mannes zu bemächtigen, der die Hand gegen den König erhoben. Sobald ihm der Benjaminite ausgeliefert wäre, würde er sofort abziehen. Die kluge Frau versprach ihm, daß binnen kurzem des Haupt des Empörers ihm von der Mauer zugeworfen werden würde. Und so geschah es, und Joab gab darauf die Belagerung auf, entließ die Mannschaft und kehrte mit der Siegesbotschaft nach Jerusalem zurück. Widerwillig mußte ihn David in dem Feldherrnamte belassen.

Geläutert war David in seine Hauptstadt zurückgekehrt, für seine Schuld hatte er zwiefach gelitten und gebüßt. Er hatte das Weib eines seiner treuesten Diener heimlich geschändet, sein eigner Sohn hat sein Frauenhaus geschändet; er hatte Urijas Blut vergießen lassen, Blutströme flossen in seinem eignen Hause und hätten ihn beinahe verschlungen. Er hatte trübe Erfahrungen gemacht, wie wenig selbst ein milder König auf des Volkes Liebe bauen kann. Seine umfassenden Pläne, einen großen Krieg zu unternehmen, waren gescheitert. Er beschränkte sich daher im beginnenden Alter in den letzten Jahren seiner Regierung auf die Tätigkeit im Innern. Einen Gedanken, der lange in seiner Seele gelebt haben mag, wollte er vor seinem Tode noch verwirklichen. Dem Gotte Israels, welcher ihn in so vielen Nöten gerettet hatte, gedachte er einen herrlichen Tempel zu erbauen.

Ehe er indes an die Ausführung seines Planes ging, besprach er ihn mit dem Propheten Nathan; der Prophet stand damals über dem Priester. „Ich wohne in einem Zedernhause, und die Bundeslade Gottes weilt noch immer in einem beweglichen Zelte. Ich will einen Zederntempel für sie erbauen.“ Nathan billigte diesen Plan, eröffnete ihm indes, daß er nicht berufen sei, ein Heiligtum zu erbauen, weil er viel Blut vergossen habe, daß diese Aufgabe aber seinem

Sohne vorbehalten bleibe. Zugleich wurde David verkündet, daß sein Thron für lange Dauer errichtet sei, daß eine lange Reihe von Königen aus seinen Nachkommen über das Volk herrschen werde, wenn sie in Gottes Wegen wandeln würden. So sehr es auch für David eine Herzenssache geworden war, einen stattlichen Tempel in Jerusalem aufzurichten, so unterwarf er sich doch in Demut dem von Nathan ihm verkündeten Gottesspruche und gab den Plan auf. In einem inbrünstigen Gebete vor der Bundeslade sprach er indes gegen Gott Dankesworte aus für die Gnade, deren er gewürdigt wurde, daß er ihn aus dem Staube erhoben. Ganz besonders dankerfüllt war sein Herz wegen der Vorausverkündigung, daß sein Königshaus und sein Thron für lange Zeit errichtet seien. Diese Empfindungen legte David in einen Psalm nieder, der vielleicht sein Schwanenlied ist.

Wenn David auch den Tempelbau nicht in Angriff genommen hat, so hat er doch Vorbereitungen dazu getroffen. Von der Beute, die er den besiegten Völkern abgenommen hatte, weihte er einen Teil für das Heiligtum. Auch die Ordnung des Gottesdienstes hat er ohne Zweifel festgestellt. Er galt auch als der Erfinder vielfacher musikalischer Instrumente, welche später beim Gottesdienste eingeführt wurden.

Indessen nahmen Davids Lebenskräfte ab, noch ehe er das siebzigste Jahr erreichte. Die Mühsalen in seiner Jugendzeit und in den Kriegen, die aufreibenden Ereignisse in seinem Hause, Amnons Schandtat, Absaloms Empörung machten ihn früh altern. Die Wärme schwand aus seinem Körper, er fror in dem heißen Klima Jerusalems; wärmende Hüllen, die er anlegte, ersetzten nicht die mangelnde körperliche Wärme. Diese Schwäche benutzte sein vierter Sohn A d o n i j a, um die Nachfolge an sich zu bringen. Er war nach dem Tode Amnons und Absaloms der nächste Thronerbe, fürchtete aber, daß die Erbfolge ihm entgehen würde, wenn er bis zum Tode des Vaters warten sollte. Adonija wollte sich nicht wie Absalom gegen den Vater auflehnen, sondern seine Erbfolge als vollendete Tatsache hinstellen und sich von den Würdenträgern des Reiches anerkennen lassen. Er pflog daher mit den Dienern Davids Rat, welche gegen Salomos Nachfolge eingenommen waren, zunächst mit Joab, welcher ihn unterstützte. Der zweite Vertraute war Abiathar, der von David hintenan gesetzt worden zu sein scheint.

Das Ränkespiel am Hofe begann von neuem. Adonija war fast ebenso schön wie Absalom und gewann ebenso einnehmend die Herzen; er war, wie es scheint, ebenso unbesonnen und unfähig zum Regieren wie sein Bruder. David war gegen ihn ebenso schwach, wie er gegen Absalom gewesen war, ließ seinen Aufwand gewähren, und erkannte ihn damit stillschweigend als Nachfolger an. Eines

Tages lud Adonija seine Vertrauten und sämtliche Königssöhne mit alleiniger Ausnahme von Salomo zu einem Feste an der Quelle Rogel im Südosten Jerusalems ein. Bei einem Felsen wurden Opfer dargebracht und während des Mahles riefen die Eingeweihten: „Es lebe der König Adonija." Das Gerücht von der Huldigung drang in die Stadt bis in den Palast, nur David erfuhr nichts davon. Er lebte mit seinem frierenden Körper abgeschlossen in seinem Gemache.

Der Erste, welcher Anstoß an Andonijas Nachfolge nahm, war der Prophet Nathan. Er wußte um das Geheimnis, daß David seiner Frau Bathseba zugeschworen hatte, ihr Sohn Salomo werde den Thron erben. Er suchte infolgedessen diese auf, teilte ihr das Vorgefallene mit und verabredete mit ihr einen Plan, Adonijas Nachfolge zu vereiteln. Darauf begab sich Bathseba zum Könige, erinnerte ihn an seinen Schwur und machte ihn aufmerksam, daß im Falle Adonija den Thron besteigen sollte, sie und ihr Sohn zum Opfer fallen und seine Ehe mit ihr als eine schandbare gebrandmarkt werden würde. Kaum hatte sie unter Schluchzen das traurige Schicksal geschildert, das ihrer durch Salomos Zurücksetzung wartete, als sich der Prophet Nathan meldete und ihre Worte bestätigte. Davids Entschluß war rasch gefaßt und noch an demselben Tage ausgeführt. Es lag ihm alles daran, seinem Schwure getreu, Salomo das Zepter zu übergeben. Er ließ die nicht mit Adonija verbundenen Würdenträger rufen und verkündete ihnen seinen Willen, Salomo noch bei seinem Leben zum Könige salben zu lassen. Sie alle gelobten feierlich, Salomo anzuerkennen. Darauf ließ David die Krethi und Plethi zusammenkommen, um Salomo zu geleiten. Dieser ritt auf einem königlichen Maultiere von Zion nach dem Tale Gihon, an der Westseite der Stadt. Eine große Volksmenge schloß sich dem Zuge an, und als der Hohepriester Zadok und Nathan aus dem Ölgefäße, das in dem Zelttempel aufbewahrt war, Salomo gesalbt und die Krieger in das Horn geblasen hatten, rief das anwesende Volk: „Es lebe der König Salomo! „Große Aufregung herrschte in Jerusalem an diesem Tage. Die östlichen Berge hallten den Ruf wieder: „Es lebe der König Adonija!" und die westlichen tönten das Echo wieder: „Es lebe der König Salomo!" Wären beide Königssöhne und ihr beiderseitiger Anhang fest geblieben, so wäre es abermals zum Bürgerkriege gekommen. Allein Adonija war nicht gleich Absalom; er mochte es nicht bis zur Empörung treiben. Sobald er erfuhr, daß Salomo auf des Vaters Geheiß zum Könige gesalbt worden war, schwand ihm der Mut. Er eilte zum Altare der Bundeslade auf Zion, um im Heiligtume Schutz zu suchen. Salomo, der sofort die Zügel der Regierung ergriffen hatte, ließ ihm melden: es werde ihm kein Haar

gekrümmt werden, solange er sich nichts zuschulden kommen lassen werde. Darauf begab sich Adonija zum jungen Könige, huldigte ihm und wurde gnädig entlassen. Der Thronstreit hatte somit ein Ende. Davids Schwäche nahm immer mehr zu, und er entschlief nach einer bewegten Regierung von 40 Jahren und sechs Monaten (um 1017). Er eröffnete die Reihe der Königsgräber in einer Felsengruft, die er auf dem Berge Zion (am südlichen Abhange) angelegt hatte.

Gewiß wurde Davids Tod aufrichtig betrauert, denn er hat das Volk selbständig, groß und glücklich gemacht. Der Tod verklärte ihn, seine Fehltritte wurden allmählich vergessen, hatte er sie doch schwer gebüßt. Die Nachwelt urteilte versöhnlicher über ihn, als die Mitwelt. In der Erinnerung an seine großen Taten und sein mildes, vor Gott demütiges Wesen nahm David die Züge eines idealen Königs an, der allen spätern bessern Regenten als Vorbild vorschwebte. Er wurde der Maßstab, an dem die spätern Könige aus seinem Hause gemessen wurden, ob sie ihm ähnlich waren oder nicht. Davids Regierungszeit erglänzte in der Zeitenferne, als die vollkommenste, in welcher Recht und Gerechtigkeit, Gottesfurcht und Eintracht geherrscht haben, Macht und Demut mit einander gepaart waren. Mit jedem Jahrhunderte steigerte sich Davids Verklärung mehr und mehr und nahm eine lautere, ideale Gestalt an, als Musterbild eines tugendhaften Königs und heiligen Sängers.

Viertes Kapitel.

König Salomo.

(1017—997.)

David hatte das Gemeinwesen Israels so vortrefflich geordnet hinterlassen, daß sein Nachfolger, wenn er nicht ein Schwachkopf oder ein Frevler oder von verderblichen Ratgebern geleitet war, wenig Mühe hatte, die Regierung fortzuführen. Salomo aber tat mehr, er erhob das Land Israel zu einem so hohen, kaum geahnten Glanze, daß die spätesten Geschlechter sich noch in den von der Salomonischen Regierung ausgegangenen Strahlen sonnten. Gewiß, wenn ein König die Macht und das Ansehen eines Staates, wenn auch nicht begründet, so doch erhält, befestigt und vermehrt, wenn er dabei sein Volk die Segnungen des Friedens genießen läßt, wenn er ein Füllhorn von Reichtum über das Land ausstreut, daß dadurch aus der niedrigsten Hütte die Dürftigkeit verscheucht wird, wenn er seinem Volke neue Bahnen zur Entfaltung seiner Kräfte eröffnet und sie mit großen Mitteln fördert, und

wenn er endlich noch dazu Einsicht besitzt, auch geistigem Streben Aufschwung zu geben, und auch den Schönheitssinn selbst weckt und fördert, und wenn er durch alle diese materiellen und geistigen Schöpfungen das Land seiner Regierung zu einem Musterstaate erhebt, wie es vor ihm noch niemals vorkam, so verdient ein solcher König allerdings das volltönende Lob, das ihm die Nachwelt gespendet hat. Von der Größe seiner Leistungen bestochen, drückte sie sogar das Auge vor den Schwächen zu und betrachtete sie als notwendige Folgen menschlicher Unvollkommenheiten. Alle diese großen Züge sind in Salomo nicht zu verkennen. Er hat vor allem seinem Lande den Frieden erhalten, obwohl es ihm mit den Mitteln, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, nicht schwer hätte fallen können, neue Eroberungen zu machen. Davon hat er auch seinen Namen der „Friedenskönig" (Schelomo) erhalten. Er hat für sein Volk Wohlstand und Lebensbehaglichkeit geschaffen und es dadurch der Gedrücktheit und Eingeengtheit entrissen. Er hat es mit Weisheit und Gerechtigkeit regiert und Streitigkeiten zwischen einzelnen und Stämmen mit Unparteilichkeit geschlichtet. Er hat das Land mit Städten gefüllt und für die Sicherheit der Straßen und der Karawanenzüge Sorge getragen, er hat die Stadt Jerusalem mit Pracht erfüllt und einen herrlichen Tempel zum Ruhme des Gottes Israels erbaut. Er hat die Dichtkunst selbst gepflegt und damit dem Volke einen daseinswürdigen Reiz verliehen. Er hat endlich dem Volke große Ziele gesteckt und dessen Blick über die Spanne hinaus geöffnet. Dafür wird er mit Recht als der weise König gepriesen.

Indessen war der Anfang von Salomos Regierung nicht ohne Blutflecken und der Ausgang nicht ohne Wolkenzüge, welche ihren Glanz verdunkelten. Seine Prachtliebe hat die Sittlichkeit geschädigt. Salomo hat das Königtum in ein strenges Herrentum verwandelt, unter dem der Wille aller sich dem seinigen untertänig beugen mußte. Er hat damit dem Volke ein Joch aufgelegt, das es zwar lange ertrug, aber bei günstiger Gelegenheit abschüttelte. Aber sein Despotismus glich nicht dem in Ägypten, welcher jeden Freiheitsdrang tötete und das Volk zur Unmündigkeit der Sklaverei herabdrückte.

Salomo war jung, als er zur Regierung gelangte, vielleicht kaum zwanzig Jahre. Er besaß indes auch in jungen Jahren eine männlich reife Seele, welche ihr Denken auf das große Ziel richtete, Israel angesehen zu machen Als er nach seiner Thronbesteigung den großen Altar in Gibeon besuchte, so wird erzählt, habe er nicht um langes Leben, noch um Reichtum und Ehre, sondern um weisen Sinn gebeten, sein Volk mit Gerechtigkeit richten zu können. Diese Weisheit, dieses Vermögen, in den Seelenzustand und die Stimmungen der Parteien einzudringen, das richtige Sachverhältnis und die Wahrheit aus der Ver-

dunklung der Rede sofort zu erkennen; nicht nach dem Augenscheine zu richten und nicht nach Wortgeklingel zu entscheiden, dieses Vermögen besaß der junge König in hohem Grade. Das Salomonische Urteil ist bekannt. Durch eine Entscheidung, wodurch das Muttergefühl sich kund geben mußte, erkannte er in einem Streite zwischen zwei Weibern um den Besitz eines Kindes, auf welcher Seite die Wahrheit lag und auf welcher die Verstellung war. — Überhaupt lag Salomo Recht und Gerechtigkeit besonders am Herzen. In seinem Reiche sollte niemand Ungerechtigkeit leiden. Wenn der Spruch auch nicht von ihm stammen sollte, „durch Gerechtigkeit wird der Thron befestigt", so ist er in seinem Sinne ausgesprochen.

Salomos Weisheit wird auch nach einer andern Seite hin gerühmt, seine Beschäftigung mit der Dichtkunst. Diese bestand zunächst in der Fabeldichtung (Maschal). Er führte die hohen Zedern des Libanon und niedrige Mauerpflanzen, als Bilder des Höchsten und Niedrigsten, die Vierfüßler, hochfliegende Vögel und schleichende Kriechtiere, selbst stumme Fische — redend ein. Nichtsdestoweniger hat er Fehltritte begangen; die meisten derselben entsprangen aus seiner Überschätzung der Königswürde. Des Propheten Samuel Warnung bei der Wahl eines Königs rechtfertigte mehr noch der weise König als dessen Vorgänger.

Unglücklicherweise war Salomo ein jüngerer Sohn, dem die Thronfolge wider das Gewohnheitsgesetz zugefallen war, während sein Bruder Adonija, den eine Partei bereits zum Könige ausgerufen hatte, in den Augen der Menge als rechtmäßiger Erbe galt. Solange dieser lebte, war Salomos Regierung nicht fest oder er fühlte sich nicht sicher. Adonija mußte daher beseitigt werden. Der Anführer der der Leibwache Benajahu drang in sein Haus und tötete ihn. Sobald dieser gefallen war, ahnte Joab, daß ihm als ehemaligen Parteigänger Adonijas ein gleiches Geschick bevorstand. Der hochverdiente Feldherr, welcher so viel zur Machtvergrößerung des Volkes Israel und zum Glanze des Hauses David geleistet hatte, eilte hilfeflehend wie ein Verbrecher zum Altare auf dem Berge Zion und klammerte sich daran fest, um dem Tode zu entgehen. Benajahu vergoß auch dessen Blut am Altare. Den priesterlichen Parteigänger Adonijas, Abiathar, wagte Salomo doch nicht aus dem Wege zu räumen, er wurde nur seiner Hohenpriesterwürde entkleidet. Zadok war seitdem alleiniger Hoherpriester, seine Nachkommen behielten das hohepriesterliche Amt länger als ein Jahrtausend. Auch der Benjaminite Schimeï, welcher den König David auf seiner Mitleid erregenden Flucht so fühllos geschmäht hatte und doch von ihm begnadigt worden war, wurde aus dem Wege geräumt. Erst durch eine dreifache Bluttat wurde die Sicherheit des Thrones erkauft.

Salomo war zunächst darauf bedacht, seinen Hof mit außerordentlichem Glanze zu umgeben, wie es einem großen Könige gezieme, dessen Herrscherwort von der Grenze Ägyptens bis zum Euphrat geachtet werde. Zum Glanze eines Königs in damaliger Zeit gehörte ein zahlreicher Frauenschwarm. Salomo legte sich deshalb ebenfalls ein stark bevölkertes Frauenhaus an, nicht um einer maßlosen Liebe zu genügen, sondern weil es die Sitte oder Unsitte der Könige jener Zeit mit sich brachte. Seine erste Frau war Naama (die Schöne), eine ammonitische Königstochter. Am meisten schmeichelte es seinem Stolze, daß ein ägyptischer König Psusennes ihm seine Tochter zur Frau gab. Salomo glaubte damit einen geschickten Zug getan zu haben. Durch die Verschwägerung mit Ägypten werde die Macht seines Landes und das Ansehen seines Hauses nur noch mehr gewinnen. Psusennes' Tochter wurde selbstverständlich mit der größten Aufmerksamkeit in die israelitische Hauptstadt eingeführt; sie wurde die Hauptkönigin in Salomos Frauenhause. Beschämend schien es ihm, daß er dieser Königin nicht einen Prachtpalast zur Verfügung stellen konnte. Was bedeutete der von David erbaute Zedernpalast auf dem Berge Zion im Vergleiche mit den Riesenbauten und Palästen der ägyptischen Könige? Salomo war also darauf bedacht, für die Tochter Pharaos einen ihr würdigen Palast zu erbauen.

Durch die Verbindung mit dem ägyptischen Königshause fanden Neuerungen von großer Tragweite in Israel Eingang. Rosse und Wagen gehörten auch dazu. Mit Hiram, dem Könige von Tyrus, zu dem schon David in freundnachbarlichem Verhältnisse stand, unterhielt Salomo innige Freundschaft. Die enge Verbindung zwischen diesen beiden Königen führte zu weitreichenden Unternehmungen. Der Besitz eines großen Frauenhauses erforderte eine zahlreiche Dienerschaft. Salomo unterhielt auch eine glänzende Hofhaltung. Den Gesandten der zinsbaren und befreundeten Könige, welche nach Jerusalem zu kommen pflegten, um dem Könige Huldigung und Tribut darzubringen, mußte ein glänzender Empfang zuteil werden. Salomo legte den größten Wert darauf, zu jeder Zeit Pracht zu entfalten, seine Hofhaltung erforderte daher große Summen. Woher bestritt er diese übermäßigen Ausgaben? Eigene Ländereien besaß das Königshaus nicht. So mußte das Volk die Kosten tragen.

Einen erhöhten Glanz entfaltete Salomo durch seine Bauten. Zunächst war er darauf bedacht, dem Gotte Israels in der Hauptstadt des Landes einen prachtvollen Tempel zu errichten. Es konnte ihm nicht gleichgültig sein, daß in den Nachbarländern, mit deren Herrschern er befreundet war, in Ägypten und Phönikien, für die Götter riesige Tempel bestanden, während in seinem Lande das Heiligtum noch immer in einem Zelte bestand. Salomo ging demgemäß gleich nach seiner

Thronbesteigung daran, Vorbereitungen zum Baue zu treffen. Der Platz war bereits ausgewählt, der Hügel Moria im Nordosten vor Jerusalem, wo David beim Aufhören der Pest einen Altar errichtet hatte. Auch Silber und Gold war dazu vorbereitet; aber Baustoffe, Steine und Zedernholz, mußten herbeigeschafft werden. Steine gab es allerdings in Hülle und Fülle in der Nähe der Hauptstadt, aber regelmäßige Quadern und Blöcke, tauglich zum Baue, mußten erst unter der Erde aus dem Felsengrunde ausgehauen werden. Woher kamen die vielen Arbeiter für das mühsame Aushauen, Zubereiten und Befördern der Steine? Salomo hatte von seinem Schwiegervater Pharao Psusennes das Mittel gelernt, sich Arbeiter ohne große Kosten zu verschaffen. Im Lande Israel wohnten noch Überreste der kanaanitischen Bevölkerung. Saul hatte wohl begonnen, sie zu vermindern, aber wegen seiner Fehden mit David konnte er nicht mit Nachdruck gegen sie verfahren. David hatte sie in Ruhe gelassen, weil sie friedlich mit den Israeliten lebten und verkehrten und ihm im Kriege gegen die Philister und andere Feinde dienten. Je mächtiger die Israeliten wurden, desto weniger konnte ihnen diese eingeborene Bevölkerung schädlich werden. Nichtsdestoweniger erklärte Salomo mit einem Male die Überreste der Emoriter, Chithiter, auch die Jebusiter, welchen David erlaubt hatte, außerhalb der Ringmauern Jerusalems zu wohnen, als Halbsklaven und zwang sie zur Frohnarbeit. Sie zählten noch 150 000 Jünglinge und arbeitskräftige Männer und bildeten die Arbeiterbevölkerung. Mehr als dreitausend israelitische Aufseher hielten diese zur Sklaverei erniedrigten Urbewohner zur Arbeit an. Ein Oberaufseher Adoniram überwachte die Aufseher und Arbeiter. Achtzigtausend derselben wurden in den Steinbrüchen beschäftigt, bei Lampenlicht, Tag und Nacht nach Anleitung von Sachverständigen aus Biblos (Giblim) schwere Quadern aus den Felsen zu hauen, sie zu glätten und an den Rändern regelrechte Fugen anzubringen. Siebzigtausend der Geknechteten hoben die schweren Steine aus der Öffnung und schafften sie zum Bauplatze.

Zedern- und Zypressenholz zum Tempelbaue lieferte der tyrische König Hiram, Salomos Freund. Auf dem Libanon wurden die Stämme gefällt und von dort nach Tyrus oder einem andern Hafenplatze befördert, dort zu Flößen zusammengefugt, bis nach der Hafenstadt Japho gerudert, und von hier wurden sie mühsam über Höhen und Täler mindestens zehn Stunden weit nach Jerusalem geschafft.

Welche Arbeiter wurden zum Fällen der Zedern- und Zypressenstämme und zur Beförderung derselben an Ort und Stelle verwendet? Die kanaanitischen Leibeigenen reichten nicht dazu aus, so verwendete Salomo Israeliten dazu. Dreißigtausend wurden dazu ausgehoben. Je zehntausend wurden für je einen Monat in die Wälder gesandt,

dort das Fällen der Bäume und die Beförderung derselben zu besorgen. Nach Ablauf des Monats wurden diese Arbeiter durch andere zehntausend abgelöst.

Es war nicht zu verlangen, daß Hiram umsonst seine Zedern- und Zypressenwälder lichten und seine Zimmerleute und Bauverständigen zur Verfügung stellen sollte. Salomo lieferte ihm als Entgeld dafür Jahr aus Jahr ein, so lange seine Bauten nicht vollendet waren, Weizen, Wein und Öl. Auch für Getreide-, Wein- und Öllieferungen wurden ohne Zweifel die Ernte und die Mühe des Volkes in Anspruch genommen. Aber auch Gold mußte Hiram vorschießen zur Verzierung des Innern des Tempels. Noch hatte Salomos Flotte dieses edle Metall nicht eingeführt. Für die Goldlieferung mußte ihm Salomo zwanzig Städte an der Grenze von Phönikien von dem Gebiete Israels im Stamme Ascher überlassen. Sie waren so wenig bedeutend, daß sie Hiram nicht besonders gefielen; aber es war doch immer israelitisches Gebiet, welches den Phönikiern übergeben wurde. Hiram ließ verschiedene Völkerschaften darin ansiedeln, und davon erhielt das Gebiet den Namen „Kreis der Völkerschaften“ (Galil) und davon später Galiläa.

Sobald die Steine und das Bauholz an Ort und Stelle geschafft waren, wo der Tempel errichtet werden sollte, wozu drei Jahre nötig waren, begann der Bau unter der Leitung phönikischer Baukünstler und im phönikischen Stile. Der Tempel war aus Quadersteinen aufgeführt, die Wände inwendig mit Zedernbohlen belegt. In denselben waren Figuren von Palmen, offenen Blumenkelchen und Cherubim (geflügelte Wesen mit Menschengesichtern) angebracht, und diese Figuren waren mit Gold belegt. Der Umfang des Tempels betrug sechzig Ellen in der Länge, zwanzig in der Breite und dreißig in der Höhe. Er zerfiel in das Allerheiligste — viereckig von je zwanzig Ellen — und in das Heiligtum, das vierzig Ellen lang und zwanzig breit war. Im Allerheiligsten, das höher als das Heiligtum gelegen zu haben scheint, standen zwei Cherubim aus vergoldeten Olivenholze von je zehn Ellen Höhe, deren Flügel je fünf Ellen lang sich ausbreiteten. Im Eingange zum Heiligtume war eine offene Vorhalle (Ulam), gemäß der Breite des Heiligtums, und vor dieser Halle standen zwei mächtige schön geformte und mit Kapitälen verzierte Säulen von Erz, welche die noch nicht enträtselten Namen Jachin und Boaz führten.

Im Allerheiligsten waren nur die Cherubim sichtbar, zur Aufnahme der Bundeslade mit den Gesetztafeln bestimmt. Im Heiligtume standen nur ein Altar von Zedernholz, von allen Seiten vergoldet, fünf vergoldete Leuchter rechts und ebenso viel links, und endlich ein vergoldeter Tisch für zwölf geweihte Brote (Schaubrote).

Der Tempel war von einem großen Hofe umgeben. Innerhalb des Vorhofes standen ein großer Altar aus Erz und ein umfangreicher Wasserbehälter, das „eherne Meer“ genannt, ringsum mit einem Kelchrande und mit Lilienblüten oberhalb des Randes und mit Koloquinten unterhalb desselben verziert. Dieser Wasserbehälter wurde von zwölf aus Erz gegossenen Rindern getragen, von denen je drei einer andern Seite zugewendet waren.

Das Wasser in demselben zum Waschen der Hände und Füße für die Opferpriester, so oft sie das Heiligtum betreten wollten, ist wahrscheinlich vermittels drehbarer Hähne ausgeflossen. Zehn kleine Wasserbehälter, kunstvoll gearbeitet, standen auf Rädern im Vorhofe und dienten dazu, hin und her gefahren zu werden. Goldene Tempelgeräte, Opfer- und Weihrauchschalen ließ Salomo in großer Menge anfertigen. Reichtum und Glanz war über das Innere und Äußere des Tempels ausgegossen. Die Säulen im Vorhofe und der große Wasserbehälter galten als wundervolle Kunstwerke.

Es wurde auch darauf Bedacht genommen, daß neben den Opfern auch ein erhebender Gottesdienst durch Gesang und Saitenspiel begangen werden sollte. Zu diesem Zwecke ließ Salomo Harfen und Lauten aus Sandelholz anfertigen. Feierlich war die Einweihung des Tempels nach Vollendung des Baues in sieben Jahren (um 1007) Der Monat, in dem die Feldarbeit und die Weinlese beendet waren, wurde dazu erwählt. Die Häupter sämtlicher Stämme und die Ältesten der Familien wurden dazu eingeladen, und aus der Nähe und Ferne strömte viel Volks hinzu, den Glanz des Gotteshauses anzustaunen und dem seltenen Schauspiele beizuwohnen. Die Feierlichkeit begann mit der Übersiedlung der Bundeslade vom Berge Zion, der Davidsstadt, nach dem Hügel Moria.

Sobald die Bundeslade in das Allerheiligste gebracht war, verhüllte eine dichte Wolke den ganzen Tempelraum, so daß die Ahroniden verhindert waren, den Dienst zu verrichten. Diese Erscheinung galt als ein Gnadenzeichen Gottes, daß die Weihe des Hauses in seinem Sinne geschehen sei. Die Stimmung der anwesenden Menge bei der Einweihung war daher freudig gehoben und andachtsvoll. Der König gab den Empfindungen der Anwesenden mit kurzen Worten einen angemessenen Ausdruck: „Gott hat verheißen, in einer Wolke zu weilen. Gebaut habe ich einen festen Wohnsitz dir, o Gott! eine Stätte für dein Bleiben für immer.“ Der Moriaberg erschien dadurch als ein Abbild des Berges Sinaï, auf dem sich Gottes Stimme aus einer dichten Wolke offenbart hatte. Mit ehrfurchtsvollen Blicken betrachtete das Volk seitdem den Tempel als sichtbaren Sitz Gottes, der auch Himmel und und Erde fülle. Von hier aus erwartete es zuverlässige Verkündigungen für den Weg, den es zu wandeln haben wird. Ein Prophet, der an-

wesend war, verkündete dem König Salomo im Namen Gottes: „Wenn du in meinen Gesetzen wandeln und meine Gebote erfüllen wirst, so werde ich meine Verheißung erfüllen, die ich deinem Vater David gegeben."

Der Eindruck dieses Tempels, der glänzend von Gold und Edelerz, einfach im Baue und ohne Bildnis einer Gottheit, war tief und dauernd auf das betrachtende Gemüt. „Das Haus Gottes" — es liegt ein Widerspruch in dieser Verbindung, der auch später zur Erkenntnis kam — „das Haus Gottes" gab einen Anhaltspunkt für die flatterhafte Phantasie, die sich das Geistige nicht ohne eine sinnlich faßbare Hülle vorstellen kann. Der Tempel wurde der Stolz, die Macht Israels und die Lust seiner Augen genannt. Mit der Einweihung des Tempels begann auch eine geistliche Ordnung, wie sie vorher weder in den beschränkten Verhältnissen der Stiftshütte in Silo, noch in der Übergangszeit im Zelte auf Zion sich festsetzen konnte. Erst unter Salomo wurde ein Hoherpriester an die Spitze der übrigen Priester gestellt und ein Rangunterschied eingeführt. Mit der Hohenpriesterwürde ward Asaria, der Sohn Zadoks, bekleidet, nachdem sein Vater gestorben war. Ihm zur Seite standen die übrigen Priester. Für die Leviten, welche den Ahroniden untergeordnet waren, ist eine neue Ordnung geschaffen worden. Ein Teil derselben leistete beim Opfern Dienste, ein anderer Teil hielt an vier Seiten des Tempels Wache, endlich standen einige Familien dem Gesange und Saitenspiele vor.

Erst durch den Tempel und die eingeführte Ordnung wurde Jerusalem in Wirklichkeit die Hauptstadt des Landes. Zu den Festen im Herbste kamen Wallfahrer, um dem feierlichen Gottesdienste beizuwohnen, wie ihn die Stammesaltäre nicht bieten konnten. — Da Jerusalem auch allmählich eine bedeutende Handelsstadt wurde, in welcher ausländische Waren und Seltenheiten zuerst zum Vorscheine kamen und auch Fremdenverkehr stattfand, so zog es noch mehr Besuche aus allen Stämmen an. Jerusalem, die jüngste von allen Städten des Landes Israel, überflügelte und überstrahlte die andern sämtlich. Salomo ließ das von ihm zu einer Stadt ersten Ranges erhobene Jerusalem von allen Seiten befestigen, und auch der Tempelberg wurde in den Umkreis der Befestigung hineingezogen.

Der Bau des königlichen Palastes erforderte einen Zeitraum von dreizehn Jahren. Aber es war auch eine ganze Reihe von Gebäuden, die einen großen Umfang auf dem nördlichen Hügel in dem Stadtteile Millo einnahmen. Dem Eingange zunächst war das Haus des Libanonwaldes, das seinen Namen von den vielen Zedernsäulen hatte. Es diente als Waffenplatz zum Schutze des Königs; hier hielten dreihundert Trabanten Wache, mit goldenen Speeren und Schilden versehen, Begleiter des Königs, so oft er in den Tempel ging. Große

Sorgfalt verwendete Salomo auf die Einrichtung der Gerichtshalle. In dieser Halle stand der Thron, welcher als ein seltenes Wunderwerk gepriesen wurde. Er war durchweg aus Elfenbein gearbeitet und mit Gold belegt.

In dieser offenen Gerichtshalle hörte Salomo die streitigen Parteien an und sprach Recht. Er betrachtete das Richtertum als eines der wichtigsten und heiligsten Pflichten des Königtums. Hier empfing er auch die Gesandten vieler Länder, die zu seiner Huldigung oder zur Anknüpfung von Bündnissen an seinen Hof gekommen waren. — Ein eigener Palast war für den König, seine Dienerschaft und seine Frauen erbaut. Die ägyptische Königstochter, seine Hauptgemahlin, bewohnte indes ein eigenes Haus, gesondert von den übrigen Weibern und Kebsen Salomos.

Wahrscheinlich hat Salomo auch eine Wasserleitung nach Jerusalem gezogen, um Stadt und Tempel mit dem Wasserbedarfe zu versehen, und zwar aus den reichen Quellen von Ain-Etam (zwei Stunden südlich von Jerusalem).

Doch nicht allein Salomo, sondern auch die Großen des Landes, die sich in Jerusalem dauernd aufhielten, die Prinzen, die hohen Beamten und Günstlinge führten Prachtbauten aus Zedernholz auf. Durch den Reichtum, der durch drei Hauptkanäle ins Land strömte, konnte der Hang nach Glanz, der sich vom Könige den höhern Klassen mitteilte, befriedigt werden.

Angesehene phönikische Kaufleute, welche Geschäfte im großen betrieben, Geldwechsler und Geldmänner, welche auf Zins ausliehen, ließen sich in Jerusalem nieder. Sie bildeten eine eigene Körperschaft oder Innung, standen unter dem Schutze des Bundesvertrages zwischen Salomo und Hiram und durften nach ihren eigenen Gesetzen, Sitten und Gewohnheiten leben. Sogar ihre gottesdienstlichen oder vielmehr götzendienerischen Bräuche durften sie beibehalten.

Die drei Quellen des Reichtums, welche über die Hauptstadt einen Goldregen ergossen, waren die Machtverhältnisse, die ägyptische Verbindung und der indische Handel. Diejenigen Fürsten, welche ein Friedensbündnis mit David geschlossen hatten, hielten es auch unter seinem Nachfolger aufrecht, und noch andere suchten seine Freundschaft. Alle diese Fürsten und Völker sandten, wie es der Brauch mit sich brachte, an seinen Hof teils Tribut und teils Huldigungsgeschenke in reichem Maße, goldene und silberne Gefäße, wertvolle Gewänder Spezereien, Rosse und Maulesel. Mehr Erträgnisse noch brachte die Verbindung mit Ägypten. Dieses Land pflegte Kriegsrosse an die pferdearmen Gebirgsländer zu liefern. Auch Kriegswagen wurden in Ägypten verfertigt und waren auswärts beliebt. Die Fürsten von Aram und den Ländern am Euphrat, welche früher ihren Bedarf an

Rossen und Wagen unmittelbar aus Ägypten zu beziehen pflegten, mußten sie jetzt aus den Händen der von Salomo ins Leben gerufenen Handelsgesellschaft kaufen. Das israelitische Land bildete damals einen Zwischenplatz für Einfuhr und Ausfuhr dieser Kriegsartikel. Die Handelsgesellschaft machte infolge dieses Abkommens außerordentliche Geschäfte und brachte viel Geld ins Land.

Selbstverständlich hat Salomo für sein eigenes Land aus Ägypten Reiterei und Kriegswagen mit Rossen eingeführt. Er legte eigene Reiter- und Roßstädte an. Zwölftausend Reitrosse und vierzehnhundert Kriegswagen, mit je zwei Rossen bespannt, soll er unterhalten haben, wozu geräumige Gebäude mit viertausend Ställen aufgebaut wurden.

Die reichsten Einnahmen bezog Salomo indes vom Seehandel mit Indien. Für die Phönikier, angezogen von den strotzenden Reichtümern dieses Wunderlandes, war die Reise nach dem so weit abliegenden Lande mit vielen Schwierigkeiten verbunden, solange die Gegend des roten Meeres wegen der dort hausenden wilden und räuberischen Völkerschaften nicht sicher war. Durch die Verbindung des tyrischen Königs Hiram mit Salomo bot sich ein näherer und sicherer Weg zur Fahrt nach Indien. Der Strich Landes von der Südgrenze Judas bis zum östlichen Meerbusen des roten Meeres, der Spitze von Ailat, war frei geworden. Sicher konnten seitdem die Karawanen mit beladenen Kamelen von Jerusalem und vom Meere aus bis zur Nordspitze des roten Meeres ziehen. Auf Hirams Rat ließ Salomo an der Rhede eine Flotte fester und geräumiger Schiffe bauen und ausrüsten; Hiram sandte seine fähigsten Seeleute, welche des Seeweges kundig waren, zur Bemannung der Flotte. Israeliten aus dem Stamme Ascher und Zebulon, die an der Küste wohnten und mit den Launen des Meeres vertraut waren, wurden ihnen beigegeben. Diese Schiffe sollen den langen Seeweg bis an die Mündung des Indus machen.

Vom Hafen Ailat aus steuerte die israelitisch-phönikische Flotte in das rote Meer und fuhr längs der Küste bis zur Mündung des Indus zum Lande Ophir (dem jetzigen Sind). Nach einem Zeitraume von drei Jahren kehrte die Flotte von ihrer ersten Fahrt reichbeladen zurück. Lange Züge von Kamelen trugen die mitgebrachten Schätze nach Jerusalem zum großen Staunen der ganzen Bevölkerung. Mehr als vierhundert Talente Goldes, Silber in großer Menge, Elfenbein, Ebenholz, häßliche Affen und schön gefiederte Pfauen, Sandelholz und wohlriechende Pflanzen wurden eingeführt. Diese Ophir- oder Indienfahrt ließ Salomo mehrere Male wiederholen, und jede derselben brachte neue Reichtümer und Sehenswürdigkeiten ins Land. Ailat, die Stadt am Hafen des Meerbusens, erlangte dadurch eine große Bedeutung; Judäer setzten sich darin fest, und das Land Israel

erlangte dadurch eine weitere Ausdehnung von der Spitze des roten Meeres bis zum Euphrat.

Um Rosse und Wagen nach den aramäischen Ländern und der Euphratgegend und die Waren aus Phönikien bis zum Hafen zu befördern, mußten gangbare Straßen angelegt und für die Sicherheit der Karawanen gesorgt werden. Auch dafür traf Salomo Vorkehrungen. In einem gebirgigen Lande ist es nicht leicht für Lasttiere und noch weniger für Rosse und Wagen, weite Strecken zurückzulegen, weil bald eine steile Höhe, bald ein jäher Abhang und bald Steingerölle Hindernisse in den Weg legen. Wichtig für die Folgezeit war die Erbauung der Stadt Thadmor (später Palmyra genannt), die noch zur Römerzeit eine Rolle spielte.

So hatte Salomo nach allen Seiten hin das israelitische Staatswesen geordnet und auch für die Zukunft gesorgt. Er hatte nicht einen scharfsichtigen, klugen Ratgeber wie David an Achitophel, der ihm bei der Ordnung beigestanden hätte. Seine Weisheit allein stand ihm bei. Aber er hatte sich zuverlässige Beamte auszuwählen gewußt, welche seinen Anordnungen Nachdruck gaben und sie nach den von ihm entworfenen Plänen vollzogen. Für die große Ausdehnung des Staates und seines Hauses mußte er nämlich neue Ämter schaffen. Für die umfangreiche Hofhaltung bei dem häufigen Fremdenverkehre an seinem Hofe mußte ein Palastaufseher angestellt werden, der allmählich Machtfülle erlangte. Die Frohnarbeiter mußten von einem eigenen Beamten zum Gehorsam angehalten werden.

Das Land Israel war durch die innere Ordnung, die äußere Ausdehnung und die Reichtümer, welche Salomo in Fülle gehäuft hatte, eine festbegründete Großmacht geworden, welche mit den größten Staaten der alten Welt, mit Assyrien und Ägypten wetteifern konnte. Fürsten und Völker, welche im Streite miteinander lebten, suchten den Herrscher dieses Staates auf und riefen ihn, dessen Weisheit weit und breit bekannt war, zum Schiedsrichter auf. Der größte Segen der Salomonischen Regierung war indes der Friede und die ungestörte Sicherheit des Landes. Von Dan bis Berseba konnten die Israeliten ihr Dasein ruhig genießen, jeder unter seinem Weinstocke und Feigenbaume.

Die Handelsverbindungen, der Wohlstand des Landes, die Sicherheit des Daseins durch den langen Frieden zogen nahe und entfernte Nachbarfamilien, Moabiter, Ammoniter, Idumäer, auch Ägypter ins Land. Wahrscheinlich hat auch die eigentümliche, dem Götzentume überlegene Gottesverehrung der Israeliten, welche im Tempel zu Jerusalem eine glänzende Stätte gefunden hatte, geistesgeweckte Ausländer angezogen, daran teilzunehmen, sich unter den „Flügeln des Gottes Israels“ zu bergen. Land, Volk und der Gott Israels waren

unter Salomo weit und breit bekannt geworden. Die israelitischen Seefahrer, welche so viele Hafenplätze, Küstenländer und Märkte berührten und die israelitischen Kaufleute, welche mit dem Auslande in Verkehr traten, brachten den entfernten Völkern und Zungen Kunde von ihrer Heimat. Die israelitischen Seefahrer und Kaufleute waren unbewußt die ersten Sendboten und Verkünder von dem Gotte Israels an die götzendienerischen Völkerschaften. Eines Tages wurde Jerusalem von einem merkwürdigen Besuche überrascht. Eine weise Königin aus dem gewürzreichen Lande Sabäa an der südarabischen Küste des roten Meeres kam einst mit einem großen Gefolge nach Jerusalem, weil sie von dem Ruhme Salomos und dem Namen des Gottes Israels so außerordentliches vernommen hatte. Sie wollte sich mit eigenen Augen von der Wahrheit oder Unwahrheit des in ihr Ohr gedrungenen Ruhmes überzeugen. Mit Aufmerksamkeit von Salomo empfangen, hatte die Königin von Sabäa vielfache Unterredungen mit ihm und bewunderte seine Weisheit, den Tempel Gottes, den er erbaut hatte, und die Ordnung und den Glanz seines Hofes. Seine Weisheit soll sie durch Rätselfragen erprobt haben, die sie ihm aufgegeben und die er zu ihrer Bewunderung beantwortet hatte.

Die Glanzregierung Salomos nach innen und außen legte aber auch den Keim zur Auflösung des so mühsam aufgebauten Staatswesens. Ungeachtet des den Mttelpunkt bildenden Tempels, der von Salomo versuchten Zerreißung der Stammverbände und der erstrebten straffen Einheit war es noch immer nicht gelungen, eine innige Verschmelzung der Stämme zu einem Volke durchzusetzen. Nur der Stamm Benjamin war fester an den Stamm Jehuda gekettet, weil Jerusalem und der Tempel auf benjaminitischem Gebiete erbaut war und vornehme benjaminitische Familien sich in der neuen Hauptstadt angesiedelt hatten. Dagegen hatte die gegenseitige Abneigung des Hauses Israel und des Hauses Jehuda oder der Nord- und Südstämme gegeneinander nicht aufgehört. In den Nordstämmen gärte Unzufriedenheit gegen Salomo trotz des Wohlstandes, den er auch ihnen gebracht hatte; sie fühlten nur den Druck des Joches, das ihnen durch die regelmäßige Lieferung von Naturalien für den Hof aufgelegt war. Salomo hatte nämlich das Land in zwölf willkürlich zusammengelegte und getrennte Gebietsteile zerlegt, und jeder derselben mußte Monat um Monat für die außerordentlichen Bedürfnisse der königlichen Tafel, der glanzvollen Hofhaltung und sogar für Unterhalt der zahlreichen Rosse sorgen. Über jeden Gebietsteil war ein eigener dem Könige treuer Beamter ernannt, welcher die ausreichende Lieferung zu überwachen hatte. Zwei unter diesen Kreisbeamten waren Salomos Schwiegersöhne. Infolge dieser Einteilung wurden die seit alters bestandenen Stammverbände zerrissen. Diese Neuerung und die Zwangsleistung für die Bauten und

den Hofhalt machten die Stämme in hohem Grade unzufrieden. Die Unzufriedenheit verhielt sich zwar still, aber sie bedurfte nur einer Gelegenheit, um in eine Auflehnung überzugehen. So weise auch Salomo war, so war er doch nicht zukunftsdurchdringend genug, um einzusehen, daß er selbst durch Fehler den festen Bau des Staates lockerte.

Unter den Beamten Salomos, die er zur Beaufsichtigung seiner Bauten verwendete, befand sich ein Ephraimite von gewecktem Kopfe, von Mut und noch größerm Ehrgeize. Es war Jerobeam, Sohn Nebats, aus einem Städtchen Zereda, unweit des Jordan, der Sohn einer Witwe. Frühe der väterlichen Zucht ledig, konnte er sein eigenes Wesen ohne Gegendruck ausbilden. Jerobeam hatte die Befestigung der Mauern um Jerusalem mit vieler Geschicklichkeit und Festigkeit gegen die Frohnarbeiter geleitet, und Salomo war so zufrieden mit ihm, daß er ihm ein höheres Amt über das Gebiet Ephraim und Manasse anvertraute. Hier hatte Jerobeam Gelegenheit, die unzufriedenen Äußerungen des Volkes über die von Salomo aufgelegten Lasten zu vernehmen, Äußerungen, die unter den stets unbefriedigten Ephraimiten stärker als anderswo gelautet haben mögen. Diese Unzufriedenheit war seinen geheimen, ehrgeizigen Plänen erwünscht, er war entschlossen, sie zu benutzen, und wartete nur eine günstige Gelegenheit ab. Diese fand sich. Salomo beging die Torheit, Opferstätten für götzendienerische Kulte zu dulden. Sei es, daß seine ausländischen Weiber ihm im Alter dieses Zugeständnis ablockten, oder daß die Ausländer, Phönikier und andere Völkerschaften die sich in Jerusalem aufhielten, von ihm die Freiheit erhielten, ihre Götter auf ihre Weise im Lande Israel verehren zu dürfen, genug, es entstanden auf dem Ölberg götzendienerische Kultusstätten für die Astarte der Sidonier und noch andere Götzen. Noch war der Sinn des Volkes nicht so erstarkt, daß es durch dieses Beispiel der religiösen Verkehrtheit nicht wieder hätte in Götzendienst zurückfallen können. Ein Prophet hatte den Mut, dem Könige diese Lauheit vorzuhalten und ihn zu bedrohen, daß er dadurch der Herrschaft über Israel verlustig gehen könnte. Salomo scheint aber diese Warnung wenig beachtet zu haben. Entrüstet über die Gleichgültigkeit, suchte der Prophet Achija aus Silo Jerobeam auf, um ihn als Werkzeug für die Züchtigung Salomos zu gebrauchen. Er hat wohl dessen ehrgeizige Pläne durchschaut. Als Jerobeam einst Jerusalem verließ, näherte sich ihm der Prophet, faßte sein Obergewand, zerriß es in zwölf Stücke und händigte ihm zehn davon ein mit den Worten: „Nimm diese zehn Stücke, sie bedeuten die zehn Stämme, die sich von Davids Haus losreißen werden, und du sollst König über sie werden.“ Jerobeam brauchte nicht mehr, um seine ehrgeizigen Pläne zu verfolgen; ein

Prophet hatte sie gut geheißen. Rasch eilte er in das Gebiet Ephraim und rief die Ephraimiten zur Lostrennung vom Hause David auf. Indessen hatte Salomo zeitig genug Kunde davon erhalten; ehe noch der Aufstand um sich griff, sandte er seine Trabanten, den Aufwiegler zu töten. Auf Umwegen floh indes Jerobeam nach Ägypten.

In diesem Lande war damals eine neue Königsfamilie auf den Thron gelangt. Unter dem ersten Könige aus derselben, Scheschenk (Schischak), löste sich das Bündnis, das bis dahin zwischen Israel und Ägypten durch Salomos Ehe mit der ägyptischen Königstochter bestanden hatte. Scheschenk hegte vielmehr feindliche Absichten gegen das israelitische Reich, das ihm zu mächtig geworden war. Er nahm daher den Empörer Jerobeam, der sich zu ihm geflüchtet hatte, freundlich auf, um ihn als Werkzeug gegen Salomo zu gebrauchen. Noch einem andern Feinde Israels gewährte Scheschenk freundliche Aufnahme und Schutz, einem idumäischen Fürstensohne, welcher besonders Rachegedanken gegen das israelitische Volk hegte. Hadad, Sproß des idumäischen Königs, den David besiegt hatte, war als junger Knabe dem Blutbade entkommen, welches Joab infolge einer Empörung in diesem Lande angerichtet hatte. Sobald Scheschenk den ägyptischen Thron bestiegen hatte, eilte der idumäische Königssohn nach Ägypten und wurde von ihm ebenso wohlwollend wie Jerobeam aufgenommen. Nichtsdestoweniger sehnte sich Hadad, nach Edom zurückzukehren, um das ihm entrissene Land wieder an sich zu bringen. Er führte auch seinen Plan, wohl von Scheschenk unterstützt, aus, da er wußte, daß der kriegerische Geist, welcher unter David und Joab geherrscht hatte, unter Salomos friedlicher Regierung abgenommen hatte, und daß ein Krieg im kleinen im Gebirgslande ihm mit wenig Gefahr viel Nutzen bringen würde. Hadad und die Schar, die er zusammengebracht hatte, auf idumäischem Boden angelangt, fügten den Karawanen Salomos, welche die Waren vom Meerbusen von Ailat nach den israelitischen Grenzen hin- und zurückführten, viel Schaden zu, und Salomos Krieger waren nicht imstande, sie daran zu hindern.

Noch eine andere kleine Wolke zog sich im Norden zusammen, die Salomo nicht beachtete und die sich später verderbenbringend über Israel ergießen sollte. Einer der Diener des Königs Hadadeser, welchen David besiegt hatte, Namens Rezon, hatte nach der Niederlage seines Herrn eine Raubschar um sich gesammelt und Streifzüge in der Gegend zwischen dem Euphrat und den nördlichen Ausläufern des Libanon gemacht. Durch glückliche Unternehmungen wuchs Rezons Schar immer mehr an, und mit ihr sein Mut und seine Macht. Zuletzt gelang es ihm, die alte Stadt Damaskus in Besitz zu nehmen und sich hier zum Könige aufzuwerfen. Auch er übte Feindseligkeit gegen

die Israeliten und ihre Verbündeten vom Norden aus, ohne von Salomo daran verhindert zu werden. So entwickelten sich hier und da aus kleinen Anfängen feindselige Mächte gegen das glückliche Israel, die leicht im Keime hätten unterdrückt werden können. Dazu sollte noch ein Riß im Innern kommen. Es war Israel nicht beschieden, ein mächtiger Staat zu bleiben. Salomo sollte indes das sich vollziehende Verhängnis und die Schwächung seines Reiches nicht erleben. Er starb im Frieden, etwa sechzig Jahre alt (um 977). Sein Leichnam wurde in der Felsengruft der Könige, welche David im Süden des Berges Zion angelegt hatte, wahrscheinlich mit großem Pomp beigesetzt. Man erzählte sich später, daß Salomo sowohl, wie sein Vater im Innern dieser Grabesgrotte unermeßliche Schätze und Kostbarkeiten von Gold aufbewahrt hätten, die von jehudäischen Königen viele Jahrhunderte später gehoben worden wären. Obwohl Salomo einen zahlreichen Frauenhof hatte, so hinterließ er doch, wie es scheint, nur wenige Nachkommen. Auf seinen Sohn Rehabeam ging der Thron über, und ihm war es vorbehalten, den Riß mit eigener Hand zu vollziehen. Die Nachwelt, welche Salomos Geisteskraft und Weisheit über das Maß des Menschlichen hinaus übertrieb, legte ihm auch Gewalt über geheimnisvolle Geister und Dämonen bei, die, seinem Winke gehorsam, sich sammelten oder zerstreuten. Selbst ein Ring, worin sein Namen eingegraben war, habe stets mit mächtigem Zauber auf die Dämonen gewirkt und sie gebändigt. Das von Salomo zur Größe erhobene israelitische Reich glich einer von geschäftigen Geistern aufgebauten Zauberwelt. Der Zauber wich mit seinem Tode; er hat seinen Zauberring nicht auf seinen Sohn vererbt.

Fünftes Kapitel.

Die Reichsspaltung.

(977 bis 887.)

Zum ersten Male, seitdem das Königtum in Israel eingeführt wurde, konnte nach Salomos Tode die Thronfolge ohne unruhige Bewegung und Spaltung vor sich gehen. Glücklicher als sein Vater und Großvater, konnte Rehabeam unangefochten die Regierung über das zu einem Großstaate emporgehobene Land antreten, er konnte sich in goldene Träume von Herrscherkraft und Glück wiegen. Seine Geistesanlagen waren aber noch weniger als mittelmäßig; er hatte nach keiner Seite Ähnlichkeit mit seinem Vater und noch weniger etwas von seinem Großvater David. Wie alle in Purpur geborenen Königssöhne, denen keine hervorstechende Charaktergröße zuteil geworden, war er kurzsichtig und hochmütig und dabei so unselbständig, daß er sich

selbst nicht raten konnte. Er hatte weder kriegerischen Geist, noch Sinn für das Großartige. Der Thron sollte ihm lediglich Macht, süße Ruhe und Lebensbehaglichkeit sichern. Dieser Traum, den er gehegt haben mochte, war indes nur von kurzer Dauer, es erfolgte darauf ein unangenehmes Erwachen. Es stellte sich unerwartet ein Feind ein, der ihm Macht, Ruhe und Lebensbehaglichkeit raubte und im israelitischen Staate einen Riß hervorbrachte, der nimmermehr geheilt werden konnte.

Jerobeam, der Ephraimite, welcher in Salomos letzten Regierungsjahren die Fahne der Empörung geschwungen, aber für den ersten Augenblick keinen Erfolg erzielt hatte und nach Ägypten geflohen war, kehrte bei der Nachricht von Salomos Ableben sofort nach der Heimat zurück, um zum zweiten Male mit seinem ehrgeizigen Plane, der von einem Propheten gebilligt war, aufzutreten. Wahrscheinlich hat sein Gönner Scheschenk, König von Ägypten, seine Heimkehr befördert. Sowie dieser kecke, vor nichts zurückschreckende Ephraimite in Sichem, der zweiten und immer unruhigen Stadt des Landes, angekommen war, begann die Gärung der stets zu Aufruhr geneigten Ephraimiten. Er wurde zur Volksgemeinde eingeladen oder vielmehr, er veranlaßte die Zusammenberufung derselben und leitete sie, um die Schritte zu beraten, die eingeschlagen werden sollten, sich vom despotischen Regimente freizumachen, Freiheit zu erlangen, und doch nicht plötzlich mit dem Herkommen zu brechen. Die Ältesten anderer Stämme waren ebenfalls eingeladen, sich an dem Vorgehen der Sichemiten zu beteiligen und solchergestalt der Auflehnung einen imposanten, vom Volkswillen aufgedrückten Charakter zu geben. Beschlossen wurde zunächst, daß die Stammältesten sich nicht wie bisher nach Jerusalem zur Huldigung des neuen Königs begeben, sondern dieser eingeladen werden sollte, in Sichem die Huldigung zu empfangen. Rehabeam entschloß sich dazu, wahrscheinlich mit Widerstreben und in der Erwartung, daß seine Gegenwart eine etwaige Auflehnung lähmen werde. Es war ein verhängnisvoller Augenblick von weittragenden Folgen in der Geschichte Israels.

Rehabeam ließ sich von seinen Räten nach Sichem begleiten, von älteren, welche seinem Vater beigestanden, und von jüngeren, die er in seine Nähe gezogen hatte. Für alle Fälle nahm er auch den Oberbeamten über die Frohnsklaven, Adoniram, mit, welcher gewöhnt war, ungefügige Frohnarbeiter mit finsterm Blicke und der Geißel niederzuschlagen. Als Rehabeam in Sichem angekommen war, begaben sich die Stammältesten zu ihm, um ihre Beschwerden vorzubringen. Jerobeam hatten sie zu ihrem Sprecher gewählt, und er rückte so herb als möglich damit heraus: „Dein Vater hat uns ein hartes Joch aufgelegt und uns schwerer Dienstbarkeit unterworfen. Wenn du dieses schwere Joch erleichtern willst, dann wollen wir dir untertänig sein."

Betroffen von dieser unverblümt kecken Sprache, antwortete Rehabeam mit verbissenem Zorne: sie möchten in drei Tagen sich die Antwort holen. Welche Antwort wollte er den Stammältesten geben? Er wußte es anfangs selbst nicht, er pflog erst darüber Rat mit seinen Dienern. Die älteren Räte stimmten für Milde, die jüngeren für Strenge, und der unkluge König folgte den letzteren. Als er die Ältesten und Jerobeam am dritten Tage wieder empfing, fuhr er sie mit einer Antwort an, von der er glaubte, sie werde niederschmetternd wirken. „Mein kleiner Finger ist mehr als meines Vaters Lenden! Hat er euch mit Ruten gezüchtigt, so werde ich euch mit Skorpionen züchtigen." Das hatte Jerobeam erwartet, und darauf hatte er gerechnet. Zu den Ältesten gewendet, sprach der von Anfang an auf Abfall sinnende Ephraimite: „Was für einen Anteil haben wir an David und welches Erbe an Isais Sohne? Zu euren Zelten kehret heim, Israeliten und du, David, hüte dein eigenes Haus!" Darauf entfaltete Jerobeam die Fahne der Empörung und versammelte die Sichemiten, die willfährig sich um ihn scharten, um ihre Feindseligkeit gegen Rehabeam kund zu geben. Die ganze Eifersucht und der Haß, den die Ephraimiten während Davids und Salomos Regierung ob ihrer Unterordnung und vermeintlichen Zurücksetzung in stiller Brust gehegt hatten, brachen mit einemmale aus. Sie ergriffen die Gelegenheit, um sich vom davidischen Königsthrone loszumachen und wieder wie einst, zur Zeit der Richter, an der Spitze der Stämme zu stehen. Mit Waffen in der Hand drangen die Sichemiten — immer Jerobeam an der Spitze — auf das Haus ein, worin Rehabeam weilte. Dieser sandte seinen Frohnbeamten Adoniram, um die Empörer wie aufwieglerische Sklaven zu Paaren zu treiben. Ein Steinhagel empfing ihn, er sank leblos zu Boden. Rehabeam, dessen Leben gleichfalls bedroht war, eilte auf seinem Wagen in Flucht aus Sichem und gelangte nach Jerusalem. Der Riß war vollzogen, und niemand war da, ihn zu heilen.

So empört auch Rehabeam durch den Vorgang in Sichem war, so mußte er sich doch, ehe er einen Schritt tat, vergewissern, ob er noch auf treue Anhänger zählen konnte. Wie, wenn die Stämme in der Nähe seiner Hauptstadt, von dem Beispiel der Sichemiten verführt, ihm ebenfalls den Gehorsam aufkündigten? Wo würde der Abfall Halt machen? Von dieser Sorge wurde er indes befreit. Der Stamm Jehuda, der mit Davids Haus eng verwachsen war, blieb seiner Anhänglichkeit an David treu. Der Stamm Simon gehörte so sehr als Anhängsel zu Jehuda, daß er gar nicht als selbständiger Stamm mitzählte. Aber auch der Stamm Benjamin blieb Rehabeam treu; er war bereits mit Jehuda eng verschmolzen und konnte sein Geschick von diesem nicht mehr trennen. In Jerusalem wohnten mehr Benjaminiten als Jehudäer. Diese Stämme hielten also zu Rehabeam.

Sobald er von dieser Seite gesichert war, dachte er selbstverständlich daran, die Sichemiten und Ephraimiten überhaupt mit dem Schwerte zum Gehorsame zurückzuführen, und es wäre ihm vielleicht gelungen, wenn nicht Jerobeam Vorkehrungen getroffen hätte, von diesem Abfalle den größten Nutzen für sich zu ziehen. Er wußte den Ephraimiten beizubringen, daß nur ein Gegenkönig imstande sein würde, dem Andringen Rehabeams eine feste Gegenwehr entgegenzusetzen. Und diese mögen selbst überzeugt gewesen sein, daß nur ein König aus ihrer Mitte ihnen die Macht über die übrigen Stämme verschaffen könnte. Sie beschlossen also, einen Gegenkönig aufzustellen. Wer war geeigneter dazu als Jerobeam? Er allein hatte Mut und Gewandtheit gezeigt, und er war ein Ephraimite. Die Ältesten riefen infolgedessen ihn zum Könige aus und zogen die übrigen Stämme nach. So herrschte der aus Dunkelheit aufgetauchte Mann aus Zereda über die meisten Stämme (um 977 bis 955). Sein Gebiet umfaßte also das Zehnstämmereich. Das Haus Israel, das kaum ein Jahrhundert mit dem Hause Jehuda verbunden war, war wieder von ihm getrennt. Einer Verschmelzung beider Hälften widerstrebten beide; die Ungleichheit ihres frühern Geschichtsganges verhinderte ihre Vereinigung. Das Haus Israel, zunächst der Stamm Ephraim leistete lieber auf die großen Vorteile, welche die Vereinigung mit dem davidischen Königshause auch ihm gebracht hatte, Verzicht, um nicht in Abhängigkeit von diesem eine untergeordnete Stelle einzunehmen. Die Besseren in beiden Reichen mögen von Schmerz und Trauer ob des eingetretenen Risses erfüllt gewesen sein, aber ihn rückgängig zu machen, vermochten sie nicht. Den Bürgerkrieg, welcher nah daran war, auszubrechen, wendete ein Prophet Schemaja ab, der den Jehudäern und Benjaminiten bei ihrem Auszuge im Namen Gottes zurief: „Ziehet nicht zum Kriege gegen eure Brüder vom Hause Israel aus, denn von mir ist die Spaltung ausgegangen!“ Nur kleine Fehden kamen eine geraume Zeit hindurch zwischen den beiden Bruderreichen vor, wie sie bei Grenznachbarn, welche gegeneinander erbittert sind, nicht fehlen konnten; aber sie führten zu keiner Entscheidung.

Beide Könige suchten indes, um nicht stets auf dem Kriegsfuße zu bleiben und bis zu den Zähnen bewaffnet gegeneinander zu stehen, sich durch Bündnisse zu stärken und etwaige Angriffe des Feindes von vornherein zu lähmen. Rehabeam schloß ein Bündnis mit dem neuentstandenen Königreiche von Damaskus. Dieses hinderte Jerobeam, das jehudäische Reich mit einem nachhaltigen Kriege zu überziehen. Dieser wieder schloß mit Ägypten ein Bündnis, um Rehabeam vor Ägypten in Furcht zu halten.

Um sich zugleich von ägyptischer wie von israelitischer Seite zu schützen, ließ dieser eine Reihe von Festungen in einem Umkreise

von mehreren Stunden rings um die Hauptstadt anlegen. In der Stunde der Not bewährten sie sich aber durchaus nicht. Scheschenk unternahm nämlich einen umfassenden Kriegszug gegen Rehabeam (um 972) mit einer erdrückenden Zahl von Fußvolk, Reiterei und Kriegswagen. Von der Überzahl überwältigt, ergaben sich die festen Städte nacheinander dem ägyptischen Heere, und Scheschenk drang bis Jerusalem vor. Wie es scheint, unterwarf sich die Hauptstadt ohne Gegenwehr; darum begnügte sich der Ägypterkönig mit der Erbeutung der Schätze, die Salomo in Palast und Tempel niedergelegt hatte, nahm alles Gold, das sich in Jerusalem befand, auch die goldenen Schilde und Speere, mit welchen die Trabanten den König bei seinem Zuge nach dem Tempel zu begleiten pflegten, ließ aber das Königreich Jehuda bestehen und auch Rehabeam auf dem Throne.

Das Bündnis, welches Salomo mit Ägypten geschlossen, dessen Unterpfand die ägyptische Königstochter sein sollte, war nur von sehr kurzer Dauer. Mit der Herrlichkeit und Größe des von Salomo hinterlassenen Reiches war es überhaupt zu Ende. Es war gewissermaßen an einem Tage zusammengebrochen. Der größte Teil desselben hatte sich davon losgerissen, und der übriggebliebene kleinere Teil wurde ein Vasallenland Ägyptens und mußte vielleicht an dasselbe jährlichen Tribut zahlen. Die früher zinsbaren Völkerschaften, Philister und Idumäer, haben ohne Zweifel Jehudas Schwäche benutzt, um sich unabhängig zu machen. Herrschte Rehabeam nicht mehr über Idumäa, so konnte er nicht mehr Schiffe nach dem Goldlande Ophir auslaufen lassen, und damit war die ergiebigste Quelle des Reichtums versiegt. Auch die andern Quellen hatten aufgehört zu fließen. Der Zwischenhandel mit Rossen und Kriegswagen aus Ägypten, welche eine königliche Handelsgesellschaft bis in die Euphratgegend zu liefern pflegte, konnte nicht mehr betrieben werden, da die Ausfuhr nach den Nordländern durch die Entstehung des Zehnstämmereiches abgeschnitten war. Der Goldglanz der Salomonischen Zeit war in Jehuda erloschen, die Zauberwelt zerronnen.

Auch im Zehnstämmereich ging es Jerobeam nicht nach Wunsch. Selbstverständlich machte er Sichem zu seiner Residenz und zum Mittelpunkt des Reiches, es sollte mit Jerusalem wetteifern oder es noch verdunkeln. Der Stamm Ephraim bildete den Grundstock des Zehnstämmereiches, und dieses wurde daher Ephraim oder Haus Joseph genannt. Allein die Sichemiten, die Führer des Stammes Ephraim, welche Jerobeams Thronbesteigung gefördert hatten, waren zu keiner Zeit zuverlässige Bundesgenossen und noch weniger gefügige Untertanen. Ungestüm eine Neuerung zu unterstützen, hatten sie nicht die Geduld und nicht die Ruhe, sie zu ertragen, wenn sie ihnen lästig wurde. Wie sie in der Richterzeit verfahren waren, einen Führer

zuerst als König anzuerkennen und seine Untaten zu unterstützen und gleich darauf eine feindselige Haltung gegen ihn anzunehmen, ebenso scheinen die Sichemiten Jerobeam Unbotmäßigkeit gezeigt zu haben, als er mit seiner Königswürde Ernst machte, ihnen den strengen Herrn zeigte und von ihnen Gehorsam verlangte. Es scheint zu Reibungen zwischen Jerobeam und den Sichemiten gekommen zu sein, infolge deren er Sichem verließ und eine andere Stadt zu seiner Residenz machte, die Stadt Thirza (jetzt Talusa).

Im Innern mußte Jerobeam aus Verlegenheit Neuerungen einführen. Aus Gewohnheit oder Überzeugung fuhren manche Familien der Nordstämme auch nach der Reichsspaltung fort, zur Herbstzeit zum Erntefeste nach dem Tempel in Jerusalem zu wallfahrten und sich dort an dem Kultus ohne Bildnis der Gottheit zu beteiligen. Eine solche Hinneigung, sei es auch nur eines Bruchteiles des Volkes, zur Jehudäischen Hauptstadt machte Jerobeam Sorge. Wie, wenn das Volk immer zahlreicher zum Tempel in Jerusalem wallfahrten und sich mit dem Hause David wieder aussöhnen sollte? Würde er nicht ebenso rasch wieder gestürzt werden, wie er erhoben wurde? Um diesen möglichen Abfall zu verhüten, sann er einen frevelhaften Plan aus, welcher Israel wieder in die Zeit des Götzentums zurückwerfen sollte.

Jerobeam hatte bei seinem mehrjährigen Aufenthalte in Ägypten die dort eingeführte Götterverehrung kennen gelernt und erfahren, daß die Anbetung der Tiere und besonders des Stieres den Königen ganz besonders zum Vorteile gereiche. Der Tierkultus hatte das Volk verdummt gemacht. Ein solcher politisch vorteilhafter Kultus könnte auch ihm, dem Emporkömmlinge, zustatten kommen, dachte Jerobeam, es würde ihm zugleich auch die Gunst des ägyptischen Hofes erhalten. Israel würde nur als ein Anhängsel zu Ägypten erscheinen, und beide würden, so wie eine gemeinsame Götterverehrung und gemeinsame Sitte, so auch gemeinsame Interessen haben. Um aber nicht als Neuerer in der Gottesverehrung zu erscheinen, gedachte er den Stierkultus gerade als die alte Religion der Israeliten auszugeben. Hatten doch die Israeliten in Ägypten und auch noch später in ihrem Lande den Apis (Abir) verehrt. Dagegen sollte der Gottesdienst im jerusalemischen Tempel ohne Bildnis von der Gottheit als eine von Salomo eingeführte Neuerung und Jerobeam als Wiederhersteller der uralten israelitischen Religion erscheinen. Diesen Plan, worin viel schlaue Berechnung steckte, führte Jerobeam aus. Er verbot zunächst das Wallfahrten zum Tempel nach Jerusalem und ließ den Gott Israels unter der Gestalt eines jungen Stieres (Kalbes) darstellen. Zwei solcher Bilder ließ er anfertigen und stellte sie in zwei Städten auf, welche schon früher als geheiligte Stätten galten, in Bethel und in Dan, das eine für die südlichen, das andere für die nördlichen Stämme. Jerobeam

machte es den Stämmen bequem, damit die Entferntwohnenden nicht nötig haben sollten, zum Erntefeste eine weite Reise zu machen. Als die zwei Bilder aufgestellt waren, ließ Jerobeam verkünden: „Das ist dein Gott, Israel, der dich aus Ägypten geführt hat.“ In Bethel, an dessen Kultus er sich selbst zu beteiligen gedachte, errichtete er einen größeren Tempel. Um das Volk zu entwöhnen, sich am Herbstfeste in Jerusalem zu beteiligen, bestimmte er, daß ein solches einen Monat später (im a c h t e n statt im siebenten) gefeiert werden sollte. Das Volk im großen und ganzen nahm keinen Anstoß an dieser Neuerung, sie schien ihm in der Tat nur eine Wiederherstellung des uralten Kultus zu sein. Auch war ja dadurch die Grundlehre und die bereits tiefgewurzelte Überzeugung von der E i n z i g k e i t Gottes nicht aufgehoben. Jerobeam hatte nicht Vielgötterei eingeführt, sondern lediglich dem einzigen Gotte Israels eine Gestalt, die Stiergestalt, gegeben, welche Kraft und Fruchtbarkeit symbolisieren sollte. Das Volk im großen, sinnlich wie es noch war, fand auch mehr Gefallen daran, sich die Gottheit bildlich vorzustellen; die Geistigkeit Gottes, welche durch kein äußeres Zeichen dargestellt werden könnte, lag damals seinem Vorstellungskreise ferner als die Einzigkeit desselben. Grobsinnliche Ausschweifung und Unkeuschheit waren mit dem Stierkultus nicht wie mit dem kanaanitischen Baaldienste verbunden, verletzten daher nicht das sittliche Gefühl. So gewöhnte sich das Volk allmählich daran, nach Bethel oder Dan zu dem großen Feste zu wallen, sonst aber opferte es daheim oder an der nächstgelegenen alten geheiligten Stätte. Jerobeam erreichte vollkommen seinen Zweck; das Volk wurde dumm und folgte ihm in sklavischem Gehorsame. „Ephraim wurde gleich einer thörichten Taube ohne Verstand. Es befragte ein Holzstück um Orakel, und ein Stock sollte ihm die Zukunft verkünden.“

Aber der Stamm Levi machte Jerobeam Verlegenheit. Kein Levite mochte sich dazu hergeben, bei diesem Stierkultus das Priesteramt zu versehen, so nachhaltig hatte Samuels prophetische Lehre auf diesen Stamm eingewirkt. Um nicht dazu gezwungen zu werden, wanderten die Leviten, welche in den israelitischen Städten gewohnt hatten, nach dem Reiche Jehuda aus. Was sollte Jerobeam beginnen? Die Leviten und besonders die Abkömmlinge des Hauses Ahron galten nun einmal als Priesterstand und als Vermittler zwischen Gott und den Menschen vermittels der Opfer und der religiösen Handlungen. Nun hatten diese ihn im Stiche gelassen und damit seine ganze Einrichtung verworfen und gebrandmarkt. Priester konnte er aber nicht entbehren, so nahm er sie daher, wo er sie fand, den ersten besten, der sich ihm anbot. Er selbst verrichtete an einem Feste das Priesteramt, um es dadurch in den Augen des Volkes zu heben oder auch in Nachahmung der ägyptischen Sitte. Dieser neue Kultus erhielt sich während des ganzen Be-

standes des Zehnstämmereiches; keiner von Jerobeams Nachfolgern machte auch nur den Versuch, ihn zu ändern.

Obwohl ein Krieger Baësch a durch Verschwörung gegen Jerobeams Sohn Nadab diesem Hause völligen Untergang gebracht hatte, so hat das von ihm gegründete Königshaus in dem Kultus keinerlei Änderung getroffen. Auch die Haltung gegen das Haus Jehuda blieb unverändert. Baëscha und sein Sohn führten kleine Fehden gegen Rehabeams Nachfolger, gegen Aßa, wie ihre Vorgänger Abijam, Rehabeams Sohn, befehdet hatten. Erst vier Jahrzehnte nach der Reichsspaltung fielen blutige Ereignisse vor, welche in beiden Hälften eine Wendung herbeiführten. — Baëschas Sohn Ela, dem Müßiggange und dem Trunke ergeben, wurde von einem Diener Simri umgebracht und dessen ganzes Haus vertilgt (um 932).

Selbstverständlich setzte er sich auf den Thron; aber seine Regierung war von allzu kurzer Dauer, nur eine einzige Woche. Sobald das Heer von dem Königsmorde in Thirza Kunde erhalten hatte, rief es sofort den Feldherrn Omri als König aus. Dieser zog mit dem Heere vor die Mauern der Residenz; er fand aber die Tore verschlossen, belagerte die Stadt und machte eine Bresche in die Mauer. Sowie Simri merkte, daß er verloren war, mochte er sich nicht der Schande aussetzen, durch eine fremde Hand zu fallen, zündete vielmehr den Palast an und stürzte sich in die Glut. Es war schon der dritte König von Israel unter fünf, welche eines unnatürlichen Todes starben, und nur zwei waren in dem Erbbegräbnisse der Könige, welches Jerobeam angelegt hatte, beigesetzt worden. Bald sollte ein vierter König durch Mord fallen.

Omri, ein Kriegsmann, gedachte den leer gewordenen Thron sofort einzunehmen, er fand aber Widerstand. Ein Teil der hauptstädtischen Bevölkerung stellte nämlich einen Gegenkönig in Thibni, Sohn Ginats, auf, der wahrscheinlich ein Eingeborener war. Das Heer dagegen hielt an Omri fest. So bildeten sich zwei Parteien in der israelitischen Hauptstadt, die einander bekriegten. Ein Bürgerkrieg fehlte noch im Reiche Ephraim, um das Maß voll zu machen. Volle vier Jahre dauerte der Parteikampf (932 bis 928). Endlich siegte die kriegerische Partei, Thibni wurde getötet, und Omri blieb Alleinherrscher (928). Er fühlte sich aber unbehaglich in Thirza; der Palast war seit Simris Tode verbrannt, Zerstörungen mögen auch sonst in dem vierjährigen Bürgerkriege vorgekommen sein. Die besiegte Partei war ihm feindlich gesinnt. Omri sah sich daher nach einer andern Hauptstadt um. Sichem konnte er nicht dazu auswählen, weil der unruhige und aufrührerische Geist der Bevölkerung ihm keine Sicherheit gewährte; eine andere bedeutende Stadt in der Mitte des Landes gab es nicht. Omri kam daher darauf, eine neue Hauptstadt

zu erbauen. Ein abgeplatteter Hügel, wenige Stunden nordwestlich von Sichem, schien ihm dazu geeignet; diesen kaufte er, errichtete darauf Bauten, einen Palast und andere Häuser, befestigte ihn und nannte ihn Schomron (Samaria). Ein Jahr nach seinem Siege (927) über den Gegenkönig verließ Omri Thirza und bezog die neue Hauptstadt, die zwei Jahrhunderte eine Nebenbuhlerin Jerusalems wurde und dann nach mehr denn zweihundertjähriger Verödung abermals aufleben und neue Feindseligkeiten gegen Jehuda und Jerusalem zeigen sollte. Samaria erbte den Haß Sichems gegen Jerusalem und verzehnfachte ihn. Die neue Stadt gab dem Zehnstämmereiche ihren Namen; es wurde später auch das Land Samaria genannt.

Omri, der erste König von Samaria, war nicht so sehr kräftig und kriegerisch, aber ein kluger Mann; die Krone, die ihm mehr noch die Gunst der Zeit als die eigene Tatkraft aufgesetzt hatte, befriedigte ihn nicht; er wollte sein Land und sein Volk wieder groß, angesehen und auch reich machen. Konnte die Salomonische Zeit nicht für Israel wieder hergestellt werden? Freilich war das Volk in zwei ungleiche Teile gespalten und dadurch geschwächt. Aber mußte denn zwischen beiden Teilen stets der Krieg herrschen und das Schwert verzehren? Könnten sie nicht, durch Stammverwandtschaft und gemeinsame Interessen ohnehin aufeinander angewiesen, sich in Frieden vereinigen und zusammengehen? Omri versuchte vor allem mit dem davidischen Königshause Frieden zu schließen und es ihm nahe zu legen, wie vorteilhaft für beide eine Friedenspolitik wäre, indem sie dadurch die Herrschaft über die ehemaligen Tributländer wieder erlangen könnten. In der Tat herrschte eine geraume Zeit hindurch Eintracht zwischen beiden Reichen unter dem jehudäischen Könige Josaphat, Aßas Sohn, und seinen Söhnen, und sie unterstützten fortan einander, statt einander zu befehden. Ebenso sehr und vielleicht noch mehr lag es Omri am Herzen, mit Phönikien ein freundnachbarliches Verhältnis zu unterhalten. Von der Fülle, welche die ausgedehnte Schiffahrt und der Handel diesem Lande brachten, sollte auch dem Zehnstämmereiche ein Teil zufließen. Auch in Tyrus waren während dieser Zeit königsmörderische Könige aufeinander gefolgt, bis endlich Ithobal (Ethbaal), ein Priester der Astarte, nach der Ermordung seines Vorgängers den Thron bestieg. Durch die blutigen Vorgänge in der phönikischen Hauptstadt war das Land geschwächt worden. Vornehme Familien waren zur Auswanderung gezwungen worden und gründeten Kolonien an dem afrikanischen Nordgestade. Ithobal mußte also daran denken, sich durch Bündnisse zu stärken, und am nächsten lag ihm das Zehnstämmereich. Omri und Ithobal hatten demnach das gleiche Interesse, ein Schutz- und Trutzbündnis miteinander zu schließen. Dieses beiden erwünschte Bündnis wurde durch eine Verschwägerung besiegelt. Omris Sohn

Ahab heiratete Ithobals Tochter Isebel (Izebel, Jezabel), eine Ehe, welche tragische Ereignisse zur Welt bringen sollte.

Omri, von dieser Seite gestärkt, konnte an kriegerische Unternehmungen denken. Moab, das sich wohl unter Jerobeam unabhängig gemacht hatte, entriß er mehrere Städte und machte das Land wieder tributpflichtig. Es mußte jährlich ganze Herden von Böcken und Widdern mit Wolle als Tribut liefern. Da aber zwischen Moab und Aram eine Art Bundesverhältnis zur gegenseitigen Hilfeleistung bestand und überhaupt ein Machtzuwachs Israels von Aram mit eifersüchtigen Augen betrachtet wurde, so überzog der aramäische König von Damaskus Ben Hadad I. das israelitische Reich mit Krieg und nötigte Omri unter harten Bedingungen Frieden zu schließen, und Ben Hadad zu gestatten, daß ihm Karawanenstraßen durch das israelitische Reich offen gehalten wurden, auf welchen die Züge unangefochten durch das Land gehen könnten.

Desto inniger schloß sich Omri an das tyrische Reich an und verfolgte den Plan, sein Volk zu kanaanisieren. Wozu denn die Absonderung Israels von den Nachbarn? Hat sie ihm Vorteile gebracht? Wäre es nicht klüger und ersprießlicher, wenn das Zehnstämmereich vollständig einen phönikischen oder tyrischen Charakter annähme? In Sprache und Sitte miteinander verwandt, könnten die beiden Völkerschaften nicht noch enger miteinander verschmolzen werden, wenn die phönikische Religionsform auch in Israel heimisch würde? Diese Verschmelzung bahnte Omri an. Er führte den Kultus des Baal und der Astarte als offizielle Gottesverehrung ein, baute einen Tempel des Baal in seiner Hauptstadt Samaria, berief Priester dazu und befahl, daß überall dem Baal und der Astarte geopfert werde. Der Stierkultus in Bethel und Dan sollte schwinden, er schien noch immer zu israelitisch und bildete eine Scheidewand zwischen den Phönikiern und Israeliten. Ob Ihwh mit oder ohne sichtbares Bild verehrt ward, er bildete immer noch einen Gegensatz gegen den tyrischen Baal oder Adonis, und diesen Gegensatz wollte Omri aufheben aus politischer Berechnung, um Israel dadurch die Vorteile des Bundeslandes zuzuwenden. In der Tat wurde dem Zehnstämmereiche durch Omri wieder Gold und Silber in Fülle zugewendet. Sein Sohn durfte sich den Luxus erlauben, sich einen Palast mit Elfenbein auslegen zu lassen, was nicht einmal Salomo bei aller seiner Prachtliebe haben konnte und sich mit einem Throne aus Elfenbein begnügen mußte.

Omris Neuerung hatte eine viel größere Tragweite als die Jerobeams, oder in der Sprache der Quelle, er handelte noch viel frevelhafter als seine Vorgänger. Jerobeam gab noch das Stierbild als Gott Israels aus; Omri dagegen wollte dem Volke seinen Gott und seinen Ursprung rauben oder es vergessen machen, daß es ein be-

sonderes, den Götzendienern entgegengesetztes Volkstum bilden sollte, Da Omri sechs Jahre nach der Erbauung Samarias starb (um 922). so konnte allerdings seine Umkehrung aller bisherigen Gewohnheiten und Anschauungen nicht tief eingreifen. Erst sein Sohn Ahab (922 bis 901) sollte sein Werk fortsetzen, als hätte es ihm sein Vater als Vermächtnis eingeschärft. Selbstverständlich unterhielt auch er die innige Verbindung mit Tyrus und mit dem Könige von Jehuda.

Aber die Vollstreckung eines solchen Vermächtnisses gewaltsamer Eingriffe in das Innerste eines Volkes hängt auch beim besten Willen des Nachfolgers von den Umständen oder von einer Fügung ab, welche der klügste Kopf nicht berechnen kann. Zweierlei Hindernisse traten der Kanaanisierung des Zehnstämmereiches entgegen, das eine lag in Ahabs Temperament, und das andere trat aus einem unerwarteten Gegenstoß auf, welcher den gewaltsamen Stoß geschwächt, wenn nicht ganz gelähmt hat. Um die Umwandlung des Volkes in ein Anhängsel von Phönikien und dessen Entfremdung von sich selbst und von seinen Erinnerungen durchzuführen, hätte Omris Nachfolger starken Geistes, unbeugsamen Willens und rücksichtsloser Härte sein müssen, um jeden Widerstand mit starker Hand zu brechen. Ahab war aber fast das Entgegengesetzte, schwach, milde, Ruhe und Gemächlichkeit liebend, eher geneigt, Störungen und Hindernissen aus dem Wege zu gehen, als sie aufzusuchen und zu beseitigen. Wäre es auf ihn allein angekommen, so hätte er das System seines Vaters fallen lassen.

Ahab war nicht einmal kriegerisch; von seiten benachbarter Könige ließ er sich Zumutungen gefallen, die einen auch nur halbwegs ehrenfesten König zum verzweifelten Widerstande gereizt hätten. Allein, wie er den Krieg gegen einen übermütigen Nachbar gegen seine Neigung unternehmen mußte, so war er auch gezwungen, den Kampf gegen das israelitische Volkstum aufzunehmen. Sein Vater hatte ihm eine Gemahlin zugeführt, die im Gegensatze zu ihm einen starken männlichen Willen hatte und mit aller Strenge und Grausamkeit ihn durchzusetzen suchte. Isebel, die phönikische Königstochter, deren Vater bei dem Astartekultus das Priesteramt verrichtet hatte, war von Eifer erfüllt, die Kanaanisierung des Volkes Israel durchzuführen. Sie unternahm das von Omri begonnene Werk mit Tatkraft und Rücksichtslosigkeit und riß ihren willensschwachen Gatten zu allen Gewaltsamkeiten und Freveltaten fort. Sie führte das Zepter, und Ahab war nur ein Werkzeug in ihrer Hand. Durch Isebels finstern, trotzigen Sinn und ihre vor nichts zurückschreckende Tatkraft entstand eine Gärung und Bewegung im Zehnstämmereiche, welche zu blutigen Auftritten führte, aber auch wie ein zerstörendes Unwetter eine Luftreinigung zur Folge hatte. Zunächst ließ Isebel in der Hauptstadt Samaria einen Götzen-

tempel für Baal einrichten. Für diesen Kultus zog Isebel einen Schwarm von phönikischen Priestern und Propheten in das Land, vierhundertundfünfzig für den Baal- und vierhundert für den Astartedienst, welche auf Kosten des Königshauses unterhalten und zur Tafel der Königin zugezogen wurden. Diese versahen zum Teil das Opferwesen in Samaria, und zum Teil durchstreiften sie wie rasend das Land, um in Städten und Dörfern ihr Unwesen zu treiben.

Sie zogen nämlich Frauengewänder an, bemalten Gesicht und Augen nach Weiberart, hatten die Arme bis zur Schulter entblößt, trugen Schwerter und Beile, auch eine Geißel, Klappern, Pfeifen, rauschende Zymbeln und Pauken. Unter Tanz und Geheul drehten sie sich im Kreise, senkten abwechselnd das Haupt zur Erde und schleiften das Haar im Straßenkote. Dann zerbissen sie sich die Arme und schnitten sich in den Leib mit den Schwertern und Messern, bis Blut herausfloß, das sie der blutdürstigen Göttin opferten. In der Raserei pflegten sich einige derselben zu entmannen und einen scheußlichen Aufzug zu machen. Mit dieser Schar von Baalspriestern und Astarterasenden glaubte Isebel das israelitische Volk des Gottes seiner Väter entwöhnen und dessen völlige Umwandlung durchführen zu können. Zunächst wurden die dem Gotte Israels geweihten Altäre zerstört und dafür andere in kanaanitischer Form aufgerichtet. Das opferbedürftige Volk sollte aus Mangel an eigenen Altären die Opfer auf den Stätten des Baal und der Astarte darzubringen gezwungen sein.

Wie leicht ist es nicht, ein Volk, wenn die Machthaber mit List und Gewalt darauf ausgehen, zum Aufgeben seiner Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten und zur Annahme des Fremden zu bewegen? Die Bevölkerung der Städte war durch den Wohlstand bereits an Verfeinerung, Verweichlichung und Hang zur Sinnlichkeit gewöhnt, und diesem Hange schmeichelte der unzüchtige Baal- und Astartekultus nur zu sehr. In den Städten drang die Umwandlung und Entsittlichung durch. Nur etwa siebentausend blieben fest, knieten nicht vor dem Baal und huldigten ihm nicht mit Küssen. Ein Teil des Volkes, darunter die Dörfler, schwankte indes in seinen Vorstellungen und Handlungen hin und her, wußte nicht, ob Jhwh ein mächtigerer Gott sei oder Baal, verehrte diesen öffentlich und jenen heimlich. Es war eine Zeit der Spannung und Verwirrung, wie sie einer geschichtlichen Neugestaltung voranzugehen pflegt. In einer solchen Zeit pflegt eine kräftige Persönlichkeit, in der die bessere Überzeugung lebendig geworden und die von ihr ganz beherrscht ist, den Ausschlag zu geben, durch ihre Festigkeit, ihre Glut und ihren Opfermut die Schwankenden hinzureißen, die Schwachen zu kräftigen, die Trägen aufzustacheln und solchergestalt eine Schar von Verteidigern um die von der Entfremdung bedrohte Eigenart zu sammeln und sie zu retten.

Eine solche Persönlichkeit trat damals während der Spannung in dem Propheten Elia, dem Thisbiten, auf (blühte um 920 bis 900). In Gilead jenseits des Jordans war er nicht heimisch, sondern gehörte zu den nur halbberechtigten Einsassen (Toschabim) dieses Landes. Er war eine stürmische Natur, die keinerlei Rücksicht kannte, ihr Leben für die eigene Überzeugung ohne Bedenken einzusetzen bereit. Elia galt den Spätern als die Verkörperung des religiösen und sittlichen Eifers. Im Sturme trat er auf, wie ein Sturm brauste er an den schwachen, von seinem Weibe gegängelten König Ahab heran, donnerte ihm ein betäubendes Wort zu, wie der Sturm brauste er wieder davon, konnte niemals festgehalten werden, und im Sturme verschwand er plötzlich vom Schauplatze. Elia war einzig und allein von dem Gedanken beseelt, das Andenken an den Gott Israels, das aus den Gemütern des Volkes zu schwinden drohte, zu retten; ihm weihte er sich, in seinen Dienst stellte er sich.

Äußerlich machte sich Elia durch seine Tracht kenntlich. Im Gegensatze zu dem weibischen, üppigen und sonderbaren Wesen der Baal- und Astartepropheten trug er um das Unterkleid einen Gürtel von Leder, über dasselbe einen schwarzen, härenen Mantel und ließ das Haupthaar lang wachsen. Im Gegensatze zu dem schwelgerischen Leben der Baalsverehrer enthielt er sich des Weines und führte das Nasiräerwesen ein, welches eben darin bestand, keinen Wein zu trinken und das Kopfhaar nicht abzuscheren. In dieser Tracht und mit dieser Lebensweise verkündete er den einen viel umfassenden Gedanken: „Ihwh allein ist Gott.“ Elia fand Zuhörer, die er mit seinem stürmischem Wesen zur Mittätigkeit fort riß. Ehe man sichs versah, war eine Schar Propheten oder Prophetenjünger da, welche ihr Leben für die Erhaltung des Ureigenen hinzugeben bereit waren. Diese nahmen Elias Lebensweise an, wurden Nasiräer. Die Losung in diesem neugebildeten Kreise war, eine einfache Lebensweise zu führen, nicht in den Städten zu wohnen, wo Üppigkeit und Weichlichkeit herrschten, sondern in Zeltdörfern, keinen Wein zu trinken, noch Weinberge zu pflegen, überhaupt den Ackerbau zu meiden, sondern wie die Erzväter und die Stämme in der Jugendzeit von Viehzucht zu leben. Jonadab, Sohn Rechabs, der ohne Zweifel zu Elias Anhängern zählte, hat für sich und sein Haus diese Lebensregel festgestellt. Elia hat nicht bloß für den Augenblick eine Schar Verteidiger der ureigenen Lehre erweckt, und entflammt sondern auch für die Zukunft eine neue Richtung angebahnt. Er hat der Weichlichkeit und der Genußsucht die Einfachheit und Enthaltsamkeit entgegengesetzt.

Mit der Schar von Prophetenjüngern begann er in seinem Eifer für Ihwh den Baalspriestern und Propheten entgegenzuwirken, flog von Stadt zu Stadt, rief die Bevölkerung zusammen und riß sie durch seine

stürmische Beredsamkeit hin, deren Spitze war: „Ihwh allein ist Gott, und Baal und Astarte sind stumme, tote Götzen.“ Er mag auch manche Gewalttätigkeit an den Baalspriestern begangen haben, mit denen er zusammenstieß. Lange konnte Isebel das Treiben des eifervollen Thisbiten nicht ruhig mit ansehen; es durchkreuzte ihre Pläne. Sie sandte wohl ihre Trabanten gegen Elias Schar aus, und diejenigen, welche in deren Hände fielen, wurden schonungslos getötet. Es waren die ersten Märtyrer, welche für die altisraelitische Lehre fielen. Isebel, die Tochter des Astartenpriesters Ethbaal, war die erste Religionsverfolgerin. Elia selbst, auf den es Isebel ganz besonders abgesehen hatte, konnte indes nie erreicht werden; er entschwand stets den Händen der Häscher. Schon hatte sein Eifer eine so bedeutende Wirkung hervorgebracht, daß Ahabs Palastaufseher Obadiah heimlich der alten Lehre zugetan blieb. Er, der vielleicht Auftrag hatte, die Prophetenjünger zu verfolgen, wußte hundert derselben in zwei Grotten im Gebirge Karmel, je fünfzig in einer, zu verbergen und sie mit Brot und Wasser zu versorgen. Elia war dadurch eine Macht geworden, die nicht so leicht zu brechen war. Wie konnte Isebel gegen einen unsichtbaren Feind ankämpfen, der in ihrem eigenen Hause Helfer fand?

Eines Tages machte sich Elia in Ahabs Nähe, um ihn selbst, dessen schwacher, lenksamer Charakter bekannt war, ob der von ihm geduldeten Untaten zu erschrecken. Ahab hatte eine Vorliebe für Bauten und Befestigung von Städten. Er legte eine neue Residenz in der schönen Ebene Jesreel an, um in derselben die rauhen Wintermonate zuzubringen; Samaria diente nur als Sommerresidenz. Diese neue Stadt Jesreel, welche Schauplatz tragischer Auftritte werden sollte, wurde mit vieler Pracht erbaut. Das Königspaar ließ sich einen Palast aus Elfenbein darin errichten. Ahab brauchte aber in Jesreel viel Raum für Gartenanlagen, und hatte ein Gelüste nach einem schönen Weinberge nahe bei seinem Palaste, welcher Naboth, einem der angesehensten Bürger von Jesreel, gehörte. Dem Besitzer bot Ahab Ersatz dafür in Tausch oder Geld an, aber jener mochte das Erbe seiner Väter nicht veräußern. Mißmutig darüber, mochte Ahab nicht einmal Speise zu sich nehmen. In dieser Verstimmung fand ihn Isebel, spottete über seinen kindischen Mißmut und seine feige Ratlosigkeit: „So wirst du die Herrschaft über Israel behaupten?“ Sie versprach ihm, ihn bald in den Besitz des gewünschten Weinberges zu setzen. Im Namen des Königs richtete sie Briefe an diejenigen Ältesten von Jesreel, deren sklavischer Ergebenheit sie sicher war, eine Gerichtsversammlung zusammenzuberufen und zwei Zeugen aufzustellen, welche Naboth beschuldigen sollten, er habe die Götter und den König geschmäht.

Die feigen oder feilen Ältesten überwanden das Bedenken, einen Unschuldigen auf den Tod anklagen zu lassen. Darauf traten zwei

verworfene Menschen auf und sagten als Zeugen aus, sie hätten vernommen, wie Naboth die Götter und den König gelästert habe. So wurde Naboth von den Ältesten zum Tode verurteilt, und das Todesurteil wurde sofort vollstreckt an ihm und an seinen Söhnen. Die Güter eines Hingerichteten verfielen dem Könige. Triumphierend sagte hierauf Isebel zu ihrem Gatten: „Jetzt kannst du Naboths Weinberg in Besitz nehmen, denn er ist tot." Sobald Elia von dieser empörenden Untat vernommen hatte, hielt es ihn nicht länger. Er begab sich nach Jesreel und traf den König gerade, wie er sich Naboths Weinberg ansah; hinter ihm ritten zwei Männer, von denen einer später Naboths Rächer werden sollte. Donnernd rief der Prophet dem Könige zu: „Hast du gemordet und ergreifst jetzt Besitz? Das unschuldig vergossene Blut Naboths und seiner Söhne hat Gott gestern gesehen, auf diesem Felde sollst du die Strafe dafür erleiden." Diese Drohung machte einen betäubenden Eindruck auf den nicht gemütsverhärteten Ahab, er ging in sich und kasteite sich demütig. Aber zu einer Sinnesänderung ließ es die ruchlose Isebel nicht kommen; sie beherrschte den schwachen Mann vollständig. Elia, welcher ebenso plötzlich wieder verschwand, näherte sich Ahab zum zweiten Male, um ihm zu verkünden, daß einige Jahre Hungersnot im ganzen Lande sein werde.

In der Tat wütete die Hungersnot im Lande, und es gab nicht einmal Futter für die Rosse und Maultiere des Königs. In dieser Not schickte Ahab Boten über Boten überall hin, den finstern Propheten aufzusuchen; sein Aufenthaltsort blieb aber unbekannt. Eines Tages zeigte sich Elia dem Palasthauptmanne Obadiah und rief ihm kurz die Worte zu: „Geh', sage deinem Herrn: Elia ist da." Bei seinem Anblicke bemerkte Ahab: „Bist du es, du Unterwühler Israels?" Darauf entgegenete ihm der Prophet: „Nicht ich habe Israel unterwühlt, sondern du und deines Vaters Haus, indem ihr dem Baal anhänget." Als wäre er derjenige, der Befehle zu erteilen hätte, bedeutete er dem Könige, die Baalspriester zum Berge zusammenkommen zu lassen, dort solle offenkundig werden, wer ein echter und wer ein falscher Prophet sei.

Der Vorgang auf dem Berge Karmel, wo der Streit ausgetragen wurde, muß von außerordentlicher Wirkung gewesen sein; die Nachricht darüber ist aber nur verschleiert überliefert worden. Ahab bestellte sämtliche Baalspropheten zum Berge, auch er kam dahin, und viel Volk fand sich ein, gespannt darauf, wie die Zwistigkeit zwischen dem Propheten und dem Könige ausfallen, und ob dadurch die anhaltende Regenlosigkeit aufhören würde. In der Grotte des Karmel waren die hundert Propheten verborgen, welche Obadjah gerettet und verpflegt hatte. Auch sie fanden sich wohl zur Entscheidung ein. Elia, welcher die Versammlung beherrschte, sprach zu den Anwesenden: „Wie lange

wollt ihr noch wie Vögel von einem Zweige auf den andern hin und her hüpfen? Ist Jhwh Gott, so hängt ihm an, ist Baal ein Gott, so bleibt bei ihm." Darauf befahl er den Baalspropheten, einen Altar zu errichten, zu opfern und ihren Gott anzurufen, daß er ein Wunder tun möge. Sie taten es auch auf ihre Weise, verwundeten sich mit Messern und Schwertern, bis das Blut ihren Leib bedeckte und riefen von Morgen bis Mittag: „O, Baal, erhöre uns!" Aber es rührte sich nichts. Elia ermunterte sie mit beißender Ironie, welche ein Grundzug der prophetischen Beredsamkeit wurde, ihre Anstrenguugen zu verdoppeln, um dem Baal ein Lebenszeichen zu entlocken. „Rufet ihn lauter an, vielleicht hat er eine Unterredung, eine Zerstreuung oder ist auf Reisen, vielleicht schläft er, daß er erwache!" Als die Baalspriester mit Beschämung von ihrem Tun abstanden, betete Elia leise: „Erhöre mich, Gott Abrahams, Isaaks und Israels, damit das Volk erkenne, daß du Gott bist, daß ich in deinem Auftrage gehandelt habe und daß du ihren Sinn gewendet hast." Darauf erfolgte ein Zeichen so plötzlich, daß die anwesende Versammlung, auf ihr Gesicht niederfallend, ausrief: „Jhwh allein ist Gott!" Ein plötzlicher Blitzschlag, so wird erzählt, verbrannte das Opfer und alles, was auf und an dem Altare war, und verzehrte selbst das Wasser. Elia nahm dann Wiedervergeltung an den Baalspriestern; er befahl dem Volke, sie zu ergreifen, zu töten und ihre Leichen in den vorüberfließenden Kischon zu werfen. Der anwesende Ahab, betäubt von den Vorgängen, ließ es geschehen.

Nicht so gleichgültig nahm die blutdürstige Isebel die Sache. Sobald sie Kunde davon hatte, bedrohte sie Elia, ihm, falls sie seiner habhaft werden sollte, dasselbe Geschick zu bereiten. Infolgedessen mußte er auf seine Rettung bedacht sein, entfloh nach dem Reiche Jehuda, scheint aber dort unter dem Könige J o s a p h a t , wegen dessen Bündnisses mit Ahab keinen Schutz gefunden zu haben, eilte immer weiter über Beerseba hinaus und war so verzweifelt, daß er den Tod herbeiwünschte. Durch ein Traumgesicht gestärkt, worin er die Weisung erhielt, weiter in die Wüste bis zum Berge Horeb zu wandern, begab er sich dahin. An der Stätte, wo die reine und einfache Lehre von Gott und den Gesetzen der sittlichen Ordnung geoffenbart worden, sollte er erfahren, daß er in seinem Eifer für diese Lehre zu weit gegangen war. Als er hier in einer Grotte des Sinai in schauerlicher Einsamkeit, wo ihm nur das eigene Wort wiedertönte, sich in Klagen ergoß: „Ich habe für Jhwh geeifert, weil die Israeliten deinen Bund verlassen, deine Altäre zerstört und deine Propheten vertilgt haben, und ich bin allein übrig geblieben, und auch nach meinem Leben trachten sie," erhielt er eine Antwort durch Zeichen, „daß Gott nicht im Sturme spreche und nicht im Erdbeben und nicht in Feuersglut, sondern in einem sanften Säuseln." Ihm wurde bedeutet, auf seinem Wege umzu-

kehren, einen Nachfolger zu bestellen und vom Schauplatze abzutreten. Sein rücksichtsloser Eifer, der sich bis zum Blutvergießen gesteigert hatte, wurde am Horeb getadelt.

Während Elias längerer Abwesenheit scheint eine Art Waffenstillstand zwischen dem Omrischen Königshause und den Anhängern des Thisbiten eingetreten zu sein. Es bildeten sich Kreise von Prophetenjüngern, und sie wurden nicht verfolgt. Nur ein einziger dieser Propheten oder Prophetenjünger blieb unfreundlich gegen Ahab: Micha, Sohn Jimlas. So oft Ahab sich in eine Unternehmung einlassen wollte und Micha zuzog, um durch dessen Mund die Zukunft zu erfahren, prophezeite dieser ihm Unglück. Aber Ahab ließ ihn doch am Leben und begnügte sich, ihn in Gewahrsam zu bringen. Unglück hatte der König des Zehnstämmereiches genug, das ihn hätte warnen können, von seinen verkehrten Wegen abzugehen. Der König von Aram, Ben-Hadad II., wurde immer mächtiger, anspruchsvoller und eroberungssüchtiger. Mit Bundesgenossen oder Vasallen vereint, überzog er Ahab mit Krieg, wahrscheinlich die Schwäche benutzend, welche durch die Hungersnot und die Zerrüttung im Innern entstanden war. Ben-Hadad unterwarf ganze Strecken des Zehnstämmereiches und belagerte zuletzt Samaria (um 904). In der Bedrängnis bat Ahab um Frieden; aber Ben-Hadad stellte harte schmähliche Bedingungen; nicht bloß alles Gold und Silber, sondern auch seine Weiber und Kinder sollte ihm der König von Israel ausliefern. Dieser war in seiner Mattherzigkeit beinahe bereit, auch um diesen Preis den Frieden zu erkaufen; allein die Ältesten, die er zu Rate gezogen, und alles Volk rieten, lieber auf Leben und Tod den Krieg fortzusetzen.

Ahab hatte aber nur eine geringe Schar dem zahlreichen Heere des Feindes entgegenzustellen. Nichtsdestoweniger wurde bei einem Ausfalle das aramäische Heer von den Israeliten geschlagen und in die Flucht gejagt. Ben-Hadad selbst entkam nur durch rasche Flucht. Bei einem zweiten Einfalle bis in die Ebene Jesreel siegte Ahab abermals und schlug den Feind so sehr aufs Haupt, daß Ben-Hadad nicht einmal entfliehen konnte. Nun kam die Reihe an ihn, um Frieden zu bitten. Im Traueraufzuge, grobes Zeug um die Lenden und Stricke um den Hals, begaben sich Ben-Hadads Getreue zu Ahab, stellten sich als Gefangene und baten um das Leben ihres Königs. Ahab fühlte sich geschmeichelt, seinen mächtigen Feind gedemütigt und um Schonung seines Lebens bitten zu sehen, versprach alles und ließ den aus dem Verstecke befreiten Ben-Hadad neben sich auf den Wagen setzen. So unerwartet begnadigt, war der aramäische König freigebig mit Versprechungen. Er wollte Ahab sämtliche Städte wieder herausgeben, welche sein Vater Ben-Hadad I. seinem Lande einverleibt hatte, und ihm noch dazu gestatten, Handelswege im Gebiete von Damaskus

zu unterhalten und zu beschützen, wie sie Omri im Reiche Israel hatte bewilligen müssen. Die Feinde von gestern wurden gute Freunde, schlossen ein Bündnis, beschworen es wohl auch hoch und teuer, um es morgen gelegentlich zu brechen. Diesen ziemlich leichtsinnigen Friedensschluß hat ein Prophet mit Recht getadelt und Ahab prophezeit, daß er dadurch Gefahren auf sich herabziehen werde.

Ben-Hadad, glücklich entkommen, war in der Tat nicht gewillt, die Friedensbedingungen und Versprechungen voll zu erfüllen; die jenseitigen Städte, namentlich das wichtige Ramot-Gilead, den Stützpunkt für das Gebiet, mochte er nicht herausgeben, und Ahab war träge genug, ihre Herausgabe nicht nachdrücklich zu fordern. Je länger er damit zögerte, desto schwerer wurde es ihm, darauf zu bestehen, weil sich Ben-Hadad inzwischen verstärkt hatte. Auf sich allein und sein Heer angewiesen, hätte es Ahab vielleicht gar nicht unternehmen können, Ramot-Gilead durch Waffengewalt erzwingen zu wollen. Da kam ihm der Besuch des Königs Josaphat von Jehuda zustatten, mit dem er eine enge Bundesgenossenschaft hatte. Mit ihm vereint wagte er es, kriegerisch gegen Ben-Hadad vorzugehen. Es war in der Tat etwas Überraschendes, daß die Vertreter der beiden einander feindlichen Reiche einander so nahe gerückt waren, daß der eine dem andern in dessen Hauptstadt einen Besuch machte. Das Freundschaftsverhältnis mit dem Hause Omri war so innig, daß Josaphat kein Bedenken trug, Ahabs Tochter Athalia seinem Sohne Jehoram als Frau zuzuführen und sich solchergestalt mit dem götzendienerischen Hause zu verschwägern.

Josaphat hatte wahrscheinlich den auffallenden Besuch in Samaria gemacht, um durch ein engeres Bündnis mit Ahab sich zu stärken, und dieser benutzte die Gelegenheit, seinen königlichen Gast zu ersuchen, ihn gegen Ben-Hadad zu unterstützen. Josaphat stellte sich, sein Volk und seine Reiterei ihm zur Verfügung. Allein er wollte durch den Ausspruch eines Jhwhpropheten gesichert sein, daß der Krieg einen günstigen Ausgang haben werde, und überredete Ahab, einen solchen zu befragen. Zu einem Baalpropheten hatte Josaphat kein Vertrauen. Aus Gefälligkeit gegen seinen Bundesgenossen ging Ahab darauf ein und erteilte den Prophetenjüngern die Erlaubnis, nach Samaria zu kommen und frei zu sprechen. Alle, die sich eingefunden, haben auf Ahabs Befragen: „Sollen wir nach Ramot-Gilead ziehen oder es unterlassen?“ wie aus einem Munde geantwortet: „Ziehe hinauf, und Jhwh wird es in die Hand des Königs überliefern.“ Indessen scheint Josaphat in dieser Einstimmigkeit die Aufrichtigkeit vermißt zu haben und gab zu verstehen, daß er den Ausspruch jenes Propheten Micha hören möchte, den Ahab in Gewahrsam hielt. Widerwillig entschloß sich dieser dazu und befahl einem Eunuchen, den überwachten Propheten vor

den Sitz der beiden Könige zu führen. Befragt, antwortete Micha erst scheinbar wie die übrigen Prophetenjünger: „Zieh' hinauf und sei glücklich, und Jhwh mag Ramot-Gilead in die Hand des Königs geben." Ahab mag aber an dem Tone erkannt haben, daß der Spruch nicht aus der Tiefe der Seele gekommen war, und beschwor ihn, die reine Wahrheit im Namen Jhwhs zu sprechen. Da wurde Micha von der prophetischen Gewalt übermannt und sprudelte, sich selbst vergessend, heraus: „Ich habe ganz Israel zerstreut gesehen wie eine Herde ohne Hirten, und Jhwh sprach: „Sie haben keinen Herrn, mögen sie in ihr Haus in Frieden zurückkehren." Ahab, halb gläubig und ungläubig, ließ den rücksichtslosen Propheten in einen noch strengeren Gewahrsam in Samaria bringen und erteilte den Befehl, ihn so lange bei schmaler Kost und wenig Wasser zu halten, bis er zurückkehren würde. Darauf rüstete er sich zum Kriegszuge. Nichtsdestoweniger legte er seine königlichen Gewänder ab und vermummte sich, um vom Feinde nicht erkannt zu werden und so dem Verhängnisse zu entgehen. Ehe indes noch der Kampf recht begonnen hatte, traf ihn auf dem Kriegswagen ein Pfeil, der ihn tödlich verwundete. Ahab behielt noch so viel Besonnenheit, dem Wagenlenker zu befehlen, ihn aus dem Getümmel zu führen. Die Streiter wußten es aber nicht und kämpften bis zum Abende. Erst als der König sich völlig verblutet und den Geist aufgegeben hatte, rief der Herold laut: „Ein jeder nach seinem Lande, ein jeder nach seiner Stadt." Das israelitische und jehudäische Heer kehrte infolgedessen über den Jordan zurück, und die Aramäer behaupteten das Schlachtfeld und die kampfumworbene Bergstadt Ramot. Ahabs Leiche wurde nach Samaria gebracht und dort beigesetzt. Während sein Blut, von dem der Königswagen voll war, in einem Teiche abgespült wurde, leckten die Hunde davon.

Achasja, sein Sohn, folgte Ahab auf den Thron, das erste Mal, daß die Krone im Zehnstämmereiche auf den Enkel überging. Der zweite Omride hatte eine zu kurze Zeit regiert (um 901 bis 900) und so wenig Erinnerungen hinterlassen, daß seine Eigenart nicht kenntlich geworden ist. Natürlich verharrte er trotz der Warnungszeichen in der Verkehrtheit seiner Eltern und überbot sie noch. Als Achasja aus dem Gitterfenster seines Söllers in Samaria stürzte und aufs Krankenlager fiel, sandte er zu einem damals berühmten Götzen Baal-Zebub (Bel-Zebub) nach Ekron, um ein Orakel zu befragen und zu erfahren, ob er von dem Sturze wieder genesen werde. Zu dieser Zeit war Elia von seiner großen Wanderung zum Horeb wieder zurückgekehrt, hatte aber, des Winkes eingedenk, den er dort erhalten hatte, zurückgezogen gelebt, wahrscheinlich auf dem Berge Karmel. In den Gang der Begebenheiten mochte er nicht eingreifen. Er hatte seinen Nachfolger erwählt, Elisa, Sohn des Schaphat, aus der

Jordangegend. Diese Wahl war charakteristisch für Elia. Er traf Elisa auf dem Felde mit einem Gespann Rinder beschäftigt, den Acker seines Vaters zu bestellen. Da kam der Prophet auf ihn zu, warf stumm seinen düstern Prophetenmantel über ihn und entfernte sich. War Elisa würdig, ihm nachzufolgen, so mußte er das Zeichen verstehen. In der Tat lief dieser ihm nach und bat ihn, nur so lange auf ihn zu warten, bis er die Eltern geküßt und Abschied genommen haben würde. „So kehre doch um," antwortete Elia kurz, „was habe ich dir denn getan?" Elisa verstand, daß er, um ein eifervoller Prophet Gottes zu sein, Vater und Mutter verlassen, die Regungen des Herzens und die Gewohnheiten des Lebens opfern müsse. Ohne ins Vaterhaus zurückzukehren, folgte er Elia nach und bediente ihn, oder wie es damals hieß, goß Wasser auf seine Hände. Nur noch einmal griff Elia in die Öffentlichkeit ein. Den Boten, welche Achasja zum Baal-Zebub abgeordnet hatte, ging er entgegen und rief ihnen zu: „Saget dem König, der euch gesendet hat: „„Gibt es denn keinen Gott in Israel, daß du nach Ekron sendest, um Baal-Zebub wegen deiner Krankheit zu befragen?"" Die Boten kehrten nach Samaria um und berichteten, was sie von dem außerordentlichen Manne vernommen hatten. An der Beschreibung seines Wesens und seiner Kleidung erkannte Achasja, daß Elia wieder im Lande sei, und befahl den Boten, ihn aufzufordern, sich zu ihm zu begeben. Nach langem Zögern begab sich Elia furchtlos nach Samaria und verkündete Achasja, daß er das Siechbett nicht mehr verlassen werde. Dieser starb gleich darauf, und ihm folgte, da er kinderlos war, sein Bruder J o r a m (899).

Auch Elia verschwand zur selben Zeit vom Schauplatze. Wo ist er geblieben? Seine Jünger und die Jünger seiner Jünger konnten es sich nicht denken, daß dieser Feuergeist dem Grabe und dem Staube verfallen sein sollte, und sie erzählten sich, daß er im Sturme gen Himmel gefahren. Die nachhaltige Tätigkeit Elias, welcher unter schweren Kämpfen und Verfolgungen die ureigene Lehre erhalten hat vom Gotte der Väter gegenüber dem mit Verfolgungssucht aufgezwungenen Götzentume, von der Heiligkeit gegenüber der Unzüchtigkeit des Baal- und Astartekultus, von der Einfachheit gegenüber der überhandnehmenden Schwelgerei, konnten sich die Spätern nur durch auffällige Wunder denken.

Das größte Wunder, das Elia vollbracht hat, war indes, daß er eine Genossenschaft gründete, welche das heilige Feuer der alten Lehre unterhielt und je nach Bedürfnis laut oder still gegen die Verkehrtheit Widerspruch erhob. Die von ihm geschaffene Prophetenschule bildete eine eigene Gemeinde im Zehnstämmereiche. Sie hielt ihre Hände rein von Gaben. Die Prophetenjünger lebten von ihrer Hände Arbeit einfach und ärmlich. Nach Elias Verschwinden brauchte diese Ge-

nossenschaft ein Oberhaupt, und der noch junge Elisa stellte sich an ihre Spitze. Es hieß: Der Thisbite selbst habe ihm das Erstgeburtsrecht über seine geistigen Kinder übertragen und ihm seinen Prophetenmantel vererbt, der ihm entfallen war. Elisa folgte anfangs ganz den Fußtapfen seines Meisters, hielt sich von der Gesellschaft zurück und weilte meistens auf dem Berge Karmel. Allmählich mischte er sich aber unter das Volk, nachdem es ihm gelungen war, einen tatkräftigen Mann zu ermutigen, das ihm verhaßte Haus Omri zu stürzen und den Baalkultus zu beseitigen.

Joram, der dritte Omride (899 bis 887), war nicht so sehr auf die Ausbreitung des götzendienerischen Unfuges versessen wie seine Mutter Isebel. Nichtsdestoweniger hegte Elisa so viel Abneigung gegen ihn, daß er ihm nicht in das Gesicht sehen mochte. Nach seines Bruders Tod unternahm Joram einen Kriegszug gegen die Moabiter, um ihren König Mesa (Mescha) wegen seines Abfalles zu züchtigen und zur Botmäßigkeit zurückzubringen (zwischen 899 bis 894). Allein mochte er indes nicht zu Felde ziehen und bewog ebenfalls Josaphat, mit dem er das freundschaftliche Verhältnis seiner Vorgänger weiter pflog, ihm mit einem Heere beizustehen. Der Zug sollte durch Idumäa, südlich vom Toten Meere, nach Moab angetreten werden, und der König oder Statthalter von Idumäa, welcher von Josaphat abhängig war, sollte ebenfalls Zuzug bringen. Auf diesem Wege nach dem Süden mußte Joram Jerusalem berühren, und er wurde von seinem Verbündeten in der jehudäischen Hauptstadt freundlich empfangen. Nach der Trennung schienen die beiden Häuser Israel und Jehuda befreundeter zu sein als während ihres staatlichen Zusammenhanges. Doch es waren nur ihre Häupter, die Hand in Hand miteinander gingen. Auch diesmal bestand Josaphat darauf, daß ein Prophet Ihwhs um den Ausgang des Krieges befragt werde, und da Elisa, der Nachfolger Elias, als der würdigste angesehen wurde, wurde er berufen. Dieser sagte bei dieser Gelegenheit Joram in das Gesicht: „Wenn ich nicht den König Josaphat berücksichtigte, würde ich dich nicht ansehen, wende dich an die Propheten deines Vaters und deiner Mutter!“ Nichtsdestoweniger prophezeite er einen glücklichen Ausgang.

Mesa, der König von Moab, der mit seinem Heere die Verbündeten an der Südgrenze seines Landes erwartete, wurde auch von der Überzahl geschlagen und entfloh nach der Bergfeste Kir-Chareschet. Joram, welcher Rache an den Moabitern nehmen wollte, ließ alle Städte, durch welche die verbündeten Heere gezogen waren, zerstören, die fruchtbaren Felder mit Steinen unfruchtbar machen, die Wasserquellen zustopfen und die Fruchtbäume umhauen. Kir-Chareschet wurde umzingelt und mit Schleudersteinen angegriffen. Mesa versuchte zwar mit mehreren Hundert Mann die Belagerung

zu durchbrechen, um zum Könige von Edom zu gelangen, dessen verräterische Gesinnungen er gekannt zu haben scheint. Da er aber nicht durchzudringen vermochte, opferte er seinen ältesten Sohn auf der Mauer vor den Augen der Belagerer, um seinen Gott Khemosch (den Kriegsgott) zu besänftigen, dessen Zorn seine Niederlage zugeschrieben wurde. Dann brach, wie es scheint, eine Seuche in Jorams Lager aus, und er mußte mit seinen Verbündeten abziehen. Das Land Moab war allerdings größtenteils verwüstet, aber Mesa konnte sich doch noch behaupten.

Nicht lange darauf fiel auch Edom von Jehuda ab, wohl erst nach Josaphats Tode. Es hatte schon bei dem gemeinschaftlichen Zuge gegen Moab eine nicht ganz treue Haltung angenommen und scheint sich nach dem Abzuge der Verbündeten mit Mesa verständigt zu haben. Es schien, als sollte die enge Freundschaft und die Verschwägerung mit dem Hause Omri auch Davids Haus Unglück bringen. Jehoram, Josaphats Sohn, gleichnamig mit seinem königlichen Schwager von Israel (894 bis 888), war so innig mit dem israelitischen Königshause befreundet, daß auch er in seinem Lande götzendienerische Verkehrtheiten einführte. Ohne Zweifel hatte seine Frau Athalia einen bedeutenden Anteil daran. Denn sie hegte gleich ihrer Mutter Isebel eine fanatische Anhänglichkeit an dem schandbaren Kultus des Baal.

Endlich sollte sich das Verhängnis des Hauses Omri vollziehen, und das Haus Davids wurde in dasselbe hineingezogen. Der Prophet Elisa hatte die Fäden dazu geschlungen. In Damaskus war ein Dynastiewechsel eingetreten. Ben-Hadad II., der mit Ahab Krieg geführt hatte, war von einem seiner vertrauten Diener durch Erstickung getötet worden, und der Mörder Chazaël hatte sich des Thrones bemächtigt. Die Prophetenjünger erzählten sich, Elisa habe diese Palastrevolution hervorgerufen. Sobald Chazaël den Thron von Damaskus bestiegen hatte, ging er darauf aus, die ehemaligen Eroberungen im Zehnstämmereiche, welche unter Ben-Hadad wieder verloren gegangen waren, mit dem Schwerte zurückzuerobern. Zunächst richtete er seine Angriffe gegen die Stämme jenseits des Jordan. Joram von Israel zog daher mit einem Heere nach Ramot-Gilead, um diese wichtige Feste zu verteidigen. Der Kampf um die Felsenfestung scheint hartnäckig gewesen zu sein; der König von Israel wurde dabei durch einen Pfeil verwundet. Er begab sich infolgedessen nach Jesreel, um seine Wunde heilen zu lassen, und ließ einen seiner Hauptleute, Namens Jehu, als Befehlshaber für die Verteidigung zurück. Eines Tages kam in Elisas Auftrage ein Prophetenjünger zu diesem, führte ihn aus dem Kreise der Kriegsobersten in ein abgelegenes Gemach, salbte ihn zum Könige von Israel, schärfte ihm ein, das Strafgericht über das Haus Omris zu vollstrecken und verschwand ebenso plötzlich, wie er gekommen

war. Als Jehu zu den Kriegsobersten heraustrat und diese an seinem Wesen eine Veränderung wahrnahmen, fragten sie ihn neugierig, was ihm der Prophetenjünger verkündet hatte. Er wollte anfangs nicht mit der Sprache heraus. Endlich eröffnete er ihnen, er sei in Elisas Auftrag zum Könige über das Zehnstämmereich gesalbt worden. Sogleich huldigten ihm die Kriegsobersten, legten auf der höchsten Stufe des Palastes ihre Purpurgewänder als Thron unter, bliesen in das Horn und riefen: „Es lebe der König Jehu."

Einmal vom Heere als Nachfolger Jorams anerkannt, wußte Jehu entschlossen und rasch zu handeln, um die Verschwörung zu Ende zu führen. Zunächst ließ er die Wege, welche von Ramot-Gilead nach Jesreel führten, verlegen, damit der Vorgang nicht verraten werde. Dann führte er einen Teil des Heeres mit sich, überschritt den Jordan und ritt wie im Fluge auf Jesreel zu, wo Joram noch an den Wunden leidend zubrachte. An dem rasenden Ritte, den der Torwächter von Ferne bemerkte, erkannte der König den Kriegsobersten Jehu und sein ungestümes Wesen, und es war ihm noch dazu verdächtig, daß die Boten, die er ihm entgegengeschickt hatte, nicht zurückgekehrt waren. Joram ließ daher seinen Wagen anspannen, um mit eigenen Augen zu erfahren, was Jehu so eilig nach Jesreel führte. Achasja, der König von Jehuda, welcher kurz vorher seinem Vater Jehoram auf den Thron gefolgt war (888 bis 887) und seinem Oheime in der Krankheit einen Besuch gemacht hatte, begleitete ihn ebenfalls zu Wagen. Sie trafen Jehu noch bei dem Felde des Naboth, an dem Isebel einen Gerichtsmord hatte vollziehen lassen. Als beide des heranziehenden Jehu ansichtig waren, rief ihm Joram zu: „Ist Heil, Jehu?" „Was kann es für Heil bei der Buhlerei und Zauberei deiner Mutter Isebel geben!" antwortete dieser. Sofort wandte sich Joram zur Flucht um und rief Achasja zu, dasselbe zu tun, denn es sei auf ihr Leben abgesehen. In demselben Augenblicke traf ihn ein Pfeil, von Jehu abgedrückt, und er sank leblos in seinem Wagen nieder. Da ließ Jehu dessen Leichnam auf Naboths Feld werfen und erinnerte seinen Wagengenossen Bidkar daran, wie sie beide Zeugen der prophetischen Androhung waren, die Elia gegen Ahab bei diesem Felde ausgesprochen hatte. Er sei als der Vollstrecker des Verhängnisses über das Haus Ahab berufen. Auch Achasja, König von Jehuda, fiel, von einem Pfeile getroffen, er schleppte sich noch bis Megiddo und hauchte da sein Leben aus. Eine Umwälzung war vollzogen, das ganze Haus Ahab verfiel dem Untergange, und es warf sich niemand zu dessen Verteidigung auf, selbst die Hausgenossen verließen die noch übrigen Glieder desselben.

Jehu zog ungehindert in Jesreel ein. Die Königinmutter Isebel behielt noch so viel Standhaftigkeit, reich geschmückt aus der Fensteröffnung des Palastes hinauszublicken und Jehu zuzurufen:

„Wie stehts, du Königsmörder, gleich Simri?" Da rief Jehu den Eunuchen des Palastes zu, sie auf die Straße zu schleudern, und sie gehorchten. Die Rosse schritten über diese Königin hinweg, welche soviel Unheil angerichtet, und ihr Blut bespritzte die Wand des Palastes und die Rosse. Als Jehu später Befehl gab, sie als Königstochter zu begraben, fand man nur noch ihren Schädel und die Reste von den Händen und Füßen. Alles übrige hatten inzwischen die Hunde verzehrt. Die Zeitgenossen, die sich jenes Tages erinnerten, an dem Naboth und seine Kinder als Verbrecher hingerichtet wurden, hatte das Strafgericht wohl mit Schaudern erfüllt. Indessen war mit dem Tode des Sohnes und der Großmutter noch nicht alles zu Ende. Noch lebten Söhne, Enkel und Verwandte Jorams, etwa siebzig Köpfe, in Samaria, welche von den angesehensten Männern und Ältesten Samarias erzogen und geleitet wurden. An diese wandte sich Jehu mit der Aufforderung, einen derselben auf den Thron zu setzen. Sie merkten indes, daß die Aufforderung nicht ernstlich gemeint war, und scheuten sich, selbständig vorzugehen, unterwarfen sich daher dem Willen dessen, der zwei Könige getötet hatte. Darauf ließ ihnen Jehu melden, sie sollten mit den Häuptern nach Jesreel kommen; sie verstanden ihn und kamen mit den Köpfen der Nachkommen Ahabs dahin; so wenig Anhänglichkeit fand das Haus Ahab im Unglück. Der Stadthauptmann, der Palastaufseher, die übrigen Beamten, die Erzieher und die Ältesten, sie alle fanden sich in Jesreel ein, um die blutigen Köpfe der letzten Omriden in Gefäßen dem Sieger zu überbringen. Jehu ließ die Köpfe nachts vor dem Stadttore in zwei Reihen aufstellen und lud am andern Morgen die Einwohner von Jesreel ein, sich dahin zu begeben. Beim Anblicke der grinsenden Schädel erklärte er, daß er sich nur gegen Joram verschworen habe, diese seien aber durch andere Hände gefallen, und daß sich das Wort Elias über das Haus Ahab erfüllt habe. Jehu verstand Schlauheit mit Entschlossenheit zu verbinden. Da nun keiner aus diesem Hause übrig geblieben war, den Thron einzunehmen, so setzte sich Jehu darauf, und die Einwohner von Jesreel huldigten ihm.

Um sich das Herz der Jhwhtreuen zu gewinnen, traf er Anstalten, den Baalkultus aus Samaria, dem Mittelpunkte desselben, zu vertilgen. Mit seinen Getreuen begab er sich dahin und traf unterwegs die Brüder und Verwandten des jehudäischen Königs Achasja, welche, unbekannt mit den letzten Vorgängen, der Isebel beizustehen oder die Bluttaten an Jehu zu rächen gedachten oder vielleicht von Athalia, der Mutter Achasjas, aus Jerusalem entfernt wurden, damit sie ungehindert ihre Untat ausführen könnte. Auf einen Wink Jehus wurden sämtliche jehudäische Prinzen ergriffen, getötet und in eine Zisterne geworfen. Ehe er Samaria erreichte, stieß J o n a d a b zu ihm, der das von Elia gepredigte Nasiräerleben in seiner Familie heimisch

gemacht hatte. „Bist du mir noch wie ehemals gesinnt?“ fragte ihn Jehu. „Allerdings,“ antwortete Jonadab. „So reiche mir deine Hand“. Jehu machte Elias Jünger mit dem bekannt, was er gegen die Baalspriester in Samaria im Sinne hatte, und nahm ihn auf seinen Wagen, um Zeuge des Eifers zu sein. In Samaria angekommen, bestellte er sämtliche Baalsdiener auf einen bestimmten Tag zum Tempel, tat, als wenn er sich selbst an dem Kultus beteiligen wollte, und befahl ihnen, ihre zu diesem Dienste erforderlichen Gewänder anzuziehen. Heimlich hatte er bewaffnete Trabanten innerhalb und außerhalb des Baaltempels aufgestellt, und er selbst begab sich mit Jonadab in das Innere desselben. Kaum hatte er zum Scheine das Opfer dargebracht, so fielen sämtliche Priester und Anhänger des Baal selbst als Opfer. Seine Trabanten machten diese im Innern nieder, und die Entfliehenden wurden von den außerhalb Aufgestellten niedergemetzelt. Dann drangen die Trabanten in den Raum des Allerheiligsten, verbrannten das Bildnis des Götzen, zerstörten den Altar, die Spitzsäulen und dann auch noch den Tempel und verwandelten den Platz in einen Düngerhaufen. Und überall im Lande ließ Jehu die Gegenstände dieses häßlichen Götzendienstes, so weit er öffentlich war, vernichten; er geberdete sich als Jünger Elias, als Eiferer für Jhwh. Nur in Jerusalem bestand der Baalkultus, oder vielmehr er wurde da zum Trotze von einem Weibe, von Isebels Tochter, die ihrer Mutter würdig war, mit Fanatismus eingeführt.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die Frauen, welche doch geborene Priesterinnen der Zucht und Keuschheit sein sollten, im Altertume einen besondern Hang zum unzüchtigen Kultus des Baal und der Astarte hatten. Maacha, die Königinmutter in Jehuda, hat ihm in Jerusalem, Isebel in Samaria und nun wieder Athalia in Jerusalem eine Stätte geschaffen. Es war aber nicht Athalias einziger und auch nicht größter Frevel. Isebels Tochter übertraf ihre Mutter bei weitem an Grausamkeit und Blutdurst. Jene hatte nur Propheten und starre Anhänger der väterlichen Lehre hinrichten lassen, jedenfalls nur solche, die sie als ihre Feinde betrachtete. Athalia aber ließ das Blut ihrer eigenen Verwandten, wenigstens das der Verwandten ihres Gatten und Sohnes vergießen. Sobald sie Kunde von dem gewaltsamen Tode ihres Sohnes Achasja bei Jibleam erhalten hatte, ließ sie durch die ihr ergebenen Trabanten sämtliche noch in Jerusalem zurückgebliebenen Glieder des Hauses David hinrichten. Auch der jüngste, kaum ein Jahr alte Königssohn Joasch sollte zum Opfer fallen, wurde aber auf eine eigene Weise gerettet. Sie erfüllte das jehudäische Volk mit solchem Schrecken, daß sich niemand fand, ihren Freveltaten Widerstand entgegenzusetzen. Volk und Priester beugten ihr Haupt vor ihr. Selbst der hohe Priester Jojada, welcher mit

dem Königshause verschwägert war, hüllte sich in Schweigen. In Jerusalem wurde ein Bildnis des Baal nebst Spitzsäulen und Altären aufgestellt, gerade zur selben Zeit, als Jehu diese Zeichen des Götzentums in Samaria zerstören ließ, und ein Oberpriester Mathân mit einer Schar untergeordneter Priester angestellt und angesiedelt wurde. Hat Athalia den Tempel auf Morija unangetastet und unentweiht gelassen? Es scheint, daß sie, weniger folgerichtig in ihrer Verwegenheit und furchtsamer als spätere Könige, nicht gewagt hat, in das von Salomo erbaute Heiligtum ein Bildnis des Baal zu bringen. Aber den Gottesdienst in demselben scheint sie gestört zu haben. Die von Athalia unterhaltenen Mietstruppen der Karier (Khari) und die von alters her der Königin zur Verfügung stehenden Trabanten scheinen als Wache an der Pforte des Tempels gestanden zu haben, um das Volk von demselben fernzuhalten. Sechs Jahre (um 887 bis 881) beherrschte Athalia das Volk politisch und religiös mit Gewalt; die vornehmen jehudäischen Familien standen wahrscheinlich zu ihrer Partei. Nur der Nächste zum Königshause, der Hohepriester Jojada, hielt fest an der alten Lehre und dem davidischen Hause. Er hatte eine Tochter des Königs Jehoram von Jehuda, namens Josabat (Jehoschabat), zur Frau; sie war demnach die Schwester des durch Jehu umgekommenen Königs Achasja von väterlicher Seite. Während Athalia die letzten Glieder des davidischen Hauses schonungslos ausrottete, hatte Josabat das jüngste Kind ihres Bruders vom Blutbade gerettet und es mit seiner Amme in ein Gemach des Tempels gebracht, wo die Leviten zu schlafen pflegten. Hier wurde das königliche Kind lange verborgen gehalten, von seiner Vaterschwester erzogen, und die Ahroniden und Leviten, welche zu Jojada treu hielten, verrieten nichts. Gerade wegen seiner Jugend erregte der letzte Sprößling des davidischen Hauses erhöhte Teilnahme. Während der sechs Jahre, in denen Athalia ihre Willkürregierung in Jerusalem entfaltete, blieb Jojada nicht müßig und knüpfte mit den Hauptleuten der karischen Mietssoldaten und der Trabanten vertrauliche Gespräche an und lüftete allmählich den Schleier des Geheimnisses, daß ein junger Königssohn noch am Leben sei, dem die Krone von Jehuda gebühre. Er fand sie sämtlich dem Königshause zugeneigt und anhänglich und der Thronräuberin Athalia feindlich. Als er sich ihrer Teilnahme vergewissert hatte, führte er sie in den Tempel und zeigte ihnen den siebenjährigen Joasch, den sie wohl an den Zügen als rechtmäßigen Thronerben erkannt haben. Jojada ließ darauf die Hauptleute einen Eid leisten, dem Kinde treu zu dienen. Mit ihrer Hilfe konnte er den Plan ins Werk setzen, zugleich eine Umwälzung und Wiederherstellung herbeizuführen. An einem Sabbat bezog eine Abteilung der wachthabenden Trabanten und Karier ihre Posten, die übrigen aber besetzten den Eingang des Tempels. Sie alle

hatten den gemessenen Befehl, alle diejenigen niederzumachen, welche in feindlicher Absicht die Schranken im Vorhofe des Tempels überschreiten sollten. Als das Königskind vor jedem Überfalle gesichert war, lud Jojada auch die Volksmenge in den Tempelvorhof ein. In einem erwartungsvollen Augenblicke, als die Karier und Trabanten ihre Schwerter gezückt und die Hauptleute die Ehrenwaffen Davids schon in der Hand hielten, führte der Hohepriester das Kind Joasch aus dem Gemache seiner Verborgenheit, setzte ihm die Krone auf, salbte es zum Könige und ließ es den säulenartigen Sitz besteigen, welcher für die Könige im Tempelhofe angebracht war. Dabei schmetterten die Trompeten, die Trabanten klirrten mit den Waffen, das Volk klatschte in die Hände, und alle riefen: „Es lebe der König Joasch!" Erst als das Geräusch vom Tempel bis zu Athalias Palast ertönte, erwachte sie aus ihrer Sorglosigkeit und Sicherheit, in die sie sich im Vertrauen auf die Treue der Mietstruppen gewiegt hatte. Eilig begab sie sich zum Tempelplatze mit einigen Begleitern. Mit Schrecken gewahrte sie ein junges Kind mit der Krone auf dem Haupte, ihre Truppen in seiner Umgebung zu seinem Schutze und die Volksmenge in freudiger Erregung. Sie sah sich verraten, zerriß ihre Kleider und rief: „Verschwörung, Verschwörung!" Sofort bemächtigten sich ihrer einige Hauptleute, führten sie aus dem Tempelvorhofe in den Palast und töteten sie. So schied die letzte Enkelin des Hauses Omri aus dem Leben, schmählich wie ihre Mutter. Das enge Bündnis mit Tyrus hat den beiden Reichen kein Glück gebracht. Mutter und Tochter, Isebel und Athalia, glichen ihrer Göttin Astarte, der Urheberin von Verderben, Tod und Untergang. Viele Anhänger scheint Ahabs Tochter in Jerusalem nicht gehabt zu haben; sie fand in der Stunde ihres Todes keinen Annehmer. Ihre Baalspriester konnten ihr nicht helfen, sie waren selbst hilflos. Auch sie fielen dem Zorne des Volkes zum Opfer.

Johada, welcher die große Umwälzung geleitet und herbeigeführt hat, war darauf bedacht, Vorkehrungen zu treffen, daß solche traurige Erscheinungen sich nicht in Jerusalem wiederholen sollten. Er benutzte die freudige und gehobene Stimmung des jungen Königs und des Volkes, um die Spuren des Baalkultus zu entfernen und treue Anhänglichkeit an den Gott der Väter in den Gemütern anzufachen. Im Tempel forderte er König und Versammlung auf, es feierlich auszusprechen, daß sie fortan Gott treu dienen und keinen Götzen neben ihm verehren würden. Das Versprechen, welches der König und das Volk laut ausriefen, wurde durch ein Bündnis besiegelt. Jojada scheint noch mehr getan zu haben, um diesen zum ersten Male in feierlicher Weise abgelegten religiösen Bekenntnisse Festigkeit und Dauer zu geben. Das Gesetzbuch und die Lehren, welche auf Mose zurückgeführt wurden, waren bisher nur im Kreise der Ahroniden und Leviten

gehegt worden. Selbst das Zehnwort war dem Herzen des Volkes nicht nah gerückt; die Tafeln, die es enthielten, lagen da in der Bundeslade im Allerheiligsten als ein uraltes heiliges Denkmal. Das Volk betrachtete die Bundeslade mehr als Schutzmittel. Erst der Hohepriester Jojada scheint es mit dem Inhalte der Gesetze vertraut gemacht zu haben. Solche Abschnitte, welche für die damalige Lage passend schienen, hat wohl Jojada bei dieser Gelegenheit aus einer Mose-Rolle vorgelesen. In einem Abschnitte wird von einer zweiten Offenbarung Gottes an Mose auf dem Sinai erzählt. Als das Volk wegen seiner bundesbrüchigen Verehrung des goldenen Kalbes in der Wüste von neuem belehrt werden mußte, habe Gott ihm vom Berge zugerufen, daß er zwar gnädig, barmherzig, langmütig, voll Liebe und Treue sei, seine Gnade Tausenden von Geschlechtern bewahre und sie nicht vernichte, daß er aber auch ein eifervoller Gott sei und die Sünde der Väter an dem dritten und vierten Geschlechte heimsuche. Er habe gewarnt, mit den götzendienerischen Völkern des Landes einen Vertrag einzugehen, weil ein solcher dem Volke nur zum Unheile gereichen werde. Infolge des Bündnisses mit den Nachbarn würden Mischehen entstehen, und die götzendienerischen Töchter würden die israelitischen Söhne zu ihren Göttern hinüberziehen. Die Götzenaltäre sollten vielmehr zerstört, die Spitzsäulen zerbrochen, die Astartebäume umgehauen werden. „Du sollst nicht einen andern Gott anbeten, denn Ihwh ist ein eifervoller Gott.“ Beim Anhören dieses Abschnittes, sobald er verlesen wurde, mußten die Anwesenden sich von der Wahrheit desselben getroffen fühlen. Jedes Wort paßte auf ihre damalige Lage ganz besonders. Haben nicht Omri und Ahab und nach ihm die jehudäischen Könige ein Bündnis mit den Tyriern geschlossen? Und was war die Folge? Isebel und Athalia haben ihre Gatten zu dem Götzendienste verführt, und es hatte ihnen zum Unheile gereicht.

Die Bewohner Jerusalems machten sofort Anwendung von dem Vernommenen; sie stürzten auf den Baaltempel, den Athalia erbaut hatte, zerstörten die Altäre, zertrümmerten die Bildnisse und vernichteten alle Gegenstände, die zum Kultus gehört hatten. Das Volk selbst nahm die Wahrung seines ureigenen Bekenntnisses in die Hand. Erst nachdem das erneuerte Bündnis mit Gott vom jungen Könige und dem Volke bestätigt war, wurde Joasch im Triumphe von den Truppen, den Trabanten und dem Volke vom Tempelberge in den Palast geführt und auf den Thron seiner Väter gesetzt, und Jerusalem war in freudiger Aufregung. Die Anhänger der gefallenen Königin verhielten sich ruhig und wagten nicht, die freudige Stimmung zu trüben.

Es ist auffallend, daß bei der politischen und religiösen Umwälzung, die sich kurz nacheinander in Samaria und Jerusalem vollzogen hat, die eingreifende Hand des Elisa vermißt wird. Er hatte

Jehu durch einen Jünger zum Rächer an dem Hause Omri salben lassen, er selbst hielt sich im Hintergrunde und wohnte nicht einmal dem Sturze des Baal bei. Und noch weniger hatte sich Elias Hauptjünger an dem Sturze Athalias und des Götzentums in Jerusalem beteiligt. Elisa scheint sich mehr mit der Heranbildung von Prophetenjüngern beschäftigt zu haben, um den von Elia angefachten Feuereifer nicht ausgehen zu lassen. Er wurde aber nicht gleich Elia von allen als Führer anerkannt. Es wurde ihm zum Vorwurfe gemacht, daß er nicht wie jener langes, wildwachsendes Haar trug, daß er also auf das Nasiräerwesen weniger Wert zu legen schien. Knaben von Prophetenjüngern riefen ihm nach: „Du Kahlkopf, du Kahlkopf!" Nichtsdestoweniger hat Elisa für die Jünger außerordentliche Sorgfalt verwendet. Er war auch darin seinem Meister nicht ähnlich, daß er nicht wie dieser sein Leben in der Einsamkeit zubrachte, sondern mit den Menschen in Verkehr trat. In der ersten Zeit, unter den Omriden, hielt er sich allerdings ebenfalls auf dem Berge Karmel auf und pflegte von hier zu den Prophetenjüngern in der Jordangegend hin und her zu reisen. In Sunem, wo er in einem gottesfürchtigen Hause Nahrung zu sich zu nehmen pflegte, bot ihm die Frau des Hauses eine kleine Söllerwohnung mit Bett, Tisch, Stuhl und Lampe an, um sich zeitweilig häuslich einzurichten und erholen zu können, und er nahm es an. Später, unter den jehudäischen Königen ließ er sich dauernd in Samaria nieder und war unter dem Namen „der Prophet von Samaria" bekannt. Durch seinen freundlichen Verkehr mit den Menschen gewann er Einfluß auf sie und brachte ihnen seine Überzeugung bei. Angesehene Männer suchten ihn auf, um sich Belehrung bei ihm zu holen. Nur im Reiche Jehuda und in Jerusalem ließ sich Elisa nicht blicken.

In Jerusalem war das Augenmerk besonders auf das Heiligtum und das Gesetz gerichtet, seitdem Jojada sich als strenger Hüter derselben bewährt hatte. Der Tempel hatte unter Athalia Beschädigungen erlitten. Nicht bloß die Zedernholzbekleidung von Gold war stellenweise zerstört, sondern auch Quadern der Mauer waren gewaltsam ausgebrochen, und auch andere Stellen waren schadhaft geworden. Es war daher für den jungen König Joasch im Beginne seiner Regierung eine wichtige Angelegenheit, diese Schäden ausbessern zu lassen, und Jojada hat wohl darauf gedrungen; allein die Mittel fehlten dazu. Denn der etwaige Tempelschatz, angesammelt von den Weihgeschenken der frühern Könige und der frommen Spender, war ohne Zweifel von Athalia daraus entfernt und für den Baalkultus verwendet worden. Der König erließ demzufolge einen Befehl an die Priester, Gelder zur Ausbesserung der Schäden zu sammeln; sie sollten diese Sammlung als eine eigene Angelegenheit mit Eifer betreiben. Jeder Ahronide sollte von seinen Bekannten Spenden an sich nehmen und

von der gesammelten Summe sollten die Schäden des Tempels ausgebessert werden. Indessen sei es, daß die eingelaufenen Gelder nicht genügt, oder daß die Priester sie zu eigenem Bedarfe verwendet haben, die Tempelschäden blieben lange unausgebessert. Endlich trug der König dem Hohenpriester Jojada auf (um 864), dem Volke selbst die Angelegenheit ans Herz zu legen. Eine Lade, mit einer Öffnung versehen, wurde im Tempelvorhofe aufgestellt, in welche jeder, den seine Frömmigkeit und Freigebigkeit antrieben, je nach seinen Vermögensverhältnissen, eine freiwillige Spende legen sollte. Um das Volk zu reichen Spenden aufzufordern, wurde wahrscheinlich abermals aus einer Mose-Rolle an einem Festtage ein Abschnitt aus der Geschichte vom Baue des Stiftszeltes vorgelesen, worin erzählt wird, wie die Vorfahren, Männer und Frauen im Wetteifer, Silber und Gold, Erz und Purpur spendeten, um das neue Heiligtum würdig und prachtvoll auszustatten, und wie der Spenden so viele waren, daß Mose ausrufen lassen mußte, es sei überzählig und zu viel gespendet. Wahrscheinlich trug die Anregung durch Vorlesung der dem Volke bis dahin unbekannten Einzelheiten ihre Früchte. Die Spenden liefen reichlich ein, und sie reichten aus, Holz und Quadern dafür anzuschaffen und Maurer und Zimmerleute davon zu besolden. Jojada erhob bei dieser Gelegenheit das Hohepriestertum, welches bis dahin auch unter den besten Königen nur eine untergeordnete Stelle eingenommen hatte, zur Ebenbürtigkeit mit dem Königtume. Hatte nicht der Hohepriester durch Eifer und Klugheit das Königtum gerettet? Wäre nicht der letzte Sproß des Hauses David untergegangen, wenn nicht Jojada die blutdürstige Athalia gestürzt hätte. Er konnte daher mit Recht beanspruchen, daß dem Hohenpriester in den Staatsangelegenheiten eine wichtige Stimme eingeräumt werde. Aber dadurch konnte ein Widerstreit zwischen dem Königtume und dem Hohenpriestertume nicht ausbleiben, indem jenes seiner Natur nach auf Launen beruht, und dieses sich auf ein festes Gesetz berief. Solange Jojada lebte, dem Joasch alles verdankte, brach der Widerstreit nicht aus. Aus Dankbarkeit und Hochachtung mag Joasch sich den Anordnungen des Hohenpriesters gefügt haben. Seiner entseelten Hülle erwies Joasch die Ehre, sie in dem Grabmale der Könige in der Davidsstadt beizusetzen. Nach seinem Tode brach indes bei irgend einer Veranlassung zwischen seinem Sohne und Nachfolger Zacharia und dem Könige ein Widerstreit aus, der jenem das Leben kostete; auf Befehl Joaschs hätten einige Fürsten Jehudas Jojadas Sohn im Tempelvorhofe mit Steinen getötet, und der junge Hohepriester habe in der Todesstunde gerufen: „Gott mag es wahrnehmen und heimsuchen,“ so wird erzählt.

Sonst war nach dem völligen Untergange sämtlicher Glieder des Hauses Omri, welches so viele Zuckungen und Reibungen in Samaria

und Jerusalem erzeugt hatte, im Innern beider Reiche Ruhe eingetreten. Der Zustand war leidlich, nur daß im jehudäischen Reiche die Privatanhöhen noch fortbestanden, und im Zehnstämmereiche der Gott Israels noch immer unter dem Stierbilde verehrt wurde. Der Baalkultus war aber aus beiden Reichen verbannt. Nach außen aber waren beide Länder nicht glücklich. Jehu, der kecke Reiteroberst, welcher das Haus Jesreel und Samaria vertilgt hatte, bewährte nicht dieselbe Tüchtigkeit einem starken auswärtigen Feinde gegenüber. In Damaskus war eine Palastumwälzung vor sich gegangen. Der Königsmörder Chazaël hatte sich zum Könige aufgeworfen. Er war kriegerisch, unternehmend und eroberungssüchtig und plante, das damascenische Reich zu einem mächtigen und gebietenden Staate zu erheben. Am nächsten lag Chazaël das Zehnstämmereich, welches seinem Vorgänger einige Zugeständnisse abgerungen hatte. Ohne sich an das geschlossene Bündnis zu kehren, überschwemmte er das israelitische Land mit seinen Scharen, nahm die festen Städte mit Sturm , verbrannte die Häuser und schonte weder Kinder, noch schwangere Frauen. Auch die Städte jenseits des Jordans eroberte er und scheint jenen König Mesa, welchen Jehoram von Israel so hart bedrängt hatte, zum Verbündeten gehabt zu haben.

Das ganze Gebiet der Stämme Manasse, Gad und Rëuben vom Gebirge Baschan bis zum Arnon wurde dem Zehnstämmereiche entrissen, die Einwohner zu Halbsklaven unterworfen und mehrere derselben noch grausamer unter eisernen Dreschwagen zermalmt. Jehu war nicht imstande, Chazaël standzuhalten. Noch schlimmer ging es unter seinem Sohne J o a ch a s (um 859 bis 845). Das Land wurde so hart von Chazaël und seinem Sohne B e n - H a d a d III. bedrängt, und die israelitische Kriegsmacht wurde so geschwächt, daß nur zehntausend Fußvolk, fünfzig Reiter und zehn Kriegswagen übrig geblieben waren. Von Zeit zu Zeit machten die Aramäer Streifzüge in das israelitische Gebiet und raubten nicht bloß Wertsachen, sondern auch Menschen, die sie als Sklaven behandelten und verkauften. Es war ein trostloser Zustand wie zur Zeit der Richter. Joachas scheint mit dem Eroberer einen schmählichen Frieden geschlossen und ihm gestattet zu haben, daß dessen Scharen freien Durchzug durch sein Land nehmen durften. Erst unter dem israelitischen Könige Joasch (um 845 bis 830), gelang es allmählich, die Obmacht des aramäischen Reiches zu brechen, wahrscheinlich weil die Nachbarkönige der Chititer am Euphrat und die Könige von Ägypten, eifersüchtig auf die Ausdehnung des damascenischen Reiches, eine feindliche Haltung gegen dasselbe einnahmen.

Die Schwächung dieses Reiches kam auch dem jehudäischen Reiche unter dem Könige A m a z j a , dem Sohne Joaschs, der durch die Hand von Verschwörern umgekommen war (um 843)), zu statten. Damaskus hatte den kleinen Gemeinwesen Moab, Ammon und Edom,

welche in einem feindlichen Verhältnisse zu Israel oder Jehuda standen, Schutz verliehen und Angriffe auf dieselben verhindert. Ben-Hadads Demütigung machte daher Amazjas Hände frei, die ehemaligen Besitzungen des davidischen Hauses wieder zu erobern. Das Ländchen Edom hatte sich seit einem halben Jahrhundert von der Vasallenschaft dieses Königshauses losgesagt und sich selbständig gemacht. Einer seiner Könige hatte eine neue Hauptstadt erbaut, auf einer Höhe des Gebirges Seïr, welche auf Kalkstein und Porphyrfelsen mehr als 4000 Fuß über dem Meeresspiegel emporragt. Ein Stufenweg führte von den Tälern zu ihr hinauf. In dieser Felsenstadt (Selà, Petra) glaubten die Idumäer in Sicherheit gegen feindliche Angriffe zu sein. Stolz sprach Edom: „Wer will mich von der Höhe zur Tiefe hinunterbringen?“ Amazja hatte die Kühnheit, sie in ihren Bergfestungen aufzusuchen. Sie zogen ihm zwar mit einem zahlreichen Heere entgegen, in dem Salztale unweit des Meeres kam es zur Schlacht; aber Amazja schlug sie so kräftig aufs Haupt, daß die Übriggebliebenen die Flucht ergriffen und ihm den Weg frei ließen, die Felsenstadt zu erobern. Amazja war daher nicht wenig stolz darauf, diesen Krieg glücklich beendet zu haben. Seine Überhebung führte aber seine und seines Volkes Unglück herbei.

Zwischen dem Zehnstämmereiche und Jehuda hatte unter Jehu und seinen Nachfolgern das friedliche Verhältnis nachgelassen, das früher zwischen den Omriden und Josaphat bestand, obwohl sie ein gemeinsames Interesse hatten, die Anhänger des Baalkultus niederzuhalten und deren Verbindung mit dem götzendienerischen Auslande zu überwachen. Die Könige Joasch von Israel und Amazja von Jehuda hatten sich miteinander überworfen. Als Amazja aus dem edomitischen Kriege als Sieger heimgekehrt war, erfaßte ihn der kühne Gedanke, mit seinem im Kriege bewährten Heerbanne auch gegen das Zehnstämmereich zu Felde zu ziehen und es zurück zu erobern. Als Vorwand scheint er die Tochter des israelitischen Königs für seinen Sohn zur Ehe verlangt zu haben, um, wenn diese versagt würde, den Krieg beginnen zu können. Spöttisch antwortete ihm Joasch auf dieses Ansinnen: „Der Dornstrauch sandte einst zur Zeder des Libanon: Gib deine Tochter meinem Sohne zur Frau.“ Da ließ diese die wilden Tiere des Libanon losfahren, und diese zertraten den Dornstrauch. Weil du Edom besiegt hast, überhebt sich dein Herz. Behalte deine Ehre und bleibe zu Hause. Wozu willst du dich ins Unglück stürzen, Jehuda würde nur mit dir zugleich zu Falle kommen.“ Allein Amazja ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Er ließ ein Heer gegen die Grenze des Zehnstämmereiches ziehen, und Joasch, der damals schon durch die Siege über die Aramäer zuversichtlich geworden war, rückte ihm entgegen. In Beth-Schemsch an der Grenze kam es zur Schlacht,

und die Jehudäer erlitten eine bedeutende Niederlage und entflohen. Amazja selbst geriet in des israelitischen Königs Gefangenschaft. Gewiß, man kann es nur als ganz besondere Milde auslegen, daß Joasch den Sieg nicht gemißbraucht, — nicht einmal voll ausgebeutet hat. Konnte er nicht den gefangenen Amazja entthronen, das davidische Haus für erloschen erklären und das Land Jehuda seinem Reiche einverleiben? Das tat er aber nicht, sondern begnügte sich, die Mauern Jerusalems im Norden von dem Ephraimtor bis zum Zinnentore — vierhundert Ellen — zu zerstören und die Stadt nebst Palast und Tempel zu brandschatzen. Jerusalem, dem das geschichtliche Verhängnis so vielfache Zerstörung gebracht hat, wurde zum ersten Male seit seinem Bestehen von einem israelitischen Könige eingenommen und teilweise zerstört. Den gefangenen König dagegen setzte Joasch großmütig in Freiheit, ließ sich aber zur Sicherheit Geiseln stellen. Die Milde, welche Joasch übte, ist wohl dem Einflusse des Propheten Elisa oder seiner Jünger zuzuschreiben, die er öfter zu Rate zog. Nach Joaschs Tode (um 830) regierte Amazja zwar noch etwa fünfzehn Jahre (830 bis 816), war aber nicht glücklich.

Das ephraimitische Reich nahm dagegen unter Jehus Urenkel eine Macht und Ausdehnung an, als sollte die davidische Zeit wiederkehren. Jerobeam II., der dritte Jehuide, besaß mehr Kriegstüchtigkeit als seine sämtlichen Vorgänger seit der Reichsteilung, und das Glück stand ihm bei. Es vergönnte ihm eine außerordentlich lange Lebensdauer; er regierte mehr als sechs Jahrzehnte (um 830 bis 769), und in diesem ausgedehnten Zeitraume konnte er viele Kriege führen und Siege erringen. Zunächst scheint er seine Waffen gegen die Aramäer gekehrt zu haben, die schlimmsten Feinde des Zehnstämmereiches, welche es seit Ahabs Zeit beunruhigt und gefährdet hatten. Die Einzelheiten der Waffentaten Jerobeams sind nicht bekannt geworden, nur der Erfolg läßt einen Rückschluß auf ihre Ausdehnung machen. Die Grenzen des Reiches Israel dehnten sich wieder von der Straße, die nach Hamath führt , bis zum Toten Meere. Ein Prophet dieser Zeit, Jona, Sohn Amitaïs, aus der zebulonitischen Stadt Gath-Chepher, hatte Jerobeam zu diesem Kriege gegen die Aramäer ermutigt. Auch die Landschaft Moab scheint er erobert und mit dem Zehnstämmereiche wieder vereinigt zu haben.

Amazja dagegen war durch die Demütigung, die er erlitten hatte, gelähmt. Da Jerusalem seiner Festungswerke beraubt war, so konnte er keinen Krieg unternehmen und mußte froh sein, von Feinden verschont zu bleiben. Denn ausgebessert durfte die Mauer nicht werden, dafür bürgten die Geiseln, welche in der israelitischen Hauptstadt festgehalten wurden. Wie es scheint, war das Volk und noch mehr die Großen, die Fürsten Jehudas, unzufrieden mit ihm, und diese Unzu-

friedenheit artete in eine Verschwörung gegen ihn aus. Es war schon der dritte König aus davidischem Hause, welcher durch das Schwert umkam, und der zweite, welcher durch Verschwörung fiel, Amazja und sein Vater Joasch.

Nach Amazjas Tode erlebte Jerusalem und das jehudäische Land noch unglücklichere Tage. Die Fürsten Jehudas, welche den König gestürzt und getötet hatten, scheinen die Zügel der Regierung, deren sie sich bemächtigt hatten, nicht aus den Händen gegeben zu haben. Der einzige, hinterlassene Sohn Amazjas, namens Asarja (Azaria, abgekürzt Usia) war noch ein Kind, und ringsherum hatte das Land nichts als Feinde. Diesen Zustand der Schwäche und Hilflosigkeit benutzten zunächst die Idumäer, welche von Amazja geschlagen und gedemütigt worden waren. Sie unternahmen einen Rachezug gegen das Reich Jehuda, und Ägypten stand ihnen diesmal ebenso zur Seite, wie zur Zeit Rehabeams. Sie drangen bis Jerusalem vor, dessen Mauerbreschen noch nicht ausgebessert waren, und führten viel Leute als Gefangene hinweg. Näheres über diesen kriegerischen Einfall der Idumäer ist nicht bekannt geworden. Einige Gebiete scheinen in dieser Zeit von Jehuda losgetrennt und teils zu Edom, teils zu Ägypten geschlagen worden zu sein. Die rauhen Krieger tauschten jehudäische Knaben und Mädchen, die sie zu Gefangenen gemacht hatten, um Wein und Buhldirnen um. Die andern Nachbarvölker sahen die Schwächung Jehudas mit Schadenfreude an, wenn sie nicht tätigen Anteil daran nahmen. Das Zehnstämmereich, das damals von Jerobeam II. regiert war, erinnerte sich nur der Feindseligkeit, welche es von Jehuda erfahren und nicht der Blutsverwandtschaft und der Pflicht, dem bedrängten Bruderstamme beizustehen. Die Philister begingen doppelte Grausamkeit an den Jehudäern. Die Flüchtlinge, die in ihren Städten Schutz gesucht, lieferten sie an die Idumäer aus, und die gefangenen Knaben und Mädchen, die sie den Kriegern um Wein und Buhldirnen abgekauft hatten, verkauften sie weiter an die Jonier, die damals in Wetteifer mit den Phönikiern Sklavenhandel getrieben haben. Nicht freundlicher machten es die Tyrier, uneingedenk des Freundschaftsbündnisses, das sie lange Zeit mit dem davidischen Hause unterhalten hatten. In dieser Zeit (um 815 bis 805) schien das jehudäische Reich und das davidische Haus dem Verfalle nahe. Damals begann zuerst die Zerstreuung der Jehudäer in ferne Länder, wohin die Jonier sie als Sklaven verkauft haben. Diese jehudäischen Sklaven mögen Keime einer höhern Anschauung und Gesittung den westländischen Völkern zugetragen haben. Denn unter den Gefangenen befanden sich auch edle Jünglinge und schöne Jungfrauen Jerusalems, welche aus ihrer Umgebung und der reichen Geschichte ihres Volkes eine höhere Erkenntnis besaßen und in der Fremde sie besser schätzen lernten als in der Heimat.

Sechstes Kapitel.

Die letzten Könige von Israel und der Untergang Samarias.

(887 bis 720.)

Das Reich Jehuda war nach Amazjas gewaltsamem Tode durch Zerrissenheit im Innern und Angriffe von Außen so außerordentlich geschwächt, daß es zur Schmach unter den Völkern geworden war. Ein zeitgenössischer Prophet nannte es die „einstürzende Hütte Davids" und rief öfter aus: „Wer wird Jakob aufrichten, da es doch so klein ist." Und aus dieser Schwäche und Erniedrigung hat es sich wieder aufgerafft und sich zu einer so bedeutenden Macht erhoben, daß es den feindlichen Nachbarn Schrecken einflößte. Zunächst mußte im Innern die Zerrüttung beseitigt werden. Gegen die vornehmen Geschlechter, welche zum zweiten Male einen Königsmord begangen und dadurch Verwirrung erzeugt hatten, stand das ganze Volk Jehudas auf und rief den jungen Königssohn Asaria oder Usia zum Könige aus. Dieser sechzehnjährige König, der wie sein zeitgenössischer König Jerobeam II. lange regierte (um 805 bis 755), besaß Tatkraft, Entschlossenheit und Umsicht, und dadurch ist es ihm gelungen, die zusammenstürzende Hütte Davids wieder aufzurichten. Seine erste Sorge war, den Leichnam seines Vaters, welcher in Lachisch beigesetzt war, nach Jerusalem zu bringen und ihn in dem Grabgewölbe der davidischen Könige beizusetzen. Ob er die Mörder seines Vaters bestraft hat, ist nicht überliefert. Dann machte er sich daran, die tiefen Wunden des Landes zu heilen. Schwer war die Aufgabe, denn er hatte nicht nur Feinde im Innern und in der Nachbarschaft gegen sich, sondern auch die Ungunst von Naturerscheinungen. Als hätte sich der Himmel gegen das Land verschworen, brach nämlich eine Reihe von zerstörenden Naturereignissen über dasselbe herein, die geeignet waren, auch den Mutigsten niederzubeugen, um sich stumpf und widerstandslos den Zufällen zu überlassen.

Zunächst erzitterte die Erde in Usias Zeit und erschreckte die Bevölkerung Palästinas durch die Ungewohntheit der Erscheinung. Die leichten Häuser stürzten ein, und manche Städte wurden in Trümmerhaufen verwandelt. Die Einwohner rannten unter Jammergeschrei in wilder Flucht auf dem schwankenden Boden, jeden Augenblick gewärtig von einem Abgrunde verschlungen zu werden. Die begleitenden Erscheinungen des Erdbebens erhöhten noch das Entsetzen. Die Sonne war durch dichte Nebel, die sich plötzlich gebildet hatten, verdunkelt, und diese Finsternis, von Zeit zu Zeit durch zuckende Blitze erhellt, vermehrte das Grausen; Mond und Sterne

schienen ihr Licht eingebüßt zu haben. Das Meer brauste und tobte infolge des Aufruhrs in seinem Bette und ließ seine betäubende Stimme weithin vernehmen. Der Schrecken des Erdbebens erregte in den Gemütern um so mehr Entsetzen, als ein Prophet im Zehnstämmereiche zwei Jahre vor dem Eintreffen desselben es im Voraus verkündet hatte. Im Namen Gottes hatte der Prophet Amos gesprochen: „Sieh', ich werde unter euch den Boden knarren lassen, wie der Wagen knarrt, der voller Garben ist. Und Flucht wird den Leichtfüßigen schwinden, und der Held wird sich nicht retten können, der Bogenschütze wird nicht Stand halten, der Reiter sein Leben nicht retten, und der Beherzteste unter den Helden wird an jenem Tage nackt entfliehen." Das Eintreffen der drohenden Verkündigung erfüllte die Gemüter mit Angst, der Weltuntergang schien nah.

Kaum war dieser Schrecken vorüber, als ein neues Unglück hereinbrach. Die regelmäßigen Regenniederschläge blieben aus, auch der Tau erfrischte nicht die Felder, eine anhaltende Dürre vertrocknete die Gräser, die Wasserbehälter versiegten, die Sonne glühte wie Feuer und verwandelte Trift und Ackerland in Wüste. Die Bewohner der Städte, in denen völliger Wassermangel herrschte, wanderten verschmachtet zur nächsten Stadt, wo sie mehr Vorrat zu finden hofften, konnten ihren Durst aber nicht genügend löschen. Die Heuschrecken, welche in der Lavagegend des Haurangebirges keine Nahrung fanden, flogen über den Jordan und nagten im Zehnstämmereiche und im Lande Jehuda alles ab, was die Dürre nicht vertrocknet hatte. In dichten Haufen, welche die Sonne verfinsterten, schwärmten sie heran, und mit einem Male waren Weinstöcke, Feigen und Granatbäume, Palmen und Äpfelbäume kahl abgenagt. Diese Heuschreckenverwüstung wiederholte sich mehrere Jahre hintereinander und erzeugte Not und Verzweiflung.

Im Lande Jehuda, das durch die Kriegsunfälle an den Rand des Unterganges gebracht war, hatte die Niedergeschlagenheit einen hohen Grad erreicht. Es schien, als hätte Gott sein Erbe, Volk, Land und Tempel, aufgegeben und sie der Schmach und dem Elende überlassen. Öffentliche Trauer und Bittgänge um Abwendung des Unglücks wurden vielfach angestellt. Viel hat wohl der Prophet J o e l, Sohn Petuels, der zur Zeit der Not öffentlich sprach und bessere Tage verkündete, zur Hebung des gesunkenen Mutes beigetragen. Ohne Eindruck blieb seine markige und tiefeindringliche Rede gewiß nicht, zumal die Dürre und die Heuschreckenverwüstung ein Ende nahmen, der Regen wieder Flur und Gärten zu prangender Blüte trieb, Bäche und Zisternen sich wieder füllten und Wassermangel und Hungersnot aufhörten. Der junge König Usia benützte die eingetretene Besserung, um die Feinde Jehudas zu züchtigen. Zunächst wendete er sich gegen

die Idumäer, welche sein Land verwüstet hatten; er besiegte sie und brachte selbst die Stadt Ailat am Busen des Roten Meeres wieder an Jehuda, und dadurch konnte die einträgliche Schiffahrt nach Arabien und Ophir (Indien) wieder aufgenommen werden. Die Philister züchtigte er, weil sie während seiner Minderjährigkeit Feindseligkeiten gegen die Jehudäer ausgeübt und die Flüchtlinge und Auswanderer an die Idumäer ausgeliefert hatten. Teile vom Philisterlande riß er los, vereinigte sie mit seinem Lande und ließ feste Städte darin erbauen.

Ganz besonders ließ er es sich angelegen sein, Jerusalem wieder zu befestigen. Die Nordmauer war infolge des Krieges seines Vaters gegen Joasch von Israel vierhundert Ellen lang zertrümmert. Usia ließ sie wieder herstellen, vielleicht noch widerstandsfähiger machen. An drei Stellen ließ Usia hohe Türme von hundertundfünfzig Ellen Höhe aufrichten. Auf den Türmen und Zinnen der Mauern wurde eine Art Maschinen angebracht, vermittelst welcher schwere Steine weit geschleudert werden konnten. Überhaupt hat Usia vielen Eifer für Kriegsrüstungen entwickelt; die Krieger wurden mit Schilden, Panzern und Speeren versehen. Auch Reiterei und Kriegswagen wurden wieder eingeführt und zwar wie zu Salomos Zeit aus Ägypten. Dadurch kam wieder Reichtum nach Jehuda und Jerusalem. „Das Land füllte sich mit Silber und Gold und kein Ende war seiner Schätze, und es füllte sich mit Rossen und kein Ende war seiner Kriegswagen." Usia hob so sehr das Land durch kriegerische Rüstungen und Reichtum, daß es den Nachbarn wieder Achtung einflößte, selbst in Ägypten war Usias Namen geachtet.

Das Zehnstämmereich gelangte in derselben Zeit zu noch größerer Machtentfaltung unter Jerobeam II., der eben so kriegerisch wie Usia war. Im weitern Verlaufe seiner langen Regierung führte er stets Fehden mit den Aramäern, eroberte die aramäische Hauptstadt Damaskus und drang im Norden siegreich vor bis zur Stadt Hamath, die er ebenfalls einnahm und sie seinem Reiche unterwarf.

Reichtum war in Samaria so sehr verbreitet, daß nicht bloß der König, sondern auch die Vornehmen und Wohlhabenden großen Aufwand machten, vielleicht noch mehr als unter Salomo. Der König Jerobeam besaß einen Sommer- und einen Winterpalast; Häuser aus großen Steinquadern mit Elfenbein verziert und Sitze aus Elfenbein waren alltäglich geworden. Man konnte, wenn man den Blick nur auf die Machtvergrößerung beider Reichshälften richtete, sich der Täuschung überlassen, daß die Salomonische Zeit noch fortdauerte, und daß keine weitere Veränderung vorgefallen sei, als daß anstatt eines, zwei Könige herrschten, daß der Bruch nicht ein-

getreten oder die Wunden wieder geheilt seien. Aber innere Gebrechen, welche infolge des Wohlstandes in dem Zehnstämmereiche noch mehr als im jehudäischen Reiche zum Vorscheine kamen, machten den glücklichen Tagen bald ein Ende und beschleunigten den Verfall.

Hier dauerte nicht nur der Stierkultus in Bethel und Dan fort, sondern erhielt eine noch größere Verbreitung. In Samaria und in Gilgal wurden ebenfalls Bildnisse des Stieres aufgestellt. In Bethel hat Jerobeam das Hauptheiligtum errichtet. Hier waltete eine Art Oberpriester, Amazja, der auf sein Amt recht eifersüchtig war. Das neu eingeführte Baalgötzentum hatte Sittenlosigkeit, Unzucht und Verderbnis im Gefolge. Um die Lüste zu befriedigen, war der Sinn nur auf Reichtum gerichtet. Die Besitzenden machten Wuchergeschäfte und trieben ihre Schuldforderungen mit solcher Härte ein, daß sie ihre verarmten und zahlungsunfähigen Schuldner oder deren Kinder zu Sklaven machten und sie als solche verkauften. Ganz besonders trieben die Reichen Getreidewucher. In Notjahren öffneten sie ihre Vorratskammern, verkauften Lebensmittel — wandten auch dabei falsches Maß und Gewicht an — und wenn die Verarmten außer stande waren, das Geliehene zurückzuerstatten, so pfändeten sie mit herzloser Härte deren Kinder. Wenn die Unglücklichen in der Volksversammlung ihre Klagen über Ungerechtigkeit erhoben, fanden sie kein Gehör, die Richter waren Mitschuldige oder bestochen und taub gegen die Stimme des Rechtes. Die angehäuften Schätze verpraßten die Besitzenden in täglich sich wiederholender Schwelgerei. Eindrucksvoll schildert der zeitgenössische Prophet Amos dieses üppige Leben der Reichen und Vornehmen unter Jerobeam in den Residenzstädten: „Sie liegen auf Elfenbeinbetten und strecken sich auf ihren Lagern, verzehren Fettschafe und junge Rinder von der Mast, klimpern auf dem Nablium, sie trinken aus Krügen Wein und salben sich mit dem feinsten der Öle." Die Weiber der Vornehmen ahmten dem schlechten Beispiele ihrer Männer nach oder überboten es noch, stachelten diese zur Hartherzigkeit gegen die Armen auf und riefen ihnen zu: „Bringet, bringet nur, wir wollen trinken."

Im israelitischen Volkstume konnte aber die sittliche Unordnung nicht so sehr um sich greifen, daß sie hätte als die Ordnung gelten und gebieten können. Die Sittlichkeit, die Gerechtigkeit und die lautere Gottesverehrung hatten da ihre Vertreter, die gegen die Verdorbenheit der Großen entschieden und immer entschiedener ihre warnenden und strafenden Stimmen erhoben, und wenn auch in unscheinbarem Gewande, sich doch Gehör zu verschaffen wußten. Ein Jahrhundert war zwar beinah abgelaufen, seitdem der Prophet Elia mit wallendem Haare gegen Ahabs und Isebels Freveltaten aufgetreten

war, aber die von ihm zum Leben erweckte Prophetenjüngerschaft bestand noch, um in seinem Geiste und mit seinem Eifer zu wirken. Die Jugend, welche in der Regel für ideale Bestrebungen empfänglicher ist, empfand einen Widerwillen gegen die einreißende Sittenverderbnis und sammelte sich zahlreich um den Kern der Prophetenjünger in Bethel, Gilgal und Jericho. Das Geschlecht Elias, welches Elisa erzogen und belehrt hat, nahm äußere nasiräische Abzeichen, enthaltsame Lebensweise und das wallende Haar an, besonders die Enthaltsamkeit von Wein, ließ es aber nicht bei dieser Äußerlichkeit bewenden, sondern eiferte gegen die religiöse Verkehrtheit, die Üppigkeit und die Sittenlosigkeit. Die Söhne traten als Sittenrichter gegen die Väter auf. Die Jünglinge entsagten dem Weine, während die Männer und die Greise an Gelagen bei großen Weinkrügen schwelgten. Die jugendliche Schar der Prophetenjünger, welche das mahnende Gewissen vertrat, eiferte vor dem Könige und den Großen laut in Volksversammlungen gegen die Verkehrtheit und Herzensverhärtung der Reichen. Hat sie ihre große Zahl vor Verfolgung geschützt? Oder waren unter den Prophetenjüngern Söhne vornehmer Eltern, gegen welche Strenge nicht gut angewendet werden konnte? Es ist jedenfalls bemerkenswert, daß den eifernden Jünglingen nichts zu Leide getan wurde. Die Zecher zwangen sie nur, Wein zu trinken und verboten ihnen das rügende Wort. Sie haßten zwar diese Sittenrichter, welche ihre Blößen aufdeckten, aber sie verfolgten sie nicht.

Von dieser Redefreiheit im Zehnstämmereiche machte ein Prophet Gebrauch, welcher die Reihe der großen, dichterischen, Gedankengehalt mit ebenmäßiger Form verbindenden Propheten eröffnet, welche den Großen und dem Volke mit schneidenden Worten die Wahrheit sagten. Es war Amos aus der Stadt Thekoa. Er gehörte nicht zu der Prophetenzunft, war nicht Prophetenjünger, trug wohl nicht ein härenes Gewand wie Elia, ließ sich auch wohl nicht das Haar lang wachsen, sondern war ein schlichter Herdenbesitzer und Pflanzer von Sykomoren, welche in der Ebene (Schephela) zahlreich wuchsen. Während er seine Herde wartete, ergriff ihn einst der prophetische Geist so gewaltig, daß er nicht widerstehen konnte, in die Öffentlichkeit zu treten. Gott sprach zu ihm, in ihm, wie sollte er nicht prophezeihen? Der prophetische Geist trieb ihn, nach Bethel zu gehen, dort beim königlichen Heiligtume und in der zeitweiligen Residenz des Königs Jerobeam II. die Verkehrtheiten und Laster zu rügen und die Folgen der Missetaten vor Augen zu führen. Es muß in Bethel einiges Aufsehen erregt haben, daß ein Mann vom Lande, der an seiner Tracht als Hirte kenntlich war, es wagte, öffentlich zu sprechen. Ein hoher Bildungsgrad muß aber damals auch

im samaritanischen Reiche verbreitet gewesen sein, daß ein Hirte wohlgesetzte Reden im schönsten Ebenmaße halten konnte und vom Volke verstanden wurde, wenigstens vorausgesetzt hat, daß er verstanden werden würde. War Amos der erste, welcher diese Beredsamkeit, eine ganz neue Gattung, eingeführt hat? So weit sich die Reihe der Propheten bis Samuel rückwärts übersehen läßt, sprachen sie ihre mahnenden und rügenden Worte in schlichter Rede, ohne poetischen Schwung, flochten höchstens einmal eine Parabel ein und begleiteten sie mit einer bedeutungsvollen Handlung. Amos' Reden und die seiner Nachfolger sind aber doch anderer Art; sie vereinen den Fluß und die Gemeinverständlichkeit der Prosa mit der Gliederung, dem Gleichmaße und Wohllaut der Poesie. Durch Gleichnisse und phantasievolle Lebendigkeit haben sie den dichterischen Schwung noch mehr gehoben. Man kann diese Gattung notbehilflich als schön geformte, dichterische Beredsamkeit bezeichnen. Amos' Reden ließen zwar seinen Stand nicht verkennen. Er gebrauchte Gleichnisse, die dem Hirtenleben entnommen sind. Man hörte es ihm an, daß er bei seiner Herde öfter das Brüllen des Löwen gehört, und daß er in den Nächten die Sternbilder am Himmel beobachtet haben muß. Aber durch diese Eigenheiten verlieh er seinen Reden nur noch mehr Reiz.

Amos trat in Bethel noch vor dem Erdbeben auf und verkündete es in prophetischer Vorschau mit deutlichen Worten. Als es darauf mit allen Schrecknissen in seiner Begleitung eingetreten war, erwartete Amos davon eine Umkehr zum Besseren. Sie zeigte sich aber nicht. Gegen diese Unbußfertigkeit sprach Amos in noch herberer Weise und verkündete darauf einen furchtbaren Tag.

„Eine Stadt, die tausend stellt,
„Wird nur hundert behalten,
„Und die hundert stellt
„Wird nur zehn behalten.

— — — — — — — — — — —

„Weil ihr auf die Armen tretet
„Und selbst geliehenes Getreide ihnen abnehmet,
„Darum die Quaderhäuser, die ihr erbaut,
„Sollt ihr nicht bewohnen,
„Von den Weinbergen, die ihr gepflanzt,
„Sollt ihr nicht den Wein trinken."

Gegen die starken Geister, welche spöttische Bemerkungen über des Propheten Androhung gemacht hatten, oder welche auf ihre Kraft, ihre Frömmigkeit oder ihre Abstammung stolz waren und sich unverletzlich dünkten, sprach er desto herber und heftiger, je unverbesserlicher sie sich zeigten.

Dieser kühnen Sprache selbst gegen das Königshaus, glaubte der Oberpriester von Bethel Amazja Einhalt tun zu müssen. Er machte dem Könige Jerobeam Anzeige davon. Wohl in seinem Namen sagte ihm nun Amazja: „Du, Seher, gehe eilends nach Jehuda, iß dort Brot und prophezeihe dort, in Bethel aber sollst du nicht mehr prophezeihen, denn es ist das Heiligtum des Königs und die Residenz des Reiches." Amos ließ sich aber dadurch nicht in seiner Rede stören und fuhr fort: „Nicht Prophet bin ich und nicht Prophetenjünger, sondern ein Herdenbesitzer und ein Pflanzer. Aber der Herr sprach zu mir: ‚Gehe, prophezeie meinem Volke Israel'". In den stärksten Ausdrücken vollendete er darauf seine Strafandrohung.

Milder war Amos' Sprache gegenüber dem schwachen Reiche Jehuda. In seiner prophetischen Schau, daß neue Plagen über das Land hereinbrechen sollten, von denen auch dieses betroffen werden könnte, legte er eine Fürbitte ein: „Ich sprach: Herr Gott, unterlaß es doch, denn wer könnte Jakob aufrichten, das so klein ist?"

Die Schwäche, in welche Jehuda nach dem Tode Amazjas geraten war, und von der es sich in den ersten Regierungsjahren Usias noch nicht erholt hatte, stimmte den Propheten Amos zum Mitleide für dasselbe. Er wollte Volk und Königshaus, welche sich aufraffen sollten, nicht noch mehr entmutigen. Amos lebte der Überzeugung, daß von Jehuda aus das Heil für die Zukunft ausgehen würde. Er prophezeite daher die künftige Vereinigung der Bruderstämme unter dem Hause Davids. Das waren die letzten zukunftsfrohen Worte des großen Propheten von Thekoa. Von seinem Leben und seinem Ende ist nichts bekannt geworden.

Wahrscheinlich zur selben Zeit trat ein Prophet in Jerusalem auf, von dem noch viel weniger, oder eigentlich gar nichts bekannt ist, Joel, der Sohn Petuels. Die meisten Propheten traten aus dem Dunkel heraus und kehrten in das Dunkel zurück, ohne eine Spur ihrer Persönlichkeit zu hinterlassen. Joel trat in der Zeit auf, als die Gemüter durch die aufeinander folgenden Unglücksfälle durch die Idumäer und Nachbarvölker, durch die andauernden Plagen des Erdbebens, der Dürre und der Heuschreckenverwüstung verzagt und fast bis zur Stumpfheit verzweifelt waren. Die Bevölkerung Jerusalems und des Landes erschöpfte sich in Fasten und Klagen, zerriß die Kleider als Zeichen der Trauer, sammelte sich um den Tempel mit Wehklagen und Tränen, den göttlichen Zorn abzuwenden. Joel hatte daher eine andere Aufgabe als Amos; er durfte nicht rügen und eifern, sondern er mußte die Gemüter aufrichten und ermutigen und der erschlaffenden Verzweiflung steuern. Die Sünden und Verkehrtheiten des Volkes durfte er nicht aufdecken, sondern nur leise darauf hinweisen, nur anspielen auf die Trunkenbolde, denen

der Wein fehlte, auf die äußerliche Buße, welche sich im Zerreißen der Kleider äußerte, aber das Herz ungebessert ließ, auf die verkehrte Vorstellung, daß ohne Opfer die Gottheit nicht versöhnt werden könnte. Die ganze Kraft seiner Beredsamkeit mußte Joel anwenden, um im Volke von Jehuda und Jerusalem die Überzeugung zu erwecken, daß Gottes Gnade nicht von ihm gewichen sei, Zion noch sein heiliger Berg bleibe, daß er sein Volk nicht der Schmach preisgeben werde, daß er langmütig, voller Gnade sei und auch ohne Opfer und Fasten das Unglück abwenden werde.

Joel prophezeite einen politischen Umschwung. Die Gefangenen Jehudas und Jerusalems, welche Philister und Tyrier an die Jonier verkauft, und welche diese Menschenhändler weithin zerstreut hatten, werden wieder zurückkehren. Über die Völker, welche Grausamkeiten verübt haben, werde ein strenges Strafgericht hereinbrechen „im Tale der Entscheidung" im Tale Josaphat, wo Gott Gericht über alle Völker halten werde. Jehuda und Jerusalem aber werden für Geschlecht und Geschlecht bevölkert sein. Dann werde eine höhere, sittliche Ordnung eintreten. Alle Kreatur wird des göttlichen, prophetischen Geistes voll sein.

„Ich werde meinen Geist über alle Kreatur ausgießen,
„Eure Greise werden prophetische Träume haben,
„Eure Jünglinge werden Gesichte schauen.
„Und auch über Sklaven und Sklavinnen
„Werde ich in jenen Tagen meinen Geist ausgießen."

Der dritte Prophet aus der Zeit Jerobeams und Usias sprach noch entschiedener gegen das Zehnstämmereich und für das Haus Jakob, **Hosea**, Sohn **Beeris**. Wahrscheinlich ist er in Bethel oder Samaria aufgetreten. Während Amos lediglich die sittliche Verderbnis zum Gegenstande seiner Rüge und seines Spottes machte, eiferte Hosea gegen den religiösen Abfall, als das Zehnstämmereich wieder dem Baal huldigte. Die Einführung des Baalkultus im Zehnstämmereiche schilderte dieser Prophet unter dem Bilde einer Ehebrecherin, wie sie ihrem Buhlen nachlief, im Wahne, daß ihre Fülle ihr von dem Buhlen, dem Baal, zugekommen sei, vergessend, daß Gott ihr Getreide und Wein, Silber und Gold gespendet, das sie für den Götzen Baal verschwendet. Gott werde ihr aber alles entziehen, ihr auch nicht so viel lassen, ihre Blöße zu bedecken. In der Not werde sie zur Erkenntnis kommen und sprechen: „Ich will zu meinem ersten Gatten zurückkehren, denn damals ging es mir besser als jetzt."

Dann schilderte der Prophet die Rückkehr. Das reuige Weib werde zur Einsicht ihrer ganzen Schlechtigkeit gelangen und sich wieder ihrem Gatten zuwenden, ihn „meinen **Mann**" und nicht „meinen

Herrn" nennen, denn auch schon der Name Herr (Baal) werde ihr verhaßt sein. Gott werde sich mit der Reuigen aussöhnen.

„Ich werde dich mir wieder antrauen auf ewig.
„Werde dich antrauen in Recht und Gerechtigkeit,
„Dich antrauen in Liebe und Erbarmen,
„Dich antrauen in Treue und Gotteserkenntnis."

Der ausgesöhnten Gattin, der Nation, werde Gott wieder Gnade erweisen, wie zur Zeit des Auszuges aus Ägypten. Aus der Wüste werde er sie wieder in das Heimatland führen, und sie wird wieder Loblieder anstimmen, wie in der Zeit ihrer Jugend und am Tage, als sie aus Ägypten zog. Das Bündnis, das Gott mit ihr von neuem schließen wird, werde sie selbst gegen wildes Getier schützen, und Bogen, Schwert und Krieg würden schwinden. Auch Hosea verkündete die Vereinigung der Zehnstämme mit ihren Bruderstämmen unter dem Zepter des Hauses David. Wenn Hosea eine glänzende Zukunft für die in Gnaden wieder aufgenommenen Zehnstämme aufrollte, wollte er seine Zuhörer nicht in der Täuschung lassen, als stände diese Zeit nahe bevor. In einer zweiten Rede prophezeite er, daß viele unglückliche Tage vorübergehen werden, ehe diese Umkehr der Zehnstämme und ihre Versöhnung eintreten werde.

Die Verkehrtheit in dem einen Reiche und das Unglück in dem andern haben aus der Verborgenheit und Tiefe das Edelerz der prophetischen Beredsamkeit an den Tag gebracht, welche, durch Inhalt und Form ausgezeichnet, eine weitreichende Wirkung erlangen sollte. Ahabs und Isebels Freveltaten haben Elia geweckt, und die Missetaten Jerobeams II., und seiner Großen haben Amos von der Hirtentrift und Hosea aus dem Stillleben in die Öffentlichkeit gezogen, die Gedanken, die ihr Inneres durchwühlten, in fesselnder Form mitzuteilen. Ihre Schmerzen und ihre Hoffnungen, ihre Gedanken und ihre Überzeugungen wurden fortan Gemeingut eines größeren Kreises und wirkten anregend und veredelnd. Lauschende Prophetenjünger prägten deren Worte ihrem Gedächtnisse ein oder bewahrten sie schriftlich auf. Es waren die ersten Blätter des prophetischen Schrifttums, welches später die stumpfen Völker der Erde aufrütteln sollte. Einer dieser Propheten, Joel oder Hosea, haben von der Zukunft ein Bild entworfen, woran sich die edelsten Geister festgeklammert haben und noch festklammern.

„Und es wird sein am Ende der Tage
„Wird der Berg Gottes an der Spitze der Berge aufgerichtet
„Und höher als Bergkegel sein,
„Und Völker werden zu ihm strömen,
„Und große Völker werden wallen und sprechen:
„„Wohlan! wir wollen hinaufziehen zum Berge Gottes,

„„Zum Tempel des Gottes Jakobs,
„„Daß er uns über seine Wege belehre,
„„Daß wir in seinen Pfaden wandeln.““
„Denn von Zion wird die Lehre ausgehen,
„Und das Wort Gottes von Jerusalem.
„Er wird zwischen Völkern entscheiden
„Und mächtige Nationen in der Ferne zurechtweisen,
„Daß sie zerschlagen ihre Schwerter zu Pflugscharen
„Und ihre Speere zu Winzermessern.
„Ein Volk wird nimmer gegen das andere das Schwert erheben,
„Und sie werden nicht mehr den Krieg erlernen.“

Dieses hehre Bild von dem ewigen Frieden, welcher durch die Lehre Israels, von Zion ausgehend, begründet werden wird, die Werkzeuge des Krieges in Hilfsmittel fruchtbarer Tätigkeit zu verwandeln, überstrahlt alle Kunstgebilde, welche das Auge und den Sinn der Menschen fesseln.

Für den Fortgang der Geschichte blieb das feindliche Auftreten der beiden Propheten aus dem Zehnstämmereiche gegen das Haus Jehu nicht ohne Wirkung. Wie Elisa und sein Jünger gegen den letzten Omriden einen Ehrgeizigen bewaffnet haben, so mag auch Amos' und Hoseas Eifer einen Feind gegen den letzten Jehuiden aufgestachelt haben. Jerobeam II. starb noch im Frieden in hohem Greisenalter nach langer und glücklicher Regierung, aber sowie sein Sohn Zacharia den Thron bestiegen hatte (um 769), wurde eine Verschwörung gegen ihn angezettelt, an deren Spitze Schallum, Sohn Jabesch' stand. Dieser tötete den vierten Nachkommen Jehus, der nur sechs Monate regierte. Sein Mörder wütete ebenso gegen die königliche Familie Jerobeams II., wie einst Jehu gegen das Haus Ahab. Selbst Frauen und Kinder wurden zerschmettert.

Schallum begab sich nach Samaria, um Thron und Reich in Besitz zu nehmen; aber er konnte sich nur einen Monat behaupten. Denn auch gegen ihn bildete sich eine Verschwörung, welche von einem Bewohner der ehemaligen Residenz Thirza, von Menahem, Sohn Gadis, ausging. Er zog gegen Samaria, und die Hauptstadt ließ ihn und seine Mitverschworenen ohne Widerstand ein; darauf tötete er Schallum (768). Menahem fand aber mehr Widerstand, als er erwartet haben mag. Wenn ihm auch die Hauptstadt die Tore geöffnet hatte, so mochten sich ihm andere Städte nicht sofort ergeben. Menahem war indes kühner als sein Vorgänger und verband mit Kühnheit dessen grausame Herzenshärte. Die ungefügige Stadt Tapuah belagerte er so lange, bis sie sich ergeben mußte, und dann ließ er die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder mit der Schärfe des Schwertes erschlagen und schonte nicht einmal

die Schwangeren, welche sonst auch den härtesten Herzen Mitleid oder eine Art Scheu vor dem Unbekannten einzuflößen pflegen. Auch die Bevölkerung des Grenzgebietes dieser Stadt ließ Menahem ohne Schonung vertilgen. Nach dieser Blutarbeit begab er sich nach Samaria und nahm den Thron der Jehuiden ein. Ein so grausamer König hat wohl schwer die Herzen für sich gewinnen können. Den Baalskultus scheint indes Menahem abgeschafft zu haben, der Stierkultus dagegen blieb fortbestehen. Während seiner Regierung griff ein mächtiges Reich in die Geschicke der Zehnstämme ein, das berufen war, dem Hause Israel ein Ende zu machen.

Wenn die Bessern in diesem Hause, angeekelt von dem verkehrten Treiben, sich dem Hause Jehuda zuwendeten, so wurden sie auch hier durch häßliche Vorgänge abgestoßen. In Jerusalem fielen unter Usia innere Kämpfe vor, über welche, wie es scheint, geflissentlich ein Schleier gebreitet wurde. Usias Augenmerk war einzig und allein auf kriegerische Kräftigung, auf Bogen, Schild und Schwert gerichtet, geistige Interessen lagen ihm fern. Den Ahroniden mag er manchen Anstoß gegeben haben, besonders da seit seinem Großvater Joasch das friedliche Verhältnis zwischen dem Königtume und dem Priestertume erschüttert worden war. Tatsache ist es, daß in den letzten Regierungsjahren Usias zwischen ihm und dem damaligen Hohenpriester Asarja Reibungen ausgebrochen sind, wie zwischen Joasch und Zacharia.

Der König wollte auch Priester sein. Er begab sich in das Allerheiligste mit einer Weihrauchschale und begann auf dem goldenen Altar den Weihrauch anzuzünden, gerade diejenige Funktion, welche dem Hohenpriester allein vorbehalten blieb. Die Entrüstung darüber unter den Ahroniden war gewaltig. Der Hohepriester Asarja, welcher mit achtzig Priestern ihm ins Allerheiligste nacheilte, sprach drohend zum Könige: „Nicht dir gebührt es, o Usia, Räucherwerk darzubringen, sondern dem geweihten Priester aus Ahrons Familie. Verlasse eilig das Heiligtum, denn du begehst eine Entweihung und es wird dir nicht zum Ruhme gereichen.“

Was darauf erfolgte, ist in Dunkel gehüllt. Da Usia in den letzten Jahren seiner Regierung mit einem unheilbaren Aussatze behaftet war und in einem besondern Hause bis an sein Lebensende untergebracht werden mußte, so hat das Volk die häßliche Krankheit als göttliche Strafe für seine Sünde angesehen, weil er sich angemaßt hat, Priesterdienst zu verrichten. Aus dem Kampfe zwischen dem Königtume und Priestertume ging zwar dieses siegreich hervor, aber eine andere geistige Macht sollte bald dem selbstischen Priestertume ebenso, wie dem sich überhebenden Königtume den Krieg erklären, das Prophetentum. Als der König Usia vom Aussatze be-

fallen war und seine letzten Lebensjahre in der Einsamkeit zubringen mußte, übernahm sein noch junger Sohn **Jotham** die Verwaltung des Landes. Im Zehnstämmereiche regierte noch der grausame Thronräuber **Menahem**, wahrscheinlich mit eiserner Hand. Beide Reiche gingen in den alten Gleisen fort, ohne zu ahnen, daß sich am fernen Horizonte gewitterschwangere Wolken zusammenzogen, die sich verderblich auch auf sie entladen würden. Vom Norden aus, aus den Euphrat- und Tigrisländern sollte schwere Prüfung über beide Häuser kommen. Das assyrische Reich erhob sich damals zu einer weitgebietenden Macht. Die Assyrier waren ein kräftiger Menschenschlag, der von seinen eroberungssüchtigen Königen zu harten Kämpfen gestählt wurde. Sie hatten Rosse in Menge aus den armenischen Gebirgen und konnten als gute Reiter leicht über Feinde, welche ihnen bloß Fußvolk entgegenstellten, Siege davontragen. Ein jehudäischer Seher schildert das assyrische Volk mit anschaulicher Treue: „Es kommt leicht und schnell daher. Kein Müder und Schwacher ist unter ihnen. Es schläft und schlummert nicht. Es löst sich nicht der Gurt seiner Lenden, und reißt nicht der Riemen seiner Schuhe. Seine Pfeile sind geschärft und alle seine Bogen gespannt. Die Hufe seiner Rosse gleichen dem Kiesel und seine Wagen dem Sturmwinde. Es brüllt wie die Löwen, ergreift die Beute, trägt sie fort, und niemand kann sie ihm entreißen.“ Bei den Assyriern, wie bei allen Völkern des Altertums — mit Ausnahme der Griechen und Römer — war der König der Inhaber aller Macht, das Volk nur eine Herde, welche zur Schlachtbank geführt werden durfte. Die assyrischen Herrscher legten sich zuerst den prunkenden Titel „Großkönige“ bei. Konnten sie sich doch rühmen, daß selbst die ihnen untergeordneten Fürsten Könige waren!

Sobald die Assyrier ihr Gebiet nach Nord, Ost und West ausgedehnt hatten, richteten sie ihr Augenmerk auf den Süden. Sie gedachten zunächst die Seegestade der Phönikier in ihre Gewalt zu bringen und damit in den Besitz des Reichtumes dieses Handelsvolkes zu gelangen. In zweiter Linie kam Ägypten in Betracht, dessen Reichtum und Glanz ebenfalls zur Eroberung verlockte. So erschien zum ersten Male ein assyrisches Heer auf israelitischem Boden, ein Volk, das berufen war, ein halbes Jahrhundert hindurch beide Reichshälften in Schrecken zu versetzen und dem Zehnstämmereiche ein Ende zu machen. **Phul** war der erste assyrische König, welcher einen Einfall auf israelitisches Gebiet machte. Von Hamath und Damaskus aus bewegte sich das assyrische Heer, überfiel die gileaditischen Städte, machte die Bewohner zu Gefangenen, welche nicht die Flucht ergriffen hatten, und plünderte deren Habe. Dann setzte es über den Jordan und verfuhr auf dieselbe Weise in den Landstrichen

Zebulon und Naphtali. Der König Menahem wagte nicht einmal einer so gewaltigen Kriegsmacht den Heerbann entgegen zu stellen. Die inneren Wirren müssen seine Kräfte so sehr gelähmt haben, daß er an Gegenwehr nicht denken konnte. Der Fluch des Königsmordes traf ihn aber hart, noch härter das Land. Als Phul den israelitischen Boden betreten hatte, scheinen die Feinde Menahems sich zu ihm mit dem Ansuchen begeben zu haben, den König, welcher sich dem Volke aufgedrängt hatte, zu entthronen. Menahem kam ihnen aber zuvor. Auch er begab sich zu dem assyrischen Eroberer und versprach ihm eine außerordentliche Geldsumme, wenn er die Regierung in seiner Hand bekräftigen würde. Phul begnügte sich mit der angebotenen Abfindungssumme und zog vom Reiche Israel ab, die Beute und die gemachten Gefangenen mit sich führend. Das Loskaufsgeld erlegte nicht etwa der König Menahem aus seinem Schatze, sondern erzwang es von den Reichen, jeder derselben mußte die damals bedeutende Summe (etwa 126 Mark) dazu beisteuern.

So war denn der Anfang vom Ende eingetroffen. Amos' Prophezeihung, die er ein halbes Jahrhundert vorher deutlich ausgesprochen hatte, ein fernes Volk werde Israeliten in ein entferntes Land weit über Damaskus hinaus vertreiben, war zum Teil in Erfüllung gegangen. Die ersten Israeliten waren nach der Tigrisgegend oder in irgend ein Gebiet des großen assyrischen Reiches verpflanzt. Indessen schien das Zehnstämmereich äußerlich noch ungebrochen. Es zählte noch 60 000 Wohlhabende, welche die bedeutende Abfindungssumme leisten konnten. Noch hatte Menahem Reiterei, Kriegsmittel und feste Städte, auf die er sich verlassen zu können vermeinte. Allein ohne es zu merken, war das Greisenalter über das Volk gekommen, wie ein Prophet den Zustand der eingetretenen Zerfahrenheit so treffend bezeichnete. Die Spaltung im Innern löste allmählich den Fugenbau des Staates auf. Als der grausame Menahem gestorben und sein Sohn Pekachja ihm gefolgt war (757), konnte dieser sich kaum zwei volle Jahre behaupten. Sein eigener Wagenkämpfer Pekah, Sohn Remaljahus, zettelte eine Verschwörung gegen ihn an, tötete ihn in seinem eigenen Palaste in Samaria (756) und warf sich zum Könige auf. Der Vorgang dieses Königsmordes, bereits der siebente seit der Entstehung des Zehnstämmereiches, ist in Dunkel gehüllt.

Der Sohn Ramaljahus, der vorletzte König von Israel (755 bis 736) war ein fester, rücksichtsloser, gewalttätiger Mann, der noch mehr als seine Vorgänger das Volk bedrückte. Er wurde als törichter Hirt charakterisiert, „der die Herde preisgegeben, die Vermißten nicht aufgesucht, die Verwundeten nicht geheilt, die Kranken nicht gepflegt und noch dazu das Fleisch der Gesunden aufgezehrt hat."

Um sich gegen Angriffe von seiten der Assyrier zu decken, trat er einem Bündnisse bei, welches die Herrscher der Nachbarvölker untereinander geschlossen hatten, um der ninivitischen Großmacht mit vereinten Kräften besser widerstehen zu können. Wahrscheinlich ging die Anregung von Damaskus aus, das wieder einen König hatte, Namens Rezin, und das dem Ungestüme eines assyrischen Eroberungszuges zuerst ausgesetzt war.

Jotham (754 bis 739), König von Jehuda, wurde von den Verbündeten zum Beitritte geworben. Er besaß keine hervorragenden Eigenschaften, war weder unternehmend, noch staatsmännisch, sondern verharrte in den von seinem Vater gebahnten Geleisen. Äußerlich bestanden die Machtverhältnisse fort, welche Usia geschaffen hatte, Reiterabteilungen, Kriegswagen, Tarschischflotte, welche die Schiffahrt auf dem roten Meere betrieb, Reichtum und Glanz. Jotham ließ Jerusalem noch mehr befestigen und zwar von der Ostseite, wo der Tempel stand, den Moriahügel und seine Fortsetzung. Auf dem Gebirge Jehuda ließ Jotham Städte bauen oder vielmehr befestigen, und auf waldigen Höhen ließ er Kastelle und Türme errichten. Er trat in ein Bundesverhältnis mit dem Könige Pekach.

Diese Freundschaft zwischen den beiden Reichen auf der einen und das Aufkommen eines anspruchsvollen Adels auf der andern Seite hatten die nachteiligsten Folgen für die Gesittung in Jehuda und namentlich in der Hauptstadt. Während Usias Aussatzkrankheit und Jothams Verweserschaft hatten nämlich vornehme Familien ihr Haupt so hoch erhoben, daß sie fast den König überragten. Die „Fürsten Jehudas“ führten das große Wort und entschieden die wichtigsten Staatsangelegenheiten.

Der jedesmalige Palastaufseher beherrschte den Hof und die Dienerschaft, erlangte allmählich so viel Einfluß und Macht, daß er als der maßgebende Regent angesehen wurde, die Staatsangelegenheiten leitete, Belohnungen und Strafen austeilte, kurz eine solche Machtfülle in Händen hatte, daß der König nur herrschte, aber nicht regierte. Er führte den Titel „Verweser des Hofes“ (Sochên). Auch die Häupter der vornehmsten Familien, die „Ältesten“ Jehudas und Jerusalems maßten sich eine selbständige Stellung an, regierten in ihrem Kreise nach eigenem Gutdünken und kümmerten sich wenig um königliche Befehle. Wenn sie sich mit dem Palasthauptmann oder dem Verweser abgefunden hatten, so konnten sie straflos über das Volk oder die Insassen ihres Kreises schalten und walten. Diese großen Herren, „die Fürsten Jehudas“ waren der Krebsschaden, welcher an dem jehudäischen Staatsorganismus fraß. Zerfahrenheit, Laster und Mißstände, welche stets im Gefolge einer Adelsherrschaft zu sein pflegen, rissen auch hier ein.

Der jehudäische Adel war nicht besser, aber auch nicht schlimmer, als diese bevorzugte oder auf Vorzug pochende Kaste zu allen Zeiten.

Unter nichtigen Vorwänden setzten die Großen sich gewaltsam in den Besitz der Häuser und Felder ihrer ländlichen Nachbarn. Brachten die Beraubten ihre Klagen vor die Richter, so fanden sie kein Gehör, weil diese Standesgenossen oder Mitschuldige der Räuber waren oder durch Bestechung das Recht beugten. Es entwickelte sich dadurch jener verderbliche Mißstand, daß angehäufter Reichtum auf der einen, verkümmernde Armut auf der andern Seite gegenüberstanden mit allen unheilvollen Folgen, welche dieser Gegensatz zu erzeugen pflegt. Es scheint allmählich dahin gekommen zu sein, daß die Fürsten und Ältesten ausgedehnte Güterkomplexe besaßen, die sie von Sklaven oder zu Sklaven erniedrigten Armen bebauen ließen. Sie scheuten sich nicht, die Kinder der Verarmten, wenn diese ihre Schulden nicht zahlen konnten, zu Sklaven zu machen und von ihnen die Mühle treten zu lassen.

Diese gewalttätige Ungerechtigkeit war mit einem andern Laster verbunden. Die überreichen Fürsten Jehudas wollten genießen, große Gelage halten, ihr Leben in rauschenden Freuden zubringen. Des morgens frühe erhoben sie sich vom Lager zum Becher und bis spät in die Nacht erhitzten sie sich am Weine. Und bei ihren Gelagen hatten sie rauschende Musik von Lauten, Harfen, Handpauken und Flöten. Doch das war noch ein unschuldiges Spiel gegen andere Genüsse. Der Weinrausch betäubt das Schamgefühl und erregt sinnlichen Reiz. Aber die strenge Sitte, welche sich aus der Gesetzgebung entwickelt hat, war eine Feindin der Unzucht. So lange diese bestand, konnte die überreizte Genußsucht nicht unbeschränkt befriedigt werden. Da kam den Fürsten Jehudas das freundschaftliche Verhältnis mit dem Zehnstämmereiche zustatten. Hier, namentlich in der Hauptstadt Samaria, war der schrankenlose Lebensgenuß nicht verpönt, sondern gewissermaßen geheiligt und bildete einen Teil der Gottesverehrung. Zum Baal- und Astartekultus gehörte dies unzüchtige Leben. Hier gab es Tempeldirnen in Menge. Im Zehnstämmereiche opferte man auf den Spitzen der Berge und räucherte auf den Hügeln, und im Schatten von Eichen und Therebinthen lagerte die Unzucht. Diese hatte so sehr um sich gegriffen, daß Töchter und Schwiegertöchter nicht unbefleckt davon geblieben sind und dem Beispiele der Väter und Schwiegerväter folgten. Hier hatten Wein und unsittlicher Reiz den Sinn der Großen verderbt. Von diesen Großen des Zehnstämmereiches, von den „Trunkenbolden Ephraims" lernten die Fürsten Jehudas den Genüssen ohne Schranken zu fröhnen. Sie haben die Grenzpfähle aufgehoben und aus beiden Ländern eins gemacht. Sie waren gelehrige Schüler,

führten auf ihrem Gebiete den Götzenkultus des Baal und der Astarte ein, machten silberne und goldene Götzen — sie waren ja reich — und füllten sich mit Ausgeburten der Fremde. Der Gottesdienst im Tempel zu Jerusalem war zwar amtlich anerkannt, ihm huldigte der König und dienten die Ahroniden und Leviten; aber das hinderte die Adligen nicht, ihren Privatkultus des Baal zu hegen. Das brüderliche Zusammengehen von Israel und Jehuda hatte die Folge, daß der unflätige Götzendienst, die Ausschweifung, die Trunksucht, der Hochmut und die Verhöhnung des Rechtes beiden gemeinsam wurden.

Indes so entartet auch der israelitische und jehudäische Adel war, so war doch in diesem Kreise dafür gesorgt, daß die Entartung nicht als gesetzlicher Zustand anerkannt wurde, um dadurch größere Verbreitung zu finden. Im israelitischen Volke konnte es nie dahin kommen, daß die Ungerechtigkeit öffentlich anerkanntes Recht geworden wäre. Hier gab es Männer, welche die Verhöhnung des Rechtes und die Entwürdigung der besitzlosen Menschen mit lauter Stimme verurteilten, die Gerechtigkeit und Sittlichkeit als allein berechtigt erklärten, die Schwachen gegenüber den Gewaltigen mit der ganzen Kraft der Beredsamkeit verteidigten. Gerade in dieser Zeit der Entartung unter dem jehudäischen Könige Jotham und dem israelitischen Könige Pekach traten mehrere Gottesmänner auf, welche mit Feuerzungen gegen die Verderbnis der Großen sprachen. Es war das dritte Geschlecht großer Propheten, nach Elia, Elisa und nach Amos und Hosea.

Der bedeutendste unter ihnen war Jesaia, Sohn Amoz' aus Jerusalem. Mit den Mitpropheten seiner Zeit, Zacharia I., Hosea II. und Micha II. teilte er den Freimut, welcher die Sünde, die Verkehrtheit und das Laster beim rechten Namen nennt und sie rücksichtslos brandmarkt. Er übertraf sie aber und alle seine Vorgänger an Fülle der Gedanken, Anmut der Form, Erhabenheit des poetischen Ausdrucks, Feinheit der bildlichen Gleichnisse und Klarheit der prophetischen Vorschau. Wenn sein Sprachvermögen ebenso tief eindringend war, wie seine Beredsamkeit, dann muß sie einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf die Zuhörer gemacht haben. Von Jesaias Lebensumständen ist indes wenig bekannt. In der Jugend scheint er im Kreise der lebenslustigen Großen und der Genuß und Prunk liebenden Frauen verkehrt zu haben. Er kannte den Tand des Frauenputzes bis ins Einzelne, wie ein Lüstling, der solchem Tand besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Er hat später eine Frau geheiratet, die ebenfalls prophetischer Gesichte gewürdigt war. Er trug auch die Prophetentracht, einen Überwurf aus Stoff von Ziegenhaar. Aus seinem Prophetenberufe machte er wie Elia eine ernste Lebensaufgabe. Seine ganze Tätigkeit war einzig und allein darauf

gerichtet, die Schlechtigkeit zu entlarven, das Volk zu warnen und zu ermahnen und ihm ein glänzendes Ideal der Zukunft vorzuhalten, welches es verwirklichen sollte. Seinen Söhnen gab er symbolische Namen, welche die Begebenheiten, die erst eintreffen sollten, im Voraus anzeigen und zum Zeichen und Vorbild dienen sollten. Den einen nannte er „Scheâr-Jaschub“ (ein Rest wird wieder umkehren), um anzudeuten, daß ein Teil des Volkes aufrichtig zu Gott zurückkehren werde, aber nur ein Rest. Einen andern Sohn nannte er „Maher-Schalal Chasch-Baz“ (schnell wird zur Beute werden), um voraus zu verkünden, daß zwei gefährliche Gegner des Hauses David den Assyriern bald zur Beute und unschädlich werden würden. Mehr als 40 Jahre (755 bis 710) hat er sein prophetisches Amt mit voller Hingebung verwaltet, unermüdlich, standhaft, unerschrocken. In gefahrvollen Lagen, wo alle, Groß und Klein, König und Fürsten, verzweifelten, trat er mit Siegeszuversicht auf und fachte Hoffnung und Mut an.

Im Todesjahre des Königs Usia (755) trat Jesaia zuerst auf, er mag da ungefähr im dreißigsten Lebensjahre gestanden haben. Er verkündete dem Volke, vielleicht auf dem Tempelberge, das Gesicht, das ihm zum ersten Male geworden ist, und wie er zum Propheten erwählt wurde.

Er erzählte, daß er in einem Gesichte Jhwh Zebaoth auf einem hohen und erhabenen Throne gesehen, der von geflügelten Wesen, Seraphim, umgeben war. Ein Seraph rief dem andern: „Heilig, heilig, heilig ist Jhwh Zebaoth“ mit so dröhnender Stimme zu, daß die Pfosten der Tempelschwellen davon erzitterten, „Da sprach ich: „„Wehe mir, ich bin vernichtet! denn ich bin ein Mann von unreinen Lippen und wohne inmitten eines Volkes von unreinen Lippen, und meine Augen haben den Gott Zebaoth geschaut!““ „Da flog zu mir einer der Seraphim und hatte in der Hand einen glühenden Stein, den er vom Altar genommen, berührte damit meinen Mund und sprach: „„So wie dieser deine Lippen berührt hat, so weicht dein Fehl und deine Sünde ist vergeben.““ „Ich vernahm die Stimme des Herrn: „„Wen soll ich senden, und wer wird von uns gehen?““ Da sprach ich: „„Ich bin bereit, sende mich.““ Er sprach: „Geh und sprich zu diesem Volke:“ „„Vernehmet nur immer und begreifet nicht, sehet nur und merket nicht. Du solltest das Herz dieses Volkes stumpf, seine Ohren taub machen und seine Augen verkleistern, damit es nicht sehe mit seinen Augen, nicht höre mit seinen Ohren und mit seinem Herzen nicht begreife, sonst könnte es umkehren und ihm würde Heilung werden!““ „Ich sprach:“ „„Wie lange noch, o Herr?““ „Er sprach:“ „„Bis die Städte verwüstet sind ohne Bewohner, die Häuser ohne Menschen und der Boden als eine Einöde

übrig bleibe. Jhwh wird die Menschen entfernen und die Verlassenheit wird im Lande gewaltig sein. Wenn nur noch ein Zehntel sein wird, so wird auch dieser zur Vernichtung sein, aber wie die Eiche und Terebinthe in der Flamme, an denen der Stamm bleibt — heilige Nachkommenschaft (wird des Landes) Stamm sein.

In der ersten Rede hatte Jesaia die Verkehrtheit der Vornehmen nur obenhin berührt und nur angedeutet, daß sie unzugänglich für bessere Einsicht waren. In einer andern Rede ging er auf Einzelheiten ein und hielt besonders den „Fürsten Jehudas" einen Spiegel ihrer Torheit und Verruchtheit vor. Er geißelte ihre götzendienerische Verblendung, ihre Verhöhnung des Rechts, ihre Räubereien, ihre Genußsucht und besonders den Hochmut, die Üppigkeit und Unanständigkeit der adligen Frauen und zeigte die Folgen derselben in der Fernsicht.

Der Herr wird aber ins Gericht gehen
Mit den Ältesten seines Volkes und seinen Fürsten:
„„Ihr habt den Weinberg abgeweidet,
„„Der Armen Raub ist in Euren Häusern.
„„Warum zertretet Ihr mein Volk
„„Und laßt die Söhne der Armen an der Mühle arbeiten?""

Jesaia ging auf den tiefen Ursprung des Übels ein, welches die religiöse Verkehrtheit und die hartherzige Ungerechtigkeit erzeugt hat. Es war die Genußsucht und Lüsternheit, von den Weibern angefacht, die, um befriedigt zu werden, die Männerwelt, die Fürsten Jehudas, immer wieder zu Ausbeutung, zu Beraubung und Knechtung der schwachen Nachbarn reizten. Er führte das Thema weiter aus: „Und Weiber herrschen über mein Volk!" Wodurch herrschen sie? Durch ihre Gefallsucht, Prachtliebe und Verführungskünste, womit sie die Männer und Jünglinge anlocken.

„Weil die Töchter Zions so stolz sind,
„Einhergehen mit gerecktem Halse
„Und mit lüstern blickenden Augen,
„Mit schleppenden Gewändern schlendern sie
„Und schleifen mit ihren Füßen,
„So wird der Herr den Scheitel der Töchter Zions mit Aussatz belegen,
„Ihr Geheimes entblößen
„Und ihr Flitterwerk beseitigen."

Mit erstaunlicher Ausführlichkeit schildert der Prophet diese Prachtliebe der Töchter Zions, die Schleifkettchen, die Netzwerke, die Monde, die Ohrgehänge, die Schleier, die Krönchen, die Fußspangen, die Gürtel, die Ringe und Nasenstäbchen, die Überwürfe, die Hüllen, die Tücher, die Rollen, die sidonischen Gewänder, die Turbane und die Kopftücher.

Um nicht bei diesem traurigen und beklemmenden Bilde zu bleiben, schlägt die Rede vorübergehend einen heitern, Hoffnung weckenden Ton an: Dann werden, die gnadenvollen Tage der Vorzeit wiederkehren, auf der Höhe Zions und ihren Ruftürmen wird wieder eine Wolkensäule am Tage und eine Feuersäule in der Nacht weilen und schützen gegen Ungemach und Unwetter. Dann kehrt die Rede wieder zum Hauptthema zurück.

Ob diese gewaltige, durch Inhalt und Form meisterhafte Reden im Augenblicke einen Eindruck gemacht hat? Für die Dauer haben sie keine Besserung herbeigeführt. Denn Jesaia und seine zeitgenössischen Propheten haben noch öfter gegen dieselben Verkehrtheiten und dieselben Laster sprechen müssen. Der Adel ist nicht so leicht zu bessern, er spottete die ihm drohend vorgehaltene Zukunft mit einem verächtlichen Lächeln weg. Aber vergebens gesprochen waren diese wuchtvollen Worte nicht, sie haben in Kreisen gewirkt, an die sie nicht gerichtet waren; sie haben auch in späteren Zeiten gewirkt. Sie haben das schlummernde Gewissen wie mit Donnerstimme aufgerüttelt. Jesaia begnügte sich aber nicht damit, die Freveltat bloß zu rügen, sondern stellte auch ein sittliches Ideal auf, durch dessen Verwirklichung die Menschen ihr Heil finden und ihre Befriedigung erlangen könnten. Der König soll nicht nach dem Augenscheine richten und nicht nach dem Gehörten seiner Ohren entscheiden. „Wer in Gerechtigkeit wandelt, aufrichtig spricht, verachtet den Gewinn von Unrecht, seine Hände abschüttelt, um nicht Bestechung zu fassen, sein Ohr verschließt, um nicht von Blutschuld zu hören, sein Auge zudrückt, um das Böse nicht zu sehen, ein solcher wird Höhen bewohnen." Den Lippengottesdienst, der Gott mit dem Munde preist, während das Herz fern davon ist, „ein angelerntes Gebot von Menschen" behandelte Jesaia mit der größten Verachtung und noch mehr das Opferwesen mit Gesinnungslosigkeit und Schlechtigkeit verbunden. „Wozu soll mir die Fülle eurer Opfer? ist Gottes Spruch. Ich habe die Ganzopfer von Widdern, das Fett von feisten Stieren satt, das Blut von Rindern, Lämmern und Böcken mag ich nicht. Wenn ihr kommt, mich im Tempel aufzusuchen, wer hat solches von euch verlangt, meine Höfe zu betreten? Ihr sollt nicht mehr leere Gaben bringen, Räucherwerk ist mir ein Gräuel, Neumond, Sabbat und Festesverkündigung mag ich nicht ertragen, Fasten und Weihtage. Eure Neumonde und Feiertage hasse ich, sie sind mir zur Last." Wie soll aber die Lebensweise gestaltet sein? Gegenüber der Genußjagd und Ausschweifung, welche der Reichtum erzeugte, stellte Jesaia das einfache Hirtenleben als Muster auf, wie es die Vorfahren oftmals getrieben und wie es zu seiner Zeit die Rechabiten treu und beharrlich festgehalten haben. Jeder soll ein Rind und zwei Schafe ernähren; Milch und

Honig wird jeder, der noch im Lande übrig bleiben wird, genießen. Den Gottesbegriff, als Urgrund der sittlich reinen Tat und der sittlich hohen Gesinnung stellte er als gleichbedeutend mit Heiligkeit und Erhabenheit dar. Er bezeichnete Gott stets als den Heiligen Israels, als den Hocherhabenen, dessen Herrlichkeit die ganze Erde füllt.

Jesaia scheint aber noch ein anderes Mittel als die entflammende Rede zur Heilung der sittlich religiösen Gebrechen Jehudas angewendet zu haben. Er nahm die von Samuel und Elia begonnene Tätigkeit, einen gleichgesinnten Kreis um sich zu versammeln, wieder auf, oder er zog Jünger heran, denen er von seinem Geiste mitteilte. Unter den Opfern der gewissenlosen Ungerechtigkeit und Unterdrückung von seiten der Großen Jehudas zog er, wie es scheint, die tief Empfindenden und Empfänglichen in seinen Kreis; sie waren zugleich seine Jünger und seine Kinder. Jesaia lehrte seinen Jüngerkreis nicht wie Elia den heftigen, stürmischen Eifer, sondern die entgegengesetzte Tugend der Sanftmut, der Geduld, der völligen Ergebung in Gott. Der Kreis, der sich um Jesaia scharte, oder den er um sich bildete, wurden die „Sanftmütigen“ oder die „Dulder des Landes“ genannt. Sie waren von Hause aus arm oder durch die Räubereien der Fürsten Jehudas verarmt. Sie nannten sich selbst oder wurden von andern die Armen genannt. Diese „Sanftmütigen“ bildeten eine eigene Gemeinde, welche vom Propheten Jesaia und seinen Nachfolgern als Kern und Grundbestand des Volkes angesehen wurde, und der ihr Herz und Sinn lediglich zugewendet war. Von dieser erwarteten sie eine Besserung und Läuterung des ganzen Volkes; sie sollte dem Volke Vorbild sein.

Unter den Sanftmütigen gab es selbstverständlich auch Leviten, wenn diese nicht den Grundstock derselben gebildet haben, welche von den Priestern in untergeordneter, gedrückter Stellung, als Halbsklaven gehalten wurden. Unter ihnen gab es wieder Gesangkundige, welche die in ihrer Brust erweckte Stimmung des felsenfesten Gottvertrauens, der Ergebung und der Verzichtleistung auf Besitz und Genuß in Lobliedern aushauchten. Diese Lieder waren eine neue Art Psalmen, welche sich besonders durch Gemütstiefe auszeichneten; wenn sie nicht unmittelbar aus Jesaias Jüngern hervorgegangen sind, so doch aus deren Nachfolgern; sie spiegeln seinen Geist wieder. Diese Psalmenliteratur, welche später aus fremden Tempeln und Domen erklingen sollte, wurde der Trost für Millionen von Menschen zu verschiedenen Zeiten, als Gewalttätigkeit, Frevel und Menschenverachtung, wie ein brausender Sturm über die Schwachen und Hilflosen hinfuhren. Die Sänger aus dem Kreise der Leviten, die stets

im Tempelraume weilten, kannten keinen höheren Wunsch, als ungestört darin weilen und Gottes Preis lobsingen zu können.

Die Sangeslust hob diese Sanftmütigen hoch über die Tagesleiden und den Druck der Zeiten hinweg. In den mannigfaltigsten Wendungen drückten sie dieselben Gedanken und Gefühle aus; der Grundton ihrer Sangesweise war Gottvertrauen und Preis der Duldertugend, der Genügsamkeit.

Jesaias Seherblick haftete aber nicht bloß an seinem Volke und Lande, sondern schweifte über die Grenze hinaus und richtete sich namentlich auf die beiden Großstaaten, welche gleich zwei Wolkenballen Wetterstrahlen über Israel und Jehuda entsenden sollten, auf Ägypten und Assyrien. Das Nilland, einst mächtig und weltgebietend, geriet durch die inneren Gebrechen in zunehmende Schwäche. Unter einem unkriegerischen Könige Bokchoris (Bok-u-renf) aus der Stadt Sais bildeten sich Parteien, welche gegeneinander wüteten, deren Häupter sich in verschiedenen Städten behaupteten und sich unabhängig erklärten. Von dieser Zerrissenheit Ägyptens sprach Jesaia und verkündete, daß ein mächtiger König alle diese Ortskönige demütigen und das Land zur Knechtschaft unterjochen werde.

In der Tat kam damals ein hartes Geschick über Ägypten. Aus dem Lande Äthiopien ging ein König aus, Namens Sabako (Schabaka), welcher die Spaltung und Schwäche benutzte, das Land mit Krieg überzog, den König Bokchoris lebendig gefangen nahm und sich auf den Thron setzte (um 740). Sabako gründete die äthiopische Dynastie in Ägypten, welche ein halbes Jahrhundert lang das Land beherrschte. Mit eiserner Faust regierte der äthiopische König das Land der stolzen Pharaonen. Die Erfolge seiner Waffen reizten Sabako, sie über die Grenzen Ägyptens hinauszutragen. Auch das Land Jehudäa litt durch Sabakos Zug, auch ihm wurden Gefangene entführt. Der König Jotham scheint von dem äthiopisch-ägyptischen Eroberer den Frieden auf dieselbe Weise erkauft zu haben, wie Menahem ein Jahrzehnt vorher von den Assyriern. Er mußte Tribut an Ägypten leisten, die Tributvögte zogen durchs Land, die zugesagte Summe einzutreiben. Beide Reichshälften waren in kurzer Zeit von der Macht gesunken, die sie unter Jerobeam II. und Usia zum Schrecken der Nachbarvölker innehatten. Beide waren, wenn auch nicht dem Namen nach, doch tatsächlich Vasallen der zwei mächtigen Reiche, welche im Süden und Nordosten wie zwei riesige Zweikämpfer auftraten, um sich aufeinander zu stürzen und die zwischen beiden liegenden Länder zum Tummelplatze und Kampfpreis zu machen.

Bezeichnend ist es aber für den schweren Kampf, den die Wahrheit mit dem Wahnwitze noch immer zu bestehen hatte, obwohl jene

durch den Mund der Propheten eindringlich sprach, daß das Volk sich in der Not nicht zu dem Gotte wandte, dessen Hoheit die Gottesmänner verkündeten, sondern zu Wahngebilden Zuflucht nahm. Es befragte seine mumienhaften Hausgötter oder ließ sich von Gauklern und Traumverkündern die Zukunft deuten.

Gegen diese unverbesserliche Verkehrtheit trat ein Prophet auf, wie es scheint, ebenfalls ein Jerusalemer, Namens Zacharia, Sohn Jibrechjahus (oder Zacharia I.). Mit der feurigen und anmutigen Beredsamkeit seines Zeitgenossen Jesaia hält die Redeweise dieses Propheten keinen Vergleich aus.

Häufig wendet Zacharia I. das Gleichnis von Hirten an, das er von den Königen gebraucht, und von der Herde, das er auf das Volk anwendet. Er stellte in Aussicht, das die Nachbarvölker, welche öfter feindlichen Sinnes gegen Israel waren, die Aramäer, Tyrier und selbst die Philister sich einst zum Gotte Israels bekennen, und von ihm als gleichberechtigte Kinder aufgenommen werden würden, wenn sie ihre Freveltat und ihren falschen Stolz abgelegt haben werden.

Der Prophet Zacharia verkündete ferner ermutigend, daß Gott beide Reiche, das Haus Jehuda und das Haus Ephraim, einträchtig machen und deren Verbannte heimführen werde. Wenn sie auch unter die Völker gesäet sind, so werden sie in der Entfernung sein gedenken und mit ihren Kindern zurückkehren; aus Ägypten und Assyrien wird er sie zurückführen, sammeln und heimführen nach Gilead und dem Lande des Libanon, und es wird für sie nicht ausreichen. Der Hochmut Assyriens wird gedemütigt werden und Ägyptens Geißel weichen. Ganz besonders machte der Prophet Zacharia deutliche Anspielungen auf den König Pekah von Israel, auf diesen „törichten Hirten“, der die Herde noch schonungsloser, als sein Vorgänger behandelte. Der Prophet war vielleicht gezwungen, verblümt zu sprechen, und er brauchte daher eine rätselähnliche Wendung: Gott bestellte einen Hirten über das Volk und übergab ihm zwei Stäbe, von denen der eine Huld (Gnade) und der andere Bund (Eintracht genannt wurde. Aber da das Volk Gott verwarf, so verwarf es Gott, zerbrach zuerst den Stab der Gnade und löste das Bündnis, das er mit allen Stämmen Israels geschlossen hatte. Und jetzt will er noch den zweiten Stab, den „Stab der Freundschaft“ zwischen Jehuda und Israel zerbrechen. Gott stellte einen törichten schonungslosen Hirten auf. Das Volk verdient zwar keinen bessern. Wird diesen Hirten, der die Herde verläßt, Gottes Strafgericht treffen?

Das Band der Bruderschaft zwischen Jehuda und Israel, welches unter Usia und Jotham bestanden hatte, wurde in der Tat mit dem

Tode des letzteren zerrissen, wie der Prophet Zacharia verkündet hatte, und die Zwietracht zog in die Gemüter ein. Was war die Veranlassung? Es ist nur eine Vermutung darüber gestattet. Der neue König von Jehuda, Ahas (739 bis 725), der mit dem fünfundzwanzigsten Jahre den Thron bestieg, war ein Schwachkopf, von wirren Vorstellungen beherrscht und gefahrvollen Lagen durchaus nicht gewachsen. Weitgreifende politische Verwicklungen fielen während seiner Regierung vor, in deren Knäuel er selbst verschlungen werden sollte, dem er sich nicht zu entwinden vermochte. Kurz nach seiner Thronbesteigung trat an Ahas eine Frage von großer Tragweite heran: er sollte eine Enstcheidung treffen, ob er dem engen Bündnisse, welches Pekah von Israel und Rezin, König von Damaskus, wahrscheinlich auch noch andere Fürsten und Länder geschlossen hatten, beitreten wollte. Denn diese Länder waren in die Notwendigkeit versetzt, sich eng aneinander zu schließen und zu stärken gegen Gefahr von zwei Seiten, von Ägypten, das unter dem Könige Sabako wieder erstarkt war, und von Assyrien, das ebenfalls einen eroberungssüchtigen König hatte, Tiglat-Pileser. Nachdem dieser feste Städte in Mesopotamien eingenommen und zerstört hatte, wandte er sich gegen die Länder westlich vom Euphrat und in der Libanongegend, um diese durch Phul in Vasallenschaft gebrachten Reiche enger an Assyrien zu knüpfen. Um dem assyrischen Eroberer Widerstand zu leisten, schloß aber Rezin, König von Aram-Damaskus mit Pekah von Israel ein enges Bündnis auf Schutz und Trutz und suchte auch Ahas dafür zu gewinnen. Dieser versagte ihnen aber den Beistand, und so unternahmen die beiden Könige einen Kriegszug gegen Jehuda.

Bei der Nachricht davon geriet das Haus Davids in die größte Angst, zumal ihm der Beschluß der Verbündeten kund geworden war, nach der Einnahme von Jerusalem nicht bloß Ahas zu entthronen, sondern überhaupt die davidische Königsfamilie zu stürzen und eine mit ihnen verbundene Persönlichkeit, Ben-Tabel, als König einzusetzen. Was die Lage in Jerusalem noch verschlimmerte, war, daß es in der Hauptstadt selbst eine Partei gab, welche es mit den Verbündeten hielt und feindlich gegen Ahas gesinnt war. Dieser Partei, wohl ein Teil der Fürsten Jehudas, war Ahas' schwankendes Benehmen zuwider, sie wünschte durch entschlossene Beteiligung an dem Kampfe gegen Assyrien Gelegenheit zur Vergrößerung und Bereicherung zu finden. Aber die Besseren im Volke standen zu Ahas, besonders die Propheten und Sänger, nicht wegen seiner Würdigkeit, sondern aus Anhänglichkeit an das Haus Davids, dessen Andenken mit der Entfernung der Zeiten in noch strahlenderem Glanze erschien. Aber die Scharen Rezins und Pekahs fielen in Jehuda ein, besetzten

das offene Land und führten Gefangene hinweg. Ein Teil des aramäischen Heeres machte einen Streifzug nach Edom, entriß dieses Land und auch die wichtige Hafenstadt Ailat der jehudäischen Krone, vertrieb die seit Salomo oder seit Amazja darin wohnenden Jehudäer aus dieser Stadt und übergab sie den Idumäern. Die beiden Hauptverbündeten näherten sich der Hauptstadt und machten Anstalt, sie zu belagern. Ahas traf selbstverständlich Gegenvorkehrungen. Die Angst trieb aber Ahas zu einem verzweifelten Schritte. Er sandte heimlich Boten zum assyrischen Könige Tiglat-Pileser und erbat sich von ihm Hilfe gegen die ihn bedrängenden Feinde. Dafür bot er sich ihm als Vasallen und sein Land als assyrisches Lehen an. Dieser Schritt konnte ihm für den Augenblick Hilfe bringen, gefährdete aber die ganze Zukunft. Denn die Assyrier pflegten, wie später die Römer, die Länder, die sich ihnen zu Freundschaft und Bundesgenossenschaft antrugen, so fest zu umklammern, daß sie schmählicher Sklaverei verfielen. Zudem drohte eine Gefahr von seiten des benachbarten Ägyptens. Dieses Reich konnte nicht ruhig mit ansehen, daß die assyrische Macht bis an seine Grenzen reichen sollte; es hätte dem also zuvorkommen müssen, und Jehuda müßte dadurch zum Zankapfel zweier übermächtiger Reiche und zum Tummelplatze für deren verwüstende Heeressäulen werden. Ahas' Kurzsichtigkeit bedachte diese Gefahren nicht, er wollte nur die im Augenblicke drohende Gefahr abwenden, und um diesen Preis gab er die Selbständigkeit seines Landes preis.

Der Prophet Jesaia blickte aber mit seinem Seherauge tief in die Zukunft und warnte den König vor Übereilung durch die allzugroße Angst.

Von der nächsten Zukunft schweifte der Blick des Propheten Jesaia in die entferntere. Er sieht das Land von den Heeren der Assyrier in einen Platz von Dornen und Disteln verwandelt, die Hügel, welche mit edlen Reben bedeckt sind, die Weinerzeuger, welche zum Rausche und Sinnentaumel Anlaß gegeben, verödet. Aber die Weideplätze werden bleiben, und der Mensch wird sich begnügen müssen mit einem jungen Rinde und zwei Schafen, die so ergiebig sein werden, daß das Land doch wieder von Milch und Honig träufeln wird — für den Überrest des Volkes.

Ahas blieb aber gegen alle diese Zeichen verstockt. Er hatte mehr Vertrauen auf Tiglat-Pileser, als auf den Gott Israels und den Propheten, und so vollzog sich das Verhängnis. Sobald der assyrische König Kunde erhielt, daß mehrere Fürsten und Völker ein Bündnis gegen ihn geschlossen hatten, führte er seine Heere in deren Länder. Zuerst stieß er auf das damaszenische Aram. Infolgedessen mußten Pekah und Rezin die Belagerung von Jerusalem auf-

heben und auf ihr eigenes Heil bedacht nach Samaria und Damaskus zurückkehren. Jerusalem war für den Augenblick gerettet. Beide feindlichen Könige, die Stümpfe rauchender Holzstücke, konnten indes die Folgen ihrer Schritte nicht mehr abwenden. Tiglat-Pileser machte Rezin zum Gefangenen und tötete ihn.

In dem paradiesischen Damaskus und der Umgegend siedelten sich Assyrier an, und es wurde seit der Zeit eine völlig assyrische Stadt, eine der Residenzstädte der assyrischen Könige. Das ganze ehemalige Aram wurde seit der Zeit Assyrien und abgekürzt Syrien genannt.

Von Damaskus aus überzog Tiglat-Pileser das Zehnstämmereich mit Krieg, eroberte die festen Städte des Gebirgslandes, der Meeres- und Jordangegend, das Gebiet der Stämme Naphtali, Ascher, Zebulon und den Landstrich, welchen die Daniten an der Jordanquelle und am Fuße des Hermon inne hatten. Pekah scheint nicht einmal den Versuch gemacht zu haben, sich zur Wehr zu setzen, sondern sich feige unterworfen zu haben. Dafür ließ ihn Tiglat-Pileser am Leben, aber die Bewohner der Nordstädte, und die des jenseitigen Landes führte er in Gefangenschaft (um 738) und verpflanzte sie in verschiedene Gegenden des großen assyrischen Reiches.

Die Strafandrohung, welche Amos zwei Menschenalter vorher prophezeit hatte, erfüllte sich damals zum Teil. Das Reich Israel war seit der Zeit um die Hälfte seines Gebietes und seiner Bewohner vermindert. Seine Grenze im Norden reichte lediglich bis zum Berge Thabor, und dieser Überrest wurde ein Vasallenland des assyrischen Reiches und mußte jährlich Tribut zahlen und Huldigungsgeschenke an die Könige liefern. Gegen Pekah, welcher durch seine Tollkühnheit das Unglück herbeigeführt hatte, gegen „diesen törichten Hirten", herrschte ohne Zweifel eine große Unzufriedenheit. Diese ging in in eine Verschwörung gegen ihn über. Hosea, Sohn Elas, leitete diese Verschwörung und tötete Pekah (um 736), nachdem dieser zwei Jahrzehnte zum Unheile des Volkes und des Landes regiert hatte.

Auch im Reiche Jehuda ging um diese Zeit eine tiefgreifende Wandlung vor. Ahas hatte sich selbst aus Zaghaftigkeit zum Vasallen des Königs von Assyrien gemacht. Er mußte infolgedessen sich zu Tilgat-Pileser zur Huldigung begeben, während dieser in Damaskus die unterworfenen Könige und Fürsten zwang, ihm ihre Vasallenschaft kund zu geben. Anstatt sich durch die Rolle der Knechtschaft gedemütigt zu fühlen, geriet er in Bewunderung für das assyrische Wesen und faßte den Plan, eine Nachahmung desselben in seinem Land einzuführen. Ihm gefiel zunächst die Form des Altars, den Tiglat-Pileser in Damaskus bauen ließ. Er befahl dem Hohenpriester Uria

nach der Zeichnung des Musters, die er einschickte, einen Altar zu errichten. Der Hohepriester hatte kein Bedenken dagegen. Wie mag er aber erstaunt gewesen sein, als Ahas bei seiner Rückkehr auf diesem Altare selbst opferte! Wie die assyrischen Könige, wollte auch Ahas das Königtum über das Priestertum gestellt wissen, oder vielmehr wie diese sich als Abkömmlinge eines Gottes ohne priesterliche Vermittlung dem Altar näherten, so wollte auch Ahas betrachtet sein. Anstatt sich gedemütigt zu fühlen, kehrte er mit Hochmut aus Damaskus zurück und ging noch weiter in der Nachahmung assyrischer Bräuche. Er führte auch den Sonnen- und Planetenkultus in Jerusalem ein. Im Eingange des Tempels wurde wahrscheinlich das Bild der Sonne strahlenförmig angebracht und dem Sonnengotte Rosse und Wagen geweiht. Die Rosse waren in einer Halle untergebracht. Für die Anbetung der fünf großen, dem Auge sichtbaren Irrsterne, weil diese nur des Nachts wahrgenommen werden können, ließ Ahas nach dem Vorgange der Babylonier auf dem Dache seines Palastes Altäre anbringen. Und überall auf allen Höhen und Hügeln ließ er Altäre errichten. Auch sonst begannen unter ihm assyrische Elemente in Jehuda einzudringen. Die assyrische Sprache, welche mit der aramäischen viele Ähnlichkeit hatte, lernten die Hofleute, um sich mit den gebietenden Herren verständigen zu können. Manches Nützliche ist auch durch die Nachahmung des Assyrischen eingeführt worden. Die Sonnen- oder Schattenuhr, eine Erfindung der Chaldäer, machte Ahas in Jerusalem heimisch; sie war in der Nähe des Palastes angebracht. Diese Schattenuhr wurde nach Ahas benannt. Auch auf eine genauere Zeitrechnung ist wohl in Jerusalem seit dieser Zeit geachtet worden. Von den schönen Künsten, besonders der Zimmermalerei, Anfertigung der Verzierungen, die dem Formensinn wohltun, worin die Assyrier außerordentliches geleistet haben und Lehrer der Griechen wurden, haben wohl die Jehudäer manches angenommen. Die Bauart erhielt in Jerusalem einen andern Stil. Aber die Schattenseiten der Nachahmung des Assyrischen waren bei weitem überwiegend. Das ureigne Wesen, die lautere Gottesverehrung und die höhere Sittlichkeit erlitt durch die Nachahmung des Fremden von neuem Einbuße. Ahas überschritt in der Nachäffung alle Grenzen. Als ihn einst ein großes Unglück drohte, verfiel er darauf, seinen eigenen Sohn zu Ehren eines eingebildeten Gottes Moloch zu opfern.

Auch diese entsetzliche Grausamkeit lag im assyrischen Götzenkultus. In dem schönen Tale Hinnom oder Ben-Hinnom (vom Besitzer so genannt) an der südöstlichen Ausweitung des Kidrontales, wo durch die Siloaquelle und andere rieselnde Gewässer die Fruchtbarkeit einen prächtigen Pflanzenwuchs erzeugte, wurde eine Feuerstätte (Tophet) errichtet, und dort ließ Ahas einen seiner Söhne,

taub gegen das herzzerreißende Jammern des unschuldigen Wesens, im Feuer verkohlen.

Ahas' Verkehrtheiten konnten selbstverständlich nicht ohne Einfluß bleiben. Den Fürsten Jehudas, die ohnehin Vorliebe für das Ausländische hatten, das ihren Gelüsten volle Freiheit ließ, mag dieses Anschmiegen an die assyrische Macht hinterher willkommen gewesen sein. Sie durften von der Ohnmacht des Königs Ahas begünstigt, mehr noch als früher ihrem lüsternen Sinne fröhnen und ihre Ungerechtigkeiten gegen das Volk fortsetzen. Die Priester waren ebenfalls von der Verkehrtheit angesteckt. Aus Eigennutz oder Furcht schwiegen sie zu den Untaten des Königs und der Großen oder redeten ihnen zum Munde. Um Geld lehrten sie nach dem Herzenswunsche der Mächtigen. Von einem der entarteten Priester scheint die Auslegung ausgegangen zu sein, daß das Opfern der Erstgeborenen dem Gotte Israels keineswegs zuwider, sondern angenehm sei. Das von Mose offenbarte Gesetz habe befohlen, daß die Erstgeborenen Gott geweiht, d. h. dem Feuer zum Opfer bestimmt werden sollten, wie es fälschlich ausgelegt wurde.

Indessen verfolgten die politischen Ereignisse ihren Schritt und schürzten neue Knoten. Im samaritanischen Reiche, welches durch Lostrennung des Ost- und Nordgebietes nicht mehr das Zehnstämmereich genannt werden konnte, wucherten die alte Lasterhaftigkeit und Kurzsichtigkeit verderblich fort. Die Wunden, welche die Assyrier ihm geschlagen hatten, waren nicht imstande, den Hochmut zu demütigen und die Selbstsucht der Machthaber zu mindern. Trotzig sprachen sie, der kläglichen Wirklichkeit spottend: „Ziegelbauten sind eingestürzt, nun, so wollen wir Quaderbauten aufführen. Sykomoren sind umgehauen worden, nun, so wollen wir dafür Zedern einpflanzen." Die Trunksucht des ephraimitischen Adels ließ ihn nicht zur Besinnung kommen, daß die bisherigen Niederlagen ohne mannhaftes Aufraffen nur ein Vorspiel zum völligen Untergange bildeten. Zu dieser Verblendung gesellte sich noch die Anarchie oder war eine Folge derselben. Nachdem Pekah durch die Hand des Hauptes der Verschworenen, Hoseas gefallen war, vergingen neun Jahre, in denen sich kein König behaupten konnte. Hosea scheint anfangs die Dornenkrone von Samaria abgelehnt zu haben; einen andern, der sich königliches Ansehen hätte verschaffen können, gab es nicht. Die Fürsten Israels waren eifersüchtig auf einander und mochten sich einem ihres Gleichen nicht unterordnen. Hatten im Laufe der neun Jahre einige Große die Macht an sich gerissen und sich zu Königen aufgeworfen, so wurden sie eben so rasch wieder gestürzt. Königsmord folgte daher in der kurzen Zeit auf Königsmord. In dieser Zeit der Auflösung aller Bande nahmen Laster und Verbrechen noch mehr überhand, jedes

Schamgefühl war erstickt. Meineid und Lug, Mord, Diebstahl und Ehebruch waren im Lande verbreitet, und das Blut unschuldig Ermordeter floß zusammen. Die vornehmen Geschlechter verbanden sich zu einem Raubrittertume, lauerten den Wanderern und Karawanen auf, nahmen ihnen die Barschaft und das Leben dazu. Die hochragenden Berge, der Garizim bei Sichem in der Mitte, der Thabor im Norden und der Mizpah jenseits auf dem Gileadgebirge, dienten diesen Raubrittern als Lauerstätten, von wo aus sie ihre Nachstellungen, Räubereien und Mordanschläge vorbereiteten und ausführten. Diese um sich greifenden inneren Schäden haben die von außen drohende Gefahr nur noch vergrößert. Das Reich Israel war Vasallenstaat von Assyrien geworden und mußte jährlich Tribut zahlen und sich noch andere Demütigungen gefallen lassen. Denn Assyrien verfuhr nicht schonend mit den unterjochten Völkern. Dieses Joch offen abzuschütteln, wäre Tollkühnheit gewesen. Aber die, welche an der Spitze der Regierung in Samaria standen, unterhielten heimliche Unterhandlungen mit Ägypten, sei es aus eigenem Antriebe oder von dem äthiopischen Könige gelockt, das Untertänigkeitsverhältnis mit Assyrien aufzulösen. Um die Annäherung an Ägypten zu verdecken, schmeichelten die israelitischen Machthaber dem assyrischen König, überboten sich an Huldigungen und Unterwürfigkeit und buhlten um seine Gunst durch reiche Geschenke. Die Notlage und die Furcht, zwischen den beiden Großstaaten zermalmt zu werden, machten Israel doppelgängig und falsch. Ein zeitgenössischer Prophet ironisierte diese falsche Rolle, welche Samaria spielte:

„Ephraim läuft Wind nach
„Und verfolgt den Sturm.
„Den ganzen Tag mehrt es Lug und Trug.
„Ein Bündnis schließt es mit Assyrien
„Und Öl wird nach Ägypten geschickt."

— — — — — — — — — — —

„Ephraim sah seine Schwäche,
„Da ging es nach Assyrien
„Und sandte (Geschenke) zum König Jareb.
„Aber dieser vermag nicht zu heilen
„Und kann eure Wunde nicht schließen."

— — — — — — — — — — —

„Ephraim wurde wie eine törichte Taube;
„Ägypten haben sie gerufen,
„Und nach Assyrien sind sie gewandert."

Dieser erbärmliche und zugleich grauenhafte Zustand der sittlichen Verwilderung und der politischen Schwäche war selbstverständlich mit der religiösen Verkehrtheit gepaart. Man führte zwar

auch in Samaria noch immer das Wort: „So wahr Ihwh lebt“ im Munde, aber man opferte nicht bloß in Bethel, Dan, Samaria und Gilgal den Sternbildern, sondern baute viele Altäre für die Baalgötzen, opferte und räucherte auf Bergesspitzen und Hügeln, unter Eichen und Tamarisken und machte kunstvolle Bilder. Wie in Ninive und Babel Frauen und Töchter sich zu Ehren der Göttin der brünstigen Liebe preisgaben, um Gaben für deren Tempel zu sammeln, so auch in Samaria; auch hier wurden aus dem Lohne der Buhlerinnen Bildnisse und Altäre besorgt. Dieser doppelten und dreifachen Verwilderung gegenüber traten wieder mehrere Gottesmänner entgegen, welche dem Volke seine Laster und die Folgen derselben vorhielten. Die Machthaber verboten ihnen zwar das Reden. Niemand sollte rügen, niemand zurechtweisen. Aber die Propheten ließen sich nicht zum Schweigen bringen. Gegenüber der überhandnehmenden Verderbnis sprachen sie vielmehr mit noch größerem Eifer und Ungestüm in wilder, stürmischer Weise gleich Elia. Die verpestete Luft zu reinigen, dafür bedurfte es rauher Stürme. Dieser Ungestüm der Propheten reizte wieder zu Verfolgungen. Man stellte ihnen nach, legte ihnen Fallen und tötete sie im Tempelraume, da wo sie gesprochen hatten. Um wie viel hatten sich die Zeiten gegen die Jerobeams II. verschlimmert, welcher doch den Propheten Redefreiheit gelassen hatte! Aber der drohende Tod war nicht imstande, der Propheten Zunge zu lähmen.

Die Reden eines dieser Propheten aus der letzten Zeit des Reiches Israel haben sich unter dem Namen Hoseas erhalten, und sie geben ein treues Bild von der Verwilderung der Zeit. Seine Worte brausen wie der Sturm, grollen wie der Donner, zucken wie der Blitz. Schonungslos und seines Lebens wenig achtend, deckte dieser Prophet Hosea II. die Lasterhaftigkeit, die Verkehrtheit, die Fäulnis der Großen und des Volkes auf. Man merkt es seinen Reden an, daß ihm nicht Überlegung blieb, seine Worte abzuwägen und sie mit dichterischem Ebenmaße zu gestalten. Um die lange Reihe der Laster und Gebrechen zu berühren, war er in Verlegenheit, wo er anfangen und wo er enden sollte. Seine Reden springen daher von einem Gegenstande zum andern. Bittere Wehmut über den Verfall mischt sich mit herbem Spotte, Drohungen wechseln mit Verwünschungen ab, Verwünschungen mit sanfter Rührung. Die Reden dieses stürmischen Propheten stellen auch ein Ideal auf, nach dem Israel leben und handeln sollte, aber nur um die Entartung der Gegenwart um so greller hervortreten zu lassen. Seiner Beredsamkeit fehlt es zwar nicht an dichterischen Wendungen und Gleichnissen, aber Maß und Ruhe fehlen ihr. Wie sollte er auch die Besonnenheit behalten haben, seine Worte und Übergänge künstlerisch zu wählen und zu verteilen beim Anblicke so vieler

Verbrechen, so großer Verblendung, so trotzigen Übermutes? Er sieht das Volk am Rande eines jähen Abgrundes, sollte er da nach schönrednerischen Mitteln suchen, um es vom Sturze zurückzuhalten? Er stößt daher einen drohenden Weckruf aus, wie es ihm der Geist auf die Zunge legte. Er charakterisiert sich selbst, sein Auftreten und das seiner Genossen mit den Worten:

„Wahnsinnig ist der Prophet,
„Rasend der Mann des Geistes,
„Wegen der Fülle deiner Sünde,
„Wegen der Größe der Nachstellungen.
„Ephraim lauert dem Volke Gottes auf,
„Legt dem Propheten Fallen auf alle seine Wege,
„Feindselige Verfolgung, selbst im Hause seines Gottes."

Dieser letzte Prophet des Zehnstämmereiches gab sich aber keiner Täuschung hin, als wenn seine Reden das Volk und besonders die Fürsten auf den rechten Weg zurückführen würden. Mit Wehmut sprach er aus, daß diese Unverbesserlichen nur durch ein grausiges Strafgericht, durch Elend und Verbannung gebessert werden können; aber schweigen durfte er doch nicht, und so sprudelte er seine mahnenden und strafenden Worte hervor. Allen Ständen sagte daher Hosea die ungeschmückte Wahrheit und verschonte noch weniger die Priester. Seine Strafreden galten zumeist dem israelitischen Reiche. Von Jehuda spricht er nur wie von einem Verführten, weil dessen Fürsten es Israel nachtaten. Das gedankenlose Opferwesen, das mit Schlechtigkeit sich vertrug, bekämpfte dieser Prophet mit beißendem Spotte:

„Denn Liebe verlange ich, nicht Opfer
„Und Gotteserkenntnis ist mehr denn Ganzopfer."

Spöttisch erinnert er das Volk an sein Verlangen in Samuels Zeit, das Königtum einzuführen, das als ein besonderes Heilmittel angepriesen wurde.

„Wo ist denn dein König, als du gesprochen hast:
„Gib mir einen König und Fürsten?
„Ich gab dir einen König in meinem Zorn
„Und nehme ihn weg in meinem Unwillen."

Indessen vollzog sich das Verhängnis über das Reich Samaria. Jeder Schritt, den die Mächtigen zur Rettung taten, führte nur zum Verderben. War es die Einsicht in die Zerfahrenheit und Schwäche, oder war es eine gedankenlose Laune, daß sie doch Hosea, Sohn Elas, den Mörder des Königs Pekah, als König anerkannt haben? Dieser letzte König von Samaria (um 727 bis 719) war besser als seine Vorgänger, oder vielmehr nicht so schlecht wie sie, er war auch kriegerisch. Aber auch er vermochte nicht den Untergang abzuwenden.

Wie es scheint, näherte er sich heimlich Ägypten, das stets falsche Hoffnungen vorspiegelte. Gerade um diese Zeit zog ein kriegerischer König von Assyrien, Salmanassar, gegen Elulaï, König von Phönikien und zwang es zur Untertänigkeit. Der tyrische König vermochte nicht Widerstand zu leisten. Bei dieser Gelegenheit richtete sich Salmanassar auch gegen Samaria. Hosea wartete nicht lange, sondern ging dem Großkönig entgegen, unterwarf sich ihm und versprach Huldigungsgeschenke. Aber kaum war der assyrische Großkönig abgezogen, so wurde gegen ihn gewühlt. Von der einen Seite sann Elulaï darauf, seine Unabhängigkeit wieder zu erlangen, und warb um Bundesgenossen, und von der andern Seite lockte Sevichos (Sßô), Herrscher von Ägypten, der zweite von der äthiopischen Dynastie, zum Abfalle von Assyrien, weil die immer wachsende Machtausdehnung dieses Reiches ihn mit Schrecken erfüllte. Hosea traute dieser Lockstimme, sandte Boten an Sevichos, um mit ihm ein Schutzbündnis zu schließen und zugleich Hilfstruppen, oder wenigstens Rosse zu erlangen. Zu gleicher Zeit kündete auch Tyrus den Gehorsam gegen Salmanassar auf und rüstete sich zum Kriege. Es war eine allgemeine Erhebung der Nachbarvölker gegen das völkerknechtende, übermütige Assyrien. Die Philister nahmen auch Stellung gegen diesen Großstaat. Nach Ahas' Tode sandten die Verbündeten Boten nach Jerusalem, um seinen Nachfolger Hiskija zur Parteinahme gegen Assyrien und zum Eintritte in den Bund zu bewegen. Hosea begann den Abfall damit, daß er die jährlichen Huldigungsgeschenke nicht mehr leistete. Da sammelte Salmanassar sein Heeresgefolge und zog über den Euphrat und den Libanon zuerst gegen Phönikien. Bei dieser Annäherung verflog die Hoffnung der Völkerschaften auf Freiheit. Die phönikischen Städte ergaben sich wahrscheinlich ohne Kampf, Sidon, Akko und sogar die Hauptstadt Alt-Tyrus.

Von Akko aus näherte sich Salmanassar dem samaritanischen Reiche durch die Ebene Israel. Auch die israelitischen Städte unterwarfen sich dem mächtigen Großkönige, oder die Einwohner flohen nach der Hauptstadt. Hoseas Mut sank nicht, er setzte den Widerstand fort, obwohl, wie es scheint, die erwartete oder verheißene Hilfe von Ägypten ausblieb. Die Hauptstadt Samaria, welche auf einem Bergkegel lag, konnte, wenn in Verteidigungszustand gesetzt, sich einige Zeit halten; inzwischen, so mochten Hosea und die Bevölkerung Samarias hoffen, könnte ein unvorhergesehenes Ereignis eintreten, welches Salmanassar zum Abzuge zwingen würde. Die Mauern, Türme und Zinnen Samarias wurden daher befestigt und widerstandsfähig gemacht; auch mit Mund- und Wasservorrat war es wohl versehen und alle Vorkehrungen getroffen, welche zur Verteidigung

einer belagerten Stadt nötig waren. Die Assyrier hatten es indes in der Kunst, feste Städte zu belagern und zu nehmen, schon zur Meisterschaft gebracht. Sie warfen Erdwälle auf, um die Angreifer und die Maschinen auf gleiche Höhe mit der Mauer zu bringen, errichteten bewegliche Türme und arbeiteten mit Sturmböcken gegen die Mauer. Angriff und Verteidigung muß mit großer Erbitterung und Ausdauer geführt worden sein; denn die Belagerung Samarias dauerte beinahe drei Jahre (vom Sommer 721 bis Sommer 719). Alle die Anstrengung, der Mut und die Ausdauer der Belagerten blieben indes ohne Erfolg. Die Hauptstadt des samaritanischen Reiches wurde nach zweihundertjährigem Bestande wahrscheinlich mit Sturm erobert. Der letzte König Hosea, der wahrscheinlich in Gefangenschaft geraten war, wurde aber vom Sieger noch schonend genug behandelt. Er wurde seiner Würde entkleidet und in einem Kerker, wahrscheinlich in Ninive, bis an sein Lebensende gehalten. Wie viel Tausende in diesem letzten Kampfe des Reiches Israel umgekommen sind, und wie viele in Gefangenschaft geführt wurden, hat kein Griffel aufgezeichnet.

Nur ein namenlos gebliebener Prophet hat Ephraim einen schmelzenden Nachruf gehalten nnd verkündet, daß es, von seiner Verkehrtheit und Unbußfertigkeit geheilt, heimkehren nnd mit dem Reiche Jehuda brüderlich vereint sein werde. Er läßt Rahel, die Stammmutter von Joseph und Ephraim, bitterlich über ihre unglücklichen Kinder weinen und zugleich sie im Namen Gottes trösten: „Hemme deine Stimme vom Weinen und deine Augen von Tränen, denn es ist Hoffnung für deine Kinder, sie werden aus Feindesland heimkehren.“ [1])

Aber für den Augenblick hatte sich die so oft wiederholte Verkündigung der Propheten von dem grausigen Strafgerichte über das Reich Israel buchstäblich erfüllt. Die Götzenbilder von Dan, Samaria und andern Städten wanderten nach Ninive und die Gefangenen wurden zu Tausenden weggeführt und zerstreut. Sie wurden gruppenweise angesiedelt in dünn bevölkerten Landstrichen, deren Lage nicht genau ermittelt werden kann, in Chalach, Chabor, am Flusse Gozan und in den Städten des gebirgigen Mediens, wohl auch in Elymais im Westen von Persien. Zwei und ein halbes Jahrhundert (260) hat das Zehnstämmereich oder das Haus Israel bestanden, zwanzig Könige haben darüber geherrscht, und an einem Tage ist es spurlos untergegangen, weil es sich durch Ephraims Trotz von seinem Ursprunge entfremdet hat, von dessen versittlichenden, befreienden und stärkenden Lehre nichts wissen mochte und darum

[1]) Das Stück in Jeremia 31, 1 bis 25 stammt nicht von diesem Propheten, sondern von einem Namenlosen, welcher kurz nach dem Untergange Samarias prophezeit hat.

dem Götzentume und den damit verbundenen entnervenden Lastern verfiel. Das Land hat die Zehnstämme ausgespieen, wie es die kanaanitischen Stämme ausgespieen hatte. Wo sind sie geblieben? Man hat sie im fernen Osten und im fernen Westen gesucht und zu finden geglaubt. Betrüger und Phantasten gaben vor, von ihren Nachkommen abzustammen. Die zehn Stämme sind indessen ohne Zweifel unter den Völkern untergegangen und verschollen. Wenige von ihnen, Ackersleute, Winzer und Hirten sind wohl im Lande zurückgeblieben, und andere aus adligen Familien, namentlich die an der Grenze Jehudas haben sich wahrscheinlich in dieses Land geflüchtet.

So war denn das faule Glied, welches den ganzen Volkskörper angesteckt und gelähmt hatte, abgeschnitten und unschädlich gemacht. Der Stamm Ephraim, der bei der Besitznahme des Landes durch seine Selbstsucht die Zersplitterung der Volkseinheit und später durch Herrschsucht und Hochmut die Spaltung und Schwächung des zur Bedeutung einer Großmacht erhobenen Reiches herbeigeführt hatte, Ephraim jammerte in der Fremde: „Ich bin gezüchtigt worden, wie ein ungelehriges junges Rind, ich bin beschämt und erröte, denn ich trage die Schmach meiner Jugend."[1]) Nach der Beseitigung dieses Gliedes schien der Volkskörper sich behaglich zu fühlen und gesünder zu werden. Die Stämme Jehuda und Benjamin mit den beiden Anhangsstämmen Simeon und Levi, welche seit dem Untergange des Zehnstämmereiches das Volk Israel oder den „Rest Israels" bildeten, erhoben sich zu neuer Kraft und entfalteten eine anmutige Blütenpracht. Der Untergang Samarias hatte betäubend, aber auch, wenigstens für den Augenblick, mahnend und belehrend gewirkt, die Torheiten und Verkehrtheiten abzustellen, welche auch hier die Entartung, die Schwäche und den Verfall herbeigeführt hatten. Das Volk und die Großen waren in der ersten Zeit wenigstens nicht mehr so taub gegen die Mahnungen der Propheten. Jesaia, dessen Verkündigung gegen das sündhafte Samaria, daß „die Prachtkrone auf dem Haupte des Öltales der Trunkenen Ephraims wie eine Frühfeige sein werde, die rasch verzehrt wird", eingetroffen war, fand jetzt mehr Gehör.

Der Spott der Spötter, welche ruhmredig gesprochen hatten: „Wir haben mit dem Tode ein Bündnis geschlossen und mit dem Grabe einen Vertrag gemacht, die überflutende Verheerung wird uns nicht treffen, denn wir haben die Täuschung zu unserm Schutze gemacht und bergen uns in Lüge," dieser Spott und dieses Selbstvertrauen hörten in Jerusalem auf, sobald der Jammerschrei der gefallenen Krieger und der an Ketten geschmiedeten Gefangenen

---

[1]) Das. V. 14 fg.

von dem Echo der Berge hierher getragen wurde. Wie viel hat denn gefehlt, daß Jerusalem Samarias Geschick geteilt hätte? Nur die Anwandlung einer Laune des assyrischen Eroberers. In Jerusalem stellte sich mit der Furcht auch die Demut und Gefügigkeit ein, auf die Worte derer zu lauschen, welche den rechten Weg zeigten.

Siebentes Kapitel.

Der Rest Israels.

(719 bis 608.)

Glücklicherweise saß auf dem Throne ein König, wie ihn das Haus Jehuda seit David nicht gekannt hat. Hiskija (724 bis 696), Ahas' Sohn, war das gerade Gegenstück seines Vaters. Seine weiche, dichterisch besaitete Seele war nur dem Idealen zugewendet, und dieses Ideale erblickte er in der eigenen Lehre, in den Gesetzen und Überlieferungen aus der Vorzeit. Mit demselben Eifer, mit dem sein Vater dem Fremden huldigte und dem Ureigenen den Krieg erklärte, war Hiskija auf die Wiederherstellung der altjehudäischen Sitten und Läuterung der religiösen Vorstellungen und Institutionen bedacht. Die Thora, das Gesetz, nahm er zu seinem Leitstern, um sein Leben und das seines Volkes danach zu regeln. Wenn je ein König ein leuchtendes Vorbild für sein Volk war, so war es Hiskija. Ihn zierten nicht nur die Tugenden der Gerechtigkeit, des Edelmuts und der Hochherzigkeit, sondern auch jene Tugenden, welche sich in der Regel von der Krone abgestoßen fühlen und sie fliehen, Sanftmut, Bescheidenheit und Demut. Er besaß jene innige Frömmigkeit und reine Gottesfurcht, welche eben so selten angetroffen werden, wie Kunstvollendung und Feldherrnbegabung. Haben die Propheten schon in dem jungen Fürstensohne diesen Seelen- und Herzensadel frühzeitig erkannt? Oder hat sie ihr Seherblick einen König auf dem Throne Davids schauen lassen, welcher denselben zieren sollte? Oder haben ihn die Propheten zeitlich belehrt, geleitet und zu einem Idealkönige herangebildet? Tatsache ist es, daß zwei Propheten von Hiskija Großes und Hoffnungsreiches verkündet haben, als er noch sehr jung war.

Während Ahas' Mißregierung, welche einen Wechsel von Schwäche und Torheit bildete, hofften die Propheten und jener Kreis der Sanftmütigen, welcher Kern und Herz des Volkes war, auf den jungen Königssohn und erwarteten von ihm die Wiederherstellung der davidischen Glanzregierung, des goldenen Zeitalters. Hiskija, welcher die Verkehrtheiten seines Vaters mit Schmerz hatte ansehen müssen, gab auch gleich nach dessen Tode Widerwillen dagegen zu erkennen. Er ließ den Leichnam seines Vaters nicht in dem Erb-

begräbnisse der davidischen Könige beisetzen, sondern in einer eigens angelegten Grabkammer. Er soll ihn nicht nach Brauch in einem Prachtsarkophag zur Ruhestätte gebracht haben, sondern auf einem Brette mit Stricken.

Die Verarmten und Dulder, welche, weil vom heiligen Gefühle und lauterer Gesinnung beseelt, unter Ahas in den Staub erniedrigt waren, konnten den Augenblick nicht erwarten, wann der vielverheißene junge König sie von ihrem Elende befreien würde. Einer aus ihrer Genossenschaft gab ihren Wünschen durch einen schönen Hymnus Ausdruck.

Hiskijas Regierungszeit, die reich an Tugenden, reich an gewaltigen Ereignissen und reich an dichterischen Schöpfungen war, wäre ein goldenes Zeitalter gewesen, wenn seinem Wünschen und Wollen nicht eine Schranke gezogen gewesen wäre, die er nicht durchbrechen konnte. Das Königtum in Jehuda war lange nicht mehr allmächtig, die Fürsten Jehudas hatten die königliche Machtvollkommenheit beschränkt. Wenn sie vereint auftraten, war der König ihrem Widerstande gegenüber machtlos. Sie hatten die Richterstellen inne, und mit dem Richteramte war auch die Regierungsgewalt verbunden, welche durch beigegebene Schreiber oder Büttel (Schotêr) ausgeübt wurde. Der einzelne Mann, der Kleinstädter, der Ackerbauer und der Hirte, kannte nur den ihn zunächst vorgesetzten Fürsten oder Richter und zitterte vor ihm. Die Klagen der Unterdrückten drangen selten zu den Ohren des Königs. Es frommte dem Volke wenig, daß Hiskija gerecht, edel, gottesfürchtig, ein Freund der Armen und Unterdrückten war, er hatte keine Organe, seinen guten Willen und seine edlen Vorsätze durchzusetzen. Selbst in der Hauptstadt war seine Macht gebrochen. Neben ihm herrschte der Palastaufseher oder Verweser, dem das Heer und die Beamten des Hofes unterstanden, und der den König wie einen Gefangenen in den Gemächern eingeschlossen hielt. Die Anschauung, daß es eine Entwürdigung der Majestät sei, wenn der König sich in die kleinlichen Angelegenheiten der Regierung mischte, verurteilte ihn zu einer leidenden Rolle. Er erfuhr wenig oder in entstellter Gestalt von Vorgängen außerhalb seines Palastes, und seine Verordnungen wurden gar nicht oder im entgegengesetzten Sinne ausgeführt. Zu Hiskijas Zeit war ein solcher Palastaufseher, Namens Schebna, welcher sich geberdete, als wäre er der Inhaber der Staatsmacht. Er hatte sich alle Machtmittel anzueignen gewußt, daß sein Wille allein im Lande Gesetz war.

In der ersten Zeit seiner Regierung ließen die Hofleute, die Inhaber der Ämter und Richterstellen dem jungen Könige den Schein von Selbständigkeit, wie jedem jungen Könige, dessen Charakter

und Willensrichtung noch nicht erforscht ist. Während dieser Zeit konnte Hiskija gute Vorsätze fassen und zum Teil auch ausführen, Neuerungen einführen, das Götzentum beseitigen, die Einheit des Kultus befehlen, allzufreche und frevelhafte Diener aus dem Palaste entfernen und würdige an ihre Stelle setzen. Selbstverständlich trug der König Hiskija Sorge dafür, daß die Leviten, welche den Grundstock der Sänger und der Dichter, der Sanftmütigen und Dulder bildeten, nicht mehr durch große Not und Verarmung leiden sollten. Er erließ eine Verordnung, daß der Zehnte, worauf diese angewiesen waren, von nun an regelmäßig abgesondert und ihnen zugeteilt werde.

Wie viel hatte indes Hiskija aufzuräumen, um das Land und die Köpfe von dem angehäuften Schmutze des Götzentums und der Unsittlichkeit zu säubern! Der Tempel war verödet, dagegen war das Land gefüllt mit Götzen und Altären. Er öffnete wieder das Heiligtum in Jerusalem, stellte es in seiner Würde wieder her und sämtliche Abbildungen der Götzen ließ er zerstören. Auch die Schlange aus Erz, das Symbol des Heilgottes, ließ er beseitigen. Um aber gründlich den Unfug der wüsten Götzendienerei ein für allemal abzutun, erließ er einen Befehl, daß auf den Anhöhen und Bergen nicht mehr Altäre errichtet und geopfert werden dürfte, nicht einmal für Jhwh, sondern jeder, welcher das Bedürfnis fühlte, Gott zu verehren, sollte sich zum Tempel nach Jerusalem begeben. Diese Maßregel erschien gewiß vielen als eine Härte; denn die Kultusfreiheit war eine hergebrachte Sitte aus uralter Zeit. Mehrere Stätten genossen einen heiligen Ruf. Den tief im Süden wohnenden jehudäischen und simeonitischen Hirten war es unbequem, ihre Triften zu verlassen, um sich mit ihren Opfern nach Jerusalem zu begeben. Indessen Hiskija durfte diese Freiheit oder Zügellosigkeit nicht schonen, wollte er mit der Läuterung des Volkes von seinen gedankenlosen Gewohnheiten Ernst machen. Als das Frühlingsfest herannahte, befahl er, daß das Passahlamm, welches bis dahin auf Privataltären dargebracht worden war, nur im Heiligtume zu Jerusalem geopfert werden sollte. Er verlegte indes das Fest vom ersten Monate auf den folgenden, ohne Zweifel, weil die Frühlingszeit noch nicht eingetreten war, die Jahreszeit nicht gleichen Schritt mit der Berechnung des Jahres nach Mondmonaten gehalten hatte. Diese Wahrnehmung, daß die kurzen Mondjahre von Zeit zu Zeit nicht mit den Jahreszeiten nach dem Stande der Sonne übereinstimmten, führte darauf, nach je zwei oder drei Jahren einen Mondmonat einzuschalten, einem Jahre dreizehn Mondmonate zu geben und solchergestalt die Berechnung nach der Sonne und dem Monde auszugleichen. Seit Hiskija ist wahrscheinlich das Einschaltungsverfahren eingeführt worden.

In Babel und Ninive, mit denen Jehudäa seit Ahas' Regierung im Verkehre stand, waren diese gebundenen Mondjahresformen und Schaltjahre längst im Gebrauche. Hiskija hat wohl diese Kalenderordnung für Jehuda eingeführt.

Indessen allzulange ließen die Hofleute dem Könige nicht die Selbständigkeit der Regierung, um im Sinne der alten Lehre zu reorganisieren oder in ihren Augen Neuerungen einzuführen. Nach und nach scheint sie ihm der Palastaufseher Schebna aus den Händen gewunden zu haben. Hiskija war ein Dichter, eine ideale Natur, weich und nachgiebig, von geringer Willensfestigkeit. Menschen von solcher Gemütsrichtung sind leicht lenksam, und selbst Könige pflegen sich einem Willensstarken unterzuordnen. Salmanassars Feldzug gegen Tyrus und Samaria, welcher in die ersten Regierungsjahre Hiskijas fiel, erregte selbstverständlich Besorgnis und Furcht in Jerusalem und am Hofe. Es galt einen festen Entschluß zu fassen und Partei zu nehmen, entweder sich den Verbündeten anzuschließen oder dem assyrischen Großkönige Bürgschaft der Vasallentreue zu geben. Hiskija mag vermöge seines Charakters und seiner Gesinnung schwankend gewesen sein. Sollte er den Bruderstamm, welcher sich während der dreijährigen Belagerung Samarias verblutete und, wenn besiegt, einem düstern Geschicke entgegensah, sollte er ihn verlassen, oder ihm beistehen? Und auf der andern Seite sollte er den Zorn des mächtigen Großkönigs erregen? Hiskija war vielleicht froh, daß Schebna und seine Minister ihm die Wahl und Entscheidung abnahmen. Infolge dieser Zwiespältigkeit in der höchsten Spitze des Landes erscheint die Hiskijanische Regierungszeit voller Widersprüche. Gehobenheit und Niedrigkeit, sittlicher Aufschwung und sittliche Verderbnis, reines Gottvertrauen und Buhlerei um fremde Hilfe, der König ein Abbild der Gerechtigkeit und seine Hauptstadt voller Mörder. Selbst mit der Verbannung des Götzendienstes drang Hiskija nicht durch. Die Großen behielten noch ihre silbernen und goldenen Götzen und verehrten das Händewerk von Menschen. In ihren Gärten behielten sie ihre Astartebildsäulen unter dichtbelaubten Terebinthen, die sie eigens dazu eingepflanzt hatten.

Diese Zwiespältigkeit, entstanden durch die Ohnmacht des Königs und den starken Eigenwillen des Palastaufsehers und der Fürsten, wirkte zum Nachteile der öffentlichen Angelegenheiten nach Außen. Der politische Zustand aller Völkerschaften, welche zwischen Assyrien und Ägypten mitten inne lagen, war eine Notlage; Gefahren drohten ihnen bald von der einen, bald von der andern Seite, von ihren Verbündeten nicht minder, als von ihren Gegnern.

Jehuda blieb im Vasallenverhältnisse zu Assyrien, selbst als das Zehnstämmereich sich im letzten Kampfe gegen dasselbe aufrieb.

Man kann aus der Zeiten Ferne nicht beurteilen, ob die Teilnahmlosigkeit Jehudas an dem Untergange der Bruderstämme ein Fehler, ein Verbrechen oder eine Klugheit war. Hiskija war jedenfalls unschuldig dabei. Seine Stimme galt wenig im Rate, wenn es sich um Krieg oder Frieden handelte. Unerwartet und außerordentlich befremdend verfolgten die jehudäischen Staatsmänner nach Samarias Fall eine Politik, welche vorher klüger und jedenfalls edler gewesen wäre. Was auch der letzte Grund gewesen sein mag, welcher die Räte des Königs Hiskija, die sich sehr weise dünkten, bewog, doch eine feindliche Haltung gegen Assyrien anzunehmen, sie erwies sich hinterher als eine unbegreifliche Verblendung. Sie schlugen ganz genau denselben Weg ein, welcher ein Jahrzehnt vorher in Samaria verfolgt wurde. Sie buhlten um die Unterstützung Ägyptens, um von hier aus, wenn nicht ein zahlreiches Heer, so doch Rosse in Menge zum Kampfe gegen Assyrien zu erlangen. Selbstverständlich wurde der Plan zum Abfalle von der assyrischen Großmacht heimlich, sehr heimlich betrieben; aber vor Jesaias Seherblick blieb nichts verborgen. Mit der Annäherung der Gefahr entwickelte dieser große Prophet eine unermüdliche Tätigkeit, um den rechten Weg zu zeigen und die von ihm geschaute bessere Zukunft anzubahnen. Nun sah er das Reich Jehuda durch die Verblendung der sich weise dünkenden Räte auf dieselbe schiefe Ebene geraten, welche den Sturz Ephraims herbeigeführt hatte. Er wollte seine gewaltige Stimme dagegen erheben, aber er durfte nicht. Die Machthaber verschlossen dem Propheten den Mund; sie unterdrückten die Redefreiheit, weil sonst der König und das Volk auf die Verkehrtheit der Räte, und die Gefahren, die sie heraufbeschwören könnten, aufmerksam gemacht worden wäre. Jesaias Scharfblick durchschaute deutlich, daß die Hoffnung auf Ägyptens Hilfe sich als eitel erweisen würde, und daß das winzige Jehuda von der Großmacht Assyrien erdrückt werden müßte; aber er mußte schweigen. Er wandte daher ein anderes Mittel an. Die Assyrier hatten einen Kriegszug gegen das Philisterland unternommen, das sich ebenfalls von ihnen befreien wollte. Das Binnenland war bereits erobert, nur die Seestadt Aschdod (Azotus) behauptete sich noch. In Jerusalem folgte man dem Ausgange desselben mit gespannter Aufmerksamkeit. Da zog Jesaia seinen härenen Prophetenmantel aus, legte seine Schuhe ab und wanderte barfuß und ohne Obergewand in den Straßen Jerusalems umher. Dieser Aufzug sollte ein Vorzeichen sein, daß Aschdod fallen und Ägyptens Bewohner nackt und barfuß in Gefangenschaft geschleppt werden würden. Als Aschdod endlich nach dreijähriger Belagerung gefallen war, da brach Jesaia das Schweigen. Er gab von seinem Betragen während dieser Zeit die Deutung.

Aschdods Fall und die Gefangenschaft der Philister übten indes nicht die erwartete abschreckende Wirkung auf die jehudäischen Staatsmänner aus; sie setzten vielmehr das Spiel ihrer Politik fort. Ohne Zweifel wurden sie dazu von dem dritten Könige der äthiopisch-ägyptischen Dynastie, von Tirhaka (Tahalka) aufgestachelt. Abermals zogen heimlich jehudäische Gesandte an den ägyptischen Hof, suchten den König auf und schlossen mit ihm ein feierliches Bündnis, dessen Bedingungen gewesen zu sein scheinen, daß im Kriegsfalle eine berittene Schar Ägypter Jehuda zu Hilfe kommen sollte. Ein Zug von Kameelen und Maultieren trug reiche Schätze von Jerusalem nach Ägypten, weil dieses selbstsüchtige Land, obwohl eines Bündnisses bedürftig, nicht umsonst Hilfe leisten mochte.

Dagagen bot Jesaia die ganze Kraft seiner Beredsamkeit auf, dieses törichte Beginnen womöglich noch zu vereiteln. Seine glänzendsten Reden stammen aus der Zeit der äußersten Spannung. Alle Mittel der prophetischen Redekunst, Schilderung des hereinbrechenden Unglücks, Spott über die Verblendung, milde Ermahnung und frohe Aussicht in die Ferne, wendete er an, um die Starrsinnigen von ihrem Vorhaben abzubringen. Die schönsten Wendungen und die treffendsten Gleichnisse strömten über seine Lippen, ungekünstelt, Eingebungen des Augenblicks, gewaltig und hinreißend. Jesaias Rat war, daß sich Jehuda in dem heißen Kampfe, der zwischen Assyrien und Ägypten ausbrechen sollte, parteilos verhalten sollte, nichts zu tun, ruhig zu bleiben. Die Spitze seiner Beredsamkeit war gegen die verblendeten Hofleute und Fürsten Jehudas gekehrt.

Zwei Tatsachen schwebten Jesaias prophetischem Blicke als selbstgewiß vor, daß Jehuda durch den Abfall von Assyrien großes, unsägliches Elend erdulden, daß es aber doch nicht untergehen, sondern geläutert und gehoben aus dieser Prüfung hervorgehen, daß ein assyrisches Heer das Land zwar hart bedrängen, aber untergehen und nicht durch Menschenhand untergehen werde. Diese Überzeugung sprach Jesaia noch vor dem Eintreffen des assyrischen Heeres mit aller Bestimmtheit aus.

Indessen nahmen die Dinge ohne Rücksicht auf Jesaias Reden und Ratschläge ihren Verlauf. Der König Hiskija — denn in seinem Namen wurde gehandelt und gesprochen — sagte sich von Assyrien los, das heißt, er sandte nicht mehr Huldigungsgeschenke nach Ninive. So vollzog sich denn das Unvermeidliche. Der König Sancherib (Sanacherib) sammelte ein zahlreiches Heer, um nicht bloß gegen Jehuda, sondern gegen Ägypten einen gewaltigen Stoß zu führen. Durch die vorangegangene Unterjochung der Zwischenländer, Aram, Phönikien, Samaria und Philistäa wurde Ägypten zugänglicher, indem die Hindernisse zu einem Angriffe auf dasselbe beseitigt waren.

Sancherib zog mit vielen Königen in den Krieg und er konnte sich rühmen, daß seine Fürsten sämtlich Könige waren. In Jehuda rüstete man sich zur Gegenwehr. Zur offenen Feldschlacht fühlten sich die Kriegsführer allerdings zu schwach, sie dachten daher durch die Bergfestungen, welche in Verteidigungszustand gesetzt waren, das assyrische Heer so lange aufzuhalten, bis ägyptische Hilfstruppen eintreffen würden. Mit besonderem Eifer wurde Jerusalem befestigt. Der obere Teich, welcher von einer Quelle (Gihon) gespeist wurde und mit Wasser gefüllt war, wurde zugemauert und das Wasser vermittelst eines Kanals unterirdisch in die Stadt geleitet; die Wasserleitung, welche von der Quelle Etam südlich von Jerusalem von Salomo angelegt war, wurde ebenfalls verschüttet, um dem Feinde das Trinkwasser abzuschneiden und eine längere Belagerung zu vereiteln. Das Waffenhaus, „das Haus des Libanonwaldes", wurde mit Kriegswerkzeugen versehen.

Die Seele aller dieser Arbeiten an der Befestigung Jerusalems war Schebna, der Palastaufseher und Verweser. Er, die Fürsten Jehudas und ihr Anhang waren frohen Mutes und ohne Furcht vor dem Anrücken der Assyrier. Ja, es herrschte eine übermütige Ausgelassenheit in Jerusalem, die Abende wurden bei fröhlichen Gelagen zugebracht; man aß und trank und war guter Dinge. Als könnte man die Ankunft des Feindes nicht erwarten, stieg man auf die Dächer hoher Häuser, um nach ihm auszublicken. Schebna faßte aber auch, als kluger Mann, den schlimmsten Fall ins Auge, den Fall, daß er in diesem Kriege umkommen sollte. Dann sollte seine Leiche nicht, wie die anderer Personen irgendwo beigesetzt, sondern ein königliches Grabmal finden; er dünkte sich dem Könige gleich. Zu diesem Zwecke ließ er für sich eine Grabstätte in einen Felsen aushauen und verzieren. Eine solche Verblendung und Überhebung sollte Jesaia ungerügt lassen? In einer Rede, in welcher jedes Wort eine zermalmende Kraft hat, hielt er dem Volke oder vielmehr den Großen ihr leichtsinniges Selbstvertrauen vor, dann rüttelte er auch ganz besonders den Palastaufseher Schebna, den er für den Unheilstifter hielt, und fuhr ihn mit zermalmender Ironie an:

„Wen hast du hier und was hast du hier,
„Daß du dir hier ein Grabgewölbe anlegst?
„Der Herr wird dich in ein weites Land schleudern,
„Dort wirst du umkommen .....
„Die Schmach für das Haus deines Herrn .....
„Ich werde dich aus deiner Stellung stoßen.
„Und Eljakim, Sohn Hilkias, gn deine Stelle setzen."

Diese Standrede hat auch bewirkt, daß der König den Mut faßte, den hochmütigen Palastaufseher seines Amtes zu entsetzen.

Das Geschehene ließ sich zwar nicht mehr rückgängig machen. Der assyrische Großkönig Sancherib, voller Ingrimm über den Abfall Hiskijas, war bereits auf dem Zuge nach Jehuda, um es zu verwüsten. Alle festen Städte, die auf seinem Wege lagen, wurden mit Sturm genommen und zerstört; wehklagend flohen die Einwohner der Hauptstadt zu. Denn die Assyrier schonten kein Geschlecht, kein Alter. Die Straßen waren verödet, kein Wanderer zog durch das Land, der Feind achtete keinen Menschen. Schon schwang Sancherib seine Hand drohend gegen Jerusalem. Auch den Tapfersten sank der Mut, als der Feind der Hauptstadt immer näher rückte, der Übermut war in Verzagtheit umgeschlagen. An Widerstand wurde nicht gedacht. Aber während alle verzweifelten, blieb der Prophet Jesaia ungebeugt und richtete durch sein Wort die Entmutigten auf. Auf einem der weiten Plätze Jerusalems hielt er wieder eine jener begeisterten und formvollendeten Reden, wie sie nur ihm allein entströmen konnten. Er verkündete den Untergang des assyrischen Heeres und eröffnete einen Fernblick in eine glänzende Zukunft. Die Verbannten aller Länder werden heimkehren, und die des Zehnstämmereiches werden sich mit Jehuda verbinden, Eifersucht und Feindschaft werden nicht mehr unter ihnen vorkommen, die Wunder, wie beim Ausgange aus Ägypten werden sich wiederholen. Das Volk wird ein begeistertes Loblied anstimmen:

„Jauchze und triumphiere, Bewohner Zions;
„Denn groß ist in deiner Mitte der Heilige Israels.

Bewunderungswürdige Geisteskraft, überwältigendes Vertrauen auf Gott, auf den endlichen Sieg der Gerechtigkeit und auf den ewigen Frieden, inmitten des Grauens, der Verwüstung und Verzweiflung, in der todesdüstern Gegenwart das Bild einer glücklichen Zukunft! Das Land war verwüstet, die Städte in Feuer verbrannt, der Boden nährte die Eroberer, die ihn zertraten, der Fall der Hauptstadt schien unaufhaltsam. Sancherib hatte seine Heereshaufen, die zunächst gegen Ägypten gerichtet waren, nicht vor Jerusalem Halt machen, sondern durch die philistäische Niederung südlich vordringen lassen. Wozu brauchte er eine Belagerung gegen das von Natur und durch Kunst stark befestigte Jerusalem zu unternehmen? Sobald das Land Jehuda nach allen Richtungen eingenommen war, mußte die Hauptstadt sich von selbst ergeben. Dann wäre es Jerusalem wie Samaria ergangen, und die drei oder vier Stämme wären in Gefangenschaft geschleppt und zersplittert worden und wären unter den Völkerschaften verschiedener Zungen untergegangen. Und bei dieser trostlosen Aussicht hielt Jesaia an der ihm gewordenen Verkündigung fest, daß Jehuda nicht untergehen werde. Leiden wird es allerdings durch Sancheribs Eroberung erdulden; aber diese Leiden werden heilsam

zur Besserung, wenn auch nicht des ganzen Volkes, so doch eines Teiles dienen. „Ein Rest wird umkehren, ein Rest Jakobs zum mächtigen Gotte; denn wenn dein Volk Israel auch wie Sand am Meere sein wird, so wird doch nur ein Rest umkehren. Die Vernichtung ist fest beschlossen, aber herbeiflutend Gerechtigkeit."

Wie sehr stach aber die wirkliche Gegenwart gegen Jesaias hochfliegende Verkündigungen von einer glänzenden und edleren Zukunft ab! Der König Hiskija, welcher infolge der Einnahme und Verwüstung des Landes Jerusalem in Bedrängnis sah, war verzagt und sandte Boten an Sancherib, um seine Reue über den Abfall und seine Unterwürfigkeit kund zu geben. Der assyrische König verlangte zuerst die bedeutende Summe von dreihundert Khikhar Silbers und dreißig Khikhar Goldes. Mit schwerem Herzen brachte Hiskija diese Summe zusammen; dazu mußte er die goldenen Verzierungen des Tempels abbrechen. Als Sancherib diese Summe empfangen hatte, verlangte er noch mehr: unbedingte Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade. Um dieser Forderung Nachdruck zu geben, sandte er eine Heeresabteilung vor Jerusalem und an ihrer Spitze drei hohe Beamte, Tartan, den Sieger über Aschdod und einen Sprachkundigen, Namens Rabschake. Das assyrische Heer lagerte sich im Nordosten Jerusalems auf der Straße in der Nähe des obern Teiches und traf Anstalten zur Belagerung. Ehe es aber diese in Angriff nahm, forderten die assyrischen Beamten den König Hiskija auf, sich zu ihnen zu einer Unterredung zu begeben. Statt seiner sandte er die drei Hauptwürdenträger, darunter den neuen Palasthauptmann Eljakim. Rabschake führte diesen gegenüber im Namen Sancheribs das Wort mit einem Hochmute, als wenn die Eroberung Jerusalems dem assyrischen Heere ebenso leicht wäre wie das Ausheben eines Vogelnestes. Auf der äußern Mauer befanden sich die jehudäischen Krieger, welche den Ausgang der Unterredung mit bangen Herzen erwarteten. Um diesen den Mut zu benehmen, sprach Rabschake seine frech herausfordernden Worte in hebräischer oder jehudäischer Sprache, damit er von den Zuhörern verstanden werden könne. „Saget dem Hiskija, auf war verlässest du dich denn? Zum Kriege gehören mehr als Worte, es gehört dazu guter Rat und Tapferkeit." Ägyptens Hilfe sei eitel: Ägypten gleiche einem geknickten Rohre, das, wenn man sich darauf stützen wollte, in die Hand fährt und sie verwundet. Aber selbst, wenn Ägypten Rosse liefern sollte, so gebe es unter der jehudäischen Kriegsmannschaft nicht zweitausend, welche als Reiter kämpfen könnten. Auf Gottes Schutz dürfte Hiskija um so weniger rechnen, als er doch Neuerungen eingeführt und die alte Ordnung der Gottesverehrung umgestoßen habe. — Als Hiskijas Beamte Rabschake baten, doch lieber in aramäischer Sprache zu sprechen,

erwiderte er, er spräche mit Absicht in der Sprache, welche die Krieger auf der Mauer verstanden, damit diese sich nicht von Hiskijas Verblendung betören lassen möchten. Um diese zu gewinnen, rief Rabschake ihnen laut zu: sie möchten sich nicht vom Könige beschwichtigen lassen, daß Gott sie retten werde. Haben denn die Götter der Länder, welche die Assyrier unterworfen haben, diese retten können? Rabschake forderte die jehudäischen Krieger geradezu auf, ihren König im Stiche zu lassen, Sancherib zu huldigen, zu ihm überzugehen, dann werde er sie in ein Land führen, das ebenso fruchtbar, wie Jehuda sei. Das Volk oder die Krieger schwiegen beim Anhören dieser Worte. Aber wie sie in Jerusalem kund wurden, verbreiteten sie Schrecken und Entmutigung unter alle Klassen der Bevölkerung. Hiskija veranstaltete daher einen allgemeinen Fasttag und einen Bittgang im Tempel. Er selbst begab sich in einem Trauergewande in das Heiligtum.

Diese Gelegenheit benutzte Jesaia, um den verstockten Fürsten Jehudas, welche trotz der Drangsale ihre Frevel nicht abgestellt hatten, zu Herzen zu reden und zugleich äußerliche Frömmigkeit, die sich in Opfern und Fasten kund gibt, als eitel und nichtig bloßzustellen. Diese Fastenrede muß zermalmend gewirkt haben. Das Heil und die Errettung können nur durch eine gründliche sittliche Besserung und lautere Gesinnung einkehren; aber wie sollen diese so schnell herbeigeführt werden? Rabschake drängte auf eine Entscheidung, die Krieger und das Volk waren entmutigt. Wie, wenn diese, um ihr Leben zu retten, die Tore öffneten und den Feind einließen? Aller Augen waren daher auf den Propheten Jesaia gerichtet. Der König sandte die höchsten Würdenträger und die Priesterältesten zu ihm, daß er für das unwürdige Volk, für den in Jerusalem zusammengedrängten Rest beten und ein beruhigendes Wort sprechen möge. Da kam der prophetische Geist über Jesaia, und das, was er ihm offenbart hatte, teilte er in kurzen Worten mit. Der König möge die Furcht vor dem höhnenden Sieger fahren lassen, Sancherib werde, von einer Nachricht erschreckt, die Belagerung aufheben und schmählich in sein Land zurückkehren. Hiskija ließ hierauf Rabschake eine für diesen unerwartete Antwort zugehen, daß er nicht Willens sei, die Stadt zu überliefern, weil er das feste Vertrauen habe, daß Gott sie gegen ein noch so zahlreiches Heer schützen werde.

Ehe noch Rabschake mit dem erhaltenen Bescheide zu Sancherib zurückkehrte, war schon eine Wandlung eingetreten. Tirhaka, der äthiopische König von Ägypten, welcher das Vordringen der Assyrier verhindern wollte, war ihm mit einem starken Heere entgegengezogen.

Bei der Nachricht von dem Anrücken eines ägyptischen und äthiopischen Heeres verließ Sancherib sein Standquartier, sammelte

seine an mehreren Punkten zerstreuten Heereshaufen und zog weiter südlich bis zur ägyptischen Grenzstadt Pelusium. Als Rabschake ihm Hiskijas Entschluß mitteilte, mag der Großkönig in nicht geringe Wut geraten sein, daß der Fürst eines so kleinen Ländchens, dem nur die Hauptstadt geblieben war, gewagt hatte, ihm zu trotzen. Sofort sandte er ein Schreiben durch Boten an Hiskija, worin er seine ganze Geringschätzung gegen das Ländchen und gegen den Gott, auf den sich Hiskija verließ, kund gab. Er zählte darin die mächtigen Städte auf, welche die Assyrer bereits erobert hatten. „Haben sie ihre Götter schützen können? Und du glaubst im Vertrauen auf deinen Gott, gerettet zu werden?“ Die Erwiderung auf dieses lästerliche Schreiben diktierte Jesaia, Sancherib werde nicht einmal einen Pfeil gegen Jerusalem abdrücken, sondern auf seinem Wege zurückkehren, denn Gott werde die Stadt um seinetwillen beschützen.

Während der König und die Großen, welche Jesaias Prophezeiungen Glauben schenkten, sich der Hoffnung hingaben und in dem Abzuge der vor Jerusalem lagernden Scharen den Beginn der Verwirklichung sahen, trat ein Ereignis ein, welches wieder neuen Schrecken in Jerusalem hervorbrachte. Hiskija erkrankte an einem brandigen Geschwür so schwer, daß Jesaia selbst ihm riet, Haus und Regierung zu bestellen, weil er nicht mehr von seinem Siechbette aufstehen werde. Der Tod des Königs in der drangsalsvollen Zeit hätte das Zeichen zu Spaltungen unter den Fürsten Jehudas gegeben und innerhalb der bedrängten Stadt den Bürgerkrieg entzündet. Das Volk hing mit ganzer Seele an diesem sanften und edlen König, er war der Odem für dessen eigenes Leben, und der drohende Verlust machte ihn den Bewohnern Jerusalems nur um so teurer. Mit dem Gesichte zur Wand gekehrt, richtete der sieche König ein inbrünstiges Gebet an den, der allein helfen kann. Darauf verkündete ihm Jesaia, daß sein Gebet erhört sei, Gott werde ihm Heilung senden, daß er am dritten Tage den Tempel werde besuchen können. Er soll ihm ein Zeichen dafür gegeben haben, daß der Schatten an der Sonnenuhr, die Ahas eingeführt hat, um zehn Grade wieder weichen werde. Durch Auflegen einer weichen Feigenmasse schwand das Geschwür, und er wurde wieder gesund. Nach der Genesung dichtete er einen tiefempfundenen Dankpsalm, der wohl im Tempel gesungen wurde.

Über die wiedererlangte Gesundheit des Königs herrschte große Freude in Jerusalem; aber sie war nicht rein, sondern mit beängstigenden Sorgen untermischt, so lange der Kampf Sancheribs gegen Ägypten nicht beendet war. Fiele der Sieg zu seinen Gunsten aus, so wären Jehuda und Davids Thron verloren. Mit einem Male erscholl die freudige Nachricht in Jerusalem, die Assyrier und Sancherib selbst kehren in fluchtähnlicher Eile in ihre Heimat zurück (711). Was

war geschehen, was war aus dem zahlreichen Heere geworden? Genaues wußte man später nicht darüber, da der Schauplatz des Krieges weit ab lag. In Jerusalem erzählte man sich, eine verheerende Pest, ein Würgengel, hätte in einer Nacht das ganze assyrische Heer, 185 000 Mann, aufgerieben. In Ägypten erzählten die Priester: eine unzählige Menge von Feldmäusen hätte in einer Nacht im assyrische Feldlager die Köcher, die Bogen und das Riemenzeug des Heeres bis zur Unbrauchbarkeit zernagt, wodurch die Assyrier und ihre Hilfstruppen, der Waffen beraubt, eilig die Flucht ergriffen hätten.

Auf welche Weise auch der Untergang des zahlreichen Heeres Sanheribs erfolgt sein mag, den Zeitgenossen erschien er als ein Wunder, als ein von Gott verhängtes Strafgericht über des assyrischen Königs prahlerische Überhebung und Gotteslästerung. In Jerusalem war die auf die Beklommenheit folgende Freude um so stärker, als der Prophet wiederholentlich und vom Beginne des Einfalles an verkündet hatte, die Assyrier werden keinen Pfeil gegen Jerusalem abdrücken, und Sancherib werde auf dem Wege, auf welchen er gekommen war, unverrichteter Sache in seine Heimat zurückkehren.

So war denn Jerusalem von der Furcht vor den Assyriern befreit. Was Jesaia so nachdrücklich prophezeit hatte: Assurs Joch werde von Jehudas Schuldern weichen, hatte sich buchstäblich erfüllt. Die Landbewohner, welche teils in der Hauptstadt eingeschlossen, teils in der Nachbargegend Schutz gesucht oder in Höhlen und Klüften geflüchtet verborgen waren, kehrten an ihren Herd zurück und bebauten in gesicherter Ruhe das Land.

Da die Furcht vor einem finstern Blicke des Königs von Assyrien geschwunden war, konnten sich die Jehudäer, deren Gebiet zu enge war, andere Wohnplätze aufsuchen, sich dort ansiedeln und ausbreiten. Die gesteigerte Zuversicht infolge der außerordentlichen Rettung flößte ihnen kriegerischen Mut ein. Obwohl keineswegs durch Kriegstaten hervorglänzend, nahm Jehuda unter Hiskija doch nach Sancheribs Niederlage eine gebietende Stellung unter den Ländern ein, welche zwischen dem Euphrat und Ägypten lagen, die sich wohl zur selben Zeit losgelöst hatten. Ein König aus fernem Lande bestrebte sich ein Bündnis mit ihm zu schließen, Babylonien, welches sich ein Menschenalter vorher von Assyrien freigemacht hatte, scheint durch den Aufschwung der assyrischen Macht unter Tiglat-Pileser, Salmanassar und zuletzt unter Sancherib ihr wieder erlegen zu sein. — Sobald die Niederlage Sancheribs in Babylonien bekannt geworden war, sandte Merodach-Baladan, der fünfte König seit Nabonassar, eine Gesandtschaft mit Briefen und Geschenken an Hiskija, unter dem Vorwande ihm zu seiner Genesung Glück zu wünschen,

ohne Zweifel aber um ein Bündnis mit ihm gegen den gemeinschaftlichen Feind zu schließen. Über diese Huldigung, die ihm aus einem entfernten Lande zukam, empfand Hiskija selbstverständlich große Freude, nahm die babylonischen Gesandten mit gebührenden Ehren auf und zeigte ihnen seine Schätze, namentlich die Vorräte an Wohlgerüchen und besonders an Balsam, welcher eine Seltenheit war und weit und breit gesucht wurde.

Diese Freude und diese Schaustellung Hiskijas gefielen Jesaia nicht. Er prophezeite für Jehuda Feindseligkeit von seiten des Landes, das mit ihm gesandtschaftliche Verbindung anknüpfen wollte. Der König nahm indes die Rüge des Propheten in Demut hin.

Die fünfzehn Jahre, welche Hiskija nach dem Untergange des assyrischen Reiches (710 bis 696) noch regierte, waren ein goldenes Zeitalter für die innere Entwicklung des „Restes von Israel". Ungestört konnte jeder unter seinem Weinstocke und seinem Feigenbaume sitzen. Wie unter David und Salomo wanderten Fremdlinge in das glückliche Jehuda ein, wurden freundlich aufgenommen und schlossen sich dem Volke Israels an. Die Verarmten und Gebeugten, die verachteten Dulder wurden von Hiskija aufgerichtet, um ihren geistigen Bestrebungen leben zu können. Jetzt erst konnte er nach seines Herzens Wunsch seinen Vorsatz ausführen, daß nur die Treuen des Landes, die Gottergebenen und Harmlosen in seinem Palaste wohnen sollten. Der Palastaufseher und die Fürsten Jehudas büßten ihre Machtbefugnis ein. Infolge der sichtbaren Hilfe von oben befreite er sich von der Vormundschaft und Abhängigkeit, in welcher diese ihn bis dahin gehalten hatten. Die Jünger Jesaias, welche dieser mit seinem Geiste getränkt hatte, wurde Hiskijas Vertraute. Sie wurden „Hiskijas Leute" genannt. Die Bösen, Frevler und Sünder, die Genussesmenschen, die dem Alltagsleben fröhnten, schwanden zwar nicht aus dem Lande, aber sie hatten ihre Stellung und Macht eingebüßt.

Die zweite Hälfte der hiskijanischen Regierung war auch eine Glanzzeit für Dichtkunst und anziehendes und belehrendes Schrifttum. Leviten sangen neue Jubellieder über die wunderbare Errettung, wie die Scharen des hochmütigen Sancherib in ewigen Schlaf gesunken, samt Roß und Kriegswagen. Es sind schöne, wohlklingende Verse, die sich würdig an Jesaias goldene Sprache anreihen. Die Psalmen aus dieser Zeit haben überhaupt einen echt poetischen Wert durch Inhalt und Form. „Hiskijas Leute" sammelten ältere Spruchdichtung und fügten ihrerseits neue zugespitzte Sprüche in abgerundeter Form hinzu. Neben diesen Gattungen wurde der gehobene Prosastil in geschichtlicher Darstellung der älteren Zeit, wenn nicht geschaffen, doch weiter gebildet. Die Geschichte der Richterzeit mit ihrem wilden

Heldentume, der Übergang von ihr in die Königsepoche, die Reihe der guten und verworfenen Könige bis zur Reichsspaltung und bis zum Untergange des Reiches Samaria hat eine Meisterhand in den Büchern Richter, Samuel und Könige geschickt zusammengestellt und die Wundererzählungen von den Propheten Elia und Elisa darin eingeflochten. Die geschichtliche Darstellung will durchweg den Kerngedanken zum Bewußtsein bringen, daß, solange Israel seinem Gotte treu geblieben, es sich des Glückes erfreut habe, die unglücklichen Zeiten dagegen seien eine Folge des Abfalles von ihm und der Zuwendung zum Götzentume gewesen. Ein Levite oder ein Prophetenjünger in Hiskijas Zeit war wohl Verfasser des Grundkerns dieser drei Geschichtsbücher.

Bis an sein Lebensende konnte Hiskija ruhig und ungestört regieren. Sancheribs Niederlage war so gewaltig, daß er einen neuen Feldzug gegen Jehuda nicht unternehmen konnte; doch waren König und Volk nicht von der Sorge frei, daß die Assyrier einen neuen verwüstenden Einfall ins Land machen konnten. Mit Freuden vernahm man daher die Nachricht, daß Sancherib, der so hochmütige und lästerliche Worte gegen Israels Gott und sein Volk ausgestoßen hatte, von seinen eigenen Söhnen im Tempel eines der assyrischen Götter ermordet worden war. Hiskija erlebte wahrscheinlich noch den, die strafende Hand Gottes bekundenden Tod des assyrischen Großkönigs, vor dem er gezittert und sich gedemütigt hatte. Die darauf in Ninive ausgebrochene Zwietracht zwischen Sancheribs Söhnen gab der Hoffnung Raum, daß von dort aus keine Eroberungspläne mehr ausgehen werden. Hiskija war der letzte König, dessen Leiche in der Königsgruft beigesetzt wurde. Das Volk, welches ihm mit Liebe zugetan war, veranstaltete für ihn eine glänzende Bestattung. Er hinterließ, wie es scheint, nur einen einzigen Sohn Manasse, welcher einige Jahre nach dem Ende des Krieges geboren war.

Es war aber dem jehudäischen Volke nicht beschieden, auch nur einige Menschenalter hindurch glückliche Tage zu genießen, als sollte sich seine Kraft durch den raschen Wechsel von Gunst und Ungunst erproben. Auf die gedrungene Kraft und Einheit der zweiten Hälfte der hiskijanischen Regierung folgte rasch Zerfahrenheit und Schwäche, auf die behagliche Ruhe wildstürmende Unruhe, auf die Blütenpracht geistiger Erzeugnisse ermattende Dürre. Unfälle politischer Natur sind zwar in den Tagen von Hiskijas Nachfolger nicht eingetreten; sie bedrohten das Land nur von Ferne, und die Gefahr ging schnell vorüber. Aber im Innern entstanden widerwärtige Zustände, welche eine Zerklüftung zu Wege brachten und dadurch eine dauernde Schwächung herbeiführten. Was kann es

Schlimmeres für ein staatliches Gemeinwesen geben, als wenn die Glieder desselben in Eifersucht und Haß gegeneinander entbrannt sind, und die Landbevölkerung eine tiefe Abneigung gegen die Hauptstadt desselben empfindet? Solche Zustände entwickelten sich unter Hiskijas Sohn, der zum Unheil für das Land über ein halbes Jahrhundert regierte (695 bis 641). Einige Schuld an den eingetretenen Mißständen trug Manasses Jugend. Unter einem Fürstenknaben von zwölf Jahren, der auf dem Throne sitzt, dessen Regierung aber in den Händen seiner Diener liegt, ist für den Ehrgeiz, die Habsucht und noch häßlichere Leidenschaften Tür und Tor geöffnet, wenn die Regierenden nicht sittlich hochstehen oder die Liebe zum Vaterlande über die Selbstsucht setzen. So hoch standen aber die Fürsten Jehudas, welche den davidischen Thron umgaben, nicht. Sie waren vielmehr durch die Zurücksetzung, welche sie unter Hiskija erfahren hatten, von Ingrimm beherrscht und von Gefühlen beseelt, ihre alte Stellung wieder einzunehmen, die Eindringlinge daraus zu verdrängen und womöglich ihre Rachegelüste an ihnen zu kühlen. Es kamen Hofdiener und Beamte ans Staatsruder, welche nichts eiligeres zu tun hatten, als alles umzustoßen, was Hiskija eingeführt hatte. Die von diesem Könige, man weiß nicht recht, ob man sagen soll, wiederhergestellte alte oder durchgeführte neue Ordnung wurzelte in der altisraelitischen Lehre von der Einzigkeit und Bildlosigkeit Gottes, von dem Abscheu gegen alles götzendienerische Unwesen und von der Einheit des Kultus. Diese Ordnung wieder umzustürzen, ließen sich diejenigen mit Fanatismus angelegen sein, welche unmittelbar oder mittelbar an der Spitze der Regierung standen. Es bildete sich eine götzendienerische Partei, welche entweder aus Gewohnheit, Nachahmungssucht oder verkehrter religiöser Vorstellung, oder aus leidenschaftlichem Hasse das Urisraelitische verwarf und Fremdes bevorzugte.

An der Spitze dieser Partei standen die Prinzen, entweder jüngere Söhne oder Vettern des Königs Ahas, welche Hiskijas Werk als Neuerung oder gewissermaßen als Auflehnung des Sohnes gegen die Bestimmungen des Vaters verabscheut und mit Ingrimm ertragen hatten. Ihrem Einflusse und ihrer Leitung war der junge Manasse preisgegeben, aus ihrer Mitte war wohl der neue regierende Palasthauptmann. Nicht lange nach Manasses Thronbesteigung schritten die Großen, welche im Namen des Königs handelten, zur Ausführung der von ihnen entworfenen durchgreifenden Änderung. Zuerst wurde bekannt gegeben, daß die Höhenaltäre, welche Hiskija so streng verdammt hatte, wieder gestattet seien. Dadurch war das Volk im großen für die Änderung gewonnen, weil es das Verbot für eine Beschränkung der Freiheit betrachtet hatte, die geheiligte

Kultusstätte nicht missen mochte, und es überhaupt unbequem fand, mit den Opfern stets nach Jerusalem wandern zu müssen. In Jerusalem und im Tempel selbst vervielfältigten die Staatslenker die Gräuel des wüsten Götzendienstes. Nicht bloß der altkanaanitische Kultus, den Ahab und Isebel im Zehnstämmereiche und Athalia in Jerusalem unter harten Kämpfen eingeschleppt hatten, und der unter Kämpfen wieder abgeschafft worden war, sondern auch die assyrisch-babylonische Götterverehrung wurde wie zum Hohne des Gottes Israels, dem der Tempel geweiht war, wieder eingebürgert. Altäre in den beiden Tempelvorhöfen für Baal und Astarte, kleine Altäre auf Dächern zur Verehrung der fünf Irrsterne wurden wieder eingeführt. Überhaupt wurden Ahas' Werke wieder aufgefrischt, ein Sonnenwagen wurde dem Tagesgestirne geweiht und dazu Rosse unterhalten, um an gewissen Festen in Prozession auszufahren. Im Tempelvorhofe wurde ein großes Bildnis (Szêmel), wahrscheinlich das der assyrischen Göttin Mylitta, aufgerichtet, gewissermaßen um den Gott Israels Kränkung zu bereiten. Verderblicher noch als diese äußern Abzeichen des gemischten wüsten Götzentums waren die sittlichen Folgen. Für die Astarte oder Mylitta wurden Tempelbuhlen und Buhlerinnen (Kedeschot) unterhalten und Zellen für unkeusches Treiben eingerichtet. Auch die Scheiterhaufen (Tôphet) für Kinderopfer im schönen Tale Ben-Hinnom wurden wieder eröffnet. Solche kaum glaubliche Scheußlichkeiten, welche die des Zehnstämmereiches unter den Omriden weit übertrafen, kamen unter Manasse in Schwang; die Fanatiker für das Götzenwesen legten es darauf an, den Gott Israels ganz und gar in Vergessenheit zu bringen. Die Priester aus ahronidischem Stamme mochten sich anfangs dagegen gesträubt haben, zu diesem Abfalle vom Gotte Israels die Hand zu bieten. Es wurden daher Götzenpriester (Khemarim) ins Land gezogen, wie zur Zeit Isebels und Athalias; diese wurden selbst im Tempel zum Dienste zugelassen. Im Verlaufe, als die Ahroniden mit dem Verluste ihrer Stellung auch ihrer Subsistenzmittel beraubt wurden, fanden sich nicht wenige unter ihnen, besonders die Nachkommen Abiathars, welche ohnehin eine gedrückte Stellung einnahmen, ein, um Priesterämter bei dem Götzendienste, vielleicht mit Gewissensbissen, zu versehen. Lügenpropheten fehlten auch nicht, dieser Scheußlichkeit das Wort zu reden. Welche noch so schlechte Sache, wenn sie die Gunst der Großen genießt, hat nicht beredte Zungen gefunden, sie nicht bloß zu beschönigen, sondern noch zu rechtfertigen und als das einzig Wahre und Heilsame zu empfehlen? Dieser Zustand, der lange dauerte, hätte nichts weniger zur Folge gehabt, als das völlige Vergessen der ganzen Vergangenheit, den Untergang des Volkes als Träger der Segnungen, welche dem

ganzen Menschengeschlechte zu Gute kommen sollten. — Denn was bedeutet Jehuda und Israel ohne diese Trägerschaft? Es wäre zu den winzigen götzendienerischen Völkerschaften herabgesunken, welche ohne Jehudas Geschichtsurkunden dem Gedächtnisse der Menschen unbekannt geblieben wären.

Glücklicherweise gab es bereits, in Jerusalem wenigstens, eine erstarkte Partei, welche die von der Hofpartei so verachtete und verhöhnte Lehre von einem geistigen Gotte und von sittlich-keuschem Wandel und die alten Erinnerungen hoch hielt, einen schroffen Gegensatz gegen die Vertreter des Götzentums bildete und entschlossen war, ihre Überzeugung mit dem Blute zu besiegeln. Jene „Gottesschüler", welche der Prophet Jesaia wie seine Kinder belehrt und herangebildet hatte, jene Psalmisten, welche unter Hiskija Jubellieder über die Errettung des Volkes in schönen Weisen ertönen ließen, jene sanftmütigen Dulder, welche durch denselben König zu Ehren erhoben worden waren, ferner die Priester aus dem Hause Zadok, die sich an dem unflätigen Götzentume nicht verunreinigen mochten, und ganz besonders die Propheten, welche Jesaias goldene Beredsamkeit zur glühenden Begeisterung für das ewige Erbe Jhwhs erweckt hatte, sie bildeten, wenn auch der Zahl und der Lebensstellung nach eine winzige, doch durch ihre Festigkeit starke Partei. Man kann sie die Propheten- oder Anawitenpartei nennen; sie selbst nannte sich „Gemeinde der Geradewandelnden". In dieser Gemeinde war die Überzeugung lebendig: daß das Götzentum aller Völker, auch der weisesten, eitel und nichtig, eine Torheit und Verblendung sei, daß Gott nicht mit den Mächtigen und Starken, sondern mit den Schwachen sei, daß er sich der Witwen und Waisen annehme, und auch den Fremdling liebe. Wenn in der früheren Zeit noch die dunkle Vorstellung vorhanden war, daß die Götter der Völker, allerdings dem höchsten Gotte untergeordnet, doch eine gewisse Bedeutung und Wesenhaftigkeit besäßen, so drang in dieser Zeit und in diesem Kreise die Überzeugung von der völligen Nichtigkeit der Götter durch. Sobald diese Wahrheit, wenn auch nur in einer kleinen Gemeinde Wurzel geschlagen hatte, so war ihr endlicher Sieg gewiß.

An diesen Kreis traten durch die neue Wendung unter Manasse schwere Prüfungen heran. Das Geringste war, daß diejenigen aus demselben, welche Hiskija in Ämter eingesetzt hatte, von der Hofpartei aus ihrer Stellung verdrängt wurden, daß Ahroniden aus der hohenpriesterlichen Familie Zadok aus dem Tempel gewiesen und ihrer Einnahmen von den Opfern und Gaben verlustig gingen. Die Leviten, welche bei dem Opferdienste Hand anlegen mußten und den Priestern untergeordnet waren wurden wohl gleich den Tempelsklaven zum Götzendienste gezwungen. Es traf aber die Treuen noch Härteres.

Durften sie schweigen zu dieser Umkehr aller Ordnung, durften sie die Entweihung des die Heiligkeit vertretenden Tempels durch unzüchtige Bildnisse mit ansehen, ohne im innersten Wesen von Schmerz ergriffen und von Eifer hingerissen zu werden? Sie schwiegen keineswegs. Die Propheten dieser Zeit erhoben laut ihre Stimme dagegen, und andere Glieder dieses Kreises haben wohl auf andere Weise ihren Abscheu vor der Frechheit der Hofpartei und ihre Ermahnung zu erkennen gegeben. Aber die Fürsten Jehudas und der König Manasse schreckten vor keinem Frevel zurück. Sie erstickten die Prophetenstimmen in Blut. Wie die verruchte Isebel ließen auch sie die Propheten durchs Schwert umkommen. Die Namen dieser Märtyrer für die lautere Gottes- und Sittenlehre sind nicht bekannt geworden. Eine Sage erzählt, Manasse habe den großen, bereits in hohem Alter stehenden Jesaia zersägen lassen.

Jesaia hat indes schwerlich die schändliche Regierung erlebt, aber seine Jünger sind ihr wohl zum Opfer gefallen. Manasse oder seine Diener oder Herren vergossen so viel unschuldiges Blut, daß (wie die Quelle es bezeichnet), Jerusalem bis über den Rand davon voll war. Denn nicht bloß diejenigen, welche ihren Unwillen gegen die Frevel laut werden ließen, fielen durchs Schwert, sondern auch ihre Kinder.

Prophetische Reden haben sich aber aus dieser unglücklichen Zeit nicht erhalten, vielleicht nur die des Micha aus Marescha (Micha II.). Den eifervollen Gottesmännern wurde nicht Zeit gelassen, ihre Reden aufzuzeichnen. Der gewaltsame Tod machte ihre Hand erstarren, ehe sie noch zum Griffel greifen konnten, oder sie mußten ihre Gedanken zweideutig verschleiern. Als sollte die traurige Zeit der Vergessenheit verfallen, haben auch die Geschichtsschreiber sehr wenig von den öffentlichen Vorgängen in derselben aufgezeichnet. Eine, Jehuda tief berührende Begebenheit fiel in Manasses Regierung vor, und die Geschichtsschreiber haben sie gar nicht oder nur andeutungsweise erwähnt.

Einer der Söhne Sancheribs, welcher durch Brudermord sich des assyrischen Thrones bemächtigt hatte, Assar-Haddon (um 680 bis 668), benutzte die Verwirrung und den Bürgerkrieg, welcher in Babylonien ausgebrochen war und mehrere Jahre dauerte das assyrische Mutterland wieder seinem Zepter zu unterwerfen. Dadurch gekräftigt, nahm Assar-Haddon wieder den Kriegszug nach Ägypten auf, dessen Eroberung sein Vater hatte aufgeben müssen. Einige seiner Feldherrn scheinen indes an der jehudäischen Meeresküste gelandet zu sein und durch Drohungen Manasse zur Unterwerfung bewogen zu haben. Dieser begab sich wohl persönlich zu ihnen, um einen erträglichen Frieden zu erlangen, wurde aber, wie

erzählt wird, lebend zum Gefangenen gemacht und in Ketten geschlagen nach Babel abgeführt. Es war ein schlimmes Vorzeichen für das Haus Davids, welches seinem Ursprunge untreu geworden war. Der Sohn Sancheribs hat in derselben Zeit Gefangene der Länder, die er unterjocht hatte, aus der Stadt Babel, Chutha und andern, nach dem Gebiete von Samaria verpflanzt. Dieses Ereignis, das für den Augenblick für Jehuda bedeutungslos war, sollte in der Zukunft folgenreich werden. Diese Exulanten, welche von der Hauptbevölkerung „Chuthäer“ und von ihrem Aufenthalte „Samaritaner“ genannt wurden, nahmen allmählich israelitische Gebräuche an, wahrscheinlich von dem kleinen Reste der Israeliten, welche nach dem Untergange des Zehnstämmereiches noch zurückgeblieben waren. Die Chuthäer wallfahrteten nach der geheiligten Stätte von Bethel, wo noch israelitische Priester den Dienst verrichteten. Man erzählte sich später, die Fremden im Samaritanischen, von Löwen angefallen, die sich während der Verödung des Landes angesammelt hatten, hätten von einem assyrischen Könige sich einen israelitischen Oberpriester ausgebeten, weil sie den Anfall der wilden Tiere dem Zorne des Landesgottes zugeschrieben hätten. Der König habe ihren Wunsch befriedigt und ihnen einen Oberpriester gesandt, der seinen Sitz in Bethel beim alten Tempel Jerobeams eingenommen habe. Die Chuthäer fuhren aber dabei fort, ihre Götzen zu verehren, einige unter ihnen Menschen zu opfern, und wurden solchergestalt Halbisraeliten und Halbheiden. Assar-Haddon unterwarf darauf ganz Ägypten, setzte eigene Befehlshaber über das Nilland und brachte Siegeszeichen, darunter auch steinerne Ungetüme der Sphinxe, nach Assyrien.

Manasse selbst wurde, wie erzählt wird, aus der Gefangenschaft entlassen und in seine Heimat zurückgesendet von Assar-Haddon oder seinem Nachfolger. Gebessert kehrte er wohl nicht zurück. Der Götzendienst und die durch Unsittlichkeit und grausame Verfolgungssucht herbeigeführten Zustände dauerten bis an sein Lebensende. Als er starb (641), wurde er nicht wie seine Vorgänger in der Davidstadt, sondern in dem Garten Uzza, bei dem Königspalaste, begraben, wahrscheinlich unter dem Schutze eines daselbst aufgestellten Götzenbildes.

Auf ihn folgte sein Sohn Amon (640 bis 639), der zwar bei seiner Thronbesteigung älter als sein Vater war (zweiundzwanzig Jahre), aber auch nicht mehr Einsicht, als sein Vater bei seinem Regierungsanfange gehabt zu haben scheint. Das götzendienerische Unwesen mit allen seinen sittenverderbenden Folgen bestand unter ihm fort. Indessen er regierte eine so kurze Zeit, daß wenig von ihm, seinen Taten und Gesinnungen kund geworden ist.

Aus welchem Grunde waren die Großen seines Palastes unzufrieden mit ihm? Seine Diener, d. h. der Palasthauptmann und die übrigen, ihm nahestehenden Hofbeamten, verschworen sich gegen Amon und töteten ihn in seinem Palaste (639). Beim Volke scheint aber Amon beliebt gewesen zu sein; denn es rottete sich zusammen, warf sich auf die Verschworenen, tötete sie und setzte dessen achtjährigen Sohn Josia zum Könige ein (638 bis 608). Dieser Thronwechsel hat anfangs keine Veränderung herbeigeführt. Im Namen des unmündigen Königs herrschten wieder die Fürsten Jehudas und die Königssöhne, und diese verharrten in den unter Manasse angebahnten Verkehrtheiten und suchten sie zu verewigen. Als genügte der unzüchtige Baal- und Astartekultus, die babylonische Sternenanbetung und der scheußliche Dienst des Moloch durch Kinderopfer noch nicht, führten sie götzendienerische Bräuche, von noch andern Völkern entlehnt, ein. Da nun damals Ägypten unter dem Könige Psammetich wieder geeint und erstarkt war, so buhlten die jehudäischen Fürsten um seine Gunst und glaubten sie am sichersten durch Annahme des ägyptischen Wesens oder Unwesens erlangen zu können. So fand der ägyptische Tierkultus in Jerusalem Eingang. Im Eingange der Stadt waren Altäre für Böcke aufgerichtet. Gewalttätigkeit und Ungerechtigkeit dauerten während Josias Minderjährigkeit neben dem Götzentume fort.

Dieses Übermaß von Verkehrtheit erzeugte unter Josia eine Reihe von Propheten, welche der verhöhnten reinen Lehre und dem geschmälerten Rechte ihren Mund und ihren Feuereifer liehen und eine günstige Wendung herbeiführten; darunter auch eine Prophetin, deren Aussprüche, wie die Deborahs, gesucht waren. Der älteste unter dem späten Nachwuchse der Propheten war Zephanja. Er stammte aus Jerusalem aus einer angesehenen Familie. Unerschrocken geißelte er die Gebrechen seiner Zeitgenossen, ganz besonders die der Großen und der Königssöhne, welche in Nachäffung des Ausländischen einen Ruhm gesetzt hatten. Wie die alten Propheten Amos und Joel verkündete er das Hereinbrechen eines „furchtbaren Tages des Herrn." Auch über die andern Völker verkündete Zephanja Unheil, über das Philisterland, über Ammon und Moab, welche stolz auf das jehudäische Volk herabblickten. Besonders aber dem stolzen Ninive prophezeite er einen schmählichen Untergang.

Zur selben Zeit begann in der Tat das allmähliche Sinken Assyriens von seiner Höhe. Die Völker, die nicht schon früher abgefallen waren, lösten sich unter dem vorletzten assyrischen Könige los, oder wurden von den Medern zum Abfalle gezwungen, um von ihnen unterjocht zu werden. Der zweite medische König Phraortes unterwarf Volk auf Volk, zuletzt auch die Perser und mit

diesen vereint unternahm er einen Feldzug gegen Ninive. Indessen waren die Assyrier, obwohl von Bundesgenossen verlassen, noch stark und kriegerisch genug, dem medischen Heere eine Niederlage beizubringen (635), wobei Phraortes das Leben verlor. Aber sein Sohn Kyaxares, der noch unternehmender und kühner als sein Vater war, beeilte sich den Tod des Vaters zu rächen, sammelte ein zahlreiches Heer, das er nach den verschiedenen Waffengattungen einteilte, fiel in Assyrien ein, schlug das feindliche Heer und rückte vor Ninive (634). Während er aber die assyrische Hauptstadt belagerte, ereilte ihn die Kunde, daß rauhe, wilde, häßliche Horden ohne Zahl aus den Steppen des Don, der Wolga, des Kaukasus und der Umgebung des Kaspisees, die wilden Scythen oder Saken, mit einem Gefolge unterjochter Völkerschaften in Medien eingefallen waren und weit und breit zu Roß umherschweiften, raubend und plündernd, sengend und brennend und kein Menschenleben schonend. Kyaxares war dadurch gezwungen, die Belagerung von Ninive aufzuheben und sein Heer zur Sicherheit seines eigenen Landes zurückzuführen. Er war aber nicht imstande die Horden zu besiegen, sondern mußte Tribut zahlen. Dieses Wandervolk der Scythen, das auf Raub und Anhäufung von Schätzen ausging, überzog auch Assyrien mit Verheerung. Von Assyrien aus wendeten die Scythen sich westwärts zu den reichen Städten Phönikiens, zogen dann die Meeresküste entlang ins Philisterland (um 632), in der Absicht, auch Ägypten zu überschwemmen, dessen Reichtümer sie angezogen. Der König Psammetich bewog sie indes durch reiche Schätze von seinem Lande abzustehen. Ein Haufen blieb im Philisterlande und verbrannte den Tempel der assyrischen Göttin der Unzucht (der Mylitta). Von Philistäa aus schwärmten die Scythen wohl auch in das benachbarte Land Jehuda, richteten auch da Verheerungen an, schleppten die Herden der Hirten weg und verbrannten Städte und Dörfer. Jerusalem scheinen sie aber nicht betreten zu haben, wahrscheinlich ging ihnen der junge König Josia entgegen und bewog sie durch Überreichung von Schätzen, die Hauptstadt zu verschonen.

Diese Schreckenszeit, in welcher stets schauerliche Gerüchte von verbrannten Städten, grausam getöteten Menschen die Völker weit und breit mit Entsetzen erfüllten, machte in Jehuda einen gewaltigen Eindruck. Wenn nicht die Vorausverkündigungen der Propheten, so haben doch die Tatsachen selbst die Verkehrtheiten des Götzentumes augenfällig als Torheit erkennen lassen! Haben die Götter der Assyrier, Babylonier, Phönikier, der Philister diese Völker vor dem Anpralle der wilden Scythen retten können? Eine Sinnesänderung trat infolgedessen wenigstens unter der Bevölkerung Jerusalems ein und am tiefsten im Gemüte des Königs Josia. Er war von Natur mild,

fromm und empfänglich; nur aus Gewohnheit hatte er den götzendienerischen Unfug bestehen lassen. Die gewaltigen Ereignisse machten ihn aufmerksam, daß er und sein Volk auf verkehrten Wegen wandelten. Er wagte indes nicht, zu einer bessern Überzeugung gelangt, das Götzentum aus der Hauptstadt und dem Lande, welches länger als ein halbes Jahrhundert seit der Regierung seines Großvaters eingeführt war, zu beseitigen. Die Fürsten Jehudas mochte er nicht gegen sich reizen. Es gehörte dazu ein heldenhafter Entschluß, und dazu konnte sich Josia nicht aufraffen. Es galt also ihn zur Tat, zur Geltendmachung seines königlichen Ansehens über seine Umgebung, die ihn umstrickte, aufzurütteln. Die Prophetenpartei arbeitete auf dieses Ziel hin, Josia zu bewegen, die Verehrungsweise des ureigenen Gottes und die Beseitigung des fremden Kultus durchzusetzen. Indessen nur nach einer Seite tat er einen Schritt; er unternahm den Jhwh geweihten Tempel seiner Vereinsamung und seiner Baufälligkeit zu entreißen. Infolge der Einführung der fremden Kulte war der Haupttempel, wenn auch nicht ganz vernachlässigt, so doch weniger beachtet worden. Gab es doch viele Stätten der Verehrung, so viele Götter, so viele Städte. Die Mauern, Hallen und Gebäude des Tempels bekamen Risse und drohten einzustürzen, die Verzierungen waren verunstaltet. Wer sollte sich darum kümmern? Die Ahroniden, denen die Obhut des Tempels anvertraut war, hatten sich für die fremden Kulte verkauft, und die Treugebliebenen, die Nachkommen Zadoks, waren in Ungnade gefallen und aus dem Tempelumkreise verbannt. Diesem äußerlichen Verfall suchte Josia zunächst zu steuern. Er berief Ahroniden und Leviten zum Tempeldienste und trug ihnen auf (um 627) für die Sammlung der Spenden zur Ausbesserung des Tempels Sorge zu tragen. An die Spitze derselben stellte er den Hohenpriester Hilkija, Sohn des Meschullam, aus dem Hause Zadok. Wie sollten aber die Kosten für die Ausbesserung zusammengebracht werden? So erkaltet war die Liebe der Reichen gegen den Tempel, oder so verarmt war die Bevölkerung durch die Räubereien der Scythen geworden, daß auf freiwillige Spenden, wie zur Zeit des Königs Jehoasch ungefähr zwei Jahrhunderte vorher, nicht gerechnet werden konnte. So mußte förmlich um Gaben und Spenden für die Ausbesserung des Heiligtumes gebettelt werden. Levitische Pfortenhüter gingen durch Stadt und Land von Haus zu Haus und baten um Beiträge dafür.

Indessen so eifrig sich auch der König Josia um den Tempel kümmerte, so fehlte ihm doch die Entschlossenheit, gegen die Verkehrtheit des Götzentumes vorzugehen. Es mußten erst andere Ereignisse auf Josia eindringen, ehe er sich dazu ein Herz faßte. Von zwei Seiten kam der Anstoß, der den König bewog, diesen letzten Schritt

zu tun: von einem Propheten, welcher im zarten Jugendalter eine kräftige und überwältigende Sprache führte, und von einem Buche, welches dem Könige seine Halbheit augenscheinlich machte. Beide haben mit siegreicher Gewalt in einem größern Kreise eine bessere Gesinnung herbeigeführt und der alten Lehre Jugendlichkeit und den Schmelz der Poesie verliehen. Der Jüngling war der Prophet Jeremia und das Buch war eine neue Offenbarung oder vielmehr die neue Auslegung zur alten Offenbarung des Gesetzes.

Jeremija, Sohn des Ahroniden Hilkijah (geb. 645 bis 640, starb 580 bis 570) stammt aus der kleinen Stadt Anatoth (1½ Stunde nordöstlich von Jerusalem) im Stamme Benjamin. Er war von Hause aus, wenn auch nicht mit Gütern gesegnet, so doch nicht arm. Reich und voll war aber Jeremias Seele, klar gleich einem hellen Spiegel oder einer grundtiefen sprudelnden Quelle. Von Gemüt weich und zur Traurigkeit geneigt, machte der sittlich-religiöse Zustand seiner Umgebung schon in zarter Jugend einen wehmütigen Eindruck auf ihn. Das Falsche, Verkehrte, Unwürdige war seiner Seele zuwider und erfüllte ihn, wo er es bemerkte, mit Trauer. Seine Landsleute, die Priester aus Anatoth, haben ihn, seitdem er zu wirken begann, mit so glühendem Hasse verfolgt, daß sie unmöglich die Richtung seines Geistes vorgezeichnet haben können. Wohl aber haben die hinterlassenen Schriften der ältern Propheten Einfluß auf seine Stimmung und Gesinnung geübt. Er vertiefte seine Seele so sehr in sie, daß er ihre Gedanken, Wendungen und Worte wie eigene gebrauchte. Diese Beschäftigung mit der schriftlichen prophetischen Hinterlassenschaft gab seinem Geiste die Richtung, erfüllte ihn mit erhabenen Vorstellungen von Gott und der sittlichen Weltordnung, von Israels großer Vergangenheit und seiner Bedeutung für die Zukunft und lehrte ihn, das Niedrige und Unsittliche zu hassen, so wie das Törichte und Nichtige des Götzentumes zu verachten.

Mit dieser erhabenen Anschauung erfüllt, fühlte er sich in seiner Umgebung, in der kleinen Stadt Anatoth wie fremd. Mit einem Male kam der prophetische Geist über ihn. Deutlich vernahm er eine Stimme, wie einst Samuel im Zelttempel zu Silo, die ihm zurief: „Ehe ich dich im Mutterleibe gebildet, habe ich dich erkannt, und ehe du den Mutterschoß verlassen, habe ich dich geweiht, zum Propheten für die Völker habe ich dich bestimmt.“ Schüchtern erwiderte er darauf: „O, weh Herr, Ihwh! Ich verstehe ja nicht zu sprechen, denn ich bin jung,“ darauf die Stimme: „Sprich nicht, ich bin jung, sondern gehen sollst du, wohin ich dich senden und sprechen sollst du, was ich dir auftragen werde.“ Zugleich fühlte er seinen Mund wie von einer Hand berührt und es sprach: „Ich habe meine

Worte dir in den Mund gelegt. Sieh'! ich setze dich heute über Völker und Reiche, Zerstörung, Zertrümmerung, Vernichtung und Einsturz zu verkünden, aber auch Wiederaufbau und Anpflanzung." Da erblickte er bedeutungsvolle Gesichte, welche ihm die Deutung nahe legten: „daß das Unglück von Norden her über die Bewohner Jerusalems und des Landes schnell hereinbrechen werde." Zum Schlusse wurde er ermahnt, stark zu sein, sich nicht zu fürchten, zu sprechen gegen die Könige, Fürsten, Priester und das Volk. Sie würden ihn zwar anfeinden, aber ihm so wenig beikommen können, wie einer Säule von Eisen oder einer Mauer von Erz.

Solchergestalt war Jeremijas Weihe zum Propheten, und er teilte sie andern mit, entweder in Anatoth oder in Jerusalem. Seine Redegabe hält zwar keinen Vergleich aus mit der künstlerischen Beredsamkeit des Sohnes Amoz'. Aber was ihr an Schönheit und Schwung abgeht, das ersetzt sie durch Gemeinverständlichkeit und Bestimmtheit. Die Zeit erforderte eine andere Art Beredsamkeit als früher. Die sittlichen Schäden waren tief in das Volksleben eingedrungen, und es war Gefahr im Verzuge, wenn nicht schnelle Heilung versucht würde. Jeremija sprach auch nicht mehr wie die frühern Propheten zu einem gebildeten, kleinen Kreise, sondern zum ganzen Volke. Für dieses wären künstlerische Feinheiten der Rede übel angebracht. Deutlich und faßlich mußte gesprochen werden, damit die Rede wirken sollte, und so sprach Jeremija meistens in schlichter Prosa, nur hin und wieder flocht er rednerische Blumen ein. Noch eine andere Eigentümlichkeit zeichnete Jeremijas prophetische Reden aus Die meisten Propheten der frühern Zeiten verkündeten im Halbdunkel von einer entfernten Zukunft, prophezeiten einen „fürchterlichen Tag des Herrn", welcher eine völlige Umwälzung herbeiführen werde, und darauf werde eine ideale Zeit für Israel anbrechen. Die Strafandrohungen und die Heilsankündigungen der alten Propheten mit alleiniger Ausnahme Jesaias waren daher unbestimmt gehalten. Dadurch hatte die zu Spott geneigte Bevölkerung Jerusalems die prophetische Unheilsverkündigung in den Wind geschlagen. „Die Tage werden sich hinziehen und die Prophezeiungen werden sich nicht erfüllen" sprach sie, oder „sie prophezeien für entlegene Tage und entfernte Zeiten." Dieser spöttischen Gleichgültigkeit gegen die prophetische Verkündigung sollte Jeremija entgegenarbeiten. Er sollte das Strafgericht über Jehuda und Jerusalem für die nächste Zukunft vor Augen führen, es sollte sich noch zu seiner Zeit vollziehen. Mehr als seine sämtlichen Vorgänger war Jeremija mit einer unwiderlegbar wunderbaren prophetischen Vorschau begabt. Er verkündete zuerst von Jahr zu Jahr, später, als das tragische Verhängnis näher rückte, von Monat zu Monat die Ereignisse im Voraus, und seine Vorschau erfüllte sich

mit staunenswerter Bewährung. Nicht in zweideutigen Traumgesichten erblickte er die Zukunft, sondern am lichten Tage, mit wachen Sinnen und im Verkehre mit der Außenwelt. Darum sprach er nicht in Rätseln, deutete nicht künstliche Anspielungen an, sondern nannte die Dinge beim rechten Namen.

Diese sonnenhafte Prophetenseele hatte von der zuerst empfangenen Anregung an, in Josias dreizehntem Regierungsjahre (626), ein Jahr nachdem sich dieser König ein wenig aus der trägen Gewohnheit aufgerafft hatte, die schwere Aufgabe, fast ein halbes Jahrhundert hindurch das verirrte Volk auf den rechten Weg zurückzuführen. Sobald der Auftrag an Jeremija herangetreten war, ohne Menschenfurcht zu sprechen, schwand auch seine Schüchternheit und Weichheit. Er schilderte selbst die Empfindungen, welche der prophetische Geist in ihm hervorgerufen hatte. Es glühte in ihm wie Feuer, und hämmerte in ihm wie mit einer eisernen Keule, welche Felsen zerschmettert. Seine erste Rede gegen den Abfall des Volkes von seinem eigenen Ursprunge, gegen das götzendienerische Unwesen und gegen die unsittlichen Gräueltaten ist von hinreißender Kraft. Solche Worte aus einem jungen Munde können ihren Eindruck nicht verfehlt haben. Einige edle Familien wendeten sich von dem wüsten Treiben ab und bekehrten sich zu dem von Jeremija und andern Propheten bekannten Gott. Die Familie S ch a p h a n , welche eine hohe Stelle einnahm, schloß sich der Prophetenpartei an und verteidigte sie mit Nachdruck.

Der König Josia betrieb indes die Wiederherstellung des baufälligen Tempels mit Ernst. Er gab (621) dreien seiner hohen Beamten, darunter dem Listenführer S ch a p h a n , den Auftrag, den Hohenpriester Hilkija zu bestimmen, die gesamten Beiträge endlich zu ihrem Zwecke zu verwenden. Als dieser die Beiträge ablieferte, übergab er Schaphan zugleich eine große Rolle, mit den Worten: „Das Gesetzbuch habe ich im Tempel gefunden.“ Schaphan las die ihm eingehändigte Rolle und war von dem Inhalte derselben so betroffen, daß er dem Könige bei der Berichterstattung über die gesammelten Beiträge zugleich von dem Funde desselben Mitteilung machte. Dieses merkwürdige Buch hatte eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht.

Die Rolle oder das Gesetzbuch, welches der Hohepriester Hilkija durch Schaphan dem Könige überbringen ließ, gibt sich als ein letztes Vermächtnis des gesetzgebenden Propheten Mose aus, das er dem von ihm erzogenen Volke vor seinem Scheiden ans Herz gelegt. Es hat eine geschichtliche Einleitung und einen geschichtlichen Nachtrag; es führt nämlich die Geschichte bis zu Moses Tod und noch darüber hinaus. Es nennt sich selbst die z w e i t e L e h r e oder das z w e i t e G e s e t z b u c h (Deuteronomium).

Ein Gesetzbuch mit gewinnender Herzlichkeit und milder Innigkeit ist gewiß eine seltene Erscheinung. Die Gesetze pflegen sonst kalt, strenge und barsch zu sprechen und zugleich einen drohenden Finger zu zeigen „du sollst oder sollst nicht, oder du unterliegst einer strengen Strafe" So spricht die unter Josia aufgefundene Gesetzgebung — man nennt sie die deuteronomische — nicht. Sie ermahnt, warnt und bittet förmlich, dieses zu tun und jenes zu lassen, sie droht nicht, sondern weist auf die unheilvollen Folgen der Übertretung hin. Sie redet die Sprache eines liebevollen Vaters, welcher seinem Sohne große Ziele steckt und ihn warnt, nicht durch eigene Schuld seine große Zukunft zu verscherzen und dadurch in Verachtung und Schmach zu geraten. Ein angenehm fächelnder Hauch weht aus dem deuteronomischen Gesetzbuche.

Bei der Vergegenwärtigung der ältern Geschichte führt es den Faden derselben nicht der Zeitreihe nach vor, sondern wählt außer der Ordnung solche Begebenheiten heraus, welche zur Bekräftigung wichtiger Lehren als tatsächliche Beweismittel dienen sollen. An die Erinnerung an solche wichtige Vorgänge in dem Leben des israelitischen Volkes knüpft es Ermahnung oder Warnung an; die Geschichte der Vorzeit soll die Lehrerin des spätgeborenen Geschlechtes sein. Vier Gedanken will das deuteronomische Gesetzbuch ganz besonders eingeprägt wissen. Die Erhabenheit Gottes, die Berufsgröße des israelitischen Volkes, den tiefen Stand des lebenden Geschlechtes unter seinem Berufe und endlich die Vergegenwärtigung der Folgen dieses ungelösten Gegensatzes. Den Gott Israels stellt es dar als hocherhaben über alle Wesen, der mit den von den Völkern als Gottheit verehrten Wesen keinen Vergleich zulasse: „Dir ist augenscheinlich gezeigt worden, daß Jhwh allein Gott im Himmel oben und auf Erden unten, es gibt sonst keinen." Auf die Einzigkeit und Ausschließlichkeit dieses Gottes legt das deuteronomische Buch ein besonders Gewicht. „Höre Israel, Jhwh unser Gott, Jhwh ist einzig." Dieser Gott hat Israel mit besonderer Fürsorge in vergangenen Zeiten geleitet, wie ein Vater seinen Sohn trägt. Zweck dieser Auserwählung und fürsorglichen Leitung ist, daß Israel ein heiliges Volk sein soll. Das deuteronomische Buch will ferner dem lebenden Geschlechte zum Bewußtsein bringen, daß das Volk hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben, und daß es die gnadenvolle Rettung Gottes nicht im geringsten verdiene. Widerspenstig, widersprechend und hartnäckig sei es von seinen Anfängen an gewesen bis auf den heutigen Tag, habe immer noch kein Auge zu sehen, kein Ohr zu hören, kein Herz zu merken. Endlich sollte auch den unverbesserlichen Geschlechtern durch den Geschichtsgang

vor Augen geführt werden, daß auf den Abfall von seinem Gotte stets Strafe gefolgt sei. Denn Gott sei zwar ein Gott der Treue, der sein Wort und seine Gnade für die ihn Liebenden und seine Gesetze Befolgenden bis ins tausendste Geschlecht bewahre, aber seinen Feinden ins Angesicht vergelte.

Wie eine neue Offenbarung oder wie eine neue Erkenntnis klingt es aus dem ermahnenden Bestandteile des deuteronomischen Gesetzbuches heraus. Es gibt sich selbst als etwas Neues, als ein neues Bündnis, das Gott kurz vor Moses Tod und vor dem Einzug ins Land am Jordan geschlossen, verschieden von dem ersten Bündnis am Horeb.

Das sinaitische Zehnwort ist so einfach und gemeinverständlich, daß auch Sklavenseelen es verstehen könnten. Aber die Vertiefung in den höhern Begriff von Gott und von der Verehrung desselben, wie er sich im Geschichtsgange des Volkes Israels kund gegeben, konnte den gestern noch an di Sklavenkette Geschmiedeten nicht zugemutet werden. Dafür wurden erst ihre Söhne und Enkel reif gehalten. Diesen prägte Mose kurz vor seinem Heimgange in der deuteronomischen Schrift den Begriff der Liebe zu Gott ein: „Ihwh ist einzig, und *du sollst Ihwh, deinen Gott, mit ganzem Herzen, mit deinem ganzen Wesen und mit deiner ganzen Kraft lieben.*“ „Was verlangt, o Israel, dein Gott von dir? Nichts weiter, als ihn zu verehren, in seinen Wegen zu wandeln, ihn zu lieben, ihn anzubeten mit ganzem Herzen und ganzem Wesen.“ Bei allen Völkern der Erde, war die Frömmigkeit eine Tochter der Furcht; der Schauer vor dem Unsichtbar-Gewaltigen, dem rätselhaften Wesen in den Wolken oder in den schauerlichen Plätzen hat die Kniee sinken gemacht, und die Mittel der Gottesverehrung, Altäre, Tempel, Opfer, Riten dienten nur dazu, die Übermächtigen versöhnlich und freundlich zu stimmen. Der Abstand zwischen dem Göttlichen und dem Menschen wurde nach Himmelsfernen gedacht. Das deuteronomische Gesetzbuch offenbarte zuerst die *Liebe zu Gott* als Beweggrund zur Frömmigkeit und Sittlichkeit, und es brachte dadurch den Menschen der Gottheit näher, viel näher. Es machte das Menschenherz zum Tempel, in dem das göttliche Wesen verehrt sein will, und gestaltete sein Verhältnis zu ihm zu einem innigen, wie das des Sohnes zum Vater. Der Mensch braucht nicht mehr vor der Gottheit, wie der Sklave vor seinem finstern Herrn zu zittern, sondern er darf sich ihm in kindlicher Freudigkeit nahen. Diese hehre Erkenntnis von der Liebe zu Gott bildet eine stetige Wiederholung in dem deuteronomischen Buche.

Mit derselben Wichtigkeit, wie die Beseitigung des falschen Göttertums wird die Weise des Gottesdienstes, besonders die Ver-

ehrung des ureigenen Gottes in dieser Gesetzgebung behandelt. Hierbei fällt der verhältnismäßig geringe Wert auf, der auf die Opfer gelegt wird. Allerdings bestimmt die deuteronomische Gesetzgebung, daß nur in einem bestimmten Orte, den Gott auserwählen werde, geopfert werden dürfte, erkennt also den Opferdienst als berechtigt und gottgefällig an. Allein sie will ihn außerordentlich beschränkt wissen. Außerhalb der den Mittelpunkt bildenden Stätte soll gar nicht geopfert werden. Fleisch braucht außerhalb derselben nicht nach hergebrachter Sitte opfermäßig geweiht oder in Weihe genossen, sondern darf schlechthin, Reines mit Unreinem vermischt, verzehrt werden. Dadurch wurde den Privatkultusstätten und Höhen der Boden entzogen.

Das deuteronomische Gesetz wollte also das Volk von den Kultusstätten entwöhnen. Auch das Opferwesen im Haupttempel wollte diese Gesetzgebung beschränkt wissen. Nur der Zehnte, die erstgeborenen Tiere und die Gelübbdeopfer sollten in dessen Räumen opfermäßig genossen werden. „Wenn du unterlassest, Opfer zu geloben, so wird keine Sünde an dir sein. Nur den Ausspruch deiner Lippen sollst du erfüllen.“ In diesem Punkte geht die deuteronomische Gesetzgebung noch weit über die frühere hinaus. Der Zehnte, die Erstgeborenen und die Erstlinge brauchten nicht den Ahroniden übergeben zu werden, sondern der Eigentümer sollte sie selbst im Mittelorte verzehren dürfen. Nur darauf wird Gewicht gelegt, daß die Leviten und auch die Waisen, Witwen und Fremdlinge, welche keinen Bodenbesitz haben und besonders die Sklaven und Sklavinnen zu den Opfermahlen zugezogen werden sollten; sie sollten dadurch als Glieder der opfernden Familie betrachtet werden.

Beim Tempelbesuche wird Gewicht auf das lebendige Wort gelegt. Es soll Dank und Gebet an den Spender des Segens ausgesprochen werden. So oft ein Ackereigentümer mit den Erstlingsfrüchten zum Tempel wallt, soll er vor dem Altar eine Art Bekenntnis aussprechen und in Rückerinnerung an die Befreiung aus Ägypten und an die Besitzergreifung des Landes dafür danken. Und je das dritte Jahr, das Jahr der Zehntelieferung an die Leviten, Fremdlinge und Waisen, soll der Bodenbesitzer vor dem Altar bekennen, daß er seine Pflichten mit dem, was ihm Gott gespendet, gewissenhaft erfüllt und von seinem Eigentume den Bedürftigen gespendet habe und soll nicht bloß für sich, sondern fürs Allgemeine ein Gebet aussprechen.

Die drei Wallfahrten zum Tempel erklärt das deuteronomische Gesetz als F r e u d e n f e s t e, das Fest der ungesäuerten Brote, das Wochenfest und das Hüttenfest. An den Freuden des Mahles sollen wiederum die Besitzlosen teilnehmen. „Du sollst eingedenk

sein, daß du einst Sklave in Ägypten warst," darum sollen die Unglücklichen zur Freude zugezogen werden.

Das Gerichtswesen wird in der deuteronomischen Gesetzgebung mit großer Wichtigkeit behandelt. In allen Städten sollen Richter und auch Schreiber (Schoterim) eingesetzt werden, die einen zum Aussprechen und die andern zur Vollstreckung des Urteils. Die Richter sollen das Recht und nichts als das Recht im Auge haben, keine Rücksicht nehmen und sich vor Bestechung hüten.

Ein Todesurteil soll nur durch übereinstimmendes Zeugnis zweier oder dreier Zeugen gefällt werden. Die Zeugen sollen gründlich und umständlich ausgeforscht werden, ob die Anklage gegen einen Angeschuldigten auch wahr und begründet ist. Die Richter sollen darauf halten, daß nicht unschuldiges Blut vergossen werde und die Schuld nicht ungeahndet bleibe. Sechs Zufluchtsstätten sollen zum Schutze für fahrlässige Mörder bestimmt werden. Todesstrafe setzt das deuteronomische Gesetz außer auf Mord, Götzendienst und Menschenhandel, auch auf Ehebruch und erwiesene Unzucht einer Braut im Hause des Vaters und über einen ungehorsamen, widerspenstigen Sohn, welcher trotz der Erziehung seiner Eltern auf ihre Stimme nicht höre, sich der Völlerei und der Ausschweifung ergäbe. Eine große Strenge schreibt diese Gesetzgebung noch gegen einen überführten falschen Zeugen vor: „Ihm soll getan werden, was er Böses gegen seinen Nächsten ausgesonnen hat" ohne Schonung, Leben um Leben, Auge um Auge, Fuß um Fuß, Hand um Hand. Diese Gesetzgebung will auch im Verbrecher nicht das Menschliche entwürdigt wissen. Der Leichnam eines zum Tode verurteilten, der an einen Baum aufgehängt wurde, soll nicht über Nacht an demselben bleiben, sondern noch an demselben Tage abgenommen und begraben werden. Hat der Richter jemand zur Geißelstrafe verurteilt, so soll ihm nur eine gewisse Anzahl Streiche: „vierzig" zuerteilt werden, nicht mehr, „damit dein Bruder nicht (durch zu viele Streiche und Wunden) vor deinen Augen entwürdigt werde". Züchtigung durch Geißelhiebe soll über einen Verläumder verhängt werden, wenn er zum Beispiel seine heimgeführte Frau fälschlich der Unzucht beschuldigt und einen bösen Leumund gegen eine Tochter Israels verbreitet hat.

Die deuteronomische Gesetzgebung spricht auch vom Königtume und will es durch Beschränkungen unschädlich machen. Der König muß von Gott erwählt, d. h. von einem Propheten bestätigt sein. „Du sollst über dich nicht einen Fremden setzen, der nicht dein Stammverwandter ist." Der König soll nicht viel Rosse halten und nicht mit Ägypten in Verbindung treten, um von dort Rosse einzuführen. Er soll ferner nicht viele Weiber halten, damit sein Herz

nicht ihnen nachhange und von Gott weiche. Er soll endlich nicht Silber und Gold anhäufen. Sein Herz soll sich überhaupt nicht hochmütig über seine Brüder erheben, und er soll stets das Gesetz zur Richtschnur nehmen. Auch ein eigenes Kriegsgesetz enthält dieses Grundbuch. Bei Bekämpfung der eingeborenen kanaanitischen Völkerschaften soll keine Seele am Leben gelassen werden, „damit sie euch nicht lehren, ihre Gräuel nachzuahmen". Dagegen sollen bei der Belagerung von Städten außerhalb des Landes den Bewohnern erst Friedensbedingungen gestellt werden. Wenn sie darauf eingehen, so sollen sie nur tributpflichtig gemacht, sonst aber verschont werden. Wenn sie aber den angebotenen Frieden ausschlagen, und die Stadt erobert wird, so soll alle erwachsene Mannschaft, die Krieger, dem Schwerte überliefert, Weiber und Unmündige dagegen verschont werden. Bei Belagerung einer Stadt sollen die Fruchtbäume verschont und nicht einmal zur Benutzung für das Einschließen zerstört werden. Vom Kriegsdienste und überhaupt von jeder persönlichen Staatsleistung soll jeder Jüngstverheiratete ein Jahr frei sein, „damit er seine Frau erfreuen könne". Dem versammelten kriegsbereiten Heere sollen die Herolde zurufen: „Wer ein neues Haus gebaut oder einen neuen Weinberg gepflanzt oder sich mit einer Braut verlobt hat, soll das Heer verlassen, damit nicht, wenn ein solcher im Kriege fiele, ein anderer dessen liebgewordenen frischen Besitz antrete. Auch den Furchtsamen und Feiglingen soll es freistehen aus dem Heere zu scheiden, damit sie nicht durch ihre Feigheit die Krieger anstecken. Das Kriegslager soll reinlich gehalten und nicht durch Unflat besudelt werden. „Denn Gott (die Bundeslade) zieht mit in deinem Lager, darum soll es heilig sein und nicht etwas Schandbares darin gesehen werden."

Vor allem ist die deuteronomische Gesetzgebung auf das Wohl der Hilflosen bedacht und will die milde Gesinnung der Brüderlichkeit für sie den Gemütern einflößen, ihnen ist ihre besondere Sorgfalt zugewendet. Nicht nur der Zehnte soll ihnen zugewiesen werden, sondern auch sonst ein Teil der Ernte. Wenn der hebräische Sklave am siebenten Jahre zur Freiheit entlassen wird, soll er nicht leer ausziehen, sondern der bisherige Herr soll ihm mitgeben von seiner Herde, seiner Tenne und seiner Kelter. Auch sonst schärft diese Gesetzgebung Milde, Menschlichkeit und Mitleid ein. Ein Sklave, der vom Nachbarlande Zuflucht im Lande Israel genommen und sich vor seinem Herrn gerettet hat, soll nicht ausgeliefert werden. „Er soll bei dir bleiben und sich eine Stadt zum Aufenthalte auswählen, und du sollst ihn nicht bedrücken." Selbst gegen den Feind soll Mitleid geübt werden. „Wenn jemand eine schöne Kriegsgefangene heimbringt, um sie zu ehelichen, muß er ihr einen Monat Frist gestatten, um die

Ihrigen zu trauern, und erst nach Beendigung ihrer Trauerzeit soll sie geehelicht werden. Falls der Herr kein Gefallen mehr an ihr findet, darf er sie nicht als Sklavin verkaufen, sondern soll ihr die Freiheit geben. Beim Ausheben eines Vogelnestes soll der Vogelsteller nicht Mutter samt Küchlein und Eiern nehmen, sondern soll selbst im Tier das Muttergefühl schonen.

Die Beachtung und sorgsame Befolgung aller dieser Gesetze und Vorschriften wird von Mose dem Volke mit besonderem Nachdrucke empfohlen. Denn sie bilden „den Ruhm Israels, seine Weisheit und Einsicht in den Augen der Völker". Diese werden sprechen, wenn sie davon hören werden: „Gewiß, das Volk ist weise und einsichtsvoll."

Es sei auch so leicht, die Gesetze zu befolgen und dadurch das Leben zu gewinnen. Es ist nicht außerordentlich und liegt nicht fern. „Es ist nicht im Himmel, daß du sprächest, „„wer stiege für uns zum Himmel und brächte es uns, damit wir es hören und befolgen."" Und nicht jenseits des Meeres ist es, daß du sprächest: „„wer führe uns über Meer, es uns zu holen,"" sondern es ist dir nah, in deinem Munde und in deinem Herzen, es zu befolgen. „In jedem siebenten Jahre, beim Ausgange des Erlaßjahres soll dieses Gesetz dem ganzen zum Hüttenfeste versammelten Volke, den Männern, Frauen, Kindern und Fremdlingen vorgelesen werden, damit sie sämtlich lernen sollten, den Herrn zu verehren und zu lieben und diese Gesetze zu befolgen. Jeder König in Israel soll bei seiner Thronbesteigung sich eine Abschrift dieses Gesetzes anfertigen lassen, es soll stets in seiner Nähe bleiben, und er soll stets darin lesen.

Mit Recht wird dieses aufgefundene Gesetzbuch, der letzte Ausfluß der sinaitischen Lehre, als etwas Hohes und Seltenes gerühmt. Die Veröffentlichung desselben bildet einen Wendepunkt nicht bloß in der Geschichte des israelitischen Volkes, sondern auch in der aller Kulturvölker. Der Inhalt dieser Gesetze, die Form, in die sie gekleidet sind, die herzliche, väterliche Sprache, die darin herrscht, die Vorschrift, daß sie zu gewissen Zeiten vorgelesen und dem ganzen Volke, auch den Frauen und Fremdlingen, bekannt gemacht werden sollten, alles das wurde von tief eingreifender Bedeutung. Und diese Lehre sollte nicht in einem engen Kreise verbleiben, sondern Gemeingut des ganzen Volkes und auch der ihm zugeneigten Fremdlinge werden. Wiewohl sie auch manche Bestimmungen enthält, welche sich auf Tempel, Opfer, öffentliche Reinheit und Riten beziehen, so legt sie doch auf Gerechtigkeit, Milde, Sittlichkeit und Keuschheit und ganz besonders auf innerliche Frömmigkeit das größte Gewicht.

Mose habe vorausgesehen, erzählt das Buch ferner, daß trotz seiner Warnungen und Ermahnungen das Volk die Lehre doch übertreten werde, und infolgedessen werde am Ende der Tage großes

Unglück über dasselbe hereinbrechen. Das Volk werde aber die Wirkung des Ungehorsams verkennen und die Schuld seinem Gotte aufbürden. In dieser Voraussicht habe er ein Lied vorgetragen und befohlen, es auswendig zu lernen. In diesem Liede ist ausgesprochen, daß das Volk infolge glücklicher Tage ausschreiten und sich Ungöttern, welche seine Vorfahren nicht gekannt, zuwenden und daß ein verworfenes Volk, ein Unvolk, es züchtigen werde. Dann wird es zur Einsicht gelangen, da seine selbstgewählten Götter ihm nicht helfen werden, daß Gott allein, der es so wunderbar geleitet und mit Glück überhäuft hat, tötet und lebendig macht, verwundet und heilt, und daß er es rächen und den befleckten Boden seines Landes sühnen wird.

Erschütternd ist die in dieser Gesetzesrolle enthaltene Strafandrohung für Nichtachtung der Gesetze. Sie reißt den Schleier von der verhüllten Zukunft weg und zeigt die grausenhaften Schrecknisse, welche das Volk und seinen König erwarten, wenn sie auf dem bisherigen Wege verharren sollten. Alle Plagen, welche das Menschenleben zur Verzweiflung bringen können, sind in diesem düstern Bilde in ergreifender Lebhaftigkeit geschildert, Mißwachs, Hungersnot, Wassermangel und Pest auf der einen, Demütigung, Erniedrigung, drückende Sklaverei und Schmach auf der andern Seite, und durch die körperlichen und seelischen Leiden Gebrochenheit des Herzens, Wahnsinn und Stumpfsinn. „Gott wird über dich ein Volk aus der Ferne, von der Erden Ende bringen, das rasch wie der Adler fliegt, ein Volk, dessen Sprache du nicht verstehst, ein freches, herzensverhärtetes Volk, das dir alles rauben und deine festen und hohen Städte — auf die du vertraust — belagern wird. In der Not der Belagerung wirst du das Fleisch deiner eigenen Kinder verzehren. Gott wird dich unter allen Völkern von einem Ende zum andern zerstreuen; dort wirst du Götter von Holz und Stein anbeten, und unter den Völkern keine Ruhe haben, sondern stets ein zitterndes Herz, Seelenschmerz und Verzweiflung haben. Des Morgens wirst du vor Angst sprechen: „„o wäre es doch schon Abend!““ und des Abends: „„wäre es doch schon Morgen!““ Auch dein König, den du dir aufstellen wirst, wird mit dir in Gefangenschaft zu einem dir unbekannten Volke geführt werden.

Dieses eigenartige Gesetzbuch mit seinen herzgewinnenden Ermahnungen und seinem düstern Fernblicke, welches der Hohepriester Hilkija gefunden und dem Listenführer Schaphan vorgelesen und übergeben hatte, brachte dieser eilig zum Könige Josia und las ihm Stellen daraus vor. Betroffen und erschüttert von der Strafandrohung, niedergeschmettert von dem Schuldbewußtsein, daß er solche Übertretungen, wie sie in der aufgefundenen Rolle deutlich angegeben sind, bisher geduldet hatte, zerriß der König vor Schmerz

sein Gewand. Bangigkeit bemächtigte sich seines Herzens, daß die Strafen in Erfüllung gehen könnten, welche darin über Bundesbruch verhängt werden. Selbst ratlos, ließ Josia den Hohenpriester Hilkija kommen, um mit ihm Rats zu pflegen. Auf dessen Empfehlung sandte der König ihn selbst und einige seiner Beamten zu einer Frau, welche wegen ihrer prophetischen Begabung berühmt war, um sie wegen der Zukunft zu befragen. Jeremia wurde wahrscheinlich wegen seiner Jugend und noch nicht anerkannter Bewährtheit übergangen, aber auch der Prophet Zephanja wurde aus unbekannten Gründen nicht befragt. Diese Frau, an die sich der König gewendet hatte, war die Prophetin Hulda, Gattin eines königlichen Beamten, des Gewänderaufsehers Schallum, aus einer alten Familie. Sie ließ den König durch dessen Abgesandte beruhigen, daß das verkündete Unglück über Volk und König nicht in seinen Tagen hereinbrechen werde, weil es den Schmerz der Reue empfunden. Nur darf es nicht bei der Reue bleiben, sondern soll zur Tat schreiten und alle Gräuel des Götzendienstes und alle Laster und Ungerechtigkeiten verschwinden machen.

Beruhigt über das Geschick seines Volkes während seiner Regierung, betrieb der König Josia die Verbesserung der Sitten und Zustände mit außerordentlichem Eifer. Dabei nahm er das aufgefundene Gesetzbuch zur Richtschnur und verfuhr noch viel strenger und gründlicher als Hiskija mit der Aufräumung des Götzentums. Er berief zunächst in den Tempel die Ältesten des Volkes aus der Hauptstadt und vom Lande und selbstverständlich das ganze Volk der Hauptstadt, Priester und Propheten, selbst die niedrig gestellten Holzhauer und Wasserschöpfer des Tempels und ließ vor allen den Inhalt des aufgefundenen Gesetzbuches vorlesen, während er bei der Vorlesung auf einer Säulenkanzel stand, welche im Tempel für die Könige angebracht war. Der König ließ ferner ein förmliches Bündnis schließen, daß sämtliche Anwesende sich verpflichten mögen, alle diese vernommenen Gesetze und Vorschriften mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele zu erfüllen. Dabei wurden die Worte laut gerufen: „Fluch über denjenigen, welcher die Worte dieses Bündnisses übertreten sollte!“ Sämtliche Anwesende riefen dabei: „Amen.“ In des Königs Auftrage wurde der Unflat der verschiedenen Götzenkulte beseitigt. Das schandbare Astartebild, welches Manasse in den Tempel gestellt hatte, die Altäre und die Zellen für die Tempeldirnen, die Sonnenrosse im Eingange zum Tempel, endlich die Altäre für den Gestirndienst, alles wurde beseitigt, zerstört, im Tale Kidron verbrannt und die Asche auf die Gräber der niedern Volksklasse zerstreut. Die Stätte im Tale Hinnom, wo die Kinder geopfert wurden, ließ Josia verunreinigen. Dann wurden sämtliche Höhenaltäre im Lande

aufgehoben. Die Priester der Götzen und der Höhenaltäre wurden abgesetzt, die von levitischer Abstammung mußten in Jerusalem weilen, um überwacht werden zu können, durften aber nicht opfern, erhielten indes ihren Anteil von den Abgaben an die Ahroniden. Die fremdländischen Priester, welche bei den fremden Kulten fungiert hatten, wurden außer Landes verwiesen. Eine grausame Ausnahme machte Josia mit den israelitischen Priestern in Bethel, welche noch den von Jerobeam eingeführten Kultus des Stierbildes fortgesetzt und zur Verirrung der Israeliten Anlaß gegeben hatten. Diese Priester ließ er auf den dort befindlichen Altären töten und die Altäre selbst durch Menschengebeine entweihen. Weil von Bethel aus die Verkennung und Verkümmerung der uralten Gotteserkenntnis ausgegangen war, gab Josia hier ein abschreckendes Beispiel. Die wenig schuldigen Enkel mußten, wie so oft, für die schuldvollen Vorfahren büßen. Das war das Ende des Stierkultus von Bethel. Der König selbst leitete die Entweihung der Afterheiligtümer von Bethel.

Im Frühlingsmonate desselben Jahres (621) rief Josia das ganze Volk zusammen, das Passahfest nach Vorschrift des Gesetzes in Jerusalem gemeinschaftlich zu begehen. Es stellte sich jetzt, nicht wie zu Hiskijas Zeit, gezwungener Weise dazu ein, sondern beteiligte sich freiwillig dabei. Erhebende Psalmen mit Begleitung von Saitenspiel und Gesang aus dem Munde der Leviten machten dieses zum ersten Male in Zahl und Gemeinschaft des Volkes und mit willigem Sinne begangene Fest ganz besonders feierlich. So wichtig erschien dem treuen Teile des Volkes Josias tatkräftiges Einschreiten gegen das Götzentum, daß die Prophetenpartei von dieser Zeit an eine neue Zeitrechnung zu zählen anfing. Sie zählte so und so viele Jahre seit der Läuterung des Tempels durch Josia. Auch die gesellschaftlichen Verhältnisse haben sich wohl gebessert. Auf Freilassung der hebräischen Sklaven, welche sechs Jahre im Dienstverhältnisse waren, hat wohl Josia bestanden, da auch dieses Gesetz in der Lehre, die er sich zur Richtschnur genommen hatte, eingeschärft wird. Er mag auch kundige Leviten mit dem aufgefundenen Gesetzbuche in Städte und Dörfer ausgesendet haben, das unwissende Volk zu belehren. Eine wichtige Neuerung soll Josia eingeführt haben. Die Bundeslade, welche bis dahin stets als Schutzmittel in den Krieg mitgeführt und von den Leviten getragen worden war, sollte nicht mehr dazu gebraucht werden, sondern ihrem Zwecke dienen, Mittelpunkt des Tempels zu sein, um im Allerheiligsten zu bleiben. An die Seite der Bundeslade mag er nach Vorschrift das deuteronomische Gesetzbuch, das der König zur Richtschnur genommen, gelegt haben.

Jeremija hatte bei seinem ersten prophetischen Auftreten eine Zeit allgemeiner Zerstörung und Verwüstung verkündet, und daß

auf diese ein Neubau folgen werde. Diese Wendung begann in Josias letzten Jahren. Das Weltreich Assyrien, das so viele Völker unterjocht hatte, sollte dem völligen Untergange entgegengehen und an dessen Stelle neue Großstaaten entstehen. Kyaxares von Medien und Nabopolassar von Babylonien hatten das letzte Band, das ihr Land mit Assyrien verknüpfte, zerrissen und sich unabhängig gemacht. Die zunehmende Schwäche des assyrischen Reiches wollte auch Ägypten benutzen, um zunächst an ihm Rache für die ihm so oft zugefügten Unbilden zu nehmen. Hier gelangte ein kühner König zur Regierung, Necho, Sohn Psammetichs, welcher die ehemalige Macht Ägyptens wieder herstellen wollte. Zu gleicher Zeit traten also damals mehrere hochstrebende Fürsten auf, welche ernstlich daran gingen, Assyriens Weltherrschaft an sich zu bringen. Necho, noch kriegerischer und unternehmender als sein Vater, der durch eine phönikische Flotte zuerst Afrika umschiffen ließ, rüstete ein zahlreiches Heer zu einem großen Kriege aus, um die Libanongegend bis zum Euphrat zu erobern und auch Assyrien zu demütigen. Da sein Nebenbuhler Kyaxares in einen langwierigen Krieg gegen Alyattes von Lydien verwickelt war, gedachte Necho mit Leichtigkeit die syrischen Länder und vielleicht auch Assyrien mit Ägypten vereinigen zu können. Aber diesen Plan konnte er nicht durchführen. Denn Kyaxares schloß mit Alyattes und Nabopolassar ein enges dreifaches Bündnis, das durch die Verehelichung von des lydischen Königs Tochter mit Kyaxares' Sohn und der Tochter des medischen Königs mit Nabopolassars Sohn Nebukadnezar befestigt wurde. Dieses Bündnis war gegen Assyrien gerichtet, das damals von einem den Lüsten ergebenen und verwerflichen König Sardanapal beherrscht wurde. Zu gleicher Zeit zogen die drei mächtigsten Könige der damaligen Zeit (608) zu ausgedehnten Eroberungen aus, Kyaxares und Nabopolassar gemeinschaftlich gegen Ninive und Necho gegen die Euphratländer. Dazu mußte er den Durchzug durch das ehemalige israelitische Gebiet machen. Diesem Zuge stellte sich Josia hindernd entgegen. Er vertraute auf die Hilfe Gottes, dessen Gesetz er mit so vielem Eifer in Jehuda eingeführt hatte. Kaum hatte Necho mit seinem Heere die Mitte der Ebene Jesreel erreicht, so stieß er bei Megiddo auf ein jehudäisches Heer, welches ihm den Weg verlegen wollte. Es kam zu einer Entscheidung der Waffen. Diese fiel höchst unglücklich für Josia aus, sein Heer wurde geschlagen und er selbst tötlich verwundet (608). In Eile brachten die Diener den Körper des vielgeliebten sterbenden Königs nach Jerusalem, und hier angekommen, hauchte er seinen Geist aus. Laute Trauer erhob sich in der Hauptstadt beim Anblicke der Leiche. Als man sie im Garten Uzza, in dem neuem Grabgewölbe der letzten jehudäischen Könige beisetzte, riefen Männer und Frauen

um die Wette weinend und klagend: „O Herr, o Glanz!" — Alljährlich wurde an dem Tage, an dem der letzte vortreffliche König aus dem Hause Davids von Pfeilen durchbohrt, zusammengebrochen war, ein Klagelied wiederholt, welches Jeremija bei dieser Gelegenheit gedichtet hatte. Aufrichtiger ist kein gefallener König beweint worden als Josia. Die unglückliche Schlacht bei Megiddo in der Ebene Jesreel war ein Wendepunkt für Jehudas Geschichtsgang.

Achtes Kapitel.

Die letzten jehudäischen Könige.

(608 bis 586.)

Menschliche Vorsicht, wie weit reicht sie! Kaum über die Spanne Gegenwart hinaus. Josia gedachte, um Jehudas Selbständigkeit zu sichern, der Einmischung Ägyptens in auswärtige Länder Halt zuzurufen, und hat gerade dadurch die Knechtung seines Volkes durch eben dieses Land herbeigeführt. Die verlorene Schlacht bei Megiddo muß das streitbare jehudäische Heer aufgerieben haben; denn es wurde nicht einmal der Versuch gemacht, im Rücken des weiterziehenden Necho einen Aufstand zu versuchen. In dem um den Tod des gefallenen Königs trauernden Jerusalem wurde weiter nichts getan, als daß rasch zur Wahl eines Nachfolgers geschritten wurde. Josia hatte von zwei Frauen drei Söhne hinterlassen, den Erstgeborenen, Eljakim, und zwei jünger geborene Söhne, Schallum und Mathanja. Der Vater scheint dem zweitältesten Sohne die Nachfolge zugedacht zu haben. Um die Absicht des vielbeweinten Königs zu ehren, rief das Volk Schallum zum Könige aus, der zwei Jahre jünger als Eljakim war. Um dessen Königswürde gegen Thronstreitigkeiten zu sichern, wurde er ausnahmsweise gesalbt. Dieser nahm der Sitte gemäß bei seiner Thronbesteigung einen andern Namen an, den Namen Jehoachas (Joachas).

Allein es war bereits so weit gekommen, daß weder der Volkswille einen König einsetzen, noch das heilige Salböl ihn unverletzlich machen konnte; bei einer andern Macht lag die Entscheidung. Necho, dem durch den Sieg bei Megiddo die Oberhoheit über das Land zugefallen war, hatte anders beschlossen. Scheinbar, ohne sich viel um Jehuda zu kümmern, hatte sich Necho in Eilmärschen der Euphratgegend genähert, hatte die zu Assyrien gehörenden Länderstrecken von Aram oder Syrien in Besitz genommen und seine augenblickliche Residenz in Ribla aufgeschlagen. Dorthin begab sich Schallum-Jehoachas zu Necho, um seine Wahl von demselben bestätigen zu lassen und zugleich das Land Jehuda von ihm als Lehen zu empfangen.

Aber der ägyptische Sieger fand an dem neugewählten Könige keinen Gefallen. Er entsetzte ihn seiner Würde, ließ ihn in Fesseln schlagen und nach Ägypten bringen und ernannte Eljakim zum Könige von Jehuda. Jehoachas war nur drei Monate König genannt worden.

Eljakim, oder wie er sich nach der Thronbesteigung nannte, Jojakim (607 bis 596) hatte gleich im Beginne seiner Regierung ein mißliches Geschäft zu vollziehen. Necho hatte zur Strafe dafür, daß Josia seinen Durchzug verhindern wollte, dem Lande eine hohe Buße an Gold und Silber aufgelegt. Im Palaste und Tempel gab es damals keinen Schatz. So legte Jojakim jedem Vermögenden einen Beitrag dazu nach Maßgabe seines Vermögens auf und ließ die Beiträge durch seine Diener gewaltsam eintreiben. Zu der Demütigung, Verzagtheit, Schwäche und Schmiegsamkeit gegen den Sieger kam noch ein neues Übel hinzu. Von der religiösen und sittlichen Besserung, die durch Josia eingeführt worden war, hatte das Volk laut Verheißung des aufgefundenen und vorgelesenen Gesetzbuches glückliche Tage erwartet, daß Jehuda wieder wie zur Zeit Davids und Salomos eine hohe Stellung unter den Völkern einnehmen würde. Nun folgte das gerade Gegenteil. Der Jhwh ergebene König war auf dem Schlachtfelde gefallen und sterbend nach der Hauptstadt zurückgebracht worden, die Blüte des israelitischen Heeres war geknickt. Ein Königssohn lag in Fesseln, und das Land war in schmachvolle Knechtschaft geraten. Welche Enttäuschung! Diese Wendung brachte eine Sinnesänderung hervor, welche einen Rückfall zur Folge hatte. Das Volk und auch die Einsichtigen im Volke begannen an der Macht des Gottes Israels zu zweifeln, der gewissermaßen seine zugesagte Verheißung nicht erfüllt habe oder nicht erfüllen könne. Sie hegten den Wahn, daß der Götzenkultus der Völker, der zu Manasses Zeit sich so lange behauptet hatte, eher imstande sein würde, sie glücklich zu machen. Sie kehrten daher zu den alten Sünden zurück, achteten nicht das feierlich eingegangene Bündnis, vom Götzentume zu lassen, errichteten wieder Altäre auf jedem hohen Hügel und Anhöhen unter jedem grünen Baume. Wiederum gab es in Jehuda so viele Götter, als es Städte gab. Ganz besonders begannen sie der ägyptischen Gottheit Neïth, der Himmelskönigin, zu huldigen, welche am eifrigsten in Sais, der Residenz des Königs Necho, verehrt wurde. Hat diese Göttin nicht dem ägyptischen Könige zum Siege verholfen? Sie, die Mächtige, könnte auch den unglücklichen Besiegten Macht verleihen. In den Straßen Jerusalems und in den Städten Jehudas wurden daher dieser sogenannten Herrin des Himmels Opfer gebracht. Götterbildnisse von Gold und Silber, Holz und Stein wurden wiederum in den Häusern aufgestellt, auch solche mit schamverletzenden Teilen und in unzüchtiger Stellung. Der Tempel wurde abermals, wie zu Manasses Zeit, durch

scheußliche Götzenbildnisse entweiht. Das empörendste war aber, daß Kinderopfer wieder in Aufnahme kamen wie zur Zeit des Ahas und Manasse. In dem schönen Tale Hinnom wurde abermals eine Feuerstätte errichtet, um dort winselnde Kinder erbarmungslos für den Moloch zu verbrennen. Ganz besonders wurden Erstgeborene dem Feuer übergeben. Das Götzentum, das früher in Harmlosigkeit und Unwissenheit oder aus bloßer Nachahmungssucht eingeschleppt worden war, wurde unter Jojakim wie unter Manasse mit Leidenschaftlichkeit gehegt.

Hand in Hand mit dem götzendienerischen Wahne, dem unzüchtigen und kindesmörderischen Kultus gingen Lasterhaftigkeit und sittliche Untaten, Ehebruch, Bedrückung der Fremdlinge, der Witwen und Waisen, Bestechlichkeit der Richter, Verlogenheit, Unredlichkeit, übermäßiger Wucher und Härte gegen die zahlungsunfähigen Schuldner, und Mordtaten.

Das Verbesserungswerk, das Josia mit so viel Eifer eingeführt hatte, war wenige Jahre nach seinem unglücklichen Tode aus dem öffentlichen Leben verschwunden, die Ermahnungen des Gesetzbuches, dessen Auffinden einen so ergreifenden Eindruck gemacht hatte, wurden von der großen Menge mißachtet. Wohl gab es bereits eine Klasse, welche das Gesetz hochhielt und über die Gräuel und Untaten seufzte, aber bei der großen Menge derer, welche täglich mehr in den Unflat des Götzendienstes und der sittlichen Entartungen versanken, konnten die Bessergesinnten nichts anderes tun als seufzen. Ein Teil der Priester aus dem Hause Ahron stellte sich freiwillig diesem zuchtlosen Wesen zur Verfügung und gab ihm durch sein Amt und Ansehen die erforderliche Weihe. Ganz besonders scheinen die Ahroniden aus Anatoth, die Verwandten und Genossen des Propheten Jeremija, dem Götzentume und dem damit verbundenen Unwesen Vorschub geleistet zu haben. Falsche Propheten redeten nicht bloß dem Wahnwitze und der Zuchtlosigkeit wie früher aus Eigennutz und als Broterwerb das Wort, sondern mit einer gewissen Überzeugung und Leidenschaftlichkeit. Und der König Jojakim? Er hat zwar nicht wie Manasse diesen Rückfall zum Götzentume anbefohlen oder gefördert, aber er duldete es, ließ es gewähren, machte es wohl selbst mit, steuerte nicht dem sittlichen Verfalle.

Die Propheten Jhwhs, welche für die uralte Lehre, die lautere Frömmigkeit und die Sittlichkeit eintraten, hatten selbstverständlich in dieser entarteten Zeit einen schweren Stand und waren dem Hasse, der Verfolgung und Mißhandlung ausgesetzt. Sie achteten aber die Gefahren gering, es drängte sie unwiderstehlich, dem sittlichen und religiösen Verfalle unerschrocken entgegenzutreten. Zu keiner Zeit gab es so viele Propheten wie in den letzten zwei Jahrzehnten vor

dem Untergange des jehudäischen Staates. Sie erblickten das Heil des Vaterlandes einzig und allein in der Anhänglichkeit an Israels Gott, in der Befolgung der von ihm entstammten Lehre, in der Fernhaltung von dem götzendienerischen Unflat und in der lauteren Gesinnung in Wort und Tat. Die Propheten sprachen fast täglich bei jeder Gelegenheit zum Volke, zu den Fürsten, zum Könige, mahnten, weckten, drohten und prophezeiten den Untergang, wenn die Verkehrtheiten jeder Art fortdauern sollten. Nur vier derselben sind bekannt geworden: Jeremija, Urija, Habakuk und Ezechiel; aber es haben sich auch Prophezeiungen von solchen erhalten, deren Namen verschollen sind. Von dem Propheten Urija, Sohn Schemajas, aus der Waldstadt (Kirjat-Iearim) ist bloß sein tragischer Tod bekannt geworden. Er hatte im Anfange der Regierung des Königs Jojakim (zwischen 607 bis 604) der Stadt Jerusalem und dem ganzen Lande Unheil und Untergang verkündet, wenn Volk und König nicht ihre verkehrten Wege verlassen und zu Gott zurückkehren würden. Als Jojakim die Nachricht von dieser Unheilsprophezeiung vernahm, sandte er Boten aus, um ihn zu ergreifen und zu töten. Urija war aber nach Ägypten entflohen. Jojakim, erbittert gegen ihn, sandte einen seiner Fürsten nach Ägypten, um dessen Auslieferung zu verlangen. Nach Jerusalem zurückgebracht, ließ ihn Jojakim enthaupten und dessen Leiche auf den Begräbnisplatz des niedern Volkes werfen.

Jeremijas prophetische Tätigkeit begann erst mit dem Regierungsantritte Jojakims und mit dem beginnenden Rückfalle in die frühere Ruchlosigkeit; während Josias letzten Regierungsjahre hatte sie geruht. Jeremija verstand erst jetzt, welche Bedeutung die Worte hatten, die er in der ersten Weihestunde seiner prophetischen Berufung als Jüngling vernommen hatte: „Ich mache dich zur festen Stadt, zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer gegenüber den Königen Jehudas, den Fürsten, den Priestern und dem Volke.“ Er sollte fest und unerschütterlich bleiben und der drohenden Verfolgung furchtlos ins Auge schauen. So schickte er sich denn an, mit Festigkeit der einreißenden Verderbnis entgegenzutreten und den unvermeidlichen Untergang zu künden, obwohl sein weiches Herz dabei blutete und er sich öfter selbst Mut zusprechen mußte, um den auf ihn eindringenden Unheilsverkündigungen nicht zu unterliegen. Jeremija, obwohl inzwischen zum Manne herangereift, führte keine Frau ins sein Haus, er konnte sich nicht an häuslichen Freuden weiden, während er den vorausgeworfenen Schatten einer schweren Zeit mit banger Seele sich immer mehr verdichten sah. Einsam und düster ging er einher, nahm an geselligen Kreisen keinen Anteil, weil der Schmerz in seinem Herzen über die Selbstverschuldung des Volkes ihm jede heitere

Stimmung raubte. Er wünschte sich, weit weg, in der schauerlichsten Wüste, zu wohnen, sein Volk verlassen zu können, die Schlechtigkeit nicht mehr mit ansehen zu müssen. Aber er konnte nicht fort, es hielt ihn mit eisernen Banden fest, es brannte in seinem Innern, zu sprechen, zu warnen, zu ermahnen, damit das Volk nicht ungewarnt dem Untergange entgegen gehen sollte. Öfter ergoß sich seine traurige Seele im Tempel im stillen Gebet, daß Gott das drohende Unheil doch von seinem Volke abwenden möge, und ebenso oft vernahm er mit dem prophetischen Geiste, daß sein Gebet vergeblich sei.

Durch eine seiner ersten Reden in Jojakims Regierungszeit zog er sich den Haß der Partei der leidenschaftlichen Götzendiener und namentlich der Priester und falschen Propheten zu. Als eine große Volksversammlung zur Zeit eines Festes sich mit Opfern zum Tempel einfand, hielt er ihr ihre Verkehrtheit mit schneidenden Worten vor. Ganz besonders eiferte Jeremija gegen den eingeführten Kultus der ägyptischen Neïth, der sogenannten Himmelskönigin, und gegen die Kinderopfer.

Kaum hatte Jeremija diese Rede vollendet, so faßten ihn die Priester und falschen Propheten und sprachen: „Du sollst sterben, weil du geweissagt hast, dieser Tempel werde wie der in Silo untergehen.“ Es entstand infolgedessen ein Auflauf auf dem Tempelplatze. Einige Anwesende standen Jeremija bei. Dieser Auflauf veranlaßte einige Fürsten, sich vom Palaste nach dem Tempel zu begeben. Unter diesen war Achikam, Sohn Schaphans, und andere, welche zur Prophetenpartei gehörten. Diese Fürsten veranstalteten sofort eine Gerichtssitzung an einer Tempelpforte und vernahmen Anklage und Verteidigung. Die Priester und falschen Propheten sprachen: „Dieser Mann verdient den Tod, denn er hat über diese Stadt und diesen Tempel Unheil verkündet.“ Jeremija beteuerte, daß er im Namen Gottes gesprochen: „Wisset, wenn ihr mich tötet, so würdet ihr unschuldiges Blut vergießen, bessert eure Wege und Taten, so wird Gott das Unglück von euch abwenden.“ Darauf sprachen die Fürsten zu den wütenden Priestern und Afterpropheten: „Diesem Manne gebührt nicht der Tod, denn er hat im Namen unseres Gottes zu uns gesprochen.“ Durch die Bemühung seiner Freunde und besonders des Achikam wurde Jeremija diesmal freigesprochen. Aber um so glühender verfolgten ihn die Priester und die falschen Propheten mit ihrem Hasse und lauerten auf jede Gelegenheit, ihm beikommen zu können.

Inzwischen hatte sich das Strafgericht an dem assyrischen Reiche vollzogen. Dieser erste Großstaat, welcher über sechs Jahrhunderte den Völkern Gesetze vorgeschrieben und vom Fuße des Kaukasus und dem Strande des Kaspisees bis zum Persischen Meere und von dem östlichen Medien bis Kleinasien und bis Ägypten geherrscht,

der mit unerhörter Grausamkeit alle diese unterjochten Völker behandelt hatte, dessen Großkönige sich Götter dünkten, dieser Großstaat fiel schmählich durch die vereinte Anstrengung von Kyaxares von Medien und Nabopolassar von Babylonien. Ninive, die Riesenstadt, fiel nach einer Belagerung (um 605). Dieses Strafgericht über die assyrische Hauptstadt und das Volk hatten zwei jehudäische Propheten Nahum und Zephanja vorher verkündet. Die den Vorgängen der Völkergeschichte aufmerksam folgenden Propheten erblickten in dem Untergange Assyriens die Bestätigung ihrer Überzeugung von einer sittlichen Weltordnung, welche sich im Völkerleben kundgebe. Assyrien fiel, weil es lasterhaft und hochmütig war, und so werden auch die festesten Weltreiche zusammenstürzen, wenn sie in dieselbe Verworfenheit verfallen sollten. Infolge des Unterganges Assyriens entstanden bedeutende Veränderungen auf dem damaligen Hauptschauplatze der Geschichte. Medien wurde der Haupterbe der ehemaligen assyrischen Besitzungen, Kyaxares nahm den Löwenanteil und ließ seinem Verbündeten Nabopolassar nur Babylonien, Elymais und allenfalls die Anwartschaft auf die Länder an der westlichen Seite des Euphrat, wozu auch Jehuda gehört.

Als der König Nabopolassar, der Mitsieger über Ninive, gestorben war, glaubte Necho, gegen dessen jungen Nachfolger einen leichten Sieg erringen zu können. Aber dieser junge Fürst, Nebukadnezar, welcher seinem Vater auf den babylonischen Thron folgte (604 bis 561), war ein kriegerischer Held, der die politischen Verhältnisse der Völker zwischen dem Euphrat und Ägypten vollständig umgestalten sollte. Bei Kharkhemisch (Circesium), einer Stadt an der Mündung des Chaboras in den Euphrat, kam es zur Schlacht. In Jehuda und Jerusalem war man auf den Ausgang des Zusammenstoßes zwischen Ägypten und Babylonien gespannt. Das Volk wünschte Necho eine Niederlage, weil er es zur halben Knechtschaft gedemütigt hatte. Diese Spannung steigerte Jeremija noch durch eine Rede, in welcher er den Untergang des ägyptischen Heeres voraus verkündet hatte, eine Rede, welche auch einen künstlerischen Wert hat.

Nechos Heer erlitt in der Tat am Euphrat (604) eine niederschmetternde Niederlage. Der ägyptische Eroberer mußte seinen Plan, Babylonien zu erobern, aufgeben. Kaum konnte er seine bisherigen Eroberungen behaupten. An dem geschlagenen Heere, welches nach Ägypten zurückkehrte, erkannten die Jehudäer, daß Jeremijas Prophezeiung sich erfüllt hatte. Das Land wurde durch die Niederlage bei Kharkhemisch für den Augenblick von der ägyptischen Oberherrschaft befreit. Noch von einer andern Angst wurde das Volk und besonders die Großen frei, von der drohenden Aussicht auf den Untergang des

Staatswesens. Jeremija hatte öfter dem lebenden Geschlechte eine düstere Zukunft vorgehalten, wenn es seine Torheit und Ruchlosigkeit nicht lassen werde. Wenn der König und die Hofleute sich auch nicht von diesen Unheilverkündigungen bestimmen ließen, so fühlten sie sich von einer geheimen Angst bedrückt. Nun war Ägypten, der nahe Feind geschlagen und geschwächt, Assyrien, welches über ein Jahrhundert lang Geißel und Joch für Jehuda gewesen, war aus der Reihe der Völker geschwunden. Der König Jojakim und die Fürsten konnten daher, ihrer Sorgen um die Zukunft entledigt, sich ihren Lüsten und Torheiten ungestört überlassen.

Jojakim war von einer großen Baulust besessen, als wollte er die Stadt Jerusalem, deren Untergang er durch seine Verkehrtheit beschleunigte, als geschmücktes Opfer überliefern. Er ließ sich einen weit angelegten Palast mit luftigen Söllern und vielen Fenstern bauen, ließ ihn mit Farben bestreichen und mit Zedergetäfel überdachen. Zu den Bauten ließ er ebenfalls Zedern vom Libanon kommen. Er wollte den Salomo spielen. Aber er beschäftigte nicht wie dieser die Kanaaniter beim Baue, sondern zwang die freien Bürger zur Frohnarbeit, und diejenigen, welche sich der Sklavenarbeit entziehen wollten, ließ Jojakim bis zu Tode züchtigen. Von augenblicklicher Sorge befreit, überließ sich Jojakim auch den Schwelgereien, dem Schmausen und den Trinkgelagen.

Aus dieser Sorglosigkeit, welcher sich der König und die Großen überließen, weckte sie Jeremija unsanft. Seinem Seherblicke wurde es klar, daß mit dem Untergange Assyriens die Einmischung der Völker am Euphrat und Tigris in die diesseitigen Länder und damit blutige Kriege, Verheerungen, Jammer und Verpflanzung der Bewohner nicht aufhören, sondern in erhöhtem Maße fortdauern würden. In dem chaldäischen Volke, das bis dahin nur dem Namen nach bekannt war, und in seinem aus dem Dunkel herausgetretenen König Nebukadnezar sah er ein neues Weltreich entstehen, welches Assyrien an Gewalt noch übertreffen und die Welt in Erstaunen setzen werde. Von dem ersten Auftreten des babylonischen Königs an, nicht lange nach dessen Sieg über Necho, hat Jeremija dessen siegreiches Übergewicht über die Völker und namentlich dessen niederschmetternde Gewalt über Jehuda verkündet. Bei einer Gelegenheit, als die Bewohner der Hauptstadt und das Landvolk versammelt waren, setzte der Prophet von Anatoth furchtlos das Gesicht auseinander, das sich ihm offenbart hatte, und verdeutlichte mit ungeschminkten Worten das Geschick, welches dem Volke Jehuda und den Nachbarvölkern bevorstand. Nach den einleitenden Worten, daß er selbst bereits dreiundzwanzig Jahre zur Umkehr ermahnt und daß noch andere Propheten fast jeden Morgen in demselben Sinne vergebens gesprochen, verkündete er: Das längst ange-

drohte Verhängnis werde durch die Völker des Nordens und durch Nebukadnezar, welcher von Gott dazu berufen sei, vollzogen werden. Aber auch diese prophetische Standrede prallte wirkungslos an der Taubheit, Herzenshärte und dem Leichtsinne des Königs und der Großen ab. Nichtsdestoweniger war Jeremija unermüdlich, in den mannigfachsten, ergreifenden Wendungen von der drohenden Vergewaltigung durch die Chaldäer und Nebukadnezar zu sprechen.

Neben Jeremija prophezeite der Prophet Habakuk ein drohendes Strafgericht über Jehuda und Jerusalem und verkündete ebenfalls, daß dessen Vollstrecker die Chaldäer sein würden. Habakuk hatte viel Ähnlichkeit mit Jeremija. Er war ebenso weichen, empfindungsregen Gemütes wie dieser.

Die Ermahnungen, Prophezeiungen und Strafreden Jeremijas, Habakuks und anderer Propheten, so beredt und eindringlich sie auch waren, prallten an der Herzenshärte der Machthaber ab. Gerade weil die Propheten ihre Strafandrohungen so oft wiederholten, weil sie jeden Morgen sprachen, gewöhnte sich das Ohr daran und wurde stumpf und unempfindlich. Man lebte sorglos weiter, auf den glücklichen Zufall vertrauend, Nebukadnezars Macht geringschätzend, und verhöhnte die Propheten, weil das von ihnen verkündete Strafgericht nicht sogleich eintraf. „Wo bleibt das Wort Gottes?" sprachen sie, „möge es doch eintreffen!" oder man leugnete die Wahrheit der Prophezeiung: „Unglück wird über uns nicht kommen, Krieg und Hungersnot werden wir nicht sehen, die Propheten werden zu Wind werden, Gottes Wort spricht nicht aus ihnen." — Auch diejenigen, welche den Propheten Glauben schenkten, trösteten sich damit, daß das angedrohte Unglück nicht sie treffen werde, die Prophezeiung beziehe sich auf eine spätere, entferntere Zeit: „Die Tage werden sich hinziehen, und alle Prophezeiungen vergehen." Die trügerischen Reden der falschen Propheten lähmten vollends die Wirkungen und Ermahnungen Jeremijas und seiner Genossen. Sie beruhigten das Volk und sprachen stets: „Frieden, Frieden!", das Land werde vom Kriege verschont bleiben. Von solchen falschen Propheten und den falschen Priestern hatte Jeremija, weil er rücksichtslos und scharf einschneidend sprach und die Finger in die Wunden legte, am meisten zu leiden. Seine eigenen Freunde sannen auf verderbliche Pläne gegen ihn und stellten ihm nach. Sein treuer Jünger Baruch, Sohn Nerijas, der ihm anhänglich nachfolgte, wie Elisa dem thischbitischen Propheten, wurde in die Verfolgung gegen seinen Meister hineingezogen. Auch er hatte über Sorgen und Schmerz zu klagen.

Endlich wurden die wahren Propheten gerechtfertigt, ihre Prophezeiung sollte sich bewähren, das von ihnen verkündete Unheil durch die Chaldäer rückte näher. Nachdem Nebukadnezar die Kräftigung

seines vergrößerten Reiches im Innern und riesige Bauten angebahnt, auch für die Schiffahrt im Innern durch Anlegung von Kanälen gesorgt hatte, unternahm er einen weitern Eroberungszug. Das aramäische Assyrien oder Syrien unterwarf sich wohl ohne Widerstand; dann kam Phönikien an die Reihe, dessen König I t h o b a l II. ebenfalls Vasall Nebukadnezars wurde. Die bedeutende chaldäische Unternehmung war aber eigentlich gegen Ägypten gerichtet. Zu dieser schwierigen und langwierigen Eroberung war die Unterwerfung der Länder, welche zwischen Syrien und Ägypten lagen, Jehuda, das Philisterland und Edom, unerläßlich. So winzig sie auch im Verhältnisse zu dem Weltreiche waren, so konnte doch ihre feindliche Haltung Nebukadnezar Hindernisse in den Weg legen, dagegen ihre Unterwerfung ihm Vorschub leisten. So rückte das chaldäische Heer immer weiter vor, um sich Ägyptens Grenzen zu nähern. An Jojakim erging wohl die Aufforderung des mächtigen Eroberers, sich und sein Land zu unterwerfen oder der Zermalmung gewärtig zu sein. Von der andern Seite ermutigte Ägypten zu festem Widerstande, verhieß Hilfe und täuschte wie immer mit gleißnerischen Versprechungen. Jehuda kam in dieselbe schwankende Lage wie einst zur Zeit Hiskijas, als Walplatz für den Kampf zweier Großmächte gegeneinander zu dienen. Eine Entscheidung mußte getroffen werden; aber in Erwartung ägyptischer Hilfe oder eines Wunders schoben Jojakim und seine Räte sie von Tag zu Tag auf.

In der Angst wurde ein Fasttag für den neunten Monat (Winter 600) ausgerufen, das ganze Land aufgefordert, in Jerusalem zu erscheinen und hier Gott anzuflehen, das drohende Unheil abzuwenden. Bei aller götzendienerischen Verkehrtheit setzte das Volk doch sein Vertrauen auf den Ihwh geweihten Tempel, daß dieser ihm Schutz auch gegen den mächtigsten Feind gewähren würde. Vermittels zahlreicher Opfer- und Trauerzeichen, das Haupt mit Asche bestreut, wollte man die Gefahr beschwören. Das Volk war in der größten Aufregung und in Bangigkeit für seine Zukunft und strömte zum Tempelplatze, als wenn es da eine sichere Zuflucht finden sollte. Jeremija aber befahl seinem treuen Jünger Baruch, die prophetische Rede niederzuschreiben, welche er mehrere Jahre vorher von der unwiderstehlichen Gewalt des eben aufgetauchten Chaldäerreiches gesprochen, und den Inhalt derselben vor dem Tempel in Gegenwart des versammelten Volkes der Hauptstadt und des Landes öffentlich vorzulesen. Es sollte dadurch erfahren, daß er die jetzt so nahe Gefahr lange vorher vorausgeschaut und vorausverkündet hatte. Der Prophet selbst war durch irgend etwas verhindert, aufzutreten; darum sollte ihn Baruch ersetzen. Dieser aber sträubte sich anfangs gegen die Übernahme eines so gefährlichen Auftrages. Er sollte mit dem Inhalte der Rede das ver-

sammelte Volk zur Unterwürfigkeit unter Nebukadnezar ermahnen, während dieses gerade eine Fastenversammlung beging, um der Knechtung von dieser Seite zu entgehen. Baruch rief aus: „Wehe mir, daß Gott mir zu den alten Schmerzen neue auflegt! Ich bin schon erschöpft vor Seufzen und kann keine Ruhe finden.“ Jeremija erwiderte ihm darauf halb vorwurfsvoll, halb milde: „So spricht Gott: „„Siehe, das, was ich erbaut, will ich eben zerstören, was ich gepflanzt, will ich ausreißen, und du verlangst für dich außerordentliches? Du solltest es nicht verlangen.““ Der einzelne soll in einer Zeit schmerzlicher Kämpfe und Wandlungen sich willig opfern. Baruch fügte sich und übernahm darauf den Auftrag. In einer offenen Halle im Vorhofe des Tempels las er den Inhalt der Rolle dem ganzen Volke vor. Mehrere unter den Anwesenden mögen bereits früher diese Warnungsrede gehört haben, aber sie hatten sie nicht beachtet oder vergessen. Jetzt aber, in Gegenwart des drohenden Unheils, als Nebukadnezars Heer nicht weit von Jerusalem stand, machte ihr Inhalt einen gewaltigen Eindruck. Das Ereignis, das jetzt drohend über dem Lande schwebte, war also vom Propheten mehrere Jahre vorher verkündet: daß der König von Babel gewiß ins Land kommen und es zerstören werde, wenn nicht Besserung einträte. Die Versammlung war davon betroffen und erschüttert. Ein junger Mann, Micha, Sohn des Gemarja, eilte sofort von diesem Schauplatz zu den Fürsten, welche in einer Halle des Palastes versammelt waren, und machte ihnen, von dem Eindrucke überwältigt, Mitteilung von dem Vernommenen. Auch die Fürsten wurden davon erschüttert. Diese luden Baruch ein, in ihrer Gegenwart den die Wahrheit der Prophezeiung Jeremijas bestätigenden Inhalt der Rolle nochmals vorzulesen. Jedes Wort derselben traf schwer auf ihr Herz, sie wurden von Angst ergriffen. Sie beschlossen daher, dem Könige Kunde davon zu geben in der Hoffnung, daß auch er davon erschüttert und bewegt werden würde, jeden Widerstand gegen Nebukadnezar aufzugeben, um vielleicht gleich seinem Vater Josia beim Anhören des deuteronomischen Gesetzbuches eine Umkehr und Besserung durchzuführen. Die Fürsten begaben sich darauf zum Könige und machten die Meldung von dem Vorgange. Im ersten Augenblicke schöpften sie Hoffnung; denn Jojakim befahl, die Rolle vorzulesen. Der König saß, weil es kühl war, vor einem in der Mitte des Zimmers aufgestellten, mit brennenden Kohlen gefüllten Wärmegefäße, und die Prinzen und Großen standen um ihn her. Mit gespannter Erwartung vernahmen sie die Worte der Jeremijanischen Rolle, welche ein des Lesens kundiger Großer vorlas. Jojakim ließ sich indes ruhig jedes einzelne Blatt, sobald es verlesen war, reichen und warf es auf das Kohlengefäß. Mit Schrecken sahen es die Großen, welche eine günstige Wirkung davon erwartet hatten, und baten den

König, nicht das Verhängnis herauszufordern. Er aber kehrte sich nicht daran und fuhr fort, die Blätter aufs Feuer zu werfen, bis die ganze Rolle verbrannt war. Jojakim erteilte noch dazu den Befehl, den Unheil verkündenden Propheten und seinen Jünger aufzusuchen, um ihnen das Leben zu nehmen, wie er es mit dem Propheten Urija gemacht hatte. Glücklicherweise hatten die geängstigten Großen vorher Vorkehrung getroffen, Jeremija und Baruch an einem Orte zu verbergen, wo sie niemand finden konnte. So wurden sie gerettet.

Es war gewiß ein Tag tiefer Aufregung in Jerusalem, die große Fastenversammlung ging aber zwecklos auseinander. Die Vorlesung der Rolle hatte doch eine Wirkung gehabt; sie brachte eine Spaltung unter den Fürsten hervor. Diejenigen, welche von Jeremijas Prophezeiung überzeugt waren und für dessen Rettung Sorge getragen hatten, waren wohl entschieden für die Unterwerfung unter Nebukadnezar, und unter diesen der Listenführer für das Heer, welcher dem Kriegswesen vorstand. Wenn diese und noch viele andere angesehene Männer des Rates gegen den Krieg waren, so durfte ihn Jojakim nicht unternehmen, zumal der Bestand des Thrones auf dem Spiele stand. Er machte daher seinen Frieden mit Nebukadnezar, leistete ihm den auferlegten Tribut, versprach wohl auch Heeresfolge und übernahm alle die Verpflichtungen, welche ein Vasall damals zu leisten hatte. Das war der Anfang der chaldäischen Vasallenschaft Jehudas (600). Jeremija durfte wohl sein Versteck verlassen; so aufgebracht auch der König gegen ihn war, so durfte er ihm doch kein Haar krümmen. Die Fürsten, welche auf seiner Seite waren, schützten ihn. Auch der chaldäische Eroberer, dem es wohl nicht verschwiegen geblieben ist, daß der Prophet ihm eine glänzende Laufbahn verheißen und zur Anerkennung seiner Macht geraten hatte, mag schon damals wie später ihm Schutz verliehen haben.

Jojakim ertrug aber mit Unmut das chaldäische Joch, er konnte nicht mehr seiner Leidenschaft die Zügel schießen lassen. Der ägyptische König hat es gewiß auch nicht an Wühlereien fehlen lassen, um ihn zum Abfalle von Nebukadnezar zu bewegen. Als nun der phönikische König I t h o b a l II. diesem den Gehorsam aufkündigte (598) und die Stadt Tyrus so befestigte, daß sie lange Widerstand leisten konnte, fiel auch Jojakim in unbegreiflicher Verblendung ab, versagte den Tribut und verband sich mit Ägypten und wohl auch mit Phönikien. Nebukadnezar mußte infolgedessen seine kriegerischen Kräfte gegen das letzte Land zusammenhalten, er begann die Belagerung von Tyrus, welche dreizehn Jahre dauerte. Er war daher für den Augenblick verhindert, den rebellischen König von Jehuda zu züchtigen, und Jojakim konnte sich dem Wahne überlassen, seine Unabhängigkeit für die Dauer erlangt zu haben. Aber erfreuen konnte er sich ihrer nicht. Wenn

Nebukadnezar auch nicht ein großes Heer gegen ihn senden konnte, so ließ er doch sein Land durch Streifscharen beunruhigen. Es war das Vorspiel für die noch unheilvollere Zeit. In dieser Unsicherheit der Lage starb Jojakim (597) und wurde in das Grabmal, das Manasse für die Könige Jehudas angelegt hatte, beigesetzt, der letzte König aus dem davidischen Hause, welcher in der heimatlichen Erde begraben wurde. An seiner Stelle regierte sein achtzehnjähriger Sohn Jojachin (auch Jechonja und abgekürzt Khonjahu genannt) oder eigentlich seine Mutter Nechuschtha, Tochter eines Jerusalemers, welche die Zügel der Regierung in Händen hatte. Jojachin beharrte in dem Wahne, Nebukadnezar widerstehen zu können, und huldigteihm nicht. Er beharrte auch in allen unsittlichen und götzendienerischen Greueln seines Vaters. Aber nur kurze Zeit dauerte Jojachins und seiner Mutter Verblendung. Nebukadnezar war endlich imstande, ein großes Heer von Tyrus' Belagerung loszulösen, um es gegen Ägypten zu führen, welches Feindseligkeit gegen ihn begann. Dieses chaldäische Heer unterwarf mit Leichtigkeit das ganze Land bis zum Strome Ägyptens (Rhinokorura). Auch ganz Jehuda wurde eingenommen bis auf einige Städte im Süden. Nichtsdestoweniger setzte Jojachin den Widerstand fort; er glaubte hinter Jerusalems starken Mauern sicher zu sein und rechnete bei einer etwaigen Belagerung auf Entsatz von seiten Ägyptens. Durch den unerwarteten Widerstand gereizt, sandte Nebukadnezar einige seiner Feldherrn, Jerusalem zu belagern.

Jeremija, welcher vielleicht während Jojakims letzten Regierungsjahren geschwiegen hatte, sprach während dieser Belagerung mit einem Freimute, der nur begreiflich ist, wenn er dabei auf den Beistand einiger Fürsten und eines Teiles des Volkes zählen konnte. Herbe und drohende Worte sprach er gegen den jungen König und seine Mutter. Es blieb aber Jojachin nicht einmal Zeit, auf eine Besserung zu sinnen, denn die Not der Belagerung nahm überhand. Es scheint, daß Regenmangel diese Not noch vermehrte. Als Nebukadnezar selbst ins Lager kam, verfügten sich der König, die Königinmutter und ihr Gefolge zu ihm, um ihn um Gnade anzuflehen. Der Sieger übte aber keine Gnade, sondern stellte harte Bedingungen. Jojachin mußte den Thron verlassen und mit seiner Mutter, die ihn geleitet, seinen Frauen, Geschwistern und Verwandten ins Exil nach Babylon wandern; er hatte nur hundert Tage den Thron Davids eingenommen. Es war milde genug, daß Nebukadnezar sie am Leben ließ und überhaupt kein Blut vergossen hat. Er verbannte nur zehntausend Jerusalemer und verpflanzte sie nach Babylonien, darunter 7000 Krieger, 2000 Personen aus alten Geschlechtern, darunter Ahroniden, Leviten und Benjaminiten, welche meistens die Hauptstadt bewohnten, und

1000 Werkmeister, welche das Waffenschmieden und den Festungsbau verstanden. Daß Nebukadnezar die Schätze des Palastes und des Tempels gebrandschatzt hat, war kein Akt besonderer Gewalttätigkeit, sondern war dem damaligen Kriegsrechte gemäß. Doch ließ er das Gemeinwesen bestehen, verschonte auch Jerusalem und die Mauern und ließ auch den Tempel unangetastet. Der erste auswärtige Eroberer Jerusalems nach fast fünfhundertjährigem Bestande verfuhr viel milder mit ihm als viele Eroberer in den folgenden Zeiten.

Den Thron Davids ließ Nebukadnezar ebenfalls bestehen und setzte darauf Josias jüngsten einundzwanzigjährigen Sohn Mathanja, der sich Zidkija (Zedekia) nannte. Dieser war von mildem, unkriegerischem, lenksamem Charakter. Der babylonische Eroberer glaubte in dieser Eigenschaft die Bürgschaft zu haben, daß dieser ihm keine Schwierigkeiten machen würde. Um aber seiner Vasallentreue recht sicher zu sein, schloß Nebukadnezar mit ihm ein feierliches Bündnis und ließ ihn den Eid der Treue leisten. Das Land Jehuda hatte für ihn eine besondere Bedeutung als Vormauer gegen Ägypten, dessen Eroberung ihn fort und fort beschäftigte. Er hatte auch deswegen die edlen Geschlechter und die Fürsten Jehudas in die Verbannung geschickt, damit diese, trotzig und tollkühn, wie sie waren, den König nicht zu kriegerischen Abenteuern und zu einem Abfalle von ihm hinreißen sollten. Jehuda sollte ein kleines schwaches Gemeinwesen bilden, das sich nur an ihn anlehnen und von ihm Kraft ziehen sollte. Zurückgelassen hat Nebukadnezar von den Edlen nur diejenigen, von deren Anhänglichkeit er überzeugt war oder zu sein glaubte. Diese bildeten den Kern einer chaldäischen Partei, welche ebenfalls Bürgschaft für die Treue bot. An der Spitze derselben stand das Haus Schaphan, dessen Enkel Gedalja ein ausdauernder Parteigänger Nebukadnezars wurde. Der Prophet Jeremija, wenn er auch nicht gerade chaldäischer Parteimann war, bot noch mehr Bürgschaft für das gute Einvernehmen mit Babylonien, da er wiederholentlich dessen Herrschaft über die Völker als eine göttliche Bestimmung verkündet hatte. Nebukadnezar wünschte daher nicht bloß den Fortbestand, sondern auch das Gedeihen und die innere Erstarkung des jehudäischen Gemeinwesens. Nur sollte Jehuda sich nicht überheben, selbständig sein zu wollen. Es sollte, wie ein Prophet es bildlich bezeichnet, einem Weinstocke mit niederhängenden Ranken gleichen, der zwar wachsen, aber in geringer Höhe seine Zweige ihm zuwenden und seine Wurzeln unter dessen Boden haben sollte.

Jehuda hätte in der Tat in bescheidener Haltung vielleicht noch längere Zeit fortbestehen können. Von den harten Schlägen hätte es sich schnell erholen können. So schmerzlich auch die Verbannung so vieler edler Familien, des Kernes der kriegerischen Macht

und der Blüte des Volkes für die Zurückgebliebenen war, so sehr auch die Hauptstadt und das Land infolge der Unterjochung mit Trauer erfüllt waren, so rafften sie sich doch wunderbar rasch wieder auf und brachten es wieder zum Wohlstande. Sollte man es glauben, daß kurze Zeit, nachdem die Eroberer die Schätze des Tempels und des Palastes, und nachdem die nach Babel Verbannten ihre Habe in das Land des Exils mitgenommen hatten, ein solcher Reichtum in Jerusalem herrschte, daß Kinder in Purpur gekleidet und gegen Gold abgewogen wurden? Jerusalem galt bis zuletzt als eine volkreiche und schöne Stadt, und ihre Einwohner rühmten sie als „Krone der Schönheit", die „Freude des ganzen Landes, als Fürstin unter den Ländern". Ihre Lage auf mehreren Anhöhen, umgeben von schönen Tälern und von Bergkränzen, war durch Prachtgebäude gehoben. Neben dem Palaste welcher von Salomo erbaut und zuletzt noch von Jojakim erweitert und verschönert worden war, gab es noch stattliche Gebäude der Großen, aus Zedern- oder Zypressenstämmen und aus großen Quadern erbaut. Der Tempel, zu verschiedenen Zeiten ausgebessert und durch Vorhöfe erweitert, gewährte von seiner ringsum abgeschlossenen Höhe auf dem Hügel Morija einen erhebenden Anblick.

Woher hat das winzige Ländchen, das kaum vom Jordan bis zum Mittelmeere reichte, im Norden an der Stadt Geba und im Süden an Berseba seine Grenze hatte, woher hat es so reiche Einnahmequellen bezogen, um dieses stattliche Ansehen zu behaupten? Der Boden wars, er enthielt solche unerschöpfliche Quellen des Reichtums. Die Phönikier, welche in allen Ländern Handelsverbindungen unterhielten und die besten Erzeugnisse derselben um Tauschwaren oder Geld an sich brachten, um sie in andere Länder zu befördern, sie bezogen jahraus, jahrein von Jehuda eine große Menge vortrefflichen Weizens, ferner Dattelhonig, Öl, Balsam und noch ein anderes wertvolles Produkt, Panag, das die Sprachforschung noch nicht enträtselt hat. Die Gärten, welche den kostbaren Balsam erzeugten, das Südende von Gilead jenseits des Jordan, waren zwar seit langer Zeit dem Könige von Jehuda entrissen, und die bedeutende Einnahmequelle davon war in andere Kanäle geleitet. Aber die sorgsame Pflege, welche die jehudäischen Ackerbauer den Getreidefeldern und die Gärtner den Fruchtbäumen zuwendeten, glich diesen Verlust wieder aus. Die Hügel vom Ölberge Jerusalems bis Hebron waren besonders für das Gedeihen von Oliven geeignet und erzeugten auch so viel Wein, daß davon ins Ausland abgegeben werden konnte. Die Berge waren noch bis an ihre Spitzen mit fruchtbarem Erdreiche bedeckt und in Getreidefelder verwandelt. Es gab geübte Kunstgärtner, welche die Zucht der Fruchtbäume mit Sorgfalt betrieben. Was dem Lande an Ausdehnung gebrach, ersetzten die Höhen. In wüsten Gegenden, welche der Regen

nicht genug befruchtete, waren Wasserkanäle gezogen. Diese Betriebsamkeit, welche dem Boden die Schätze ablockte, gewährte dem Volke immer neue Quellen des Reichtumes.

Gewisse Fertigkeiten und Künste waren in Jehuda bis in seine letzten Tage heimisch gewesen. Der Festungsbau hatte eine nach damaliger Zeit erhöhte Vollkommenheit erreicht. — Die Bildhauerkunst hatte in Jehuda wie früher im Zehnstämmereiche aus Assyrien Eingang gefunden. Israelitische Metallgießer verfertigten zum Hohne ihrer eigenen Lehre Bildnisse in kunstgerechter Form in Lebensgröße oder in noch größerer Ausdehnung aus Silber oder Gold. Die Häuser der Vornehmen waren mit Farben bemalt und der Estrich der Zimmer durch Mosaikarbeit verschönert, durch Figuren aus bunten Steinen zusammengesetzt. Ein hoher Grad der Bildung war, wenn auch nicht in ganz Jehuda, so doch entschieden in der Hauptstadt verbreitet. Schreiben und Lesen verstanden die niedrigen wie die höhern Klassen. Man schrieb in der Regel auf Rollen von zubereitetem Bast oder Tierfellen; war der Inhalt wichtig, so grub man ihn in Tafeln von Holz oder stichelte ihn in Stein. Es hatte sich bereits eine geläufige Volksschrift ausgebildet, neben einer andern, welche nur von besonders Kundigen verstanden wurde.

Die hohe Bildung, welche in Jerusalem verbreitet war, prägte sich in ernsten und lustigen Gesängen, in Klageliedern und in Spruchweisheit aus. Die Propheten mit ihrer schwungvollen Beredsamkeit, die Psalmisten mit ihren Hymnen und die Weisen mit ihren Kernsprüchen waren eine Bildungsschule für das Volk. Es war gewissermaßen von einer poetischen und rednerischen Atmosphäre umgeben. Die zugespitzten Wendungen und Feinheiten der Propheten waren für eine Zuhörerschaft berechnet, welche Verständnis dafür hatte. Die Stachelworte und höhnischen Sprüche, deren sich die Propheten zu erwehren hatten, zeugen nicht minder für den hohen Wert, der in Jerusalem auf wohlgesetzte Reden gelegt wurde.

Die Frauen nahmen an dem gesellschaftlichen Leben, an den guten und bösen Taten Anteil. Sie waren es, welche zuzeiten die Männer beherrschten, um einem üppigen Leben zu fröhnen, die Männer der vornehmen Geschlechter zu Gewalttätigkeiten aufstachelten und zum Götzentume anreizten. Das unter Josia aufgefundene Gesetzbuch enthält daher die Vorschrift, daß auch das weibliche Geschlecht der Vorlesung aus demselben beiwohnen und an der Belehrung teilnehmen solle. Die Spruchweisheit, welche den treuesten Abdruck des gesellschaftlichen Lebens bildet, enthält so manche Sprüche von dem Glücke des Mannes, das ihm eine gute Frau, und von der Qual, die eine böse Frau bereitet. Diese Sprüche setzen sämtlich voraus, daß jeder Mann nur eine einzige Frau im Hause hatte; daher genoß

die Frau die Freiheit, sich an den gesellschaftlichen Vorgängen zu beteiligen.

Der Verkehr der beiden Geschlechter miteinander war überhaupt in Jehuda nicht verpönt. Jünglinge und Mädchen bewegten sich in lustigen Tänzen, begleitet von der Handpauke, besonders bei Hochzeiten und zur Zeit der Weinlese, wobei helles Lachen und fröhliche Gesänge nicht fehlten. Jerusalem war überhaupt eine lustige, lebensheitere Stadt. Jünglinge kamen im Weinhause zusammen, bildeten eine Art Zecherzunft, sangen zur Harfe helle Lieder und spotteten des Tages.

Sobald ein Volk zur Stufe gelangt, die Dinge und Vorgänge nicht mehr mit dem unsichern Tastgefühle, sondern mit geschärften Sinnen zu beurteilen, und die bereicherte Erfahrung wie die höhere Erkenntnis seinen Blick über die Spanne der Gegenwart hinaus erweitert haben, geht innerhalb desselben eine Scheidung vor sich, in einen gebildeten Stand und eine rohe Volksmasse. Beide haben nur Sprache und Gewohnheiten gemeinsam, allenfalls auch das Nationalitätsgefühl gemeinsamer Abstammung, Zusammengehörigkeit und Erinnerungen. An Gedankengang, Anschauung und Willensrichtung dagegen gehen die zwei Klassen so auseinander, als wenn sie verschiedenen Volksstämmen angehörten. So war es auch im jehudäischen Reiche. Die gebildete Volksklasse, welche in der Hauptstadt vertreten war, war durch die politischen und geistigen Vorgänge geweckt und gewitzt und der Landbevölkerung weit überlegen, welche zumeist in den Dörfern und in kleinern Städten ihr Leben zubrachte, sich jahraus jahrein mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigte und daher unwissend und einfältig blieb. Die hauptstädtische gebildete Volksklasse litt aber an Überfeinerung und Vorwitz. Mit einem stolzen Hochgefühle pochte sie auf ihre Weisheit und glaubte der Belehrung entraten zu können. „Wir sind selbst weise," sprachen sie, „und Gottes Lehre ist bei uns." Diesen mußte der Prophet Jeremija zurufen, um das Pochen auf ihre Unfehlbarkeit zu dämpfen: „Es rühme sich der Weise nicht seiner Weisheit, der Tapfere nicht seiner Tapferkeit, der Reiche nicht seines Reichtumes." Es herrschte selbst infolge des Abstandes eine Art Feindseligkeit der Landbevölkerung gegen die Bewohner der Hauptstadt, weil diese mit Stolz auf jene herabblickten und sie ihre Überlegenheit empfinden ließen. Die alte Antipathie zwischen Jehuda und Benjamin regte sich wieder unter einer andern Form. Denn die Benjaminiten waren meistens Städter, die Jehudäer dagegen größtenteils Landbewohner. Die Fürsten Jerusalems waren meistens Benjaminiten. Die Hauptstädter, welche durch Mittel und Adelsabkunft einen hervorragenden Rang einnahmen, besaßen eine gewisse Glätte der Sprache und Feinheit der Bewegung. Sie konnten

durch Redegewandtheit, Überredung und gewinnende Manieren ebensoviel durchsetzen als durch Gewalt, sie konnten die Menge auf ihre Seite ziehen, sich Anhang verschaffen und ihre Pläne durchsetzen. Diese Redegewandtheit gab ihnen eine Überlegenheit und vermehrte ihr Ansehen und ihre Macht. Diese Sprachglätte und Überredungskunst erschien selbstverständlich der ländlichen Einfalt und Biederkeit als Heuchelei, Gleißnerei und Verlogenheit. Daher die gegenseitige Abneigung trotz der Stammesverwandtschaft und staatlicher Zusammengehörigkeit. Die hauptstädtischen Adelsgeschlechter beherrschten nicht nur das Volk, sondern auch den Hof. Die Könige galten wenig, seitdem sie in Nachahmung der Sitten der Sardanapale in ihren Palästen unter ihrem Harem zurückgezogen lebten, die Zeit mit Nichtigkeiten zubrachten; hier waren sie unnahbar. Die Könige umgaben sich mit Verschnittenen und mit schwarzen Äthiopiern, welche den Zugang zum Palaste überwachten. Während die Männer des Volkes in Gesittung vorangeschritten waren, nur mit einer einzigen Frau in der Ehe zu leben, unterhielten die Könige einen Harem mit vielen Weibern. Je mehr sie sich mit Pomp und Zeremoniel umgaben und an Befriedigung ihrer Laune in kleinen Dingen Genüge fanden, desto weniger waren sie imstande, ihren Willen in wichtigen Staatsangelegenheiten geltend zu machen. Auch die Prinzen waren verweichlicht, pflegten ihre Person, um ihre Schönheit zu erhalten. Auch sie legten mehr Wert auf Prunk und Schaustellung als auf die Leitung des Gemeinwesens und noch weniger auf Kräftigung des Volkes und des Landes.

So waren es denn einzig und allein die jehudäischen und benjaminitischen Adelsgeschlechter Jerusalems, welche in Wirklichkeit die Macht in Händen hatten. Sie gaben in wichtigen Angelegenheiten Anregung und Ausschlag. Sie konnten ihr Übergewicht umso eher geltend machen, als der König Zedekia von einer unköniglichen Schwäche und Mattherzigkeit beherrscht war und nicht einmal wagte, ihnen zu widersprechen. Er hatte guten Willen, scheint das Götzentum nicht besonders bevorzugt, die sittliche Verwilderung, wenn er Kunde davon hatte, beklagt und den Propheten Gehör geschenkt zu haben. Aber er besaß nicht die Kraft, dem Adel und seinem Treiben entgegenzutreten. In der ersten Zeit nach der Verbannung des Königs Jojachin und der Tausende alter Geschlechter haben wohl der Schrecken und die Furcht vor der Gewalt der Chaldäer einen ernsten Gedanken an Auflehnung gegen die Vasallenschaft nicht aufkommen lassen. Es ist daher in den ersten drei oder vier Jahren der Regierung Zedekias nichts an der alten Ordnung oder Unordnung geändert worden. Das Götzentum, die Ungerechtigkeit, der Druck der Reichen auf die Armen, alles blieb bestehen wie unter Jojakim. Nur die Verfolgung gegen die Partei der Propheten hatte aufgehört, weil Zedekia, milder als sein Halbbruder

Jojakim, keine Gewalttat anwenden ließ und im tiefsten Innern Vertrauen zu Jeremijas Prophezeiungen hatte, und dieser hörte nicht auf zu ermahnen, sich mit der chaldäischen Vasallenschaft zu befreunden und keine Aufstandspläne zu machen, um fortbestehen zu können.

Aber allmählich zogen die Machthaber die Unruhe vor, ließen sich in törichte Verschwörungen ein und rissen allmählich den König und das Volk in den Abgrund. Sie wurden von einem rasenden Taumel ergriffen. Von mehreren Seiten wurden Vorspiegelungen gemacht, sich gegen Nebukadnezar aufzulehnen. Zunächst war es Ägypten mit seinem Könige P s a m m i s, das, falsch und trügerisch, immer aufstachelte, immer glänzende Versprechungen der Bundesgenossenschaft machte, aber selten Wort hielt. Es war für Jehuda, wie ein Prophet es so treffend bezeichnete, ein zerbrochenes Rohr, das, wenn man es in die Hand faßt, geknickt wird und mit dem Splitter die Hand verwundet, und wenn man sich darauf stützt, zusammenbricht und zum Falle bringt. Es bildete sich in Jerusalem unter dem Adel eine ägyptische Partei, welche auf Abfall von Babylonien lossteuerte. Freilich offen durften sie ihre Hinneigung zu Ägypten nicht betätigen. So bekundeten sie diese durch Annahme des ägyptischen Tierkultus. Sie ließen in einem Vorhofe des Tempels in einigen mit Mosaik ausgelegten Prachtgemächern an die Wände Bildnisse von den in Ägypten verehrten Tieren eingraben und brachten ihnen Weihrauch dar.

Von der andern Seite drängte auch der König Ithobal von Tyrus Jehuda und die Nachbarländer zu einem Kriege gegen Nebukadnezar. Die Nachbarkönige der kleinen Landschaften waren bereits für den Plan gewonnen. Es galt also, auch den König Zedekia zu einem gegenbabylonischen Bündnisse zu bewegen. Noch von einer dritten Seite wurde Jehuda zum Abfalle von Babylonien gedrängt, von den verbannten Jehudäern in diesem Lande, welche vermittels Briefen und Boten mit dem Mutterlande in lebhaftem Verkehre standen. Sie stachelten zum Kriege, weil sie die nebelhafte Hoffnung hegten, daß Nebukadnezars Heer eine Niederlage erleiden und sie auf die eine oder andere Weise ihre Freiheit erlangen und in die Heimat zurückkehren würden.

Im vierten Jahre seit der Regierung Zedekias (593) trafen zu gleicher Zeit Gesandte der Länder, welche Zedekia zum Wort- und Treubruche gegen Nebukadnezar drängen wollten, in Jerusalem ein, von Edom, Moab, Ammon, von Tyrus und Sidon; sie boten ihre Redekünste auf und machten Versprechungen und Pläne, um den wankelmütigen König zur Entscheidung zu bewegen. Jehuda hätte stolz darauf sein können, daß es so sehr aufgesucht und umworben wurde. Jeremija erachtete es aber als seinen Prophetenberuf, einerseits vor

einem Bündnisse gegen Babylonien zu warnen und anderseits die törichten Hoffnungen der Verbannten und die Vorspieglungen der falschen Propheten auf ihr Nichts zurückzuführen. Den in Jerusalem anwesenden Gesandten der fremden Könige reichte er Mann für Mann einen Becher mit einem Trunke und deutete das Symbol, daß die Könige alle den Giftbecher aus der Hand Nebukadnezars werden trinken müssen. An die betörten Verbannten in Babylonien richtete er ein Sendschreiben des Inhalts: „Bauet Häuser und bewohnt sie, pflanzet Weinberge und genießet die Früchte, nehmet Frauen und erzeuget Söhne und Töchter, führet für eure Söhne Frauen heim und verheiratet eure Töchter in der Fremde; kümmert euch um das Wohl der Stadt, wohin ihr verbannt seid, denn mit ihrem Wohlergehen ist das eure verbunden. Lasset euch von euren Propheten und Gauklern nicht verführen, denn erst nach siebzig Jahren werde ich euch nach Jehuda zurückführen."

Einer der dortigen Volksverführer, Schemaja Nachlami, klagte ihn aber mittels eines Sendschreibens an, daß er verräterisch gehandelt habe, indem er die Exulanten ermahnt habe, sich in Babylonien dauernd anzusiedeln. Er machte ferner dem Priester Zephanja, dem Aufseher über den Tempel, bittere Vorwürfe, daß er so nachsichtig gegen den Propheten sei; seine Pflicht wäre es, gegen Jeremija, sowie gegen sämtliche Propheten seiner Gesinnung, die sich wahnsinnig gebärdeten, streng zu verfahren, sie in Gewahrsam zu bringen, vielleicht gar zu foltern. Und mit den Schwindelköpfen in Babel stimmten aufs schönste die in Jerusalem überein. Die falschen Propheten riefen stets: „Ich habe geträumt" und erzählten ihre Träume einander von dem großen Heile, das Jehuda bevorstehe, wenn es Babels Joch abzuschütteln wagen sollte. In diesem betäubenden Schwindel wurde Jeremijas Stimme immer weniger vernommen. Er konnte nur noch in Klagen ausbrechen: „Wegen der Propheten ist mein Herz mir im Innern gebrochen, mein ganzes Wesen löst sich auf, ich bin wie ein Trunkener geworden, wie ein Mann, den der Wein gefüllt."

Den verwirrenden Stimmen von innen, dem Drängen von außen, von Ägypten und den Nachbarländern, und dem Ungestüm der ehrgeizigen Großen Jehudas konnte Zedekias Schwäche nicht lange standhalten. Er ließ sich vom Strudel hinreißen, versagte Nebukadnezar den Tribut und löste damit, uneingedenk seines Eides, das Vasallenverhältnis (591).

So war denn das Los geworfen, welches über die ganze Zukunft des jehudäischen Volkes entscheiden sollte. Das größte Vertrauen setzten die Einwohner auf die unerklärliche, geistige Widerstandskraft der Stadt, auf eine wunderbare Errettung. Jeremijas Stimme wurde während der Zurüstungen zum Kriege noch weniger gehört.

Der Erfolg schien die Verheißungen der Afterpropheten und Glücksverkünder zu bestätigen. Nebukadnezar sandte nicht sofort sein Heer, um den Wortbruch Zedekias und den Abfall Jehudas zu züchtigen. Er ließ mehr als ein Jahr vergehen, ehe er den Kriegszug antrat und dann wieder mehr als ein Jahr, ehe er seinen Angriff auf Jerusalem eröffnete.

In Jerusalem herrschte ausgelassene Freude während der Jahre, in denen das so gefürchtete chaldäische Heer sich nicht blicken ließ. Unter den babylonischen Exulanten war der Freudentaumel nicht minder groß, wenn er auch an sich halten mußte. Ihre Sehnsucht, aus der Verbannung ins Vaterland zurückzukehren und dort ihre ehemalige hervorragende Stellung wieder einzunehmen, spiegelte ihnen die entfernte Aussicht als nahe Hoffnung und die Hoffnung als Wirklichkeit vor. Der Wahnglaube der babylonischen Jehudäer wirkte wieder durch die stets unterhaltene Verbindung auf die in der Heimat, so daß eine nüchterne Überlegung und Handlungsweise hier und dort gar nicht aufkommen konnten.

Da trat unter den Exulanten ein echter Prophet auf, welcher nach schwerem Kampfe und Ringen eine geläutertere Gesinnung anbahnen sollte. Es war E z e ch i e l (Jecheskel), der Sohn Buzas, ein Ahronide (geb. um 620, starb um 570). Es war ein Mann mit kräftiger, hinreißender Beredsamkeit, mit einer lebendigen, üppigen, überschüssigen Phantasie, mit einer süßen, einnehmenden Stimme, voller Mut und Ausdauer und durchdrungen von dem hohen Ideale, welches das jehudäische Volk verwirklichen sollte. Mit den Verbannten war er unter Jojachin nach Babylonien gekommen und hatte seinen Wohnsitz an dem großen Kanale, welchen Nebukadnezar zur Verbindung des Euphrat und Tigris hatte anlegen lassen. Hier waren viele angesehene Familien aus den Verbannten Jehudas angesiedelt, welche eine große Freiheit genossen und ihre Ältestenverfassung aus der Heimat beibehalten durften. Unter ihnen lebte Ezechiel mehrere Jahre still, mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, mit seiner Frau in seinem eigenen Hause. Plötzlich schwebten vor seinen Augen außerordentliche Gesichte, als wenn der Himmel geöffnet wäre und er göttliche Erscheinungen sähe. Anfangs hat aber das schauerlich erhabene Gesicht ihn nicht gehoben, sondern gebrochen. Wie taumelnd kehrte er in sein Haus und zu den Verbannten zurück und saß sieben Tage stumm und verstört unter ihnen. Dann fing er an, zu den Volksgenossen von dem Gesichte zu sprechen, daß er beauftragt sei, ihnen, im Gegensatze zu den falschen Propheten, Unheil zu verkünden. Sofort erfuhr er eine harte Behandlung, sie banden ihn mit Stricken wie einen Wahnsinnigen und verwehrten ihm, öffenlich zu sprechen. In dieser teils auferlegten, teils freiwilligen Haft brachte er längere Zeit zu und beging symbolische

Handlungen, welche den Zuschauern wegen ihrer Sonderbarkeit auffallen mußten. Als er aber über die Bedeutung der symbolischen Handlungen befragt wurde, verkündete er: daß Jerusalem in schwere Belagerung geraten, daß die Einwohner ihr Brot zugewogen in Bangigkeit essen und ihr Wasser zugemessen in Stumpfheit trinken würden, daß der größte Teil des Volkes durch Feuer, Schwert und Zerstörung in alle Winde zerstreut umkommen und nur ein kleiner Rest davon übrig bleiben, daß Unglück über Unglück es treffen, das Heiligtum selbst entweiht werden würde. Nachdem er das alles in eindringlichen Worten erklärt hatte, begann seine Umgebung zu glauben, daß er ein gottgesandter Prophet sei. Die Ältesten suchten ihn seitdem in seinem Hause auf und richteten Fragen an ihn. Wie sie sich ihm näherten, waren sie schon halb gewonnen. Denn seine Beredsamkeit, durch seine angenehme Stimme gehoben, war unwiderstehlich. Ezechiel hatte sich zwar nach Jeremija gebildet; seine prophetischen Reden ähneln daher denen Jeremijas inhaltlich im großen und ganzen; aber Ezechiel besaß eine lebhaftere Phantasie und mehr dichterische Begabung als sein Musterbild. Seine Reden sind daher schwungvoller gehalten, reich an Wendungen, anziehend, nicht selten künstlich angelegt und durch eingestreute Rätselsprüche, Allegorien und Wortspiele außerordentlich spannend. Jeremija sprach kurz und dem Inhalte angemessen, den er auseinandersetzen wollte; seine Bilder sind zart, seine Betrachtungen elegisch, von Wehmut und Weichheit durchzogen, als wenn er unter Tränen gesprochen hätte. Ezechiel dagegen liebte die Ausführlichkeit; die Bilder, die er gebrauchte, setzte er nach allen Seiten auseinander, vermied auch nicht derbe Ausdrücke und Anstößigkeiten, um den Gedanken ihren vollen Ausdruck zu geben, und er zeigte keinerlei Rührung.

Mit dem Auftreten dieses reichbegabten Propheten unter den babylonischen Exulanten beginnt eine günstige Wendung. Schonungslos deckte er ihre Untaten und die Frevel des ganzen Volkes auf, mitleidslos vernichtete er ihre eitle Hoffnung auf Fortbestand und ihre ganze Jämmerlichkeit. Klar und deutlich zeigte er ihnen den Weg zur Besserung. Ezechiel verkündete gleich Jeremija, daß eine Sinnesänderung nicht von den entarteten Bewohnern des Mutterlandes, sondern von den babylonischen Verbannten ausgehen werde. Den Inbegriff, welcher in dieser Wandlung liegen sollte, drückte er treffend durch die Bezeichnung „ein neues Herz und einen neuen Geist“ aus. Er ermahnte nicht bloß die Exulanten, daß sie sich ein neues Herz und einen neuen Geist erwerben möchten, sondern er verhieß auch, daß ihr Herz von Stein sich in ein weiches, biegsames, empfängliches Herz von Fleisch verwandeln werde. Der Prophet des Exils hat zuerst diesen Gedanken, daß Israel eine Selbstläuterung, eine

Wiedergeburt an sich vornehmen und dadurch Vorbild sein werde, zur leichtfaßlichen Klarheit gebracht.

Gleich in der ersten Rede betonte er diesen Gedanken den Ältesten gegenüber, welche ihn aufgesucht hatten. Er wiederholte auch öfter den Kerngedanken, Gott hat Jehuda und Jerusalem aufgegeben, dagegen die Verbannten zum Grundstocke eines neuen Volkes auserkoren Während die Jerusalemer, auch die Bessern, welche den Propheten nahe standen, die „Stadt Gottes und den Tempel Gottes" als unverwüstliche Schutzorte ansahen, von denen Feind und Unheil fern bleiben würden, erklärte Ezechiel, daß sie verlassen und aufgegeben seien und daß Gott nicht mehr in Jerusalem, sondern bei den Verbannten in Babel weile.

Indessen waren die Adligen im Exilslande noch weit, weit entfernt, den Worten ihres Propheten Glauben zu schenken und sich zu bessern. Gerade der Abfall Jehudas von Nebukadnezar bestärkte sie in ihrem Wahne, daß ihre Rückkehr nahe bevorstehe. Diesen Wahn in ihrem Herzen zerstörte Ezechiel durch Symbol und Wort. Er zog Gefangenenkleider an und wanderte am Tage von einem Orte zum andern, und des Abends im Dunkeln grub er sich durch eine Mauerwand, verhüllte sein Antlitz und trug seine Sachen auf der Schulter. Als seine Volksgenossen ihn fragten, was das zu bedeuten habe, so erklärte er es ihnen, er sei ein Vorbild dessen, was dem V o l k e Jehuda und dem K ö n i g e bevorstehe.

Mit jeder neuen Rede wuchs sein Ansehen unter seinen Exilsgenossen. Diejenigen, welche ihn früher geknebelt und gequält hatten, suchten ihn öfter auf, um ihn über den Ausgang des Kampfes zu befragen, der sie in äußerster Spannung hielt. Sie kamen sogar zu ihm mit ihren kleinen Götzenbildern an ihrem Herzen, um ihn zu befragen. Da erklärte er mit einem Male: Er würde denen, welche offen als Götzendiener vor ihm erschienen, nicht Rede stehen. Diese Drohung scheint von Erfolg gewesen zu sein; denn er wurde noch öfter aufgesucht und gab den Befragenden Auskunft, die ihnen allerdings nicht lieb war.

Endlich rückte die Stunde bittern Ernstes heran. Nebukadnezar, welcher sich einige Zeit still verhalten hatte, zog mit einem Heere aus, um die aufrührerischen Völker wie empörte Sklaven empfindlich zu züchtigen. In der Libanon- oder Jordangegend angekommen, sollte das Los entscheiden, gegen welches Land er zuerst den Kriegszug eröffnen sollte, ob gegen Ammon oder Jehuda; er schleuderte Pfeile, welche den Namen dieser Länder trugen, befragte die Hausgötter, ließ die Leber der Opfertiere untersuchen. Das Los traf Jerusalem zuerst.

Wie es scheint, unterwarfen sich die Nachbarvölkerschaften, welche erst zum Abfall gereizt hatten, schon bei der Annäherung des Feindes

und krochen in Demut vor ihm, Edom, das Jehuda am nächsten gelegen war, nahm noch dazu eine feindliche Haltung gegen dasselbe an. Tyrus, das selbst in Bedrängnis war, konnte keine Hilfe leisten. So war denn Jehuda auf Ägyptens Beistand angewiesen. Aber auch dieses zauderte anfangs, einen Gegenstoß auszuführen. Leicht war es daher Nebukadnezar, die meisten festen Städte zu nehmen. Das chaldäische Heer rückte dann gegen Jerusalem zur Belagerung am zehnten Tage des zehnten Monats (Ende 588 oder anfangs 587). Die jehudäische Hauptstadt hatte sich inzwischen befestigt, auch wohl mit Mundvorrat und Wasser für eine längere Belagerung versehen. Aber die Landbewohner mit ihren Kindern und Herden hatten sich bei Annäherung des Feindes in die Stadt geflüchtet und die Verzehrer vermehrt. Wahrscheinlich auf Jeremijas Anregung und auf Befehl des Königs hatten die Großen die bei ihnen dienenden stammgenössischen Sklaven Sklaven und Sklavinnen befreit, die männlichen wohl zu dem Zwecke, um sie zum Kriegsdienste heranzuziehen. Die Jerusalemer müssen sich auch mutig verteidigt haben; die Belagerung hat mit kurzer Unterbrechung beinahe einundeinhalbes Jahr gedauert (Januar 587 bis Juni 586). Anführer der jehudäischen Verteidigungstruppen war übrigens ein Eunuche im Dienste des Königs Zedekia. Der König selbst hatte nur eine leidende Rolle; er war weder Kriegsführer, noch überhaupt Leiter der Bewegung.

Als die Belagerung Jerusalems beinahe ein Jahr gedauert hatte, während dessen wohl mit abwechselndem Glücke von der Ferne gekämpft worden war, trat eine Abwechslung ein. Der König Apries (Hofra) von Ägypten entschloß sich endlich, seine oft wiederholte Zusage zu erfüllen und sandte ein Heer gegen Nebukadnezar. Dieses ägyptische Heer muß so bedeutend gewesen sein, daß die Chaldäer bei der Nachricht von dessen Annäherung die Belagerung Jerusalems aufhoben und sich ihm entgegenwarfen (Februar oder März 586). Der Jubel in Jerusalem war groß. Als die Tore nach so langer Sperre geöffnet wurden, stürzten die Einwohner mit Hast hinaus, um wieder das Gefühl der Freiheit zu genießen und sich umzusehen, wie es auf dem Lande und um ihre Felder und Weinberge bestellt war, oder auch um sich mit Mundvorrat für die etwaige Wiederholung der Belagerung zu versehen. Kaum war der Schrecken der Belagerung gewichen, so verfielen mehrere Adlige und Reiche wieder in ihre alte Ruchlosigkeit. Die kurz vorher entlassenen Sklaven und Sklavinnen wurden gezwungen, zu ihrem früheren Dienste und ihrer früheren Entwürdigung zurückzukehren, uneingedenk des feierlichen Bündnisses und Eides. Über diese Herzenshärte und Selbstsucht war Jeremija in tiefster Seele empört; er hielt den Großen und dem Könige eine vernichtende Standrede, worin er ihnen den Eidbruch vorhielt und verkündete, daß die ab-

gezogenen Chaldäer wieder zurückkehren, Jerusalem einnehmen und daß Feuer, Krieg, Hunger und Pest gegen die Verblendeten wüten würden. Dem Könige, welcher ihn durch zwei Höflinge und den Tempelaufseher Zephania ersuchen ließ, durch sein Gebet zu erwirken, daß die Chaldäer nicht mehr zurückkehren möchten, erwiderte er, selbst wenn sie imstande wären, sämtliche Chaldäer aufzureiben und wenn nur zwei Verwundete von ihnen übrig blieben, so würden auch diese die Stadt anzünden.

Waren viele Fürsten Jehudas schon früher gegen Jeremija eingenommen, so hegten sie seit der von ihm gehaltenen letzten Standrede einen tötlichen Haß gegen ihn. Als er ebenfalls die Stadt verlassen wollte, um sich in seine Geburtsstadt Anatoth zu begeben, wurde er von einem Aufseher angefallen, als wollte er zu den Chaldäern überlaufen. Trotz seiner Beteuerung, daß ihm ein Fluchtgedanke fernläge, wurde er dennoch den Fürsten überliefert. Diese, froh eine Gelegenheit zur Rache an ihm zu haben, behandelten ihn wie einen Verräter und Spion, schlugen ihn und brachten ihn in einen Zisternenkerker (Frühjahr 586) im Hause des Listenführers J o n a t h a n , der, ein harter, herzloser Mann, zu seinem Kerkermeister eingesetzt wurde. Dort blieb Jeremija in einem engen, schmutzigen, ungesunden Raume viele Tage. Sein strenger Kerkermeister ließ keinen Menschen zu ihm, nicht einmal seine Verwandten, als wollte er ihn durch die Einsamkeit mürbe machen oder gar umkommen lassen. Hand an ihn zu legen, wagten die Fürsten indes nicht. In diesem Kerker hauchte er ergreifende Klagelieder aus über sein Mißgeschick, nicht bloß wegen seiner Leiden, sondern mehr noch wegen der Verkennung seiner Absichten.

Nicht lange dauerten der Freudenrausch und der Taumel in Jerusalem. Das chaldäische Heer, welches dem ägyptischen unter A p r i e s entgegengezogen war, schlug dieses aufs Haupt. Und nun war Jehuda ganz auf sich angewiesen. Die Nachbarvölker, selbst die ehemaligen Bundesgenossen, hatten nur Hohn für dasselbe und konnten den Tag des Falles Jerusalems nicht erwarten. Die Chaldäer kehrten zur Belagerung Jerusalems zurück und schlossen es noch enger ein, um damit ein Ende zu machen. Nun begann der Mut der in der Hauptstadt Eingeschlossenen zu sinken. Viele, auf ihr Heil bedacht, verließen an unbewachten Stellen die belagerte Stadt, gingen zu den Chaldäern über oder entkamen nach Ägypten. Der König Zedekia selbst wurde ängstlich über den Ausgang und sah zu spät ein, daß es eine Torheit war, sich mit der babylonischen Großmacht messen zu wollen, ohne ein ganzes für Freiheit begeistertes Volk hinter sich zu haben. Eine schwache Hoffnung setzte er noch auf den Propheten Jeremija.

Heimlich ließ er ihn in ein inneres Gemach seines Palastes kommen und fragte ihn, ob er eine Prophezeiung für den Ausgang

geschaut habe. „Jawohl," antwortete Jeremija, „habe ich eine solche, daß du in die Hand des Königs von Babel unfehlbar fallen wirst, wenn du dich ihm nicht unterwirfst." Gedemütigt und ergeben, hörte Zedekia diese Worte an; er war gerecht genug, sie den Verkünder nicht entgelten zu lassen. Er ließ ihn vielmehr auf dessen Bitte nicht mehr in den abscheulichen Kerker des Listenführers Jonathan zurückbringen, sondern räumte ihm eine Wohnstätte in seinem Palaste ein, in dem Hofe Mattara, und ließ ihm täglich einen Laib Brot aus der königlichen Backanstalt liefern. Hier blieb Jeremija mehrere Monate. Er war aber da in freier Haft, durfte Besuch empfangen und sprechen; sein treuer Begleiter Baruch war wieder in seiner Nähe. Indessen wurde die Belagerung Jerusalems von Tag zu Tag grausiger. Der Krieg forderte nicht allein seine Opfer, die Hungersnot gesellte sich auch dazu. Es trat mit einem Male Knappheit ein, und das Brot mußte nach Gewicht verteilt werden. Es wurde immer seltener und seltener, und nun raffte der bleichwangige Hungertod die Einwohner hin. Das Schwert draußen, der Hunger im Innern häuften die Leichen täglich mehr in den Häusern und auf den Straßen, sie konnten nicht mehr begraben werden, gingen in der heißen Jahreszeit in Verwesung über und erzeugten eine verderbliche Seuche. Als sollten die düsteren Strafreden der Propheten, die in zwei Jahrhunderten einander ablösten, Wort für Wort in Erfüllung gehen, um das Volk durch die gehäuften Leiden und Schrecknisse von seiner götzendienerischen Torheit und sittlichen Krankheit gründlich zu heilen, boten die Straßen Jerusalems grauenerregende Vorgänge dar, welche die Überlebenden nimmer vergessen konnten. Hier wanden sich zarte Kinder auf den Plätzen und winselten: „O Mutter, gib uns Brot und Wein" und hauchten winselnd ihr Leben in dem Schoß der Mütter aus. Dort wandelten Greise und Vornehme, welche sonst Leckerbissen in Fülle hatten und in Purpur erzogen waren, die trockene Haut an den Knochen festgeklebt, wie Schatten umher, wurden in dieser Wandlung nicht erkannt und schleppten sich, bis sie zusammenbrachen. Wie es die Propheten und namentlich Ezechiel vorausgesagt hatten, warfen die Reichen vergebens ihre Schätze um Brot hin. Das Grausigste aber war, daß zarte, liebevolle Mütter ihre eigenen Kinder kochten, um sich von deren Fleisch zu sättigen.

Erst in dieser Drangsalszeit sprach Jeremija zu allen, die es hören konnten: „Wer in der Stadt bleibt, wird durch Schwert, Hunger und Pest umkommen, wer aber zu den Chaldäern übergeht, wird sein Leben retten; denn die Stadt muß fallen und wird verbrannt werden!" Als die wachthabenden Großen von diesen Reden Kunde erhielten, drangen sie in den König, den Propheten dem Tode zu überliefern, weil er den überlebenden Kriegern den Mut zum Weiterkämpfen benähme. Zedekia, rat- und willenlos, antwortete: „Er ist ja in euren Händen,

denn der König vermag nichts gegen euch." Darauf ließen die Fürsten Jeremija in eine Zisterne im Hofe Mattara, die voller Schlamm war, werfen. Auch jetzt noch wagten sie nicht Hand an ihn zu legen, sondern gedachten ihn ohne ihr Hinzutun dem Tode auszusetzen. Er wäre auch da umgekommen, wenn nicht ein Äthiopier aus der Dienerschaft des Königs, namens Ebed-Melech, sich seiner erbarmt hätte. Dieser Sklave war empört über die Mißhandlung, welche die jehudäischen Fürsten dem Propheten zugefügt hatten, und über die Schwäche des Königs, mit der er dies alles duldete. Er machte Zedekia aufmerksam, daß Jeremija in dieser Zisterne und durch die Hungersnot unfehlbar umkommen müsse. Da gestattete der König, ihn vermittels Stricken aus der Grube zu ziehen. So tief war die Zisterne und so geschwächt die Menschen, daß dreißig Personen dazu erforderlich waren, einen einzigen Menschen aus der Tiefe heraufzuziehen. Jeremijas Leben war gerettet; aber seine Freiheit erlangte er nicht, der König hielt ihn in Haft in Mattara, sorgte aber dafür, daß die Großen ihm nicht mehr nach dem Leben trachten konnten. Zedekia war überhaupt im tiefsten Innern geneigt, sich dem Feinde zu übergeben, aber allerlei Bedenken hielten ihn davon zurück. Um sich über einen so verhängnisvollen Schritt zu vergewissern, kam er mit Jeremija in einem geheimen Gemach zusammen und fragte ihn, ob es unabänderlich beschlossen sei, daß die Stadt fallen werde, und ob, wenn er es wagen sollte, überzugehen, er nicht von den Jehudäern in dem chaldäischen Lager beschimpft und getötet werden würde. Der Prophet gab ihm die bündigste Versicherung, daß ihm im feindlichen Lager kein Haar gekrümmt werden würde, und fügte noch hinzu, im Falle der Fortsetzung des Kampfes würden die Weiber des Palastes selbst ihn wegen seiner Unklugheit verspotten. Aber dem Könige fehlte der Mut, er tat nichts und ließ das Verhängnis an sich herankommen. Bis zuletzt war er nicht imstande, seine angeborene Zaghaftigkeit zu überwinden. Das war der letzte König von Davids Nachkommen.

Indessen raffte der Würgeengel des Todes in dreifacher Gestalt die Bevölkerung hin; die Zahl der Krieger verminderte sich immer mehr, bis zuletzt nur so wenig übrig geblieben waren, daß sie die Mauern nicht mehr verteidigen konnten. Endlich schlug die letzte Stunde des Falles des auch von den Heiden für uneinnehmbar gehaltenen Jerusalem. Am neunten Tammus (Juni 586) gab es gar kein Brot mehr in der Stadt, und infolge dieser vollständigen Erschöpfung gelang es den Chaldäern eine breite Bresche in die Mauer zu machen, durch welche sie in die Stadt eindrangen. Die Feldherren, welche die Belagerung geleitet hatten, zogen ungehindert bis in die Mitte Jerusalems ein und schlugen ihr Zelt in dem Mitteltore auf, welches die Unterstadt (Millô) mit dem Zion verband, um hier Gericht über die Bevölkerung

zu halten. Die chaldäischen Krieger ergossen sich ungehindert in alle Teile der Stadt, töteten Jünglinge und Männer, die ihnen widerstandsfähig schienen, machten andere zu Gefangenen und banden sie in Ketten. Die rohen Krieger, durch die langdauernde Belagerung verwildert, schändeten Frauen und Jungfrauen und schonten kein Alter. Auch in den Tempel drangen sie ein, richteten dort ein Blutbad unter den Ahroniden und Propheten an, welche sich in dem Schutz der Heiligtums geborgen glaubten, und erhoben ein Wutgeschrei, als wollten sie den Gott Israels bekämpfen. Mit den Chaldäern drangen auch die Nachbarvölker ein, welche sich Nebukadnezar angeschlossen hatten, Philister, Idumäer und Moabiter. Sie raubten die Schätze und verunreinigten die Heiligtümer.

Zedekia war es indes gelungen, mit dem Reste der Streiter in der Nacht durch einen unterirdischen Gang zu entkommen. Er suchte eiligen Schrittes über den Jordan zu gelangen. Aber ebenso rasch verfolgten chaldäische Reiter die Flüchtlinge und verlegten ihnen den Weg in den Engpässen. Da diese geschwächt waren, mehr schlichen als gingen, konnten sie leicht eingeholt und zu Gefangenen gemacht werden. In der Stadt fanden die Häscher von den Angesehenen nur den Hohenpriester Seraja, den Tempelhauptmann Zephania, den Eunuchen, welcher den Krieg geleitet hatte, den Listenführer, fünf oder sieben der Vertrauten des Königs, die Türhüter und noch sechzig Mann. Alle diese Gefangenen, sowie die Überläufer wurden vor der Hand in Fesseln nach Rama geführt, bis Nebukadnezars Befehl bestimmen würde, was mit ihnen geschehen sollte. Unter den Gefesselten befand sich auch der Prophet Jeremija; er war im Hofe Mattara im königlichen Palaste angetroffen worden und galt den chaldäischen Söldnern, die ihn zum Gefangenen gemacht hatten, als einer der Palastdiener. Zum Aufseher über die Gefangenen und die Flüchtlinge hatten die Feldherren einen Jehudäer von edlem Geschlechte eingesetzt, Gedalja, Sohn Achikams, aus der Familie Schaphan, welche vom Anfange der Belagerung an Nebukadnezars Parteigänger geworden war.

Die letzte Hoffnung schwand dem unglücklichen Überreste des Volkes, als die Nachricht einlief, auch der König sei in Gefangenschaft geraten. Zedekia war mit seinem Gefolge von den chaldäischen Reitern bei Jericho eingeholt worden, als er nicht weit vom Jordan war, dessen Übergang ihm hätte Rettung bringen können. Während der Rest der Krieger, der noch um ihn war, bei der Annäherung der chaldäischen Verfolger sich zerstreute und über den Jordan setzte oder sonstwo einen Schlupfwinkel aufsuchte, gerieten Zedekia, seine Söhne und einige Edle in die Gewalt des Feindes und wurden weit, weit vom Vaterlande hinweggeführt bis nach Ribla, wo Nebukadnezar weilte. Dieser

entlud mit Recht seinen ganzen Zorn auf ihn wegen seines Treu- und Eidbruches. Aber die Züchtigung, die er über ihn verhängte, war grausam. Wenn je ein König, so verdiente Zedekia Nachsicht, weil er ein willenloses Werkzeug gewesen war. Nebukadnezar ließ ohne Nachsicht Zedekias Söhne und sämtliche prinzlichen Verwandten vor seinen Augen hinrichten, und dann ließ er ihn blenden. Geblendet und gefesselt wurde er zuletzt nach Babel verbannt; er hat wohl seine Schmerzen nicht lange überlebt.

Was sollte aus der Stadt Jerusalem werden? Sie war ein Leichenhaus geworden; „alle ihre Tore und Versammlungsplätze waren verödet, ihre Wege trauernd". Aber sie stand noch; die Feldherren, welche sie erobert hatten, hatten keinen Auftrag für ihr Geschick. Nebukadnezar selbst scheint anfangs unschlüssig darüber gewesen zu sein. Das Land Jehuda wollte er keineswegs in eine Wüste verwandelt wissen, da er es für einen Krieg gegen Ägypten nicht entbehren konnte. Ein Land ohne Stützpunkt einer größern Stadt hätte sich nicht behaupten können. Es sprach also manches für die Erhaltung Jerusalems. Auf der andern Seite schien es gefährlich, die aufrührerische Stadt fortbestehen zu lassen. Wer sollte für ihre Treue in der Zukunft Bürgschaft leisten? Diese Betrachtung überwog, und infolgedessen sandte Nebukadnezar den Obersten seiner Leibwache, Nebusaradan, mit dem Auftrage, Jerusalem zu zerstören. Sofort drängten sich die haßerfüllten idumäischen Großen an ihn, um ihn zu entflammen, die Zerstörung ohne Schonung zu vollstrecken. „Zerstöret, zerstöret sie bis auf den Grund," sprachen sie. So erteilte Nebusaradan den Befehl, die Mauern niederzureißen, den Tempel, die Paläste und alle schönen Häuser zu verbrennen, und der Befehl wurde gewissenhaft ausgeführt (10. Ab. = August 568). Die noch übrig gebliebenen Schätze des Tempels, die kunstvoll gearbeiteten ehernen Säulen, das eherne Meer, die Wasserwagen aus Erz, die Opferschalen aus Gold und Silber, die musikalischen Instrumente, alles, alles wurde in Stücke zertrümmert und nach Babylon gebracht.

Keine der völkerbeherrschenden Großstädte, welche von der Höhe ihres Glanzes in den Staub gesunken sind, ist indes in ihrem Untergange so verherrlicht worden wie Jerusalem. Die Poesie hat ihr schmerzensreiches Geschick in Klageliedern, Psalmen und Gebeten mit so rührenden Tönen geschildert, daß ihr jedes weich gestimmte Herz noch heute nicht das Mitgefühl versagen kann. Die Poesie hat um ihr Haupt eine Märtyrerkrone gewunden, die sich in einen Strahlenkranz umwandelte. War es Jeremija, der zuerst auf den Trümmern Jerusalems ein Klagelied ausgehaucht hat, oder war es sein Jünger Baruch? Haben dann noch zwei oder drei Dichter den Trauergesang fortgesetzt?

Alle diese Klagelieder haben eine eigene Form; die Reihe der Verse folgt in alphabetischer Ordnung aufeinander. Das erste Klagelied ist unmittelbar nach der Einnahme Jerusalems gedichtet, als die Stadt noch stand, die Mauern, die Paläste noch nicht zerstört waren, aber sie war bereits ihrer Bewohner und ihrer Freuden beraubt. Dieses Klagelied beweint am meisten die Verlassenheit Jerusalems; ihr größter Schmerz ist die Treulosigkeit ihrer Bundesgenossen, die jetzt Schadenfreude über ihren Fall empfinden. — Das zweite Klagelied trauert mehr über die Zerstörung der Stadt und der Mauern, ganz besonders aber über den Untergang des Heiligtums. Das dritte Klagelied bejammert den Untergang alles Edeln durch die schleichende Hungersnot und die Hoffnungslosigkeit für den Überrest durch die Gefangennahme des Königs. Die ganze Tiefe des brennenden Schmerzes hat ein Levite aus der Sängerfamilie der Aßaphiden, der ebenfalls in Fesseln geschlagen war, in wenigen Zügen in einem Klagepsalm vergegenwärtigt.

Ein Jahrtausend war etwa verstrichen, seitdem die Stämme Israels so mutvoll und hoffnungsreich unter einem kräftigen Führer über den Jordan gesetzt und festen Fuß im Lande Kanaan gefaßt hatten, und ein halbes Jahrtausend, seitdem die beiden ersten Könige des davidischen Hauses das Land Israel zu einem weit gebietenden Großstaate erhoben hatten, und welches Ende! Der größte Teil der Zehnstämme war seit mehr als einem Jahrhundert in unbekannten Ländern verschollen. Von den übrigen Stämmen, die das Reich Jehuda ausmachten, war der größte Teil durch Krieg, Hunger oder Pest aufgerieben, ein kleiner Teil in Gefangenschaft geführt, ein ganz winziger Bruchteil nach Ägypten ausgewandert oder sonst flüchtig, oder lebte im Lande in Angst, was der Sieger über den Rest verhängen werde. Wie sehr hatte sich Ezechiels Verkündigung über Jehuda erfüllt: „Ein dritter Teil wird durch Hunger in deiner Mitte (Jerusalem) umkommen, ein dritter Teil wird in deiner Nähe durchs Schwert sterben, und ein dritter Teil wird in alle Winde zerstreut werden, und auch gegen ihn wird das Schwert gezückt werden, und er wird zur Schmach unter den Völkern werden." Gegen diesen geringen Überrest entfesselte sich in der Tat die Wut vielfacher Feinde, um auch ihm den Untergang zu bereiten, als sollte nicht ein einziger von Israel in seinem Heimatlande bleiben. Das Nachspiel war ebenso grausig als der Hauptakt des Unterganges.

Der Rest der Krieger, welcher mit Zedekia in der Nacht durch unterirdische Gänge aus der eroberten Hauptstadt geflohen war, hatte sich bei der Annäherung der chaldäischen Verfolger zerstreut. Eine Handvoll desselben war unter Anführung eines Fürsten aus königlichem Geblüte namens Ismael, Sohn Nethanjas, über den Jordan entkommen, hatte bei dem ammonitischen Könige Baalis Schutz

gefunden und sich in Ammonitis und dem benachbarten Moab niedergelassen. Die übrigen hatten es vorgezogen, nach Ägypten zu entfliehen, wohin schon früher mehrere Familien ausgewandert waren, weil sie dort unter dem mit ihrem Lande verbündeten König Hophra Sicherheit zu finden hofften. Aber um dahin zu gelangen, mußten sie das Gebiet von Idumäa berühren, und hier erwartete sie ein grimmiger, unversöhnlicher Feind. Die Idumäer, des alten Hasses gedenkend und ungerührt von der brüderlichen Zuvorkommenheit Jehudas, als hätten sie noch nicht genug an der Schadenfreude bei der Zerstörung Jerusalems, die sie so eifrig betrieben, nicht genug an der Beute, die sie gemacht hatten, trieben ihre Feindseligkeiten so weit, daß sie an der Grenze ihres Landes Wache hielten, die flüchtigen Jehudäer töteten oder sie, um den Chaldäern zu schmeicheln, ihnen überlieferten. Nicht bloß der Haß stimmte Edom zur Grausamkeit gegen die elenden Flüchtlinge, sondern auch politische Berechnung. Es spekulierte auf den Besitz des Gebietes, welches so lange dem Volke Israel gehört hatte. Durch die blutige Verfolgung der Jehudäer glaubte es diesen Besitz leichter erlangen zu können. Wenn kein Mann von ihnen übrig bliebe, so würde das Land herrenlos geworden sein, und Nebukadnezar, dem es so eifrig Vorschub geleistet hatte, würde nicht umhin können, es ihm aus Dankbarkeit zu überlassen. Laut sprachen es die Idumäer aus: „Die beiden Völker und die beiden Reiche werden uns gehören, wir werden sie in Besitz nehmen.“ — Nur wenige jehudäische Flüchtlinge haben Aufnahme in einigen phönikischen Städten gefunden. Phönikien war zu weit von Jehuda entfernt, und ehe sie dahin gelangten, wurden sie von den Chaldäern eingeholt und gefangen.

Die meisten Kriegsobersten und ihre Leute, welche mit Zedekia aus Jerusalem entkommen waren, zogen es daher vor, im Lande zu bleiben. Sie klammerten sich an den Boden an, der sie geboren, als könnten sie sich nicht von ihm trennen. Es waren Jochanan von der Familie Kareach und sein Anhang. Aber sie mußten Schlupfwinkel aufsuchen, um nicht von den im Lande zurückgelassenen Chaldäern gefangen zu werden. In den Klüften, Grotten und Höhlen der Gebirge oder in Trümmerhaufen zerstörter Städte verbargen sie sich, machten wohl auch von ihren Schlupfwinkeln aus Ausfälle, um Nahrungsmittel aufzusuchen oder vereinzelte Chaldäer und Anhänger derselben anzugreifen. Eine eitle Hoffnung belebte ihren Mut. Sie sprachen: „Abraham stand allein und wurde Erbe des Landes, und wir sind ihrer so viele, so werden wir den Besitz des Landes ertrotzen.“ Von diesem Überreste der Jehudäer erwartete diejenigen, welche gezwungen waren, für die Fristung ihres elenden Daseins von ihren Schlupfwinkeln aus mit Gefahr Lebensmittel aufzusuchen, wenn sie gefangen wurden, ein schmählicher Tod oder beschimpfende Mißhandlung. Vornehme,

selbst wenn sie alt waren, wurden erhängt, jüngere wurden verurteilt, Mühlen von Ort zu Ort zu tragen und andere Sklavendienste zu verrichten. Aus dieser verzweiflungsvollen Lage heraus, an der einer der Sänger beteiligt war, dichtete dieser jenes herzzerreißende fünfte Klagelied, das sich in den kurzen Versen wie Schluchzen und Weinen ausnimmt.

Einen Augenblick schien es, als sollte dieses Elend der Gesprengten, dieser Vernichtungskampf gegen die Flüchtlinge ein Ende nehmen. Nebukadnezar wollte Jehuda nicht ganz untergehen lassen, er brauchte es als ein Durchzugsland für den Krieg mit Ägypten. Er beschloß daher, es als ein ganz winziges Gemeinwesen fortbestehen zu lassen. Allerdings ein einheimischer König sollte nicht mehr an der Spitze desselben bleiben; er traute den Königen aus dem davidischen Hause nicht, nachdem drei derselben sich feindlich gegen ihn gekehrt hatten. Einen fremden König über sie zu setzen, verbot die Klugheit, weil ein solcher nicht imstande gewesen wäre, die gelockerten Bande wieder zusammenzuziehen. Er beschloß daher, G e d a l j a aus dem Hause Schaphan, welcher sich als zuverlässiger Parteigänger bewährt hatte, an die Spitze des kleinen Gemeinwesens zu stellen. Dieser sollte die Überbleibsel um sich sammeln, sie zusammenhalten und zum Betriebe des Acker- und Gartenbaues ermutigen, damit das Land nicht eine Wüstenei werde. Nebusaradan, welcher die Stadt Jerusalem zerstört hatte, erhielt darauf von Nebukadnezar den Auftrag, die Verdächtigen unter den Gefangenen und den Überläufern teils zu ihm nach Ribla zu senden, teils in die Gefangenschaft nach Babylonien zu schicken, das niedrige Volk, die Bauern und Winzer, dagegen im Lande zu lassen. Diesen sollten Ackerfelder zugeteilt werden, die sie gewissermaßen als Lehen von dem Eroberer erhielten, mit der Bedingung, sie anzubauen und die Verwüstung nicht um sich greifen zu lassen. Über diese setzte er Gedalja als Statthalter. Er sollte seinen Sitz in M i z p a h nehmen (etwa anderthalb Stunden nordöstlich von Jerusalem).

Eine bessere Wahl konnte Nebukadnezar nicht treffen. Gedalja war der geeignete Mann für diese schwierige Lage. Er war milde und friedliebend, gewissermaßen ein Jünger des Propheten Jeremija, dessen Freund und Beschützer sein Vater Achikam gewesen war. Um die noch blutenden oder eiternden Wunden zu heilen, dazu bedurfte er einer sanften Hand, völliger Hingebung und Hintenansetzung der eigenen Persönlichkeit. Gedalja war vielleicht zu milde, oder er rechnete zu viel auf die gute Seite der Menschen, auf die Dankbarkeit. Ihm übertrug Nebusaradan vor der Hand die ungefährlichen Gefangenen, die Töchter des Königs Zedekia, viele Weiber und Kinder und auch Eunuchen von Zedekias Hofe, ihm unterstellte er auch die Ackerbauer, wohl nicht viel über tausend Personen.

Nebukadnezar war zugleich darauf bedacht, den Propheten Jeremija ihm zur Seite zu geben. Er hatte daher seinem Vertreter Nebusaradan den Auftrag gegeben, ihn rücksichtsvoll zu behandeln und allen seinen Wünschen entgegenzukommen. Nebukadnezar, welcher ohne Zweifel von Jeremijas Vorausverkündigung von Schritt zu Schritt seit seiner Thronbesteigung vernommen hatte, war von dessen prophetischer Begabung überzeugt, oder es schmeichelte ihm, daß ihm durch den Mund eines ihm fernstehenden Sehers ein hoher Beruf und Machtfülle zuerkannt wurden. Als Nebusaradan sich von Jerusalem nach Rama begab, um unter den dort angesammelten Gefangenen und Überläufern eine Auswahl zu treffen, welche im Lande bleiben und welche nach Babylonien verbannt werden sollten, löste er die Fesseln, womit auch Jeremija wie sämtliche Gefangene gebunden waren, und stellte ihm frei, nach Babel auszuwandern, wo er rücksichtsvoll behandelt werden würde, oder nach Belieben sich irgendwo einen Aufenthaltsort zu wählen. Er riet ihm aber, sich zu Gedalja nach Mizpah zu begeben. Jeremija, der mit Recht beklagte, ausersehen zu sein, das Elend in seiner ganzen Fülle zu sehen, mußte auch die Jammerszenen mit ansehen, wie die Gefangenen von Rama aus gefesselt nach Babylonien abgeführt wurden. Herzzerreißend waren die Wehklagen der Unglücklichen, Männer, Weiber und Kinder, die von ihrem Geburtslande weggeschleppt wurden. Jeremija gab ihnen den Trost mit, daß, wenn sie nicht selbst, doch ihre Kinder oder Enkel in die Heimat zurückkehren würden.

Außerordentlich schwer wurde Jeremija die Wahl. Sein Herz zog ihn zu seinen Leidensgenossen, zumal wenig Aussicht für seine Tätigkeit im Lande war. Ihm wurde es schon durch die Prophezeiung kund, daß die nach Babylonien Verbannten zur Verjüngung berufen seien. Er verglich die Verbannten mit guten, wohlschmeckenden Frühfeigen, die im Lande Bleibenden dagegen mit schlechten, vom Sturme geschüttelten Feigen. Er hatte wiederholentlich dem König Zedekia geraten, sich dem Sieger zu ergeben, und nach Babel auszuwandern, weil die im Lande Bleibenden dem Fluche und dem Untergange geweiht seien. Folgerichtig hätte auch er nach Babylonien auswandern müssen. Allein anderseits fiel es Jeremija schwer, das Geburtsland aufzugeben. Schwer fiel es ihm aber auch, sich Gedalja anzuschließen. Die zur Verbannung verurteilten Leidensgenossen selbst scheinen es ihm verübelt zu haben, daß er sie verlassen wollte, da sie durch ihn, der bei Nebukadnezar in Gnaden stand, eine Erleichterung ihrer Leiden hoffen mochten. Jeremija rang, von diesen verschiedenen Gefühlen bewegt, mit sich selbst und brach in Klagen aus: „Wehe mir, meine Mutter, daß du mich geboren, einen Mann des Streites und des Haders für alle. Ich habe nicht ausgeliehen und nicht geborgt, und doch flucht

mir jedermann." Da wurde ihm die prophetische Offenbarung, daß er im Lande bleiben, sich Gedalja anschließen und hier in der Mitte der verwilderten Überbleibsel seine belehrende und erziehende Tätigkeit fortsetzen sollte. Er verkündete daher denen, die es hörten: „So sprach Gott: „„Fürwahr, ich habe dich zum Guten überleben lassen, wenn du edles aus Gemeinem ziehen wirst, wirst du wie mein Mund sein. Sie werden zu dir sich wenden, du aber nicht zu ihnen.""

Mit traurigem Herzen begab sich Jeremija zu Gedalja nach Mizpah. Sein Jünger Baruch war wieder in seiner Begleitung. Er hatte nicht viel Hoffnung, daß er aus dem Rest des gemeinen Gesindels werde Edles erziehen können. Hat er doch in seiner vierzigjährigen Tätigkeit bei den Vornehmen und Gebildeten nur wenig ausrichten können, um wieviel weniger bei den Niedrigen und Unwissenden! Indessen er mußte sich fügen. Nebukadnezar legte so viel Wert auf Jeremija, daß er ihm nicht bloß Geschenke, sondern auch Tageszehrung verabreichen ließ. Seine Anwesenheit in der Nähe Gedaljas flößte in der Tat den im Lande Gebliebenen mehr Vertrauen für die Zukunft ein. Der Statthalter ließ nämlich bekannt machen, daß alle diejenigen Flüchtlinge, welche sich um ihn scharen würden, unangefochten bleiben und ruhig in den Städten sich niederlassen und ihre Felder bearbeiten könnten. So kamen nach und nach die Versprengten aus den Nachbarländern, wo sie sich einstweilen angesiedelt, sich aber nicht sehr behaglich gefühlt hatten, zu Gedalja und schlossen mit ihm Frieden, d. h. sie verpflichteten sich, dem chaldäischen König treue Untertanen zu sein. Sie bauten das Land mit Getreide, Wein und Feigen an. Der Boden gab wieder Segen, und da die Bevölkerung gering war, die Bauern, Gärtner und Winzer ein größeres Maß von Bodenbesitz erhielten, so erzielten sie reichliche Ernte. Einige Städte erhoben sich wieder aus den Trümmern. Auch ein Heiligtum errichtete Gedalja in Mizpah, da Jerusalem und der Tempelberg zerstört waren, Schakale darin hausten und die Stadt nicht mehr aufgebaut werden sollte.

Mizpah galt als eine geheiligte Stätte, da auch Samuel dort einst einen Altar errichtet und es zum Sammelpunkte gemacht hatte. Die halb israelitische, halb heidnische Kolonie, die Chuthäer in Sichem, Silo und Samaria, erkannten dieses Heiligtum an und wallfahrteten mit Opfergaben und Weihrauch, da die Priester von Bethel ausgerottet und die Altarstätten in diesem Orte zerstört waren. So wurde Mizpah Mittelort eines kleinen Gemeinwesens. Der „Rest Jehudas", über welchen Gedalja gesetzt war, wurde zwar durch die Anwesenheit der Chaldäer an seine Abhängigkeit von dem chaldäischen Oberherrn gemahnt; diese überwachten nicht bloß das Volk, sondern auch den Statthalter, daß sie nicht etwa verräterische Pläne schmieden sollten. Aber unter den Umständen, bei der Größe des Elends, welches über das

Land hereingebrochen war, war diese Lage doch erträglich, jedenfalls günstiger, als der Rest erwarten konnte. Er war doch immer auf heimischem Boden.

Müde des Abenteurerlebens in den Gebirgen und Wüsten, im Kampfe mit wilden Tieren und den noch wilderen Chaldäern, entschlossen sich auch diejenigen Kriegsobersten zum Anschlusse an Gedalja und zur Unterwerfung, welche so lange, auf ihr Schwert und auf eine eitle Hoffnung vertrauend, getrotzt hatten. Jochanan, Sohn Kareachs, und andere Häuptlinge traten in Unterhandlung mit Gedalja, und da er ihnen die Versicherung gab und sie mit einem Eide bekräftigte, daß über ihre Vergangenheit ein Schleier geworfen werden solle, söhnten auch sie sich mit der Lage aus, streckten die Waffen, bestellten die Felder und richteten die Trümmer der Städte auf, die ihnen bisher als Schlupfwinkel gedient hatten. Sie mit ihrer Mannschaft machten eine stattliche Zahl aus, und vermöge ihrer kriegerischen und abenteuerlichen Lebensweise, welche sie gegen jede Gefahr gestählt hatte, konnten sie den schwachen „Rest Jehudas" mit der nötigen Stärke versehen. Zuletzt stellte sich auch der Kriegsoberste Ismael, Sohn Nethanjas, ein.

Mit ihm, welcher verschlagen und gewissenlos war, zog ein böser Geist in Mizpah ein, um die verhältnismäßig günstige Lage der Überbleibsel Jehudas zu stören. Ismael machte zwar auch seinen Frieden mit Gedalja und den Chaldäern und versprach Unterwerfung, hegte aber im tiefen Herzen Groll und Ingrimm gegen beide. War es Neid, daß er von königlicher Abkunft einem ihm nicht ebenbürtigen Statthalter untergeordnet sein sollte, oder war es wilder, patriotischer Haß gegen die Chaldäer, welche die Herren des Landes waren, oder beides zugleich, das ihm den verruchten Plan eingab, Gedalja aus dem Wege zu räumen? Von Baalis, dem König von Ammon, welchem das Entstehen und Wachstum eines jehudäischen Gemeinwesens unter chaldäischem Schutze zuwider war, wurde er zu einer Untat aufgestachelt, welche diesem ein Ende machen sollte. Die übrigen Hauptleute und besonders Jochanan, Sohn Kareachs, erhielten indes geheime Kunde von Ismaels verräterischem Anschlage gegen Gedalja, machten diesem Mitteilung davon, stellten sich ihm zur Verfügung, ja baten um dessen Erlaubnis, den Bössinnenden aus dem Wege zu räumen, damit der allmählich wieder angewachsene Rest Jehudas nicht wieder untergehe. Gedalja schenkte aber der Warnung keinen Glauben.

Seine Gewissenhaftigkeit, mag sie aus Stärke oder Schwäche entsprungen sein, war verhängnisvoll für ihn und für das kaum organisierte Gemeinwesen. Vier Jahre mögen bereits seit der Zerstörung Jerusalems und der Sammlung der zerstreuten Jehudäer unter dem Statthalter verstrichen gewesen sein, als Ismael mit zehn Begleitern in Mizpah

zu einer Festversammlung eintraf und eine freundliche Miene gegen Gedalja zeigte. Dieser lud sie zu einem Mahle ein, und während desselben, als die Anwesenden, vielleicht vom Weine berauscht, nichts Arges ahnten, zückten Ismael und seine Genossen ihre Schwerter gegen den Statthalter und töteten ihn und mit ihm auch die anwesenden waffenfähigen Männer und die Chaldäer. Die übrigen Leute in Mizpah, Greise, Frauen, Kinder und Eunuchen ließ er durch seine Leute überwachen, damit die Untat nicht ruchbar werde. Da Ismael erfahren hatte, daß am andern Tage achtzig Männer aus Sichem, Silo und Samaria in Mizpah zum Feste mit Opfern eintreffen sollten, ging er ihnen entgegen, lockte sie in die Stadt, trennte sie voneinander und ließ sie einzeln töten bis auf zehn Mann, welche ihm geheimgehaltenen Mundvorrat auszuliefern versprachen. Nach dieser Untat schleppten Ismael und seine zehn Gehilfen die in Mizpah versammelte schwache Mannschaft, Frauen und Kinder, darunter auch die Töchter des Königs Zedekia, den greisen Propheten Jeremija und seinen Jünger Baruch in die Gefangenschaft, um sie über den Jordan nach Ammonitis zu führen. Dort glaubte der Frevler sicher zu sein, von dem Racheschwert des Königs von Babylon wegen der Ermordung des Statthalters und der chaldäischen Truppe nicht erreicht zu werden. Was sollte Ismael mit den Gefangenen in Ammonitis anfangen?

Indessen so heimlich er auch sein finsteres Werk betrieb, lange verschwiegen konnte es nicht bleiben. Jochanan und die übrigen Häuptlinge hatten Kunde davon erhalten und waren nicht wenig entrüstet darüber, des Stützpunktes beraubt zu sein und ins ungewisse Abenteurerleben wieder zurückgeworfen zu werden. Eiligst rüsteten sie sich, um die Freveltat gebührend zu züchtigen. An dem ersten Ruhepunkte, den die Mörder erreicht hatten, an dem Teiche bei G i b e o n, kamen Jochanan und die übrigen und schickten sich zum Kampfe gegen sie an. Beim Anblick der Hilfsschar eilten die Gefangenen auf sie zu. Ein Handgemenge scheint sich doch entsponnen zu haben, da zwei Leute Ismaels gefallen sind. Dieser entkam aber mit acht Mann, ging über den Jordan und kehrte nach dem Lande Ammon zurück. Sein verruchter Anschlag war doch gelungen, das kleine jehudäische Gemeinwesen war durch den Tod Gedaljas aufgelöst.

Die Übriggebliebenen waren ratlos. Was sollten sie beginnen? Im Lande zu bleiben, fürchteten sie sich, weil vorauszusehen war, daß Nebukadnezar, wenn auch nicht den Tod Gedaljas, so doch den Tod der Chaldäer nicht ungeahndet lassen und sie als Mitschuldige seine Rache entgelten lassen werde. Aber auch ohne diese Furcht, wie konnten sie sich im Lande halten? Der erste Gedanke des Restes war daher, nach Ägypten auszuwandern, ehe noch Nebukadnezar feindselig gegen sie verfahren könnte. Die Führer und an ihrer Spitze Jochanan richteten

daher ihre Schritte südwärts. Inzwischen machte sich eine ruhigere Stimmung geltend, und der Gedanke tauchte auf, ob es nicht ratsamer wäre, sich ans Vaterland anzuklammern, als ein fremdes Land aufs Ungewisse hin aufzusuchen. Wie es scheint, hatte Baruch diesen Gedanken angeregt und damit bei einigen Häuptlingen Anklang gefunden. Andere aber waren dagegen. Bei dieser Meinungsverschiedenheit über einen Plan, von dem das Wohl und Wehe so vieler abhing, beschlossen die Führer, Jeremija die Entscheidung zu überlassen. Er sollte sich an Gott betend wenden und von ihm eine prophetische Weisung erbitten, welchen Weg sie gehen und was sie unternehmen sollten. Sie riefen dabei Gott zum Zeugen an, daß sie sich seinem Ausspruche, ob günstig oder ungünstig, unterwerfen würden.

Zehn Tage rang Jeremija im Gebete, daß die richtige prophetische Erleuchtung seinen Geist erhellen möge. Die Trübsale, die er durchgemacht hatte, scheinen ihn zuletzt verdunkelt zu haben. Inzwischen hatte sich die Stimmung der Führer geändert, alle waren jetzt mehr zur Auswanderung entschlossen. Als Jeremija die Häuptlinge und das ganze Volk von groß bis klein zusammen berief, um ihnen zu eröffnen, was der prophetische Geist ihm offenbart hatte, daß sie im Lande bleiben und sich nicht vor Nebukadnezar fürchten möchten, er würde ihnen Gnade zuwenden, merkte er an ihren finstern Mienen, daß sie diese Entscheidung übel aufnehmen würden. Er fügte daher drohend hinzu, daß, falls sie auf der Auswanderung bestehen sollten, sie das Schwert, das sie so sehr fürchteten, erst recht erreichen werde. Keiner von ihnen werde je das Vaterland wiedersehen, sie würden sämtlich durch vielfache Plagen in Ägypten untergehen. Kaum hatte Jeremija die Rede beendet, als ihm die Führer zuriefen: „Du verkündest Lügen im Namen Gottes. Nicht er hat dir die Worte eingegeben, sondern dein Jünger Baruch." Ohne sich weiter zu besinnen, brachen die Führer auf den Weg nach Ägypten auf und zogen die ganze Menge willig oder unwillig nach. Auch Jeremija und Baruch mußten ihnen folgen. Was sollten sie allein in dem öden Lande beginnen? So wanderte die Schar bis zur ägyptischen Stadt T a p h n a ï (Tachpanches), einer Garnisonstadt am pelusischen Nilarme. Von dem Könige Hophra wurden sie freundlich aufgenommen; er war dankbar genug, denjenigen Gastlichkeit einzuräumen, welche durch seine Aufstachlung in solches Elend geraten waren. Sie waren in M i g d o l , M e m p h i s und S a i s (Pathros?) angesiedelt. So waren denn nach mehr als tausend Jahren, seit dem Auszuge aus Ägypten, die Söhne Jakobs wieder dahin zurückgekehrt; aber wie verändert! Damals waren es kräftige Hirtenstämme, mit einem engen Gesichtskreise zwar, aber unverdorben und ungebrochen, die Seele von Hoffnungen geschwellt. Ihre Nachkommen dagegen waren nach langen Kämpfen mit wunden Herzen

und zerstörten Geistes von ihrem Ursprunge bereits zu entfernt, um Trost und Beruhigung in ihrem Gotte und in ihrer Volkstümlichkeit zu finden, und doch nicht genug von diesen losgelöst, um sich mit andern Völkern zu verschmelzen und unter ihnen untergehen zu können. Wie alle Emigranten lebten sie indessen von Täuschungen, lauschten auf jede politische Regung in der steten Hoffnung, daß sie ihnen Gelegenheit bieten würde, in die Heimat zurückzukehren und dort in der alten Ungebundenheit fortzuleben.

Indessen wurde Jehuda von seinen Söhnen beinahe ganz entvölkert. Nebukadnezar nahm nämlich die Vorgänge in Mizpah, die Ermordung Gedaljas und der ihm beigegebenen Chaldäer, nicht gleichgültig hin. Er mag eingesehen haben, daß es ein Fehler war, ein schwaches jehudäisches Gemeinwesen fortbestehen gelassen zu haben, welches lediglich auf zwei Augen beruhte. Nebusaradan wurde abermals nach Jehudäa gesandt. Er traf allerdings die Führer, Jochanan und seine Genossen, nicht mehr an, überhaupt keinen Mann von irgend welcher Bedeutung, sondern nur die zurückgebliebenen Ackerbauer, Gärtner und Winzer. Diese mit Weibern und Kindern, siebenhundertund fünfundvierzig Personen Landbevölkerung, den letzten Rest, führte er in Gefangenschaft nach Babylonien (um 582), die dritte Verbannung seit Jojachin. Die Unschuldigen büßten auch diesmal für die Schuldigen. Was aus Ismael und seinen Blutgenossen geworden ist, hat die geschichtliche Erinnerung nicht erhalten. Gedaljas Namen dagegen blieb infolge seines gewaltsamen Todes bei den Überlebenden in Andenken. Sein Todestag wurde alljährlich in Babylonien als Trauertag begangen. — Nebukadnezars Plan ging seit Gedaljas Ermordung dahin, keinen Jehudäer mehr im Lande zu lassen. So blieb denn Jehuda vollständig entvölkert und verödet, ohne Menschen und jene Tiere, welche zur Häuslichkeit menschlicher Bewohner gehören. Statt ihrer nahmen wilde Tiere Besitz davon. Ein später lebender Prophet klagte über diese vollständige Verödung: „Die heiligen Städte sind wüste geworden, Zion eine Wüste, Jerusalem eine Einöde.“ Auch dieses Strafgericht, welches die Propheten über das Land verkündet hatten, war in Erfüllung gegangen. Der Boden Jehudas konnte sich förmlich ausruhen und die Sabbatjahre feiern, welche so lange nicht gefeiert wurden. Nur im Süden hatten sich die Idumäer einige Striche an der Grenze von Jehuda angeeignet — mit oder ohne Erlaubnis des babylonischen Königs — und ihr Gebiet bis an das Mittelmeer in der Niederung (Schephela) ausgedehnt. Gegen die Idumäer, welche zur Schadenfreude über den Untergang Jerusalems noch Plünderung, Auslieferung der Flüchtlinge und Aneignung des Erbes hinzugefügt hatten, herrschte daher unter den Verbannten ein ingrimmiger Haß. Zwei Propheten, welche dem Blutbade und der

Verwüstung entkommen waren, und unter den Ausgewanderten lebten, gaben dieser schmerzlichen Empfindung einen lebhaften Ausdruck: Obadja und ein Namenloser. Beide haben über Edom Unheil verkündet als Entgelt dessen, was es an ihren Stammverwandten und an Jerusalem verübt.

Obwohl die Jehudäer überall auf Lieblosigkeit stießen und ihr Land zum Teil von ihren Feinden eingenommen war, wiegten sich die in Ägypten lebenden Ausgewanderten noch in der Hoffnung, daß sie bald in die Heimat zurückkehren und sie wieder bevölkern würden. Kriegerische Vorgänge haben diese Hoffnung in ihnen genährt. Aus dieser Täuschung wollte sie der greise Prophet Jeremija reißen. Er hatte ohnehin auf dem Herzen, ein scharfes Wort mit den ägyptischen Jehudäern zu sprechen, weil sie, durch das Unglück ungewarnt und ungebessert, in Ägypten wieder den Kultus der Göttin Neïth, der sogenannten Himmelskönigin, angenommen hatten. Bei dieser Sucht, das Fremde hochzustellen, ließen sie in unbegreiflicher Verblendung das Eigene nicht fahren, riefen noch immer den Namen Jhwh an und schwuren bei ihm. Zum letzten Male, ehe er ins Grab stieg, wollte ihnen Jeremija sagen, daß sie bei dieser unverbesserlichen Torheit nimmermehr die Heimat wiedersehen würden. Er berief daher die Jehudäer zu einer großen Versammlung in Taphnaï zusammen. Noch stand er in solchem Ansehen bei ihnen, daß sie seinem Aufrufe Folge gaben. Den Versammelten hielt er die Verkehrtheit unverblümt vor Augen. „Warum wollt ihr euch selbst Unglück zufügen, damit kein Rest von euch bleibe, indem ihr fortfahret, Gott mit eurem Götzendienste auch in der Ferne zu höhnen?“ So tief wurzelte indes die götzendienerische Verkehrtheit in ihren Herzen, daß sie sich deren offen rühmten und dem Propheten ins Gesicht sagten, daß sie nicht davon lassen würden. Am frechsten geberdeten sich die Weiber. „Das Gelübde, das aus unserm Munde ging, der Himmelskönigin Räucherwerk und Weinopfer darzubringen, werden wir erfüllen, wie wir und unsere Väter es in den Städten Jehudas und in den Straßen Jerusalems einst getan. Damals hatten wir Fülle an Brot und waren glücklich. Seitdem wir aber aufgehört haben, der Himmelskönigin zu opfern, hatten wir Mangel an allem und kamen durchs Schwert und Hunger um.“ Dieser Frechheit gegenüber erklärte Jeremija: „Erfüllt nur eure Gelübde, alle Jehudäer im Lande Ägypten werden umkommen. Nur wenige Schwertentronnene werden von Ägypten ins Land Jehuda zurückkehren. Diese werden erfahren, wessen Wort bestehen wird, das meinige oder das ihrige.“ Zum Zeichen dessen verkündete er, daß der König Hophra, auf den sie so sehr bauten, in die Hand seiner Feinde fallen werde, wie Zedekia in Nebukadnezars Hand gefallen sei.

In dieser Zeit (um 571) scheint Nebukadnezar ein großes Heer gegen Ägypten geführt zu haben. Den Plan, den er seit Beginn seiner Regierung gehegt hatte, das Nilland zu unterjochen, wollte er jetzt umsomehr ausführen, als Hophra gewagt hatte, das ihm untertänige Phönikien mit Krieg zu überziehen. Jeremija in Ägypten und Ezechiel in Babylonien, beide verkündeten eine große Niederlage Ägyptens durch den babylonischen Großkönig. Die Verkündigung, daß Hophra ein unglückliches Ende nehmen würde, ist allerdings in Erfüllung gegangen. In einem kriegerischen Unternehmen gegen Kyrene erlitt sein ägyptisches Heer eine Niederlage, und die Kriegerkaste, eifersüchtig auf die Karier und Jonier, welche er bevorzugte, empörte sich gegen ihn. Ein Ägypter aus einem niedrigen Stande, Amasis (Amosis), stellte sich an die Spitze der Empörer, besiegte Hophra, entthronte ihn und ließ ihn später erwürgen (571 bis 570). Dieser neue Pharao, welcher alle Sorgfalt verwendete, um die Ägypter an sich zu ziehen und zugleich die Griechen für sich zu gewinnen, hatte kein Interesse an den Jehudäern, welche sich in Ägypten angesiedelt hatten. Sie wurden vernachlässigt und mußten ihren Traum, durch die Hilfe Ägyptens in ihre Heimat zurückzukehren, aufgeben. Jeremija scheint diese Wandlung noch erlebt zu haben.

Seine weiche Seele mag im Alter noch trauriger geworden sein, weil es ihm nicht gelungen war, „aus Gemeinem Edles zu ziehen." Seine Umgebung, der Überrest Jehudas in Ägypten, verharrte in Torheit und Herzensverhärtung. Aber Jeremijas Mühe war doch nicht umsonst. Die Samen, die er ausgestreut hatte, gingen auf einem andern Boden, von prophetischen Genossen gepflegt, herrlich auf. Seine Berufung, nicht bloß zu zerstören, sondern auch zu bauen und neu zu pflanzen, hat sich in einem andern Kreise bewährt.

Zweite Periode.

Die exilische und nachexilische Zeit.

Erstes Kapitel.

Das babylonische Exil.

(586 bis 538.)

Die eine der vielfachen Weissagungen, welche von den Propheten Jesaia, Jeremija und Ezechiel so oft wiederholt wurden, daß vom ganzen Volke Juda nur ein kleiner Rest übrig bleiben werde, war in traurige Erfüllung gegangen. Winzig genug war das Überbleibsel. Von den ungefähr vier Millionen Seelen, welche die Bevölkerung der zwölf Stämme zur Zeit des Königs David zählte, wird doch wohl auf die Stämme Juda und Benjamin etwa eine Million Mann gekommen sein und in vier Jahrhunderten sich doch vermehrt haben. Diese Zahl hatte sich durch den Krieg und seine Plagen außerordentlich vermindert. Millionen waren durch Schwert, Hunger und Pest umgekommen, oder durch Gefangenschaft in fremden Ländern verschollen und verloren. Von diesem Überbleibsel war der größte Teil nach Babylonien verbannt worden, höchstens hunderttausend; geringfügige Gruppen hatten sich in Ägypten angesiedelt und von den Zehnstämmen im medischen Reiche, wohl auch in Phönikien. Und wie viele sind weiter westlich von jonischen Sklavenhändlern zum traurigsten Lose verkauft worden! Von so vielen war nur wenig übriggeblieben. Wie sollte sich die andere Seite der prophetischen Weissagung erfüllen, daß Israel trotzdem niemals untergehen würde? Wie soll sich dieser winzige Rest in körperlichem und seelischem Elende, welches die Ungunst der Fremde und der Gefangenschaft mit sich bringen, sich erhalten und fortdauern? Nach menschlicher Berechnung hätte dieses zusammengeschmolzene Häuflein in der fremden Umgebung unrettbar in kurzer Zeit untergehen müssen. Es ging aber nicht unter, sondern erhob sich aus dem Staube und erlebte noch Glanzzeiten, was gewiß kein geringes Wunder ist.

Die Fortdauer der babylonischen Verbannten wurde zunächst durch die Milde des Siegers Nebukadnezar gefördert. Er glich nicht jenen wilden Eroberern früherer oder späterer Zeit, welche aus kurzsichtigem Rachegefühle den besiegten Feind bis zur Ohnmacht schwächen oder ihm wie erlegtem Wilde den Garaus machen. Dem chaldäischen Könige Nebukadnezar lag Bauen und Schaffen ebensosehr am Herzen, wie Erobern. Das von ihm neugegründete Reich wollte er bevölkert, reich und groß machen. Er hatte zur Stadt Babylon einen neuen Stadtteil an der Ostseite des Euphrat anlegen und eine Mauer um das Ganze aufrichten lassen, welche mindestens 65 Kilometer im Umfange betrug. Eine solche Riesenstadt, wenn sie nicht einer Einöde gleichen sollte, mußte stark bevölkert werden. Er erteilte daher den judäischen Gefangenen, wie allen von ihm durch Eroberung der Heimat entrissenen Völkerschaften Wohnplätze innerhalb der Hauptstadt Babel, ganz besonders denen, welche während des Krieges freiwillig zu ihm übergegangen waren. Sie wurden mit besonderer Milde behandelt; diese Milde ging so weit, daß ganze Familien und Bewohner der jehudäischen und benjaminitischen Städte mit ihren Angehörigen und Sklaven in Gemeinschaft bleiben und ihren ehemaligen Verband behalten durften. Die aus Jerusalem verbannten edlen Geschlechter und die Prinzen des königlichen Hauses, Davids-Söhne benannt, bildeten eine zusammenhängende Gruppe. Die letzteren durften ihre Halbsklaven, die Nachkommen der vom Könige Salomo zur Frohnarbeit erniedrigten Kanaaniter unter dem Namen Salomosklaven zu ihrem Dienste verwenden. Ebenso behielt die hohenpriesterliche Familie ihre Tempelsklaven, die Nachkommen der Gibeoniten, welche zu Holzhauen und Wasserschöpfen erniedrigt worden waren (in der Zeit Nethinim genannt). Die edlen Geschlechter konnten sich im Verbannungslande heimisch fühlen. Selbst die im babylonischen Reiche herrschende chaldäische Sprache heimelte sie an, da sie mit der hebräischen Sprache Verwandtschaft hat und von den jehudäischen Vornehmen noch vor der Verbannung, wenn nicht gesprochen, doch verstanden wurde. Die edlen Geschlechter unterhielten eine um so engere nationale Verbindung, als sie, wie Verbannte überhaupt, die Hoffnung hegten, durch irgend ein günstiges Ereignis aus der Gefangenschaft in ihr Vaterland zurückzukehren und wieder Herrschaft zu erlangen. Diese Geschlechter, ungebessert durch das herbe Strafgericht und durch Nebukadnezars Milde gegen sie nicht milder gegen ihre Untergebenen gestimmt, hätten die Fortdauer des Überbleibsels eher gefährden als fördern können. Der Hochmut und die Herzensverhärtung waren ihnen geblieben.

Glücklicherweise beruhte die Zukunft desselben nicht auf diesem trotzigen und ungebesserten Adel. Bessere Elemente, welche auch

ins Exilsland verpflanzt worden waren, durchdrungen von dem felsenfesten Vertrauen auf Gottes Gnade, daß sie Israel nicht werde untergehen lassen, bahnten den Fortbestand an, indem sie ein reiches, glänzendes Schrifttum mit sich führten. Es waren die Priester vom Hause Zadok, welches sich immer rein von der Befleckung mit götzendienerischem Unwesen gehalten hatte. Diese hatten das Gesetz oder das Fünfbuch Moses (Pentateuch) in die Verbannung mitgebracht und aus diesen Blättern ihre Aufgabe entnommen, ein heiliges Leben zu führen und es zu lehren. Es waren ferner die Leviten, die Psalmendichter und Sänger, welche eine Sammlung von Lobgesängen und Klageliedern (Psalter) mitgebracht und sie durch erhebende und traurige Weisen vermehrt haben. Es waren endlich die Dulder und Armen, (Anawiten), die Prophetenjünger, welche die von den Sehern gezeichneten Ideale hegten und sie zu verwirklichen suchten. Sie hatten die erhaltenen prophetischen Schriften, die Geschichtsbücher, die Weisheitssprüche mitgenommen. Alle diese schöpften aus diesem Schrifttume, in das sie sich vertieften, reiche Belehrung und verbreiteten sie. Der Untergang aller Herrlichkeit und das Elend des Exils befestigte in ihnen die Überzeugung, daß, wie das Prophetenwort von dem Strafgerichte sich erfüllt hat, auch die Trostworte der Seher nicht leerer Schall bleiben werden. Die Schätze waren verloren, ein Schatz war geblieben, der nicht geraubt werden konnte, und diesen hegte diese kleine, aber gesinnungsvolle Gemeinde.

Vor allem aber arbeitete der Prophet Ezechiel, welcher nach der Zerstörung Jerusalems die ersten Exulanten mit herben und süßen Worten zu erweichen suchte. Er setzte seinen Eifer fort, mit seiner kräftigen ungeschmückten Beredsamkeit ihre Veredlung herbeizuführen. Er hatte es dahin gebracht, daß die Tauben auf seine Worte lauschten und sich an ihn drängten, um den Schleier der Zukunft von ihm lüften zu lassen. Während der Kampf um und in Jerusalem wütete, und die Ältesten ihn bestürmten, ihnen den Ausgang zu verkünden, hatte er geschwiegen. Wozu sollte er das zum hundertsten Male wiederholen, was er so oft verkündet hatte, daß Stadt, Tempel und Nation unrettbar dem Untergange geweiht seien? Erst als ein Flüchtling ihm angekündigt hatte, daß das angedrohte Strafgericht traurige Wirklichkeit geworden war, brach er sein Schweigen.

Zunächst wandte sich Ezechiel gegen die gewissen- und herzlosen Familienhäupter, die Großen, welche sich im Exil eine behagliche Existenz geschaffen und ihre Untergebenen, besonders die Gibeonitischen und Salomonischen Halbsklaven mit Härte behandelten. Sodann eiferte er gegen die Götzenverehrung, von welcher viele in arger Verblendung nicht lassen mochten.

Ezechiel hatte aber auch nach einer andern Seite hin den verkehrten Anschauungen entgegenzutreten. Er, wie die übrigen Propheten, hatte mit aller Bestimmtheit verkündet, daß das jehudäische Volk in seine Heimat zurückkehren, aber auch eine Sinnesänderung an sich vollziehen werde. Es gab aber nicht wenige unter den Verbannten, welche durch die gehäuften Unglücksschläge an der Wiedergeburt des Volkes verzweifelten, sich selbst aufgaben und die Hoffnung auf dereinstige Rückkehr für einen Traum hielten. Sie sprachen: „Vertrocknet sind unsere Gebeine und geschwunden unsere Hoffnung, wir sind vernichtet." Das Schlimmste aller Übel ist, wenn ein Volk an sich selbst verzweifelt. Diese trübsinnige Anschauung aus dem Herzen zu bannen, betrachtete Ezechiel als eine höchst wichtige Aufgabe. In einem schönen Gleichnis von den allmählich wieder zum Leben erweckten Gebeinen führte er die erhoffte Wiedergeburt vor Augen.

Es gab aber eine andere Gruppe, welche aus einem andern Grunde an dem Aufkommen des vernichteten Volkstumes verzagte. Sie fühlte sich von der Sündenlast erdrückt. Jahrhundertelang hatte das Volk seinem Gotte durch Götzendienst und andere Missetaten Ärgernis bereitet. Das alles könne ja nicht wieder ungeschehen gemacht werden, sondern die Sünden müßten doch wohl ihre unvermeidliche Folge haben, den Tod des Sünders. Diese Gruppe sprach: „Unsere Vergehen und unsere Sünden liegen schwer auf uns, und durch sie müssen wir vermodern, wie könnten wir leben?" Auch diese verzweifelnde Anschauung bekämpfte der Prophet Ezechiel. Er erschütterte die alte tiefgewurzelte Anschauung von dem unzertrennlichen Zusammenhange von Sünde und Strafe, daß eine Freveltat unvermeidlich den Tod oder das Unheil des Frevlers herbeiführen müsse. Er stellte, wenn auch nicht zuerst, doch am eindringlichsten die trostreiche Lehre von der Reue auf. Öfter und in verschiedenen Wendungen sprach Ezechiel von der zukünftigen Erlösung und malte sie mit idealen Farben aus. So selbstgewiß war für diesen Propheten des Exils die Wiederherstellung der alten Ordnung in der Heimat, daß er einen Plan für den Bau des zukünftigen Tempels und eine neue Ordnung des Kultus und der Priester verkündete.

Ezechiel war wohl weit entfernt, diese glanzvolle und geläuterte Zukunft nahe zu denken. Die Stimmungen, Vorstellungen und Handlungen der Exulanten, die er täglich wahrgenommen hatte, waren nicht der Art, um eine so kühne Hoffnung darauf zu bauen. Er und die übrigen Gottesmänner haben indes dazu beigetragen, daß ein kleiner Anfang damit gemacht wurde. Unversehens trat wohl nicht lange nach Ezechiels und Jeremijas Hinscheiden eine Wendung zum Bessern ein. Das Exil mit seinen trotz der freundlichen Behandlung von seiten Nebukadnezars unangenehmen Folgen trug zwar auch zur

Gesinnungsänderung bei, mehr aber noch das eigenartige Schrifttum. Günstig gestaltete sich die Lage der Judäer in Babylonien für einen Augenblick nach Nebukadnezars Tode (561).

Nebukadnezars Sohn und Nachfolger, Ewil-Merodach (Illorodamos), war seinem Vater durchaus unähnlich. Er hatte weder Kriegsmut, noch Kriegslust und kümmerte sich wenig um die Staatsgeschäfte. An seinem Hofe scheinen auch jehudäische Jünglinge, namentlich aus dem königlich-davidischen Hause gelebt und als Höflinge (Eunuchen) verwendet worden zu sein. Wie oft haben solche Wärter des Harems und Diener der Launen ihrer Herren, sich nicht zu Herren ihrer Herren emporgeschwungen! Der König Ewil-Merodach scheint unter dem Einflusse eines judäischen Günstlings gestanden zu haben, der ihn günstig für den noch immer im Kerker gehaltenen König Jojachin stimmte. In demselben Jahre, in welchem Ewil-Merodach zur Herrschaft gelangte, wendete er diesem eine erstaunliche Gunst zu. Er befreite ihn von seiner siebenunddreißigjährigen Kerkerhaft, sprach gnädig und freundlich mit ihm, schenkte ihm königliche Gewänder, zog ihn an seine Tafel und versorgte ihn reichlich mit allen Bedürfnissen. So oft der babylonische König mit außerordentlichem Prunke Hof hielt und die Großen seines Reiches um sich versammelte, ließ er Jojachin einen höhern Sitz einnehmen als den andern Fürsten, denen er ebenfalls Gunst zugewendet hatte. Alle Welt sollte erfahren, daß er dem ehemaligen judäischen Könige einen besondern Vorzug eingeräumt wissen wollte. Ohne Zweifel fielen einige Gnadenstrahlen auch auf Jojachins Stammgenossen; der Kreis ihrer Freiheit wurde wohl noch mehr erweitert, und diejenigen, welche unter Nebukadnezar wegen ihrer feindlichen Haltung in strengen Banden gehalten worden waren, wurden wohl daraus erlöst. Wer weiß, ob Ewil-Merodach nicht dahin gebracht worden wäre, die Verbannten wieder in ihre Heimat zu entlassen und Jojachin wieder zum Könige über Jehuda einzusetzen, hätte ihn nicht der Tod ereilt. Nach zweijähriger Regierung brachte ihn sein Schwestermann Neriglissar um (560). Der Traum, den einige Jehudäer von der Rückkehr gehegt haben mögen, war damit zerronnen. Bald sollten sie das herbste Los der Gefangenschaft kennen lernen.

Trotz der für den Augenblick getäuschten Hoffnung klammerten sich die besseren Elemente in der Exilsgemeinde an die oft verkündeten Prophezeiungen von der Unvergänglichkeit der Nachkommen Abrahams. Diejenigen, welche lesekundig waren, nahmen das gerettete Schrifttum zur Hand und vertieften sich darin, um sich daraus zu belehren und Trost zu schöpfen. Ganz besonders wurden Jeremijas Verkündigungen vielfach gelesen. Der weiche, elegische Ton, der daraus herausklingt, paßte zu der Stimmung der in der Verbannnng Lebenden. Jeremijas

Blätter, welche wahrscheinlich sein Jünger Baruch aus Ägypten, wohin er mit seinem Meister widerwillig geführt worden war, nach Babylonien gebracht hatte, wurden ein Volksbuch für dieselben. Was das frisch sprudelnde Wort von den Lippen der Propheten nicht vermocht hatte, das bewirkte der tote, auf Schreibmaterial erhaltene Buchstabe. Der Geist der Propheten ging in die Seele der Leser über, erfüllte sie mit Hoffnungen und machte sie für eine Sinnesänderung empfänglich.

Um diese beginnende Besserung zu kräftigen, wendeten die geistigen Führer des Volkes neue Mittel der Belehrung an. Einer derselben, wahrscheinlich Baruch, stellte (um 555) ein umfassendes Geschichtsbuch für Leser zusammen, die lange Reihe der Erzählungen von der Weltschöpfung und den ersten Anfängen des israelitischen Volkstumes bis auf die unmittelbare Gegenwart, bis zur Zeit, als Jojachin aus dem Kerker befreit mit Gunstbezeugungen überhäuft wurde. Dieser Sammler reihte aneinander die Thora (Pentateuch), das Buch Josua, die Geschichte der Richter, Samuels, Sauls und Davids. An diese fügte er die Geschichte der Könige von Salomo bis auf Jojachin, dessen Geschickeswendung er mit eigenen Augen gesehen hatte. Den Verlauf der Königsgeschichte stellte er indes unter eigener Beleuchtung dar, um zum Bewußtsein zu bringen, daß die rückläufige Bewegung seit Salomos Tod und die Unglücksschläge, welche beide Reiche betroffen hatten, durch den Abfall der Könige und des Volkes von Gott, durch Götzendienst und allerlei Verkehrtheiten herbeigeführt worden waren.

Der Sammler stellte ein Geschichtsbuch zusammen, wofür es kein Seitenstück gibt, so kurz, und doch so reich an Inhalt und Belehrung, so schlicht und doch so kunstvoll, und ganz besonders so lebendig und eindringlich. Es war das zweite Volksbuch für die babylonischen Exulanten, und sie haben es nicht bloß mit Spannung gelesen, sondern auch beherzigt und befolgt. Schreibkundige Leviten haben davon Exemplare angefertigt. Dieses Schrifttum begann das Herz von Stein in ein Herz von Fleisch zu verwandeln und dem Volke einen neuen Geist einzuhauchen. Was Ezechiel angebahnt hatte, setzten Jeremijas Jünger fort.

Die nächste Wirkung der Beschäftigung mit dem Schrifttume war Betrachtung über sich selbst, Reue, tiefe Reue über die so lange fortgesetzte Unbotmäßigkeit und den götzendienerischen Abfall. Die häßliche Vergangenheit des hartnäckigen Götzendienstes und des Undankes gegen Gott wollten diejenigen, welche zur Erkenntnis ihrer tiefen Schuld gelangt waren, durch Tränen der Zerknirschung auslöschen. Sie erkannten, daß die Unglücksschläge, die sie getroffen hatten, wohl verdient waren: „Nach ihren Wegen und Untaten ist Gott mit ihnen verfahren.“ Mit ganzem Herzen bereuten viele ihre

häßliche Vergangenheit. Die vier Unglückstage aus der letzten Zeit — den Tag, an dem Nebukadnezar Jerusalem zu belagern anfing (im zehnten Monat), den Tag der Eroberung (im vierten Monat), den Tag der Zerstörung (im fünften Monat) und den Tag der Ermordung Gedaljas (im zehnten Monat) — diese vier Tage beging zuerst ein Teil der Exilsgemeinde und dann ein immer größerer Kreis als Trauertage. Sie pflegten an demselben zu fasten und zu klagen, Trauergewänder anzulegen, sich auf Asche zu setzen und ihr Haupt in tiefer Zerknirschung zu beugen. Diese Trauertage bekunden die Erhebung der Gemeinde aus der Dumpfheit und ihre Neigung zur Sinnesänderung; sie gab damit zugleich Zeichen der Reue kund und beging nationale Gedenktage, die ersten in der nachexilischen Zeit. Die tiefe Empfindung der Reue über die Vergangenheit erzeugte eine eigene Art Psalmen, die man „Buß- oder Sündenbekenntnispsalmen" nennen kann. Wie nach dem Auszuge aus Ägypten, während der Wüstenwanderung das jüngere Geschlecht zum Gottvertrauen und zum Eifer für das ausgesteckte Ziel herangebildet wurde, so wurde auch während des babylonischen Exils die Jugend für die Sinnesänderung erweckt. Damals hat die großartige Persönlichkeit Moses das Erziehungswerk vollzogen, in Babylonien hat es das Schrifttum vollbracht. Die Zahl der Treuen oder der „Eifrigen für Gottes Wort" oder der „Gottsuchenden" mehrte sich. Den Kern derselben bildeten selbstverständlich die Dulder. Sie trauerten um den Untergang Jerusalems und der ehemaligen Herrlichkeit, deren glänzendes Bild ihnen aus dem Schrifttume herausstrahlte. Sie gingen gebrochenen Herzens, demütigen Geistes und mit äußerlichen Trauerzeichen umher und nannten sich die „Trauernden um Zion". Ihr Gemüt war von Jerusalem erfüllt. Sie liebten die Steine der heiligen Stadt und sehnten sich nach ihren in Staub liegenden Trümmern. Jener Levite, welcher im Namen seiner Genossen die Erinnerung an Jerusalem so poetisch verklärt hat, gibt die Stimmung dieser Trauernden um Zion volltönend wieder:

„An den Kanälen Babels, da saßen wir und weinten,
„Als wir Zions gedachten,
„An die Weiden in ihrer Mitte hängten wir unsere Harfen auf,
„Denn dort verlangten von uns unsere Sieger Gesangsweisen,
„Und unsere Plünderer Lieder der Freude.
„„Singet uns doch von den Liedern Zions!""
„Wie sollten wir Gottes Lieder im fremden Lande singen?
„Wenn ich dein vergäße, Jerusalem, so welke meine Rechte ab:
„Es klebe meine Zunge am Gaumen,
„Wenn ich dein nicht gedenke,
„Wenn ich Jerusalem nicht erhebe auf den Gipfel meiner Freuden."

Die Trauernden um Zion richteten ihr Angesicht beim Gebete um Erlösung oder bei ihrem Sündenbekenntnis nach Jerusalem zu, als wenn die Stätte, wo einst der Tempel stand, noch Heiligkeit hätte und von dort aus gnadenreiches Erhören zu erwarten wäre. Da diese „Eifrigen auf das Wort Gottes" in der Fremde kein Opfer darbringen mochten, so gewöhnten sie sich daran, das Gebet als Ersatz dafür anzusehen. Dreimal des Tages versammelte sich dazu eine größere oder geringere Zahl, welche eine Gemeinde bildete. Das Bethaus ersetzte ihnen den Tempel.

Was die begeisterte Schwärmerei für Jerusalem, für die Erlösung und die Lehre noch mehr steigerte, war die erstaunliche Wahrnehmung, daß sich auch Heiden zu dieser Lehre bekannt oder sich dem Bunde angeschlossen hatten. Begeisterte Judäer haben diese wunderähnliche Erscheinung zustande gebracht. Hingebende, selbstlose Begeisterung entzündet Begeisterung.

Die gewonnenen Proselyten beobachteten nach ihrer Bekehrung den Sabbat und befolgten wohl noch andere Gesetze der judäischen Lehre. Das war die erste Errungenschaft der Exulanten, welche auf die Judäer eine Rückwirkung übte. Sie begannen ihren Gott und ihre Lehre um so mehr zu lieben, als sie wahrnahmen, daß Heiden dafür Liebe empfanden. Kaum zwei Jahrzehnte nach dem Tode der Propheten Jeremija und Ezechiel, die sich so oft über das Kieselherz des Volkes beklagt hatten, war die Wiedergeburt desselben zum Teil vollzogen. Das zugänglich gemachte Schrifttum, die Thora (Pentateuch) und die Propheten, war eine Verjüngungsquelle, welche den Geist erfrischte und das Herz sänftigte. Indessen mußte sich der neue Geist, der in das Innere des Volkes eingedrungen war, erst bewähren, durch Kämpfe und Leiden erprobt und gefestigt werden. Die Gelegenheit zur Prüfung fehlte nicht.

Ein anderer Teil der Verbannten, ganz besonders die vornehmen Familien beharrte nicht nur in seiner alten Verkehrtheit, sondern nahm auch neue aus seiner Umgebung an. Die riesige Hauptstadt Babel und das ausgedehnte chaldäische Weltreich übten einen Zauber auf die Höherstehenden aus, eröffneten ihnen auch einen weiten Gesichtskreis und boten ihnen Gelegenheit, ihre Kräfte zu entfalten. In Babylonien blühte der Handel mit den Erzeugnissen des Bodens und kunstvoll angefertigten Stoffen, welche auswärts gesucht und weithin ausgeführt wurden. Babylon war eine bedeutende Handelsstadt. Begüterte Judäer machten sich mit dem Handel vertraut und begannen ihn schwunghaft zu betreiben. Sie machten öfters Reisen auf längere Zeit und nahmen den Geldbeutel mit, um Handelsartikel dafür einzukaufen.

Die judäischen Kaufleute erlangten dadurch großen Reichtum. In einem üppigen Lande macht Reichtum üppig. Die reich ge-

wordenen Judäer ahmten das weichliche Leben der Babylonier nach, nahmen auch den babylonischen Götzendienst an, bereiteten dem Glücksgotte (Gad) einen Tisch mit Speisen und füllten den Weinkrug für die Schicksalsgöttin (Meni), damit diese ihnen in ihren Unternehmungen günstig seien.

So vollständig lebten sich die wohlhabenden Judäer in das babylonische Wesen ein, daß sie ihrer Heimat und Jerusalems, das noch vor kurzem Endziel ihrer Wünsche gewesen war, völlig vergaßen, nichts davon wissen und von der Rückkehr dahin nichts hören mochten. Sie wollten Babylonier sein und bleiben und verspotteten diejenigen, welche von Jerusalem schwärmten.

Das war die Schattenseite gegenüber der Lichtseite in der Wandlung, welche innerhalb der jehudäischen Gemeinde im Exile zum Vorscheine kam. Der Gegensatz verschärfte sich vor seinem Verschwinden noch schroffer. Auf der einen Seite glühende Frömmigkeit, Feuereifer für die Bundeslehre und Schwärmerei für das ideal gedachte Jerusalem, und auf der andern Seite weltlicher Sinn, Genußsucht und Abgestorbenheit für die alten Erinnerungen.

Es waren zwei einander entfremdete Klassen, welche nur die Abstammung miteinander gemein hatten, sonst aber in Schätzung der Dinge und Verhältnisse, in Hoffnungen und Befürchtungen einander gar nicht verstanden. Während die Einen sich in Trauer um Zion abhärmten und in Zukunftsträumen wiegten, lebten die Andern unbekümmert um Israels Vergangenheit und Zukunft wohlgemut in der ihnen lächelnden Gegenwart.

Dieser Gegensatz spitzte sich noch mehr zu durch politische Vorgänge. Sechs Jahre nach dem gewaltsamen Tode des den Verbannten günstigen Königs Ewil-Merodach war durch einen zweiten Königsmord ein chaldäischer Großer, welcher diesen Mord unterstützt hatte, Namens N a b o n a d, zur Regierung gelangt (555).

Einige Jahre vorher hatte ein persischer Krieger, der Held C y r u s (Koresch), den medischen König Astyages gestürzt und sich zunächst des medischen Reiches mit der Hauptstadt E g b a t a n a (Achmatana) bemächtigt und die dazu gehörigen Provinzen unterworfen. Die Frommen und Enthusiasten unter den babylonischen Judäern erblickten in diesen Vorgängen ein Vorzeichen, daß dadurch auch für ihr Geschick eine Wendung eintreten werde, zumal die Propheten Jeremija und Ezechiel auf das allerbestimmteste im Voraus verkündet hatten, daß nach einiger Zeit die Exulanten in ihre Heimat wieder eingesetzt werden würden. Sie scheinen sich an Nabonad gewendet zu haben, daß er die Judäer aus der Verbannung entlassen und in ihre Heimat zurückkehren lassen möge. Sie mögen um so eher auf Erfüllung ihres Wunsches gerechnet haben, als dieser König gleich

nach seiner Thronbesteigung einen phönikischen Großen aus dem königlichen Hause Merbal auf das Gesuch der Phönikier nach der Heimat zurückkehren ließ und zum Könige derselben einsetzte; und als dieser nach einigen Jahren gestorben war, gestattete er dessen Bruder Hirom (Eiromos) ebenfalls nach Tyrus zurückzukehren und die Herrschaft anzutreten. Sollte Nabonad nicht auch den Judäern dieselbe Gunst gewähren? Schaltiel, der Sohn des Königs Jojachin, mag dieses Gesuch an den gekrönten Emporkömmling gestellt und die judäischen Günstlinge am babylonischen Hofe es unterstützt haben. Allein Nabonad mochte die Söhne Judas ebensowenig aus Babylon entlassen, wie vormals Pharao die Söhne Israels aus Ägypten.

Diese getäuschte Hoffnung oder diese Zurücksetzung entzündete in den Gemütern der nationalgesinnten Judäer einen glühenden Haß gegen Babel und seinen König. Die alten Wunden brachen wieder auf. Babel wurde seit dieser Zeit von den nationalgesinnten Judäern ebenso verabscheut wie ehedem. Dieser glühende Haß hat nicht an sich gehalten, sondern sich in Worten und Handlungen Luft gemacht. Denn der Abscheu dieser Klasse vor dem Götzentume kam dazu. Babylonien war ein Land voller„ Götterbilder, das sich der Götzen rühmte", was in den Augen der eifervollen Verehrer des Gottes Israels ein Gegenstand des Gräuels war, und sie äußerten ihren Abscheu dagegen öffentlich im Verkehre mit den Chaldäern. „So sollt ihr ihnen sagen: „„die Götter, welche nicht Himmel und Erde erschaffen haben, werden unter dem Himmel untergehen"", so predigte ein schwärmerischer Redner vor seinen Gesinnungsgenossen. Diese machten sich über die chaldäische Götterverehrung lustig, verspotteten die vergötterten Holzklötze, die mit Gold und Silber belegt und mit Nägeln befestigt waren, daß sie nicht wanken, oder die getragen werden müssen. Prophetische Stimmen verkündeten den baldigen Untergang dieses sündhaften, von Götzentum und Unzucht strotzenden Landes. Mit Spannung folgten sie daher den kriegerischen Fortschritten des Helden Cyrus, weil ein Zusammenstoß zwischen dem aufstrebenden medisch-persischen Reiche und Babylonien unvermeidlich schien. Cyrus hatte seine Waffen gegen das lydische Reich des Krösus gerichtet, und dieser hatte ein Schutz- und Trutzbündnis mit Nabonad und mit dem Könige Amasis von Ägypten geschlossen. In der Voraussicht und Furcht, daß die Reihe an sie kommen werde, suchten diese sich durch gegenseitige Bündnisse zu stärken. Aber diese Bündnisse reizten den persischen Eroberer noch mehr, die Selbständigkeit Babyloniens, das seinem Reiche am nächsten lag, zu brechen.

Ein Prophet verkündete dem chaldäischen Reiche das Los von Sodom und Gomorrha. Wüstentiere werden in den Lustpalästen

Babels hausen, die Medier, welche Gold und Silber geringschätzen, werden ihnen bald ein Ende machen. Dem Könige selbst prophezeite dieser ein schreckliches Ende.

Solche kühne Worte sind dem Nabonad nicht unbekannt geblieben, und er war mit Ingrimm gegen die Judäer erfüllt. Es erfolgte darauf eine grausige Behandlung, zunächst der Nationalgesinnten und Frommen; harte Strafen wurden über sie verhängt und mit Grausamkeit vollstreckt, als sollte der Kern des Volkstumes, wie Hiob, durch Leiden geprüft und geläutert werden. Einigen wurde harte Zwangsarbeit aufgelegt, und davon blieben selbst Greise nicht verschont. Andere wurden noch grausamer in dunkle Kerker gebracht oder wurden gerauft, geschlagen und verhöhnt. Selbst dem Martertode wurden die Eifrigsten geweiht, welche ihre Kühnheit zu weit trieben, von der Nähe des Unterganges des chaldäischen Reiches und des Götzentums durch den persischen Eroberer zu sprechen. Einem Enkel des bei der Zerstörung Jerusalems umgekommenen Hohenpriesters, Namens Jesua Ben-Jozadak, wurde der Feuertod zugedacht, und seine Errettung wurde als ein Wunder angesehen.

Da die Verfolgten dem Kreise der Dulder angehörten, so erlitten sie die vielfache Pein mit Standhaftigkeit und bestanden die Prüfung des Märtyrertums. Ein zeitgenössischer Prophet, welcher diese Verfolgung mit erlebte, schilderte sie mit wenigen, aber Schmerz erregenden Zügen. Indem er die Dulder für den Kern des Volkes ansah, spricht er von ihren Qualen, als wenn sie das ganze Volk erduldet hätte:

„Verachtet und verlassen unter den Menschen,
„Ein Dulder der Schmerzen, vertraut mit Leiden

— — — — — — — — — — — — — — —

„Wurde es gepeinigt, obwohl unterwürfig,
„Und öffnet seinen Mund nicht.
„Wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt
„Und wie ein Schaf vor den Scheren verstummt
„Öffnet es seinen Mund nicht."

Es war ein Leidensstand für die Judäer in Babylonien eingetreten, der viel Ähnlichkeit mit dem ihrer Vorfahren in Ägypten hatte, nur mit dem Unterschiede, daß, statt der Sklaverei und des Arbeitszwanges auf den Feldern und bei Bauten, Kerker und Tod ihrer harrte, und daß diejenigen, welche ihre Nationalität verläugnet hatten, ungefährdet und unangefochten blieben. Auch in Babylonien stiegen die Wehklagen über die Grausamkeit zum Himmel. Die trübe Stimmung solcher leidenden Dulder, untermischt mit Hoffnung auf Erlösung, veranschaulichen Psalmen, welche in dieser Zeit der Verfolgung gedichtet wurden.

Um nun nicht mit dieser Klasse der Verbannten in Mitleidenschaft gezogen und von den chaldäischen Machthabern für deren Tun verantwortlich gemacht zu werden, sagte sich die Klasse der Verweltlichten mehr und mehr von den Stammgenossen los und schmiegte sich dem babylonischen Wesen noch enger an. Sie verfolgte selbst die Nationalgesinnten mit ihrem Hasse und verschärfte noch deren bitteres Los. Sie betrachtete die Treuen als schwärmerische Tollköpfe, welche unschädlich gemacht werden müßten. Infolge dieser Selbstentfremdung und Fahnenflucht konnten die Weltlichen in Ruhe leben, ihre Güter vermehren und sich ihres Glückes freuen.

Das Gedeihen und der Wohlstand dieser Frevler — wie sie von den Frommen genannt wurden — und anderseits der Leidensstand der gottergebenen Dulder, waren aber für den Kreis, welcher diesen näher, aber nicht auf der Höhe felsenfester Überzeugung stand, ein Rätsel oder eine Anregung zum quälenden Zweifel. Die Psalmisten und der Spruchdichter dieser Zeit — welcher zum alten Spruchbuch eine Einleitung und ein Nachwort hinzugefügt hat[1]) — hatten übereinstimmend eine Grundlehre als einen Trost aufgestellt, daß Glück und Unglück von dem religiös-sittlichen Verhalten der Judäer bedingt sei. Die Psalmisten hatten als unerschütterliche Wahrheit ausgesprochen einerseits: „Wenn die Frevler auch aufschießen und blühen wie Gras, so geschieht es, um sie auf ewig zu vertilgen", und anderseits: „Ich habe noch keinen Frommen gesehen, der verlassen wäre, daß seine Kinder um Brot betteln müßten." Der Spruchdichter hatte als Ergebnis der Weisheit zusammengefaßt: Der Anfang der Weisheit ist Gottesfurcht, und diese schützt vor Verderben. Die Sünde dagegen ist Torheit und bringt die Frevler zu Fall. Der Wohlstand der Toren tötet sie, und ihr Glück vernichtet sie. Die frommen Dichter im Exile wiesen als hohen Lohn für die Gottergebenen und Frommen die Erlösung und die Rückkehr in die Heimat.

„Die Gradgesinnten werden (wieder) das Land bewohnen,
„Die Harmlosen werden für immer darin bleiben,
„Die Frevler aber werden es nicht sehen".

Für die Schwachen war diese Aussicht ein schwacher Trost und eher geeignet, sie in ihrer Überzeugung von der Wahrheit ihrer Erblehre wankend zu machen und ihr sittliches Leben zu gefährden. So mancher sagte sich und anderen: „Sieh' da diese verworfenen Frevler, sie nehmen zu an Glück. So habe ich da umsonst mein Herz geläutert und in Unschuld meine Hände gewaschen." In dem übersehbaren Beobachtungsfelde ließ sich die Wahrnehmung nicht abweisen, daß die Verweltlichten im Glücke lebten und die Gottesfürchtigen, welche

[1]) Die ersten 9 Kapitel und der Schluß von Kapitel 22 nebst Kapitel 23 bis 24, stammen aus der Exilszeit und bilden Vor- und Nachwort zu den Salomonischen Sprüchen.

Idealen nachhingen, von Unglück heimgesucht wurden. Der Erfahrungssatz jenes Psalmisten, daß ein Gerechter nicht verlassen sei, wurde tagtäglich Lügen gestraft, oder der Wandel eines solchen mußte verdächtig werden, wenn nach der gangbaren Überzeugung im Kreise der Strengfrommen Unglück und Leiden nur Folgen eines sündhaften Wandels seien. Wer könnte noch als Gerechter gelten? Der im engsten Kreise der Exulanten wahrgenommene grelle Mißklang in der sittlichen Weltordnung, welcher an der Lehre der Väter und an Gottes gerechter Weltregierung zweifeln machte und von den Denkenden innerhalb der babylonisch-jüdischen Gemeinde schmerzlich empfunden wurde, erheischte eine befriedigende Ausgleichung. Ein Dichter unternahm die Lösung dieser beklemmenden Fragen und schuf ein Kunstwerk, das zu den vollendetsten gezählt wird, welche der Menschengeist je zustande gebracht hat. Der unbekannte Dichter schuf das Buch Hiob, welches Klarheit in die Gedankentrübung der Zeitgenossen bringen sollte. Es bezweckte Belehrung, aber nicht in der nicht mehr so sehr anziehenden Weise des Psalmes oder der Spruchweisheit, sondern auf eine andere Art. In einer ernsten, aber doch fesselnden Unterredung von Freunden sollte die Frage, welche die Gemüter der babylonischen Gemeinde in Spannung hielt, zur Entscheidung gebracht werden. Dieses Zwiegespräch der Freunde ließ der Dichter nicht in trockener, pedantischer Auseinandersetzung sich abwickeln, sondern machte es durch Einkleidung, Form, dichterischen Schwung und Gleichnisse außerordentlich spannend und fesselnd.

Die Anlage dieser Dichtung ist durchweg künstlerisch. Die Gedanken und Lehren, die der Dichter auseinandersetzen und teils als falsch und teils als berechtigt und beherzigenswert darstellen wollte, hat er an verschiedene Rollen verteilt. Man kann das Buch Hiob mit keinem dichterischen oder philosophischen Erzeugnisse vergleichen; es bildet eine eigene Gattung. Es ist keineswegs ein Drama, sondern nur ein dramatisches Zwiegespräch mit einer geschichtlichen Einleitung und einem geschichtlichen Schluß. Die Einleitung erzählt die Veranlassung zu dem hochwichtigen Zwiegespräche. Im Lande Uz lebte ein harmloser, aufrichtiger, gottesfürchtiger und das Böse scheuender Mann, Hiob (Ijob), der mit Kindern und Reichtum gesegnet war und in hohem Ansehen unter seinen Stammgenossen stand. Der Dichter schildert nicht ausführlich die Art der Frömmigkeit und Tugend dieses seines Helden, sondern läßt ihn selbst bei passender Gelegenheit davon sprechen.

„Der Segen des Unglücklichen kam mir zu,
„Und das Gemüt der Witwe habe ich jauchzen gemacht.
„Auge war ich für Blinde
„Und Füße für Lahme,

„Vater für Leidende,
„Und einen Streit, der mich nicht anging, untersuchte ich.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Habe ich je das Recht meines Sklaven oder Sklavin verachtet,
„Wenn sie mit mir einen Streit hatten?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Habe ich Geld zu meiner Zuversicht gemacht
„Und zum Metall gesprochen: „Du bist mein Vertrauen?"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Habe ich mich beim Unglück meines Feindes gefreut,
„Und mich ergötzt, wenn ihn Unheil getroffen?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Im Freien durfte kein Fremder weilen,
„Meine Türe habe ich dem Reisenden geöffnet."

Gelegentlich sagt er auch von sich, daß er von Gottes Geboten und Bestimmungen nie abgewichen sei, daß er auch die durch Mose überlieferten Gesetze beobachtet habe. Von solcher Art war Hiobs Gottesfurcht. Nichtsdestoweniger wurde er in der Versammlung des Himmelsheeres um Gott von dem Ankläger (Satan) beschuldigt, daß er nur in der Fülle seines Segens gottergeben sei. Um seinen Charakter zu erproben, gestattet Gott dem Ankläger, ihm die Glücksgüter zu entziehen. Bald vernahm Hiob plötzlich Unglücksposten über Unglücksposten. Raub- und Kriegsscharen und der Blitz hatten alle seine Habe vernichtet, ein Sturmwind und der Einsturz seines Hauses ihn seiner Kinder beraubt. Diese Prüfung besteht Hiob indes standhaft, er spricht gottergeben: „Nackt kam ich aus dem Schoße und nackt werde ich wieder zurückkehren. Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen, sein Name sei gepriesen." Um Hiobs Gottergebenheit noch mehr zu prüfen, erhält der Ankläger die Vollmacht, ihn mit einem häßlichen Aussatze vom Scheitel bis zum Fußballen zu schlagen. Mit einem Scherben mußte Hiob sich die zerborstene Haut schaben, er hatte kein Haus und saß auf einem Aschenhaufen. Er bestand auch diese Prüfung trotz seiner Frau und spricht: „Sollen wir nur das Gute von Gott hinnehmen und nicht auch das Schlimme?" Er lästert Gott nicht, aber Klagen und Fragen richtet er an den Himmel, warum er denn unschuldig leide, er wird an Gottes Gerechtigkeit irre.

Seine drei Freunde, welche gekommen waren, ihn zu trösten, können diese Anklage gegen Gottes gerechtes Walten nicht mit anhören. Sie übernehmen die Verteidigung der sittlichen Weltordnung. Der Dichter läßt sie als Männer der alten Zeit auftreten. Sie entwickeln die alte Anschauung in zwei Gedanken: Leiden seien Folgen der Sünden, und wer vom Unglücke heimgesucht ist, müsse ein Sünder sein, wenn er auch äußerlich als Gerechter und Frommer erscheine.

Sie beschuldigten damit Hiob, daß seine Tugend nicht ganz lauter sein könne, mildern die Anschuldigung aber ein wenig mit dem Zusatze, daß kein Mensch vor Gottes Auge rein sei, da er selbst an seinen Engeln und Boten Tadel finde. Für die Leiden der Frommen geben sie zugleich einen Trost, die Auferstehung. Sie würden einst zu einem bessern Leben erwachen. — Geflissentlich läßt der Dichter die Freunde, die Vertreter der alten Anschauung, die Lehre, welche Psalmisten und Spruchdichter betont haben, daß Leiden Sündhaftigkeit voraussetze, bis zur Ermüdung wiederholen. Es ist sein Zweck, diese Vergeltungslehre als abgeschmackt erscheinen zu lassen. Ist sie ja durch Hiobs Tugendgröße anschaulich erschüttert. Der Dichter läßt auch die Auferstehungslehre anzweifeln.

„Stirbt der Mensch, so steht er nicht wieder auf,
„Bis die Himmel vergehen, werden sie nicht von ihrem Schlafe erwachen."

So ist der Knoten geschürzt, und er muß gelöst werden; denn es steht nicht weniger auf dem Spiele als die Gerechtigkeit Gottes und das sittliche Verhalten der Menschen. Ist vor Gott Recht und Unrecht, Tugend und Laster ganz gleich, so braucht der Mensch jene nicht zu hegen und diese nicht zu meiden.

Um die schwerwiegende Frage der Vergeltungslehre der Lösung näher zu bringen, läßt der Dichter neben dem Alter einen Jüngling auftreten und ihn jugendlich übersprudeln. Auf Hiobs heißen Wunsch, daß doch irgend einer die Verteidigung seiner verdächtigen Unschuld übernehme, tritt ein Jüngling Elihu für diese Rolle auf. Er versucht zugleich Gottes Gerechtigkeit Hiob gegenüber und Hiobs Tugend gegenüber der Beschuldigung seiner Freunde zu rechtfertigen. Seine Auseinandersetzung gipfelt in dem Gedanken, daß allerdings Leiden und Unglück nicht Folge der Frevelhaftigkeit sei, aber Warnungszeichen für den Glücklichen, nicht durch Fülle in Sünde zu geraten.

Indes vermag der Vertreter der jungen Weisheit auch nicht die peinigenden Rätsel der sittlichen Weltordnung befriedigend zu lösen, wie nur Gott selbst es vermöchte. Der Dichter läßt daher die Gottheit aus einem Sturme zu Hiob sprechen und Fragen auf Fragen mit zermalmendem Spotte an ihn richten, wodurch sich nicht bloß die göttliche Allmacht, sondern auch des Weltordners Fürsorge und Güte für das Größte und Kleinste auf der Erdenwelt kundgibt. Überwältigt von dieser langen Reihe von Fragen, antwortet Hiob: „Ja, ich bin zu gering, verstumme und bereue in Staub und Asche." Der Dulder erkennt selbst durch die Wunder in der Natur, welche der Dichter so schön und erhaben darstellt, daß Ungerechtigkeit und Willkür nicht auf der Welt herrschen, sondern eine höhere Ordnung und Leitung, die aber der Mensch in seiner Unwissenheit und Ohnmacht nicht be-

greifen könne. Das Hauptrātsel des Lebens hat aber der Dichter im Eingange zur Lösung nahe gelegt. Leiden werden dem Frommen zur Prüfung auferlegt, ob er arm und verlassen und selbst von körperlichen Schmerzen gepeinigt, in seiner Frömmigkeit verharren werde. Diese Prüfung hat Hiob bestanden; darum hat ihm Gott seinen Verlust doppelt ersetzt. — So hat der Dichter des Buches Hiob mit seiner Kunstschöpfung seine Aufgabe gelöst. Er hat die Zweifel beschwichtigt und den Wankenden und Schwankenden einen Halt geboten. Leiden der Frommen seien weiter nichts als Prüfungsstufen. Dieses künstlerisch ausgearbeitete Buch ist die erste Religionsphilosophie und die erste Rechtfertigung der sittlichen Weltordnung. Es ist im Kreise der in Babylonien lebenden Judäer entstanden, welche beim Anblicke der Leiden der Eifrigen für das Wort Gottes und des Glückes der verweltlichten Klasse von Zweifeln beschlichen waren, die eben in diesem Kunstwerke veranschaulicht werden. Der namenlos gebliebene Verfasser, welcher zugleich ein ebenso tiefer Denker, wie Künstler war, offenbart den hehren Geist, welche die den Judäern auferlegte Prüfung des Exiles gezeigt hat.

Indessen rückte die Stunde näher, welche über das Geschick des babylonischen Reiches und damit auch über das Geschick der Verbannten entscheiden sollte. Der Held Cyrus rüstete immer eifriger einen Kriegszug gegen die Chaldäer. Mehrere Propehten verkündeten im voraus den Untergang des sündenbelasteten, in törichtes Götzentum versunkenen Babels und die nahe Erlösung. Die Spannung unter den Judäern steigerte sich bis zur Beklemmung. Keiner der Propheten hat indes Cyrus' Sieg über Nabonad und die Heimkehr der Verbannten mit solcher Gewißheit, einer solchen Glut der Beredsamkeit und in solcher künstlerischen Form verkündet, wie ein Namenloser, den man notbehilflich den zweiten oder den babylonischen Jesaia nennt. Vereint findet sich in seinen Reden Gedankenfülle mit Formvollendung, hinreißende Kraft mit schmelzender Weichheit, Ebenmaß von Einheit und Mannigfaltigkeit, dichterischer Schwung mit Einfachheit, und dieses alles in einer so edlen Sprache und in so warmen Tönen gehalten, daß sie, obwohl nur für die damalige Zeitlage berechnet, zu allen Zeiten verstanden werden und ergreifend wirken. Der babylonische Jesaia hat seine leidenden judäischen Zeitgenossen trösten, erheben und auf ein hohes Ziel hinweisen wollen, und hat damit in dem leidenden israelitischen Stamme vor den Augen aller mit Sinn und Herz Begabten, welchem Volke und welcher Zunge sie auch angehören, die Lösung eines Rätsels nahe gelegt, deren Richtigkeit die nachfolgenden Jahrtausende bewährt haben: wie ein Volk zugleich klein und groß, zugleich elend und zu Tode gehetzt und doch unsterblich, zugleich verachteter Knecht und erhabenes Musterbild

sein kann. Keiner verstand es so gut, wie dieser Prophet, die schmerzensreiche Gemeinde Judas so gemütvoll zu trösten und so ermutigend zu erheben. Seine Worte lindern, wie Balsam auf eine Wunde oder wie ein fächelnder Luftzug auf eine glühende Stirne; „Tröstet, tröstet, mein Volk" so begann er,

„Tröstet, tröstet, mein Volk, spricht euer Gott,
„Redet Jerusalem zu Herzen und rufet ihr zu,
„Daß ihre Dienstzeit vollendet ist,
„Daß gesühnt ihre Schuld,
„Daß sie aus der Hand Gottes doppelt empfangen für alle ihre Sünden."

Die bis zur Erschöpfung leidende und trostesbedürftige Gemeinde stellt dieser Prophet als eine wegen ihrer Schuld verstoßene und ihrer Kinder beraubte Mutter dar, die aber ihrem Gatten noch immer als Jugendgeliebte treu geblieben ist. Diese Verlassene nennt er Jerusalem, und dieser Name war für ihn der Inbegriff aller Zärtlichkeit und Herzensregung. Er ruft dieser verlassenen Mutter zu:

„Ermuntere dich, ermuntere dich, auf Jerusalem!
„Die du aus der Hand Gottes den Taumelkelch getrunken!
„Keinen Führer hat sie von allen Kindern,
„Die sie geboren,
„Keiner faßt ihre Hand von allen Söhnen,
„Die sie groß gezogen!"

Worin dieser Trost besteht? Nicht in Hoffnung auf eitlen, weltlichen Glanz, nicht auf Macht und Herrschaft, sondern auf ein weltumfassendes Heil. Dieser Prophet des Exils hat zuerst den Gedanken von dem an Abraham verheißenen Segen für alle Geschlechter der Erde als Heilslehre aufgefaßt und ihre ganze Tiefe zum klaren Verständnis gebracht. Eine ganz neue sittliche Ordnung soll in der Welt einziehen, gewissermaßen ein neuer Himmel und eine neue Erde geschaffen werden, und das Alte soll vergessen und vergeben sein. An diesem Heile werden alle Völker, alle Enden der Erde teilnehmen; vor dem Gotte, den Israel verehrt und verkündet, wird jedes Knie sich beugen, bei ihm jede Zunge schwören.

Für dieses Heil ist Abraham aus weiten Erdenräumen berufen und seine Nachkommen von Mutterleibe an auserwählt worden. Israel, das Volk Gottes, ist von Gott als sein Knecht und Sendbote an die Völker auserkoren worden, um diesen als Licht und als Bündnis zu dienen, um blinde Augen zu öffnen. Das sei eben der Zweck Gottes, den seine Vorsehung von Anbeginn im Auge gehabt. Als er den Himmel gespannt und die Erde gegründet, hat er zugleich Israel oder Jeschurun zu seinem Volke, seinem Knechte und seinem Apostel in Aussicht genommen.

Dieses auserkorene Apostelvolk, den Träger des Heils für alle Völker und alle Zungen, verherrlicht die poetische Beredsamkeit dieses Propheten so überschwenglich, daß es als ein Ideal erscheint. Gibt es denn etwas Höheres als Führer der Völker auf dem Wege des Rechtes, der Wahrheit und des Heils zu sein? Der Prophet gab zugleich an, wie dieses Idealvolk sein Apostelamt verwirklichen sollte:

„Sieh'! Auf meinen Knecht, auf den ich mich stütze,
„Auf meinen Auserwählten, den meine Seele liebt,
„Habe ich meinen Geist gegeben,
„Daß er das Recht den Völkern offenbare.
„Es wird nicht schreien, noch lärmen,
„Wird nicht auf der Straße seine Stimme hören lassen.
„Nicht ein geknicktes Rohr wird er zerbrechen,
„Nicht einen verglimmenden Docht wird er auslöschen.
„Zur Wahrheit wird er das Recht offenbaren,
„Und auf seine Lehre werden die Küstenbewohner harren."

Nicht durch Gewalt soll der Sendbote Gottes die Wahrheit zum Siege bringen und die Lehre verbreiten. Wie soll er aber die Lehre zur allgemeinen Anerkennung bringen? Durch das eigene Beispiel, indem er sich zum Märtyrer und zum Opfer für seine eigene Lehre freiwillig hingibt, standhaft allen Verfolgungen gegenüber bleibt, Schmähung und Verachtung geduldig erträgt. Unnachahmlich setzt dieser Prophet des Exils diese Israel zugewiesene Lebensaufgabe mit beredten Worten auseinander, und diese Worte legte er dem Volke selbst in den Mund. Dieses mit Bewußtsein getragene Märtyrertum, die Standhaftigkeit auf der einen Seite und die sanftmütige Erduldung auf der andern Seite, müssen, so verkündet der babylonische Jesaia, die Lehre der Gerechtigkeit, welche das Ideal-Israel vertritt, siegreich machen und ihm den gebührenden Lohn eintragen. Auch diesen Gedanken läßt er durch den Mund des Volkes verkünden. Die Völker selbst werden zur Einsicht gelangen, daß dieses Volk in Knechtsgestalt gerade wegen seines Leidensstandes, seiner Ausdauer und seiner Opferfreudigkeit eine große Aufgabe gelöst, den Völkern Heil und Frieden gebracht habe. Den Grundgedanken, welchen dieser erhabene Prophet des Exils in einen dichterisch gehaltenen Monolog der Völker einkleidet, drückte er in einer andern Wendung aus: Der Tempel für den Gott Israels wird einst ein Bethaus für alle Völker werden.

So hat der babylonische Jesaia das dunkele Rätsel im Lebensgange des israelitischen Volkes gelöst. Es hat den schweren Beruf des Apostelamtes für die Völker übernommen, und dieses Amtes soll es durch Leiden und Standhaftigkeit walten. Als Märtyrervolk ist es ein Apostelvolk. Zu diesem Zwecke hat Gott das Exil über sein

Volk verhängt, zu seinem eignen besten, damit es in dem Schmelztiegel des Leidens geläutert werde.

Das Eintreffen des Heils für die Völker vermittelst des seit Anbeginn dazu erwählten Knechtes Gottes hielt der Prophet für nah' bevorstehend. Der Sturz des chaldäischen Reiches mit seinem zugleich albernen und unzüchtigen Götzentum und die Erlösung der judäischen Gemeinde aus der Verbannung sollen dieses Heil fördern. Der zweite Jesaia sprach davon, wie von einer sicheren Tatsache und widmete Babel ein höchst gelungenes Spottlied. — Er verspottete das plumpe Götzentum mit beißender Ironie, die astrologische Kunst, deren sich die babylonischen Weisen rühmten, daß sie dadurch den Schleier der Zukunft zu lüften vermöchten.

Cyrus' Siege bedeuteten, nach diesem Propheten, die Morgenröte des Heils, und die Erlösung der Verbannten soll dessen Vollendung anbahnen. Diese Erlösung und Rückkehr schilderte der Prophet im voraus mit den lebhaftesten Farben in dichterischem Schwunge. Für die Heimkehrenden werden die Wunder des Auszuges aus Ägypten sich wiederholen: die Wege werden sich vor ihnen ebnen, in der Wüste werden Quellen zu ihrer Erquickung hervorsprudeln, und die Einöde wird sich in einen blühenden Garten verwandeln. In der Heimat werden die Zurückgekehrten die Trümmer aufbauen, die verödeten Städte aufrichten, die Wüsteneien in einen Garten Gottes umwandeln und ungestört ihrem Berufe in Freuden leben können. Der Geist, den Gott auf seinen Volksknecht gelegt, und die Lehre, die er ihm in den Mund gelegt, werden nimmer von ihm in allen folgenden Geschlechtern weichen.

Einem großen, die religiöse Anschauung in der Zukunft umgestaltenden Gedanken lieh dieser zukunftkündende Prophet des Exils sein beredtes Wort: Daß die Gottheit zu erhaben sei, um in einem noch so ausgedehntan gelegten Tempelraume weilend vorgestellt zu werden, und daß das Innere des Menschen ein Tempel Gottse sein soll!

„Der Himmel ist mein Thron und die Erde mein Fußschemel.
„Was für einen Tempel wollet ihr mir bauen,
„Und welcher Ort kann mein Ruheplatz sein?
„Dieses alles hat meine Hand erschaffen,
„Sprachs, und dieses alles ist entstanden.
„Nur auf einen Solchen blicke ich.
„Auf einen Demütigen und Gemütsgebeugten,
„Der auf mein Wort eifrig ist."

Die geläuterte Frömmigkeit einiger Judäer im Exile machte diesen Gedanken zu ihrem Eigentume: „Die Himmelshöhen können dich (Gott) nicht fassen, um wie viel weniger ein Tempel."

Soweit die Lichtseite, welche der Prophet des Exils geschildert und verkündet hat. Aber die Schattenseite war noch stärker, sie zeigte sich in dem Zustande der damaligen Gegenwart, in dem gleichgültigen oder abwendigen Verhalten der großen Menge. Der als Gottesknecht Berufene versagte den Dienst, der Apostel, welcher die Wahrheit verkünden sollte, war blind und taub. Statt die ihm überlieferte Lehre zu verherrlichen, hat das Volk sie nur verächtlich gemacht und ist dadurch selbst zur Verachtung geworden.

Den Sieg des Helden Cyrus (Koresch) verkündete er mehr als gewisse Tatsache, denn als Gegenstand der Prophezeiung. Was er in prophetischer Vorschau voraussagte, das war, daß Cyrus den judäischen und israelitischen Verbannten die Freiheit geben werde, in ihre Heimat zurückzukehren und Jerusalem und den Tempel zu erbauen. Der Prophet bemerkte dabei ausdrücklich, daß er es im voraus prophezeie, damit, wenn es eingetroffen sein werde, das prophetische Wort und die göttliche Vorsehung dadurch beurkundet erscheinen mögen. Dieses weittragende Ereignis werde ebenso unfehlbar eintreffen, wie sich frühere Verkündigungen bewährt haben. Der persische Sieger über Medien und Baktrien, über Lydien, Kleinasien und über so viele Völker sei nur ein ausgewähltes Rüstzeug für den Zweck, daß durch ihn die Erlösung eintrete und das Heil gefördert werde.

Eben deswegen, weil die Wirklichkeit des Volkes dem Ideale so wenig entsprach, wurde dem Propheten die Aufgabe zu predigen, zu ermahnen, zu rügen und aufzurütteln die Frommen, Nationalgesinnten und Trauernden um Zion auf der einen und die Weltlichen auf der anderen Seite, die von Zion, von der Rückkehr, von der Heilslehre nichts wissen mochten. Jene waren durch Verfolgung und Leiden kleinmütig und verzagt geworden, wagten nicht in der spannungsvollen Zeit aufzutreten und sich zu einer Tat aufzuraffen, und diese haßten, ja verfolgten diejenigen, welche von Erlösung, Heimkehr und Veränderung sprachen. Jene rangen verzweifelt mit dem beklemmenden Gedanken, daß Gott sein Volk aufgegeben und Zion vergessen habe, und diese riefen ihnen höhnisch zu: „Möge sich doch Gott groß zeigen, wir wollen eure Freude sehen!“ Der Hauptzweck der Rede dieses großen, unbekannten Propheten war, die eine Klasse zu ermutigen und die andere durch sanfte und harte Worte zur Gesinnungsänderung zu bewegen. Diesen rief er zu, sie mögen aus den Zeichen der Zeit erkennen, daß Gottes Gnade nahe sei, und sie benutzen, um ihre bösen Wege und Pläne aufzugeben.

Je mehr sich der Prophet dem Schlusse seiner Reden näherte, desto herber sprach er gegen die Weltlichen, Selbstischen, die sich vom Götzentume und seinen unsinnigen Bräuchen und von dem daraus entsprungenen unsittlichen Wandel nicht losmachen mochten. Er

verhieß diesen harte Strafe und den Frommen als Belohnung eine ungetrübte Freude. Zuletzt schilderte der Prophet die Erlösung und Heimkehr und prophezeite, wie sämtliche Zerstreute von Juda und Israel auf dem heiligen Berge Jerusalems gesammelt werden würden. Dann wird alle Kreatur an jedem Sabbate und jedem Neumonde nach Jerusalem wallfahrten, um den Gott Israels anzubeten; die Frevler aber, deren Strafe sie wahrnehmen wird, werden ihr zum Abscheu dienen.

Der König Nabonad und das babylonische Volk waren vielleicht nicht in erregterer Spannung über den Ausgang des Krieges zwischen Persien und Babylonien, als die judäische Gemeinde in Babylonien. Hochfliegende Hoffnungen und beklemmende Befürchtungen wechselten in ihrem Innern ab, da Fortbestand oder Untergang des judäischen Stammes sich daran knüpfte. Die Babylonier dagegen sahen mit einer gewissen Gleichgültigkeit Cyrus' Kriegsrüstungen entgegen. Aber ehe sie sichs versahen, stand sein großes kampflustiges Heer vor dem Bollwerke ihrer Hauptstadt und drang in der Nacht durch das Flußbette in die Stadt, während die Bewohner an einem Feste sorglos und sinnlos in Schwelgereien und Tänzen taumelten. Als der Tag anbrach, war Babel von Feinden erfüllt und jeder Widerstand vergeblich. So fiel das sündhafte Babel (539) nach zweijährigem Kriege ganz so, wie die judäischen Propheten vorausverkündet hatten. Nur das grausige Strafgericht traf weder den König noch das Volk. Cyrus war ein milder Sieger. Aber das scheußliche Götzentum sank an demselben Tage. Die Gottesverehrung der siegenden Völker, der Perser und Meder, war im Vergleiche zu jener der Babylonier lauter; sie hatten nur zwei oder drei Götter und hatten einen Abscheu vor der Bilderverehrung der Babylonier.

Der Fall Babels hat die ganze judäische Gemeinde vom Götzendienste gründlich und für alle Zeiten geheilt. Hat sie doch mit eigenen Augen gesehen, wie die noch Tages vorher hochverehrten Götter in den Staub sanken, wie Bel hinkniete, Nebo sich krümmte und Merodach stürzte. Babels Sturz hat die Umwandlung des judäischen Volksstammes vollendet; sein Herz von Stein wurde erweicht. Alle, alle hingen seit der Zeit ihrem Gotte an, auch die weltlich Gesinnten und die Sünder. Haben sie doch erfahren, wie sein Wort, durch den Mund der Propheten gesprochen, sich treu bewährt hat. Die Dulder, die Trauernden um Zion, waren für diese nicht mehr Gegenstand des Hasses und der Verachtung, wurden vielmehr von ihnen mit Ehrfurcht behandelt und an die Spitze der Gemeinde gestellt. Diese waren sofort nach der Eroberung Babyloniens tätig, die Verheißung der Propheten von der Erlösung und Heimkehr zu verwirklichen. Cyrus hatte sich in den Besitz des Thrones und des Palastes von Baby-

lon gesetzt; er ließ sich als König von Babylonien huldigen und als Nachfolger der früheren Könige betrachten; er begann nach der Einnahme Babels das erste Jahr seiner Regierung (538) zu zählen. Sämtliche Diener des Palastes, welche vor Nabonad krochen und zitterten, wurden Cyrus' Diener. Unter diesen befanden sich auch Eunuchen aus der judäischen Königsfamilie, welche der Lehre treu zugetan waren. Diese oder angesehene Heiden, welche sich der judäischen Gemeinschaft angeschlossen hatten, taten sofort Schritte, wahrscheinlich in Gemeinschaft mit dem Enkel des Königs Jojachin, Serubabel (Zerubabel), von Cyrus die Freiheit für ihre Genossen zu erwirken. Zunächst wurden wohl die wegen ihrer Anhänglichkeit an ihre Lehre eingekerkerten Judäer in Freiheit gesetzt. Aber sie erwirkten noch mehr von Cyrus. Er bewilligte auch ihr Gesuch, daß die Judäer in ihre Heimat zurückkehren, Jerusalem wieder aufbauen und den Tempel wiederherstellen dürften. Mit der Besitznahme von Babylonien fielen Cyrus von selbst alle die Länderstrecken zu, welche Nebukadnezar erobert hatte, alle Provinzen bis zum Mittelmeer und bis zur Grenze Ägyptens. Judäa gehörte also ohne weiteres zum persischen Reiche. Was für Gründe haben die Bittsteller für ein solches, einem mächtigen Sieger gegenüber scheinbar kühnes Gesuch geltend gemacht, den Judäern gewissermaßen staatliche Selbständigkeit zu gewähren? Und was mag Cyrus bewogen haben, es in hochherziger Weise zu bewilligen? War es Eingebung einer augenblicklichen Laune? Oder hat dem persischen Sieger einer der judäischen Eunuchen wirklich, wie später erzählt wurde, die Mitteilung gemacht, daß ein judäischer Prophet von ihm und seinen Siegen im voraus geweissagt und verkündet habe, daß er gestatten werde, das verbannte Volk in dessen Heimat zurückkehren zu lassen? Oder endlich haben ihm die judäischen Lehren von der Gottheit, welche sich der persischen näherte, zugesagt, daß er deswegen deren Bekenner begünstigt hat? Was auch der letzte Grund seines Entschlusses gewesen sein mag, es war jedenfalls erstaunlich, daß Cyrus gleich nach seiner Besitznahme von Babylonien in seinem ganzen Reiche durch Herolde verkünden und auch ein schriftliches Edikt ergehen ließ, daß es allen Judäern freistehen sollte, nach Jerusalem zu ziehen und dort ein Heiligtum zu errichten. Er gestattete ferner den Zurückbleibenden die Heimkehrenden mit Gold und Silber und mit Lasttieren zu versehen, endlich erteilte er seinem Schatzmeister Mithradat den Befehl, die heiligen Tempelgeräte, welche Nebukadnezar erbeutet und in dem Belustempel als Siegeszeichen niedergelegt hatte, den zur Rückkehr Gerüsteten auszuliefern.

Sobald die Erlaubnis zur Rückkehr bewilligt war, traten Männer zusammen, um diese zu organisieren und die voraussichtlichen Schwierig-

keiten und Hindernisse zu beseitigen. An der Spitze stellten sich zwei gleichalterige Männer, denen vermöge ihrer Abstammung die Führerschaft gebührte, der eine war Serubabel, (auf babylonisch Scheschbazar genannt), Enkel des Königs Jojachin, also ein Sproß Davids, und der andere Jesua, Sohn Jozadaks und Enkel des letzten Hohenpriesters Seraja. Ihnen schlossen sich zehn Männer an, so daß sie zusammen eine Zwölfzahl bildeten, um gewissermaßen die zwölf Stämme zu vertreten. Serubabel bekleidete Cyrus mit einer Würde; er ernannte ihn zum Statthalter (Pechach) des Gebietes, welches die Heimkehrenden wieder besitzen sollten, gewissermaßen zum Regenten; im Grunde war es eine Vorstufe zur Königswürde. Bei diesen Führern meldeten sich diejenigen, welche geneigt waren, in die Heimat zurückzukehren. Die Zahl derselben war zwar im Vergleiche zu denen, welche einst aus Ägypten auszogen, sehr gering, doch bedeutender, als erwartet werden konnte; 42 360, Männer, Frauen und Kinder, vom zwölften Jahre an gerechnet, schickten sich zum Auszuge an. Die größte Zahl bestand aus den beiden Stämmen Juda und Benjamin, dann Ahroniden in vier Gruppen, wenig Leviten. Auch aus andern Stämmen und aus andern Völkerschaften, welche sich zu dem Gotte Israels bekannten (Proselyten), schlossen sich, wenn auch nicht viele, dem Zuge an.

Die Freude derer, welche sich zum Auszuge und zur Heimkehr rüsteten, war überwältigend. Es kam ihnen wie ein süßer Traum vor, daß sie gewürdigt werden sollten, das Heimatland wieder zu betreten, es wieder anzubauen und das Heiligtum wieder aufzurichten. Das Ereignis machte auch unter den Völkern Aufsehen, man sprach davon und sah darin ein Wunder, das der Gott Israels seinem Volke erwiesen. Ein Lied gibt die Stimmung voll wieder, welche die Heimkehrenden beseelte:

„Als Jhwh die Gefangenen Zions zurückführte,
„Waren wir, als träumten wir.
„Damals füllte sich unser Mund mit Fröhlichkeit,
„Und unsere Zunge mit Jubel.
„Damals sprachen sie unter den Völkern:
„„Großes hat Jhwh mit diesen getan!““
„Ja, Großes hat Gott mit uns getan,
„Wir waren freudig.“

Als sich die Nationalgesinnten anschickten, von der Freiheit Gebrauch zu machen und nach Jerusalem zurückzukehren, rief ihnen ein Sänger in einem Psalm zu, sie möchten sich prüfen, ob sie auch dieser Gnade würdig seien. Nur die Würdigen und die Gottsuchenden sollten sich an der heiligen Stätte wieder sammeln. Wer sollte aber die Scheidung vornehmen?

Zweites Kapitel.

Die Heimkehr und das neue Jerusalem.

(537 bis 420).

In demselben Monate, in dem ihre Vorfahren acht oder neun Jahrhunderte vorher aus Ägypten gezogen, verließen die Enkel nach neunundvierzigjährigem Exile (Frühjahr 537) das Land Babylonien, um das so lang vermißte Heimatsland und das heißersehnte Jerusalem wieder in Besitz zu nehmen, ein bedeutungsvoller Augenblick, der Jahrtausende in seinem Schoße trug.

Nicht wie zitternde Sklaven, die eben von der Kette losgelöst, zogen sie aus, sondern freudigen Mutes, in gehobener, begeisterter Stimmung und mit idealen Hoffnungen in der Brust. Chöre mit Saitenspiel und Handpauken begleiteten sie; neue Jubellieder stimmten sie an, deren Anfang und Kehrvers war: „Danket dem Herrn, denn er ist gütig und ewig währt seine Gnade.“ Die in Babylonien zurückgebliebenen Judäer — und deren waren nicht wenige, die reichen Handelsherren und Grundbesitzer — bezeugten ihre Teilnahme durch das Geleite, das sie den Abziehenden gaben, und durch reiche Geschenke, die sie für den Anbau in der Heimat spendeten. Der König Cyrus gab ihnen tausend Reiter mit, welche sie auf der weiten Reise vor Anfällen räuberischer Völker schützen und zugleich den in Judäa inzwischen angesiedelten Völkerschaften den Befehl überbringen sollten, es zu räumen und den Heimkehrenden zu überlassen. Die erst kurz vorher verkündete Prophezeiung: „In Freuden werdet ihr ausziehen und in Frieden werdet ihr heimgeführt werden“ ging in Erfüllung. Friedlich und ungefährdet konnten die meisten die weite Strecke von mehr als 1000 Kilometern von Babylonien bis Judäa zurücklegen, von der sie begleitenden persischen Schar gedeckt. Die adligen Familien hatten für die Reise ihre Sklaven und Halbsklaven, Kameele und Lasttiere für die schwächern Glieder. Der Auszug aus Babel hat daher, ungleich dem aus Ägypten, keinerlei Erinnerungen hinterlassen; es schien unnötig, ein Verzeichnis der Ruhestätten, wo sie gerastet, zu überliefern, da wahrscheinlich kein bemerkenswertes Ereignis vorgefallen ist. „Gott führte sie auf geradem ungefährdetem Wege, um sie zur Stätte ihrer Sehnsucht zu bringen,“ sang ein Psalmist dieser Zeit.

Als die Rückkehrenden im vierten oder fünften Monate seit ihrem Auszuge das Land ihrer Sehnsucht erblickten, war ihre Freude gewiß überwältigend. Die Prophezeiungen, Hoffnungen und hochfliegenden Träume waren Wirklichkeit geworden. Indessen war ihre Freude nicht ungetrübt. Das Land und besonders die heilige Stadt,

der Gegenstand ihrer Liebe war verödet. Jerusalem mußte aus den Trümmern erst neu erbaut werden. Ein großer Teil des Landes war von Fremden bewohnt, im Norden von den Samaritanern oder Chuthäern und im Süden von den Idumäern. Diese besetzten Striche mußten diese zum Teil verlassen und sie den Heimgekehrten einräumen. Aber nur die Benjaminiten konnten ihre ehemaligen Wohnsitze ganz wieder einnehmen, dagegen der Stamm Jehuda sein früheres Erbe nur zum Teil besetzen.

Der Anfang des neuen Gemeinwesens war klein und ärmlich. Die Bevölkerung von 40 000 reichte nicht hin, ein weiteres Gebiet anzubauen. So gruppierte sich die heimgekehrte Kolonie um die noch aufzubauende Hauptstadt Jerusalem in einem Umkreise. Diese Eingeengtheit hatte auch ihr Gutes; die Landbevölkerung war dadurch der Hauptstadt nahegerückt und konnte von allem, war in dieser vorging, Kunde haben und Anteil daran nehmen.

Wenn indes das äußerst beschränkte Gebiet ihrer Ansiedlung und die Winzigkeit des Anfanges geeignet waren, die hochfliegenden Hoffnungen, welche die Propheten während des Exils der letzten Zeit in der Brust der Heimkehrenden erweckt hatten, herabzustimmen und diese mit Unmut zu erfüllen, so haben unerwartet eingetretene Ereignisse ihre Begeisterung für die Neugestaltung des Gemeinwesens wieder angefacht.

Aus vielen Ländern von West, Süd und Nord, aus Ägypten, Phönikien und selbst von den griechischen Küstenländern und Inseln, wohin sie freiwillig ausgewandert oder als Sklaven verkauft worden waren, strömten judäische Verbannte herbei, um sich wie Kinder an die wieder auferstandene Mutter Jerusalem zu drängen. Aber nicht bloß Stammgenossen haben sich mit ihnen vereinigt, sondern auch Fremde in nicht geringer Zahl aus den verschiedensten Völkerschaften „Große und Kleine", Angesehene und Geringe, sammelten sich zu ihnen und traten in einen engen Verband mit ihnen. Freudig wurden sie aufgenommen. Es waren solche, welche aufrichtig den Gott Israels bekannten und seine Lehre befolgen wollten. Diese Proselyten verliehen der jungen Gemeinde eine gewisse Stütze, mehr aber noch Selbstvertrauen.

Als der siebente Monat heranrückte, in welchen nach der Gesetzesvorschrift und nach altem Brauche mehrere Feste fallen, sammelten sich die Familienältesten aller Klassen in Jerusalem und schritten unter Anleitung der beiden Hauptführer, des Statthalters Serubabel und des Hohenpriesters Jesua, zum ersten Akte der Neugestaltung; sie errichteten einen Altar aus Stein. Der Altar sollte der erste Ansatz zu einem Tempel sein, dessen Bau von vornherein in Aussicht genommen wurde, um den Mittelpunkt des neuen Gemeinwesens zu bilden, der aber

aus Mangel an Baustoffen noch nicht errichtet werden konnte. Beim Altare stimmten die Leviten Lobgesänge an:

„Auf, laßt uns dem Herrn singen,
„Jubeln dem Hort unseres Heils!
— — — — — — — — — —
„Erzählt unter Nationen seine Glorie,
„Unter allen Völkern seine Wunder.
— — — — — — — — — — —
„Beschämt sind alle Bilderanbeter,
„Die sich der Götzen rühmen.
— — — — — — — — — — —
„Singet dem Herrn ein neues Lied,
„Denn Wunder hat er getan.
„Der Herr hat seine Hilfe kundgetan,
„Vor den Augen der Völker hat er sein Heil offenbart."

Bald wurden von den Führern auch Vorkehrungen getroffen, den Tempel zu errichten. Von den reichen Spenden, die sie aus den Exilsländern mitgebracht hatten, mieteten sie Arbeiter und Handwerker. Zedernstämme wurden, wie zu Salomos Zeit vom Libanon herbeigeschafft. Steine brach man aus dem Kalkboden, und als eine genügende Menge gebrochen und angefertigt war, schritt man zur Grundlegung für den Bau des Heiligtums. Nicht bloß die Führer, sondern auch die Familienhäupter und eine große Volksmenge wohnte diesem Akte bei; er wurde überhaupt mit großer Feierlichkeit begangen. Die Ahroniden erschienen wieder in ihren Priestergewändern und stießen in die Posaunen, die Leviten vom Hause Assaph sangen ein Danklied, daß Gottes Gnade ewig währt, und das Volk brach in Jubel aus, daß der längst ersehnte Tag endlich eingetroffen war. Indessen mischte sich die Stimme wehmütiger Trauer in den Jubelrausch, weil der neue Tempel kleiner und nicht so reich angelegt wurde, wie einst der Salomonische.

Auch die Freude der Begeisterung dauerte nicht lange, die Flitterwochen der Neugestaltung verflogen rasch, und Sorgen stellten sich ein. Hart an der Grenze Judas wohnte die Mischbevölkerung der Samaritaner oder Chuthäer. Diese durch israelitische Priester vom Tempel zu Bethel bekehrt, hatten zum Teil den israelitischen Kultus angenommen, dabei aber ihre aus der Heimat mitgebrachte götzendienerische Weise und Sinnesart beibehalten.

Ganz unerwartet erschienen samaritanische Häuptlinge in Jerusalem mit dem Wunsche, sich am Bau des Tempels zu beteiligen und als Glieder der judäischen Gemeinde aufgenommen zu werden. Die Sache erschien den Judäern so wichtig, daß sie in Beratung darüber zusammentraten. Die Entscheidung fiel abweisend aus. Serubabel, der weltliche Führer, eröffnete den samaritanischen Häuptlingen,

daß sie zum Bau des Tempels nicht zugelassen werden sollten oder könnten. Diese Entscheidung war für die Zukunft von unangenehmen und störenden Folgen.

Sofort entwickelten sich Reibungen. Die Samaritaner begannen ihren feindseligen Geist gegen die Judäer zu betätigen, als hätte es ihnen weniger am Herzen gelegen, am Kultus in Jerusalem teilzunehmen, als daran, das judäische Gemeinwesen zu schädigen und den Tempelbau zu verhindern. Auf der einen Seite suchten sie die Judäer, mit denen sie in Berührung kamen, lau gegen den Tempelbau zu machen, und auf der andern Seite gewannen sie persische Beamte, ihn geradezu zu stören. So unterblieb der Bau, entweder von selbst eingestellt oder von oben verboten, volle fünfzehn Jahre. So wiederholte sich für die eingewanderten Judäer die schlimme Lage der Zeit nach dem ersten Einzuge der Israeliten in Kanaan. Der von ihnen eingenommene Landstrich wurde ihnen von den Nachbarvölkern mißgönnt, und sie stießen auf allen Seiten auf Feindseligkeit. Was konnten sie dagegen tun? Zu kriegerischer Gegenwehr fehlte ihnen so gut wie alles.

In dieser unbehaglichen Lage dachten viele Glieder des Gemeinwesens zunächst nur an sich und nicht an das Allgemeine. Die angesehenen Familienhäupter, die Großen, bauten für sich in Jerusalem prächtige Häuser, wie es scheint, aus dem Baumaterial, welches für den Tempelbau herbeigeschafft worden war. Dazu kamen noch Mißernten, welche mehrere Jahre anhielten. Brand und Hagel täuschten die Hoffnung des Landmannes. Man säete viel aus und heimste wenig ein, es gab nicht einmal satt zu essen und kein Gewand sich zu erwärmen, wer etwas erwarb, erwarb es für einen durchlöcherten Geldbeutel. Noch schlimmer war die sittliche Verwilderung, welche infolge der leiblichen Not eintrat. Der Rückfall in das Götzentum wiederholte sich allerdings nicht mehr; die Judäer waren davon gründlich geheilt. Aber kleinliche Vergehungen und Laster kamen zum Vorscheine. Der Eigennutz nahm auf eine häßliche Weise überhand. Lieblosigkeit des einen Volksgenossen gegen den andern verhärtete die Herzen.

Dieser Zustand, der so grell gegen die Hoffnungen abstach, mit welchen die Heimkehrenden das Land betreten hatten, machte auch den Mut der Besseren sinken. Was war aus den Verheißungen für die Rückkehr nach der ersehnten Stadt geworden? Leibliches Elend und Niedrigkeit der Gesinnung.

Kambyses' Tod (521) und die Nachfolge Darius', des dritten persischen Königs (521 bis 485), führten indes eine günstige Wendung für Juda herbei. Darius war, seinem Vorgänger entgegengesetzt und Cyrus ähnlich, ein milder und hochherziger Herrscher. Eine

seltsame Sage läßt Serubabel nach Persien gehen und ihn bei Darius wegen seiner Weisheit Gunst finden. Zum Beweise seiner Huld habe er ihm gestattet nach Jerusalem zurückzukehren und den Tempel auf königliche Kosten zu erbauen. Indessen so leicht ging die Sache nicht von statten. Die Führer des Volkes, Serubabel und Jesua, haben wohl daran gedacht, nachdem die kriegerischen Unruhen in der Nähe mit Kambyses' Tod aufgehört hatten, den unterbrochenen Bau wieder aufzunehmen. Aber das Volk, d. h. die Familienhäupter sprachen: „Die Zeit ist noch nicht gekommen, den Tempel zu bauen. Es bedurfte erst des Feuereifers der beiden Propheten Chaggaï und Zacharia, daß das Werk wieder in Angriff genommen wurde. Diese Propheten haben in fünf Monaten (520) mehrere Male das Wort ergriffen, um dem Volke Mut und Eifer einzuflößen und zugleich ihm den Schleier der Zukunft zu lüften. Durch ihren Feuereifer wurde nach langer Unterbrechung wieder Hand ans Werk gelegt.

Der Bau dauerte vier Jahre (519 bis 516) und als das Heiligtum nach so vielen Hindernissen und Anstrengungen vollendet war, wurde die Einweihung desselben kurz vor dem Paschafeste mit Freudengefühl begangen, als gerade siebzig Jahre seit der Zerstörung des Salomonischen Tempels verstrichen waren. Das ganze Volk war wohl zur Einweihung nach Jerusalem gekommen, um sich an dem vollendeten Tempel zu weiden, welcher fortan den Mittelpunkt und Leitstern des Gemeinwesens bilden sollte. Drei Wochen nach der Einweihung des Tempels beging die ganze Gemeinde das Paschafest, und die Heiden, welche sich ihnen aufrichtig angeschlossen hatten, nahmen Teil daran.

Indessen so sehr auch die junge Gemeinde nach Vollendung des Heiligtumes von dem Geiste des Gesetzes und der Propheten durchdrungen war, und so sehr sie auch nach Einigkeit strebte, so entstand doch in ihrer Mitte ein Zwiespalt, der nicht so leicht überwunden werden konnte und daher zu Reibungen Veranlassung gab. Es gab zwei einheimische Herren, den Statthalter Serubabel von davidisch-königlichem Geschlechte, und den Hohenpriester Jesua von ahronidischer Abkunft. Der eine bildete die weltliche und der andere die geistliche Macht. Übergriffe des einen Gebietes in das andere waren unvermeidlich. Serubabel hatte allerdings für sich die Liebe des Volkes zu dem davidischen Königshause, weil er die Erinnerungen an die ehemalige Glanzzeit und die Verkündigung der Propheten für die messianische Wiederherstellung derselben verlebendigte. Der Prophet Chaggaï hatte ihn einen auserwählten Liebling Gottes und dessen kostbaren Siegelring genannt. Aber eben deswegen war er ein Hindernis. Die Feinde der Judäer hatten

einen Grund zur Anklage gegen die Gemeinde, daß sie den Gedanken hegte, den Nachkommen Davids zum Könige auszurufen.

Auf der andern Seite hatte der Prophet Zacharia verkündet, daß der Hohepriester Jesua die Krone tragen, auf dem Throne sitzen und die messianischen Hoffnungen verwirklichen werde. Er hatte damit dem Hohenpriester den Vorzug vor dem Nachkommen Davids erteilt, und so entstand eine Spannung und Spaltung unter den beiden Führern der Gemeinde und ihrem Anhange. Die Verkündigung, daß der Rat der Eintracht zwischen beiden fortbestehen werde, hat sich nicht bewährt. Der Friede konnte nur durch das Zurücktreten eines der beiden Führer wiederhergestellt werden. Ihr Bestehen nebeneinander hätte nur immer neuen Zündstoff in die Gemüter geworfen. Sollte eine Wahl getroffen werden, so verstand es sich von selbst, daß Serubabel weichen mußte, weil der Hohepriester unentbehrlicher als der Königssohn war. Dadurch war das davidische Haus in den Hintergrund geschoben, wahrscheinlich hat Serubabel das Heimatsland verlassen. Nach seiner Beseitigung blieb die Leitung des Gemeinwesens in der Hand des Hohenpriesters Jesua und nach seinem Tode in der Hand seines Sohnes J o j a k i m. Ob der Tausch ein günstiger war? Es wird zwar nichts Schlimmes von den beiden ersten Hohenpriestern berichtet, aber auch nichts besonders Rühmliches, daß sie sich um die Hebung und Stärkung des Gemeinwesens verdient gemacht hätten. Die obrigkeitliche Gewalt über das Volk scheint nicht auf den Hohenpriester übergegangen zu sein, sondern auf den Statthalter oder Landpfleger (Pechah), welchen die persischen Könige oder die Satrapen von Syrien und Phönikien über Juda ernannt haben. Diese hatten zwar nicht ihren Sitz in Jerusalem, pflegten aber von Zeit zu Zeit sich dahin zu begeben und auf einem Throne sitzend die Streitigkeiten anzuhören und zu schlichten, wenn nicht aus Übelwollen Verwirrungen anzurichten, mehr Hader zu entzünden und Anklagen gegen die Judäer zu erheben. Denn weil einzelne Judäer noch immer die durch die prophetische Verkündigungen genährte Hoffnung hegten, daß Judäa noch ein mächtiger Staat werden würde, dem die Völker und Könige untertänig sein würden, erregten sie auch nach der Beseitigung des davidischen Hauses den Argwohn, daß das Volk auf Abfall von Persien sänne. Dergleichen Anklagen begannen gleich nach dem Tode des Darius unter seinem Nachfolger X e r x e s (Achaschwerosch, 485 bis 464). Die Feinde der Judäer, namentlich die Samaritaner, verfehlten nicht, auf die Gemeinschädlichkeit der Judäer aufmerksam zu machen und dadurch ungünstige Verordnungen gegen sie vom Hofe zu veranlassen. Außerdem suchten die aufeinanderfolgenden Landpfleger die Grundbesitzer auf jede Weise durch fast unerschwingliche Forderungen zu bedrücken.

Die Lage der Judäer in der Heimat, welche die Rückkehrenden mit geschwellten Hoffnungen betreten hatten, verschlimmerte sich in der zweiten und dritten Generation von Tag zu Tag mehr.

Um wenigstens von der einen Seite die Plackereien los zu werden, taten die vornehmen Geschlechter einen Schritt, der in der Folgezeit arge Verwicklungen herbeigeführt hat. Sie näherten sich den Nachbarvölkern oder nahmen deren Entgegenkommen zu freundnachbarlichem Verhalten versöhnlich auf, und, um Bürgschaft für die guten Beziehungen zu haben, verschwägerten sie sich mit ihnen. Wie in der Zeit der ersten Einwanderung der Israeliten ins Land Kanaan, im Beginne der Richterzeit, das Bedürfnis nach friedlichem Verkehre mit den Nachbarn zu Mischehen geführt hat, so hat nach der zweiten Einwanderung dasselbe Bedürfnis denselben Schritt veranlaßt. Aber die Verhältnisse lagen jetzt anders. Die Kanaaniter, Chithiter und die übrigen Urbewohner des Landes hatten einem abscheulichen Götzendienste gehuldigt und mit ihren lasterhaften Gewohnheiten die Israeliten angesteckt. Dagegen hatten die neuen Nachbarn des judäischen Gemeinwesens, besonders die Samaritaner, ihre götzendienerischen Gewohnheiten aufgegeben und sehnten sich ernstlich und aufrichtig, an dem Gottesdienste in Jerusalem teilzunehmen. Sie waren eigentlich judäische Proselyten oder wollten es sein, und wünschten in die religiöse Lebensgemeinschaft der Judäer einzutreten oder sich dem judäischen Wesen eng anzuschließen. Sollten sie noch immer starr und mürrisch abgewiesen werden? Die meisten vornehmen judäischen Geschlechter waren entschieden dafür, die Fremden in den Verband aufzunehmen, und der damalige Hohepriester, entweder Jojakim oder sein Sohn Eljaschib, war damit einverstanden oder war dafür mit dem Gewichte seiner Würde eingetreten.

Infolgedessen fanden zahlreiche Verschwägerungen mit den Samaritanern und andern Nachbarvölkern statt, selbst aus der Familie des Hohenpriesters. Samaritaner und Judäer waren nahe daran, zu einem einzigen Volke zu verschmelzen. Auch Moabiter und Ammoniter, die ehemaligen erbitterten Feinde der Israeliten, mit denen das deuteronomische Gesetz ausdrücklich Verschwägerung untersagt hat, wurden von vornehmen Judäern zur ehelichen Verbindung zugelassen. Nur die Idumäer hielten sich ferne, obwohl sie Judäa räumlich nahe gerückt waren. Von einem halbarabischen und halbsyrischem Volke, den Nabatäern, aus ihrem gebirgigen Lande und selbst aus der Hauptstadt Petra verdrängt, hatten die Idumäer sich im Süden Judäas, in dem Erbe der Stämme Jehuda und Simeon angesiedelt und selbst die bedeutende Stadt Hebron besetzt. Die von ihnen eingenommenen Landstriche, echt judäisches Gebiet, wurden fortan Idumäa genannt, während ihr Ursitz den Namen Nabatäa

erhielt. Edoms Feindseligkeit gegen Jakob dauerte in der nachexilischen Zeit noch fort. Die Samaritaner dagegen drängten sich förmlich in die judäische Gemeinde ein. Sie hatten damals einen Mann von unverdrossener Willensstärke und Tatkraft zum Häuptlinge, klug, listig, wild und beharrlich, Namens Sanballat (Sanaballat). Ihm war es mit dem judäischen Bekenntnisse völliger Ernst; er wollte aufrichtig Anteil an dem Gotte Israels und an dem Tempel haben; allein er wollte gewissermaßen das Himmelreich erstürmen, und wenn ihm die Beteiligung daran versagt würde, sie mit Gewalt oder List ertrotzen. Sanballat zur Seite stand ein angesehener Ammoniter, Tobija, welcher doppelt mit judäischen Geschlechtern verschwägert war. Er hatte eine Tochter aus der adligen Familie Arach geheiratet, und ein angesehener Mann Meschullam, Sohn Berechjas, hatte seine Tochter Tobijas Sohn zur Frau gegeben. Mischehen mit Ammonitern und Moabitern waren aber, wie gesagt, vom Gesetze verpönt. Die Vertreter des judäischen Gemeinwesens, der Hohepriester und andere, da sie doch nicht geradezu das Gesetz haben übertreten wollen, müssen also ihr Gewissen durch irgend welche milde Auslegung desselben beschwichtigt haben. Allein so gefügig waren nicht alle. Ein Bruchteil der edelsten Geschlechter hatte sich rein von der Vermischung erhalten und klagte diese der Gesetzesübertretung und Trübung des judäischen Wesens durch die Verschmelzung mit wildfremden Elementen an. Ganz besonders scheint sich die Klasse der Sänger, die Pfleger und Erhalter der hebräischen Sprache und des alten, hochverehrten Schrifttums, von Mischehen fern gehalten zu haben. Sie mögen ihre Stimme gegen diese allzugroße Nachgiebigkeit und Schmiegsamkeit, gegen die Verschmelzung mit den Fremden erhoben haben; allein da sie in der Minderzahl waren, drangen sie mit ihrer strengen Ansicht nicht durch. Als aber eine tonangebende Autorität aus dem Exilslande in Jerusalem eintraf, erhob diese Minderzahl ihre Stimme lauter gegen das Geschehene und bewirkte eine so durchgreifende Reaktion, daß daraus unangenehme Verwicklungen entstehen mußten.

Selten machen sich geschichtliche Neubildungen durch schroffe Übergänge so auffällig, daß die Mitlebenden selbst davon betroffen und bei jeder Wendung und Lebensäußerung gemahnt werden, daß das Alte dahin und eine neue Ordnung der Verhältnisse eingetreten ist. In der Regel merkt das Geschlecht, das in einen Wendepunkt der Geschichte gestellt ist, den Wechsel nicht, der in ihm selbst, in seinen Anschauungen, Sitten und selbst in seiner Sprache vor sich geht. Eine solche anfangs unmerkliche, aber im Verlaufe durchgreifende Umwandlung hatte sich in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts innerhalb der Judäer vollzogen. In der Meinung, daß sie nur ein-

fach das Werk ihrer Vorfahren auf dieselbe Weise und mit denselben Mitteln fortsetzten, hatten sie sich selbst verändert und arbeiteten an einer neuen Gestaltung der Zustände. Die Umwandlung ging nicht von dem Gemeinwesen in Juda und Jerusalem, sondern von dem Exilslande aus, hat aber in kurzer Zeit auch jenes in ihren Kreis gezogen und ihm ihr Gepräge aufgedrückt.

In dem Exilslande Babylonien war ein ansehnlicher Teil der Nachkommen der Exulanten zurückgeblieben, sei es aus Rücksicht auf ihre Vermögensverhältnisse oder aus Bequemlichkeit oder andern Gründen. Die überwältigende Begeisterung für die Rückkehr nach Jerusalem und den Neubau des Gemeinwesens hatte zwar auch die Zurückgebliebenen ergriffen; sie beteiligten sich daran mit ihren Segenswünschen und ihren reichen Spenden. Aber nach Jerusalem mochten sie nicht zurückkehren. Nichtsdestoweniger legten sie Wert darauf, ihre Eigenart zu bewahren und ihren nationalen Charakter zu behaupten. Sie schlossen sich von der sie umgebenden Welt ab, heirateten nur untereinander und nahmen die überkommene Lehre zur Richtschnur ihrer Lebensweise. Gerade weil sie in einer fremden Umgebung lebten und vom Mutterlande räumlich entfernt waren, wendeten sie einen besondern Eifer an, Judäer zu sein und zu bleiben und die Vorschriften ihrer Lehre zu befolgen, um daran ein festes Band zu haben, welches sie als Glieder eines eigenen Volkstums umschlingen sollte. Opfer konnten sie allerdings nicht darbringen und ebensowenig die Gesetze beobachten, welche auf den Tempel Bezug haben. Desto eifriger beobachteten sie diejenigen Vorschriften, welche vom Heiligtume unabhängig sind, den Sabbat, die Festtage, die Beschneidung und die Speisegesetze. Ohne Zweifel hatten sie Bethäuser, worin sie sich zu gewissen Zeiten vereinigten. Sie hatten sich zwar die Landessprache, die aramäische oder chaldäische, vollständig angeeignet und bedienten sich derselben auch im Verkehre miteinander. Dennoch pflegten sie die hebräische Sprache so weit, daß sie ihnen nicht fremd wurde. Woher entnahmen sie die Kenntnis dieser Sprache? Aus dem Schrifttume, das sie in Händen hatten, und in das sie sich um so eifriger hineinlasen, als sie nur daraus ihr religiöses Verhalten schöpfen und regeln konnten. Dadurch kam jener Teil desselben zur Geltung, welcher bis dahin nur wenig oder nur gelegentlich beachtet wurde, das Fünfbuch der Thora mit seiner Gesetzes- und Pflichtenlehre. Früher, während der Exilszeit waren die Schriften der Propheten beliebter, weil sie Trost spendeten. Sobald als es aber galt, die Stimmung und Gesinnung zu betätigen und den Lebensäußerungen einen eigenen Charakter aufzudrücken, mußte das Gesetzbuch hervorgesucht und befragt werden. Die in der Heimat so lange vernachlässigte Thora oder das Gesetz kam erst auf

fremdem Boden zu Ehren und Ansehen. In Judäa wurde z. B. der Sabbat lange nicht so strenge gefeiert, wie unter den babylonisch-persischen Gemeinden. Verkörpert war dieser Eifer für die volle Betätigung der Thora, richtiger für die Erfüllung der in ihr vorgeschriebenen Gesetze in Esra, der eben jenen Wendepunkt in dem Geschichtsgange des judäischen Volksstammes herbeiführte und ihm einen neuen Charakter verlieh; doch stand er nicht vereinzelt, sondern hatte Gesinnungsgenossen.

Vermöge seiner Abstammung war dieser Mann, welcher der Schöpfer der religiös-gesetzlichen Richtung wurde, wie berufen, den Eifer für die Thora zu entflammen. Er war ein Nachkomme der Hohenpriester; sein Urahn Hilkija hatte das deuteronomische Gesetzbuch im Tempel gefunden und durch Einhändigung desselben an den König Josia einen Umschwung herbeigeführt. Er war Spätenkel jenes Hohenpriesters Seraja, den Nebukadnezar hinrichten ließ, und dessen Söhne das Buch der Thora nach Babylonien gebracht haben mögen. Esra hatte demnach Gelegenheit sich mit diesem Buche zu beschäftigen. Aber mehr als seine Vorgänger und seine Verwandten hat er ihm Aufmerksamkeit zugewendet. Nachdem er sich darin vertieft hatte, sorgte er dafür, daß es nicht bloß toter Buchstabe bliebe, sondern durch Betätigung und Erfüllung der Vorschriften lebendig werde. Selbstverständlich begann er mit sich selbst. Alle die Pflichten, welche das Gesetz der Thora dem Einzelnen in Kleidung, Speisen und bezüglich der Festeszeiten auflegt, suchte Esra gewissenhaft zu erfüllen. Dann trat er als Lehrer für seine Stammgenossen auf, legte ihnen das Gesetz so faßlich aus, daß die Zuhörer es verstehen konnten und ermahnte sie, es nach allen Seiten hin zu befolgen. Das Gesetzbuch war für ihn der Ausfluß der Gottheit, das Mose für Israel offenbart hat. Er stellte es daher höher, unendlich höher als die übrigen Schriften der Propheten.

Selbst davon durchdrungen und von Eifer beseelt, es zur Geltung zu bringen, gelang es ihm, den babylonisch-persischen Gemeinden diese Überzeugung und diesen Eifer einzuflößen. Esra nahm unter diesen eine geachtete Stellung ein; sein Wort hatte Autorität, und er fand willigeres Gehör als ehemals die Propheten mit ihrer Feuersprache.

Hatte Esra Kunde davon, daß in dem Heimatlande das Gesetz nur lau befolgt wurde, und gedachte er mit seiner Reise dahin und seinem Eifer ihm volle Geltung zu verschaffen? Oder hat ihn nur ein Herzensdrang getrieben, sich in Jerusalem niederzulassen und dort auch diejenigen religiösen Pflichten zu erfüllen, welche der Tempel und das Opferwesen auferlegten? Sobald der Entschluß in ihm feststand, sich dahin zu begeben, verständigte er sich mit Gesinnungs-

genossen, die bereit waren, sich ihm anzuschließen. Es war eine ansehnliche Zahl, mehr als 1600 Männer nebst Frauen und Kindern von den angesehenen Familien, die noch im Exilslande zurückgeblieben waren, und unter ihnen auch ein Urenkel Serubabels von der davidischen Linie. Diejenigen, welche sich an der Auswanderung nicht beteiligen konnten, gaben Esra reiche Spenden an Gold, Silber und kostbaren Geräten für den Tempel mit. Erstaunlich ist es nicht, daß der König Artaxerxes (Longimanus) ebenfalls Weihgeschenke für das Heiligtum in Jerusalem gespendet hat und nach seinem Beispiele auch seine Räte und andere persische Großen.

Tatsache ist es, daß in dieser Zeit der Gott Israels unter den Persern und andern Völkern andächtige Verehrer und Anbeter hatte; von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang war sein Name groß und angesehen unter den Völkern. Artaxerxes gestattete Esra nicht nur die Auswanderung, sondern gab ihm auch Freibriefe an die Satrapen der Länder, durch welche die Wege führten, und an die Landpfleger von Palästina. Er hätte ihm auch Geleitstruppen mit beigegeben, welche die Auswanderer auf der weiten Reise vor räuberischen Angriffen und Feindseligkeiten schützen sollten, wenn Esra sie nicht abgelehnt hätte, weil er und seine Genossen dem König versichert hatten, ihr Gott werde ihnen, sowie allen, die ihn anbeten, gegen Gefahren Beistand leisten.

Die Ankunft Esras und seines großen Gefolges in Jerusalem (459 bis 458) muß hier großes Aufsehen erregt haben. Sie kamen mit vollen Händen, mit begeistertem Sinne und mit Empfehlungen vom Könige. Esras Ruf als Schriftkundiger und Gesetzesausleger war ohne Zweifel auch nach Judäa gedrungen, und er wurde hier mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Sobald Esra sein Lehramt angetreten hatte, brachten die streng Gesinnten, welche die Mischehen mit den Nachbarvölkern und namentlich mit Moabitern und Ammonitern mißbilligt hatten, ihre Klagen vor seinen Richterstuhl über die Lauen, welche solche Verbindungen eingegangen waren. Esra war bei der Kunde von diesen Vorgängen wie entsetzt. Die Vertreter des Volkes und Tempels haben sich zum Hohne des Gesetzes mit Heiden verschwägert? Esra hielt es für eine entsetzliche Sünde; nach seiner Anschauung bildete der judäische oder israelitische Stamm eine „heilige Nachkommenschaft, ein heiliger Samen", und erleide durch Vermischung mit fremden Völkerschaften, auch wenn sie das Götzentum fahren gelassen, eine Entweihung. Nach seiner Auslegung des Gesetzes dürften Heiden, die sich der judäischen Lehre angeschlossen, allerdings in den Gemeindeverband aufgenommen, aber nicht völlig gleichgestellt werden, sondern sollten als eine eigene Gruppe gesondert bleiben. Wie die ehemaligen Gibeoniten, die Tempelsklaven

(Nethinim genannt), bereits seit mehr als einem Jahrtausende dem Staate einverleibt und der Lehre zugetan, doch gesondert gehalten und von der Verschwägerung mit Urisraeliten ausgeschlossen wurden, so sollten auch die zugetretenen Proselyten aus den heidnischen Völkern behandelt werden. Die Verbindung mit ihnen sollte keine innige werden. Nicht von eitlem Adelsstolze war Esra dabei geleitet, sondern von einem dunklen Gefühle, das in jener Zeit wohl seine Berechtigung hatte, daß die Aufnahme zahlreicher Proselyten oder Halbproselyten, welche nicht den Läuterungsprozeß durchgemacht haben gleich dem Samen Abrahams, nicht in dem „Schmelzofen des Elendes" geprüft wurden, dem fremden Elemente das Übergewicht geben und die sittlich-religiösen Errungenschaften zerstören könnte. Diese Befürchtung hat sein ganzes Wesen ergriffen. Im Schmerze über die in seinen Augen höchst verderbliche, den Bestand des Volkstumes gefährdende Versündigung eines großen Teiles der Gemeinde zerriß Esra seine Kleider, raufte sich das Haar vom Kopfe und Bart aus und saß bis nachmittags traurig und verstört, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Dann begab er sich in den Vorhof des Tempels und sprach auf den Knieen liegend ein erschütterndes Sündenbekenntnis aus: daß das Volk ungebessert von den harten Schicksalsschlägen wieder in die alte Sündhaftigkeit zurückgefallen sei. Dieses tiefempfundene Bekenntnis, unter Schluchzen und Tränen ausgesprochen, riß die Anwesenden, die sich nach und nach um den auf den Knieen flehenden Schriftkundigen gesammelt hatten, Männer, Weiber und Kinder, hin; ein Tränenstrom ergoß sich, als wenn das Volk damit die häßlichen Blätter seiner Geschichte auszulöschen gedächte. Von der Rührung ergriffen, sprach einer der Anwesenden, Schechanja, ein gewichtiges Wort aus. Es gäbe ja ein Mittel, das Geschehene wieder gut zu machen und die Folgen der Vergehung abzuwenden. „Wir wollen ein Bündnis schließen, die fremden Weiber zu entlassen und die von ihnen in Mischehen geborenen Kinder aus dem Gemeinwesen auszuweisen." Dieses Wort ergriff Esra sofort, stand auf und forderte die anwesenden Familienhäupter auf, in Gegenwart des Heiligtumes bei Gott zu schwören, daß alle, welche aus fremden Völkern Frauen heimgeführt, diese samt den Kindern verstoßen sollten. Es war ein Augenblick, der für die ganze Zukunft des judäischen Volkes entscheiden sollte. Esra und seine Gesinnungsgenossen haben eine Scheidewand zwischen dem judäischen Volke und der sie umgebenden Welt aufgeführt. Infolge der Drohungen, im Falle des Ungehorsames mit Bann und Vermögensentziehung vorzugehen, trennten sich zuerst die Jerusalemer und dann die Familien in den Landstädten, welche eine Mischehe eingegangen waren, von Frauen und Kindern. Indes scheinen doch manche aus Liebe zu den Ihrigen und aus Rück-

sicht auf deren Eltern und Verwandte, mit denen sie in innigem Verkehre standen, Widerstand geleistet zu haben.

Diese Härte in der Durchführung der Absonderung von den Nachbarvölkern, besonders den Samaritanern, führte, wie sich voraussehen ließ, trübe Folgen herbei. Die Scheidewand, welche Esra und die strenge Partei selbst gegen diejenigen, welche gottesfürchtig waren, und sich der Gemeinschaft aufrichtig angeschlossen hatten, aufgeführt wissen wollten, erbitterte diese in einem hohen Grade. Sie sollten fortan von dem Gotte, den sie erwählt, und dem Heiligtume in Jerusalem, an dem sie sich bisher beteiligt hatten, ausgeschlossen werden? Der Scheidebrief, der ihnen zugestellt wurde, verwandelte mit einem Male ihre freundlichen Beziehungen zum judäischen Gemeinwesen in feindliche; der Haß, der aus zurückgewiesener Liebe entspringt, ist am heftigsten. Die Trauer der Töchter oder Schwestern, welche von ihren judäischen Ehemännern verstoßen und ausgewiesen, der Anblick der Kinder, welche von ihren Vätern verleugnet worden waren, konnten nicht verfehlen, im Herzen ihrer Verwandten das Gefühl der Erbitterung zu erwecken und zu steigern. Zum Unglücke für die Judäer standen zwei tatkräftige und erfindungsreiche Männer an der Spitze derer, welche von der judäischen Lebensgemeinschaft ausgeschlossen waren: Sanballat und Tobija, der mit judäischen Familien verschwägert war. Sie waren der judäischen Lehre zugetan und sie wurden zurückgestoßen. Sofort nahmen sie eine feindliche Haltung gegen Juda an, sie wollten mit Gewalt oder List ihre Beteiligung am Tempel in Jerusalem und an dem Gotte, der in demselben verehrt wurde, durchsetzen. In Jerusalem und in den Landstädten aber gab es eine Partei von milderer Anschauung bezüglich der Mischehen, welche Esras Verfahren nicht billigte. Die Kundigen aus derselben waren anderer Meinung über die Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit von Mischehen mit Frauen, welche wenigstens äußerlich der Lehre zugetan waren. War denn diese Strenge gerechtfertigt? Enthielten die geschichtlichen Erinnerungen aus der Vorzeit nicht Beispiele genug, daß Israeliten fremdvölkische Frauen geehelicht hatten? Solche und ähnliche Fragen sind wohl damals aufgeworfen worden. Ein Nachhall der Stimmung und Beurteilung von der milderen Seite klingt aus einem lieblichen Schriftwerke heraus, das höchstwahrscheinlich dieser Zeit entsprungen ist, aus dem Buch Ruth. Der dichterische Verfasser erzählt scheinbar harmlos eine idyllische Geschichte von einer vornehmen judäischen Familie aus Bethlehem, die nach Moab ausgewandert war, und aus welcher zwei Söhne moabitische Frauen geheiratet haben; aber er berührte damit die brennende Tagesfrage. Ruth, die Moabiterin, die Witwe des einen Sohnes hatte zu ihrer Schwiegermutter Noëmi gesprochen:

„Dringe nicht in mich, dich zu verlassen! Wohin du gehst, gehe auch ich, wo du weilen wirst, werde auch ich weilen, dein Volk ist mein Volk, dein Gott ist mein Gott, wo du stirbst, will auch ich sterben und an deiner Seite begraben sein. Nur der Tod soll mich von dir trennen." Die Moabiterin Ruth hielt auch treu ihr Wort. Bei ihrer Verheiratung mit ihrem judäischen Gatten Boaz rief das Volk: „Gott möge dein Haus bauen, wie Rahel und Lea, welche beide das Haus Israels erbaut haben." Der Sohn, den ihm Ruth geboren, wurde der Stammvater Davids, des frommen Königs von Israel. Die einzelnen Züge dieses zarten und lieblichen Buches sind fein und künstlerisch ausgearbeitet. Dem Dichter war es aber darum zu tun, zwei Tatsachen nahe zu legen: Daß das königliche Geschlecht in Israel von einer Moabiterin stammte, und daß diese Moabiterin, nachdem sie sich eng an das judäische Volk angeschlossen und sich unter Gottes Flügel geborgen hatte, die Tugenden bewährte, wie sie nur eine Tochter Israels zieren können, Züchtigkeit, Zartsinn und Opferfreudigkeit. Die Anwendung aus der Erzählung dieser Idylle auf die brennende Tagesfrage lag zu nah, als daß sie nicht gemacht worden sein sollte. Gab es unter den Frauen, welche verstoßen wurden oder verstoßen werden sollten, nicht auch solche, welche der Ruth glichen? Und die Kinder, von den fremden Frauen geboren und von judäischen Vätern gezeugt, sollten als Heiden verleugnet werden? Gehörte also das Haus Davids, der königliche Stamm, dessen Urahn eine Moabiterin geheiratet hatte, auch nicht dem judäischen Volke an?

Indessen alle diese Gründe verfingen nicht. Esra und der regierende Senat in Jerusalem beharrten mit Strenge auf der Ausschließung aller Elemente aus der Gemeinschaft, welche nicht von judäischer Abstammung, „vom heiligen Samen", waren. Als Vermittlungsversuche an der Festigkeit der Eiferer in Jerusalem gescheitert waren, kam es zu feindlichen Reibungen, welche mehrere Jahre dauerten (457 bis 444). Die Jerusalemer zogen gewiß den kürzeren, weil Esra kein Mann der Tat war, nur beten und rühren konnte, und viele Familien es ohnehin heimlich mit den Gegnern hielten, Sanballat dagegen und seine Genossen, von entschlossenem Charakter und von leidenschaftlichem Hasse gegen ihre Verächter geleitet, jede Gelegenheit benutzten, ihre Feinde zu schädigen. Es kam so weit, daß sie Angriffe auf Jerusalem selbst machten. Was mag ihnen diese Kühnheit eingegeben haben, da sie doch wußten, daß Esra von dem persischen Hofe begünstigt wurde und judäische Günstlinge bei Artaxerxes viel vermochten? Hat ihnen der Aufstand des siegreichen Satrapen Megabyzus von Syrien gegen Artaxerxes, dem auch Juda wie Samaria unterstanden, Vorschub geleistet? Haben sie, während dieser ein persisches Heer nach dem andern schlug (447), von diesem

begünstigt, den kriegerischen Angriff unternommen, um ihre Feinde ins Herz zu treffen? Sanballat und seine Genossen befehligten eine kriegerische Schar, und die Führer in Jerusalem verstanden sich wenig auf das Waffenhandwerk. Die Folge war, daß die Samaritaner Breschen in die Mauern Jerusalems machten, die Tore aus Holz im Feuer verbrannten und auch viele Häuser der Stadt zerstörten. Jerusalem glich wieder einem Trümmerhaufen. Den Tempel aber verschonten sie; er war auch ihnen heilig. Allein er wurde verwaist. Die meisten Bewohner Jerusalems, des Schutzes der Mauern beraubt, verließen es und siedelten sich da an, wo sie ein Unterkommen finden konnten. Die Ahroniden und Leviten, welche nicht mehr Abgaben und Zehnten von der Ernte erhielten, verließen den Tempel und suchten sich Lebensunterhalt, wo sie ihn finden konnten. Es war eine traurige Zeit für das seit kaum einem Jahrhunderte wieder organisierte Gemeinwesen Judas. Viele edle Geschlechter machten ihren Frieden mit den Nachbarn, nahmen die verstoßenen Frauen wieder ins Haus oder verschwägerten sich von neuem mit solchen. Um der Verbindung Sicherheit zu geben, scheinen sie sich gegenseitig durch einen Eid verpflichtet zu haben. Esras Werk schien für den Augenblick vereitelt und selbst der Bestand des Gemeinwesens gefährdet. Wie viel fehlte noch zur völligen Auflösung?

Indessen der Eifer, den Esra entflammt hatte, war zu tief eingedrungen, als daß er durch Unglücksfälle so leicht hätte erlöschen können. Sobald die Zerstörung und Verödung Jerusalems erfolgt war, eilten einige Männer, vom Schmerze über die traurigen Vorgänge in Juda durchwühlt, nach Persien, um von dort aus Hilfe zu suchen. Sie rechneten besonders auf Nehemia, den judäischen Mundschenk und Günstling an Artaxerxes' Hofe. Sein Verwandter Chanani, welcher Augenzeuge der Vorfälle gewesen war, suchte ihn auf und machte ihm eine grauenhafte Schilderung von der zerrütteten Lage der Judäer in der Heimat und von dem Verfalle der heiligen Stadt. Nehemia war bei der Nachricht entsetzt. Er gehörte zu den Gesetzeseifrigen in Persien. Jerusalem, die heilige von Gott besonders beschützte Stadt, lebte in seiner Vorstellung wie mit einer Feuermauer umgeben, der sich kein Feind ungestraft nahen dürfte. Und nun war sie wie jede andere irdische Stadt geschwächt und geschändet! Indessen ließ er sich von dem Schmerze nicht übermannen. Nehemia war ein Mann von unermüdlicher Tatkraft und Erfindungsgabe. Am Hofe hatte er die Kunst des Regierens gelernt, wie man mit festem Willen die Menschen lenken und die Verhältnisse bändigen kann. Sein Entschluß stand sofort fest, sich persönlich nach Jerusalem zu begeben und der elenden Lage ein Ende zu machen. Allein wie sollte er abkommen? Er war an den Hof durch seinen Dienst gebunden

Gerade die Gunst, die er bei Artaxerxes genoß, fesselte ihn an Ort und Stelle und benahm ihm die Aussicht, sich nach Jerusalem begeben zu können.

Klug, wie Nehemia war, wartete er mit seinem Gesuche bei Artaxerxes, ihm die Reise nach Jerusalem zu gestatten, eine günstige Gelegenheit ab. Der Schmerz aber nagte so sehr an seinem Herzen, daß sein Aussehen und sein anmutiges Wesen darunter gelitten hatten. Als er eines Tages dem Könige und der Königin Wein kredenzte, fiel sein leidendes Aussehen auf, und Artaxerxes befragte ihn darüber. Sofort ergriff er diese günstige Stimmung und erwiderte: „Wie sollte ich nicht schlecht aussehen, da die Stadt, wo die Gräber meiner Vorfahren sind, verödet ist und ihre Tore verbrannt?" Er brachte zugleich seinen Wunsch an, sich dahin zu begeben und der traurigen Lage abzuhelfen. Artaxerxes war so gnädig, ihm alles, alles zu gewähren, die Reise zu unternehmen, die Mauern wieder aufzubauen und das zerrüttete Gemeinwesen wieder in Ordnung zu bringen. Er gab ihm Empfehlungsbriefe an die königlichen Beamten mit, seiner Durchreise kein Hindernis in den Weg zu legen und ihm Bauholz zu liefern. Selbst ein Geleite von Fußtruppen und Reitern gab er ihm mit und ernannte ihn zum Statthalter oder Landpfleger von Juda. Nur eine Bedingung knüpfte der König an seine Abreise, daß Nehemia sich nicht dauernd in Jerusalem ansässig machen, sondern nach einer abgelaufenen Frist wieder an den Hof zurückkehren möge.

Mit Nehemias Reise nach Jerusalem (444) beginnt wieder eine Wendung im Geschichtsgange des judäischen Gemeinwesens, oder vielmehr sie ergänzte die Wendung und Richtung, welche Esra angebahnt hatte. Mit einem großen Gefolge verließ Nehemia die Residenz Susa, mit Verwandten, Dienern und mit kriegerischem Geleite. Da er auf seiner Durchreise durch das ehemalige Gebiet des Zehnstämmereiches dem Landpfleger seine Empfehlungsbriefe vorzeigte, so erfuhren auch Sanballat und Tobija von Nehemias Reiseziel, und sie ahnten, daß eine Zeit des Kampfes für sie anbrechen würde. Es war eine unangenehme Enttäuschung für sie, daß ein Judäer, Artaxerxes' Günstling, zum Landpfleger eingesetzt war und sich seiner verfolgten Stammgenossen annehmen würde.

Als Nehemia in Jerusalem eingetroffen war, hielt er sich drei Tage unsichtbar. Er wollte erst den Schauplatz seiner Tätigkeit und die Personen, mit denen er zu tun haben würde, kennen lernen. Er richtete indes eine Art Hofhaltung ein — er besaß fürstlichen Reichtum und machte fürstlichen Aufwand. Den Zweck seiner Ankunft hielt er anfangs so geheim, daß er nicht einmal den judäischen Großen Mitteilung davon machte; er traute ihnen nicht. In einer Nacht ritt

er heimlich aus, sich den Umfang der Zerstörung der Mauern anzusehen, um einen Plan zur Ausbesserung derselben fassen zu können. Sodann berief er die Häupter der Geschlechter und eröffnete ihnen zu ihrer Überraschung, daß er vom Könige Artaxerxes Vollmachten in Händen habe, nicht bloß die Mauern wiederherzustellen, sondern auch das Land zu verwalten, und daß es seine Absicht sei, die Schmach und das Elend des judäischen Gemeinwesens abzutun. Er fand die versammelten Männer bereit, Hand ans Werk zu legen. Selbst diejenigen, welche mit den Fremden verschwägert waren und mit ihnen auf gutem Fuße standen, mußten eine gute Miene dazu machen. Außerordentlich schwierig war indes die Aufgabe, die sich Nehemia aufgelegt hatte. Er sollte ein ganz zerrüttetes Gemeinwesen wieder aufbauen, dessen Glieder, von Furcht, Schwäche, Eigennutz oder Rücksichten verschiedener Art geleitet, nicht Festigkeit genug besaßen, Gefahren zu trotzen! Seine nächste Sorge ging dahin, Jerusalem zu befestigen, weil sonst jede Unternehmung und jede Verbesserung durch einen Handstreich hätten vereitelt werden können.

Die Arbeit der Befestigung leitete Nehemia selbst und erleichterte sie durch Verteilung an vermögende Familiengruppen und einzelne Reiche. Indessen so leicht ging der Bau nicht von statten. Die zurückgestoßenen Proselyten, Sanballat und Tobija an der Spitze, denen Nehemia gleich beim Beginne seiner Tätigkeit jede Hoffnung auf Vereinigung abgeschnitten hatte — „ihr sollt keinen Anteil, kein Verdienst und kein Andenken in Jerusalem haben“ — entwickelten ebenso viel Eifer, ihn zu stören, als dieser das Werk zu vollbringen. Anfangs verfuhren sie mit List; sie suchten Nehemia zu verdächtigen, als sänne er auf Abfall und Loslösung von Persien und auf den ehrgeizigen Plan, König der Judäer zu werden. Dann suchten sie die Arbeiter zu entmutigen, spotteten höhnisch über den Bau, daß er so schwach sei, daß er von einem Schakal durchbrochen werden könnte. Als aber die Mauern zur Hälfte ihrer Höhe ausgebessert und geschlossen waren, verabredeten die Feinde heimlich einen Angriff auf die Arbeiter zu machen und das Werk zu vereiteln.

Nehemia hatte aber ein wachsames Auge. Er ließ einen Teil seiner Leute und die judäischen Herren mit Waffen in der Hand Wache halten; die Arbeiter gürteten ein Schwert an die Seite, und die Lastträger trugen in der einen Hand eine Waffe und mit der andern die Last. Um die Vollendung der Mauer zu beschleunigen, ließ Nehemia von der Morgendämmerung bis zum Aufgang der Sterne arbeiten und einen Teil der Mannschaft innerhalb Jerusalems Wache halten. Die Wachhabenden kamen eine Zeitlang nicht aus den Kleidern. Er selbst war beständig auf dem Bauplatze, bald hier, bald da, und ihm zur Seite ein Mann mit einem Horne.

Da Sanballat und seine Genossen nicht mehr die Arbeit durch einen Überfall zu stören vermochten, schmiedeten sie Ränke. Sie sprengten aus, Nehemia ginge mit dem Plane um, sobald Jerusalem befestigt sein werde, sich von den Judäern als König ausrufen zu lassen. Dadurch machten sie den Leichtgläubigen Angst und gedachten sie vom Werke abzuziehen, um nicht bei den Persern als Mitschuldige zu gelten. Für Geld gewannen sie Verräter unter den Judäern. Die Geschlechtshäupter, welche mit den Feinden befreundet waren, traten durch Briefe in lebhaften Verkehr mit Tobija. Aber alle diese Ränke scheiterten an Nehemias Festigkeit; er vollendete das Werk. das er mit so viel Eifer unternommen hatte, und zwang dadurch den Feinden selbst Bewunderung ab.

Im Innern hatte Nehemia nicht minder Kämpfe zu bestehen. Manche der adligen Geschlechter, welche eine zweideutige Rolle spielten, heimlich es mit den Feinden hielten und ihnen jedes Wort von ihm hinterbrachten, bedrückten die Armen auf die herzloseste Weise. Hatten diese von den Reichen Geld für die Grundsteuer an den König oder Getreide in der Saatzeit für Lebensbedarf entlehnt und dafür ein Unterpfand, entweder ihre Felder, Wein- oder Ölgärten oder ihr Haus oder gar ihre Kinder gegeben, so behielten die Gläubiger, wenn die Schuld nicht bezahlt war, den Boden als Eigentum zurück und behandelten die Söhne und Töchter als Sklaven. Als die Klagen der von der Härte Betroffenen immer häufiger und immer lauter in Nehemias Ohren drangen, entschloß er sich, die hartherzigen Reichen darüber zu Rede zu stellen. Er berief eine große Versammlung und sprach entschieden gegen diese vom Gesetze ganz besonders verdammte Herzlosigkeit: „Wir Judäer in Persien haben unsere Brüder, welche an die Heiden als Sklaven verkauft waren, von ihnen losgekauft, so weit unsere Mittel reichten. Wenn ihr nun eure Brüder verkaufen solltet, so würden sie an uns wieder verkauft werden,“ so sprach er höhnisch zu ihnen. So groß war indes Nehemias Ansehen, so gewichtig seine Stimme und zugleich so empfänglich selbst die Großen und Reichen für die Ermahnungen im Namen des Thoragesetzes, daß sie sofort versprachen, nicht bloß den geknechteten Personen ihre Freiheit wiederzugeben, sondern auch Häuser, Äcker und Gärten den Eigentümern zurückzuerstatten und die Schulden überhaupt zu löschen. Diese günstige Stimmung benutzte Nehemia, um die Reichen einen Eid leisten zu lassen, daß sie ihr Wort verwirklichen würden.

Es war ein bedeutender Sieg, den das Gesetz, von Nehemia würdig vertreten, über den Eigennutz davon getragen hat. Der judäische Landpfleger ging aber allen mit dem Beispiele opferwilliger Selbstlosigkeit voran. Nicht nur nahm er die Leistungen, die ihm gebührten, nicht an, sondern er machte noch den Armen Vorschüsse

an Geld und Getreide, und wenn diese zahlungsunfähig waren, ließ er die Schuld verfallen. Seine Verwandten und Diener handelten ebenso uneigennützig und edelmütig.

Durch dieses Beispiel konnte Nehemia alle Schwierigkeiten überwinden, um das Gemeinwesen wieder in regelmäßigen Gang zu bringen. Das Volk hing an seinem Munde, und auch die Edlen folgten ihm willig oder unwillig. Verlegenheiten gab es indes noch genug. Als die Mauern von allen Seiten vollendet und auch die Tore bereits eingehängt waren, zeigte es sich, daß die levitischen Torwächter und überhaupt die Leviten fehlten. Sie waren, weil sie während der Zerstörung den Zehnten nicht erhalten hatten, aufs Land gewandert. Es galt also, Jerusalem zu bevölkern und den Tempel mit Dienern zu versehen.

Nehemia erließ zunächst an alle diejenigen, welche wegen der Unsicherheit Jerusalem verlassen oder von Anfang an sich in den Landstädten niedergelassen hatten, einen Aufruf, dauernden Wohnsitz in der Hauptstadt zu nehmen. Viele von den vornehmen Geschlechtern erboten sich freiwillig dazu. Da aber die Zahl der Freiwilligen noch nicht genügte, Jerusalem vollständig zu bevölkern, so wurde bestimmt, daß der zehnte Teil der Landbevölkerung nach der Hauptstadt übersiedeln sollte, und zwar nach dem Lose. Allein Nehemia hielt nicht jedermann für würdig, Bürger der heiligen Stadt zu werden. Am wenigsten mochte Nehemia, in dessen Hand die Entscheidung lag, zugeben, daß diejenigen, welche aus Mischehen geboren waren, Anteil an der heiligen Stadt haben sollten. Er ließ sich zu dem Zwecke das Verzeichnis der aus Babylonien zurückgekehrten Familien vorlegen und prüfte die Abstammung jeder einzelnen Familie, um die Würdigkeit zu ermessen. Nehemia verfuhr dabei sehr streng. Drei Familien, 642 Personen, welche nicht nachweisen konnten, daß sie von Israeliten abstammten, wurden zurückgesetzt, und drei ahronidische Geschlechter, welche ihre Stammlisten nicht beibringen konnten, wurden von Nehemia der Priesterwürde bis auf weiteres für verlustig erklärt. Zum Schutze des Tempels, um ihn vor Überfall von seiten der feindlichen Mischlinge sicher zu stellen, erbaute er im Norden desselben eine Burg, und in diese legte er die fremden Truppen, welche ihm der König Artaxerxes beigegeben hatte. Diese Burg, welche in der spätern Geschichte eine verhängnisvolle Rolle spielen sollte, führte den Namen Birah (Baris).

Nachdem Nehemia Jerusalem befestigt und Sorge getragen hatte, es zu bevölkern, dem Gemeinwesen wieder einen Mittelpunkt und dem Volke gewissermaßen einen widerstandsfähigen Leib gegeben hatte, war er darauf bedacht, diesem Leibe auch die Seele, das Gesetz, einzuhauchen. Dazu bedurfte er der Mithilfe der Schrift-

kundigen. Esra, welcher während der eifrigen Tätigkeit Nehemias im Hintergrunde stand, trat dadurch wieder in den Vordergrund. Am ersten Tage des siebenten Monates, an einem Festtage, versammelte sich alles Volk, auch vom Lande, in Jerusalem auf dem weiten Platze vor dem Wassertore. Hier war ein hohes Gerüste angebracht, auf dem Esra stehen und aus dem Gesetze vorlesen sollte. Es war darauf angelegt, eine Feierlichkeit außergewöhnlich und nachhaltig zu begehen. Die Versammlung war zahlreich; nicht bloß Männer, sondern auch Frauen und reife Kinder waren erschienen. Als Esra die Rolle des Gesetzbuches aufschlug, erhoben sich sämtliche Anwesende, um dem Behältnisse der Lehre Ehrfurcht zu zollen, und als er die Vorlesung mit einem Segensspruche eröffnete, fiel das ganze Volk mit einem lauten „Amen" ein. Dann begann Esra mit lauter Stimme einen Abschnitt aus der Thora vorzulesen, und die Anwesenden lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit. Denen, welche dem Inhalte nicht folgen konnten, Frauen und Landleuten, erklärten ihn schriftkundige Leviten so deutlich, daß auch sie alles verstanden. Beim Vernehmen des Vorgelesenen brach die ganze Volksversammlung in Weinen aus und war aufs tiefste erschüttert. Höchst wahrscheinlich hatte Esra den Abschnitt aus dem deuteronomischen Gesetzbuche vorgelesen, welcher die schauerlichsten Straffolgen auf Übertretung des Gesetzes in Aussicht stellt, und dem Volke wurde dadurch sein Schuldbewußtsein lebendig; es fühlte sich der göttlichen Gnadenleitung unwürdig und war zerknirscht. Nehemia, Esra und die Leviten hatten Mühe, die in Trauer versunkene Gemeinde zu beruhigen. Nachdem die Versammlung sich beruhigt hatte, beging sie den Festtag in gehobener Stimmung und freute sich, das Vorgelesene verstanden zu haben. Es war das erste Mal, daß das ganze Volk das Gesetzbuch in sein Herz geschlossen, es als Teil seiner selbst und sich selbst als Träger desselben gefühlt hat. Die Umwandlung, welche im babylonischen Exile begonnen hatte, wurde damals vollendet. Was die Propheten angebahnt, vollendeten die Schriftkundigen.

So eingenommen wurde das Volk von der Thora, die es bis dahin gar nicht oder nur wenig beachtet hatte, daß es immer mehr davon hören wollte. Die Häupter der Geschlechter, deren Väter so lange den Propheten hartnäckigen Widerstand geleistet hatten und unverbesserlich schienen, begaben sich Tags darauf zu Esra und forderten ihn auf, die Vorlesung fortzusetzen und das Volk anzuweisen, was es zunächst laut der Vorschrift des Gesetzes zu tun habe. Dieser las darauf den Abschnitt von den Festen vor, welche im siebenten Monat gefeiert werden sollten. Infolgedessen ließen die Volkshäupter durch Herolde bekannt machen, daß das ganze Volk von den nahegelegenen Bergen Zweige von Olivenbäumen, Myrthen, Palmen und andern

Blattpflanzen zur Errichtung von Feſteshütten herbeiſchaffen ſollte. Und das Volk vollzog mit freudigem Eifer den Auftrag und beging das Feſt in ſo freudiger Stimmung, wie nie zuvor. An dem achttägigen Feſte wurde täglich aus der Schrift des Geſetzbuches vorgeleſen; es galt von nun an als Beſtandteil des Gottesdienſtes.

Die gehobene Stimmung wollten Eſra und Nehemia benutzen, um diejenigen, welche noch in Miſchehen lebten, zu bewegen, ſie freiwillig aufzulöſen. Zu dieſem Zwecke ſollte eine Faſtenverſammlung ſtattfinden. Alle erſchienen faſtend in Trauergewändern und mit Staub bedeckt Der Abſchnitt des Geſetzbuches, welcher Ehen mit Ammonitern und Moabitern verbietet, wurde vorgeleſen und erläutert; dann wurde von den Leviten ein Sündenbekenntnis im Namen des Volkes abgelegt. Sofort ſchieden ſich diejenigen, welche noch fremdvölkiſche Frauen hatten, von ihnen, und alle ſagten ſich von der Verbindung mit den Samaritern und Miſchlingen los. Ehe die günſtige Stimmung verflog, ſetzte Nehemia in Verbindung mit Eſra es bei der Verſammlung durch, daß ſie in feierlicher Weiſe ein Bündnis einging und die Verpflichtung übernahm, das Geſetz im allgemeinen zu beobachten, beſonders Vergehungen in Zukunft ſich nicht zu ſchulden kommen zu laſſen und die Unterlaſſungsſünden nicht zu wiederholen, welche bis dahin im Schwange waren. Das Gemeinweſen ſollte fortan von dem Geſetze, das durch Moſe geoffenbart worden, durchweht ſein. Jedermann, auch Frauen, verſtändige Kinder, die Tempelſklaven und die Proſelyten, die treu zu den Judäern hielten, gaben durch einen Eid das Verſprechen, alle übernommenen Verpflichtungen zu halten. Die beſondern Punkte waren: die Töchter nicht an Fremde zu verheiraten und von dieſen keine Frau heimzuführen. Dieſe Sache lag Eſra und Nehemia am meiſten am Herzen, daher wurde ſie an die Spitze geſtellt. Das zweite war, Sabbat und heilige Tage zu feiern und an denſelben von den Fremden, welche Waren zu Kauf brachten, nichts zu kaufen. Ferner am ſiebenten Jahre die Felder brach liegen und die Schulden verfallen zu laſſen. Zur Unterhaltung des Tempels und ſeiner Bedürfniſſe ſollte jeder Mündige ein Drittel Sekel ($^4/_5$ Mark) jährlich leiſten und zu beſtimmten Zeiten nach dem Loſe Holz für den Altar liefern. Ferner die Erſtlinge von Feld und Baumfrüchten jährlich in den Tempel zu bringen und überhaupt das Heiligtum nicht zu vernachläſſigen. Endlich für die Prieſter und Leviten die Abgaben zu liefern.

Der Wortlaut dieſer übernommenen Verpflichtungen wurde in einer Rolle niedergeſchrieben, von den Familienhäuptern aller Klaſſen, den Vertretern des Volkes, unterzeichnet und beſiegelt. An der Spitze der Unterſchriebenen war Nehemia, und im Ganzen haben vier- oder fünfundachtzig angeſehene Männer ihre Namen darunter

gesetzt. Es sollen aber, nach einer Überlieferung, hundertundzwanzig Volksvertreter das Bündnis durch ihre Unterschrift besiegelt haben. Man nannte diese zahlreiche Zusammenkunft „die große Versammlung" (Keneset ha-gedolah).

Viel, außerordentlich viel hat Nehemia in kurzer Zeit durchgeführt! Er hat nicht bloß das zerrüttete Gemeinwesen wieder hergestellt, es durch die Befestigung der Hauptstadt dauerhaft gemacht und den Feinden die Gelegenheit genommen, es durch Überfälle zu stören, sondern er hat auch das Volk mit seiner Lehre vertraut und in Einklang gebracht.

Nehemia scheint absichtlich große Volksversammlungen veranstaltet zu haben, um einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden zu erzielen. So ließ er zum zweiten Male das Volk zusammenberufen um die Mauern, die durch seinen Eifer wieder hergestellt waren, einzuweihen. Auch dabei, wie bei der ersten Vorlesung aus dem Gesetzbuche, wurden Frauen und Kinder zugezogen. Da diese Feierlichkeit eine freudige Stimmung erzeugen sollte, ließ er sämtliche Leviten von der Sängerabteilung zu diesem Zwecke nach Jerusalem kommen, um mit ihrem Gesange und Saitenspiel die Herzen zu erfreuen. Er veranstaltete zwei große Gruppen, welche von einem Platze aus in entgegengesetzter Richtung die Mauern umzogen und im Tempel zusammentrafen. Jedem Zuge ging ein Chor von levitischen Sängern voran, welcher ein Lob- und Danklied auf das frohe Ereignis sang, und jedem Chor waren acht Leviten beigegeben, welche mit Harfen, Nablien und Handbecken den Gesang begleiteten. Hinter dem einen Chor schritt Esra und hinter dem andern Nehemia, die beiden Führer und Häupter des Gemeinwesens. Jedem Zuge schlossen sich die Hälfte der Fürsten und die Hälfte des Volkes, auch Weiber und Kinder an. So umzog die eine zahlreiche Gruppe vom Westen aus auf der Mauer die Stadt von der West-, Süd- und Ostseite und die andere, von demselben Punkte ausgehend, den westlichen, nördlichen und östlichen Teil der Stadt. Weithin schallten die Töne der Klangbecken, Harfen, Posaunen und der Gesänge aus dem Munde zahlreicher Leviten, von dem Widerhall der Berge vervielfältigt und getragen, und hoben die Herzen. Auf den Trauer- und Bußtag war ein Tag allgemeiner Freude gefolgt.

Nehemia faßte auch den regelmäßigen Gang der Tempelordnung ins Auge. Wenn der Opferdienst nicht wieder unterbrochen werden sollte, so mußte für den Lebensunterhalt der Ahroniden und Leviten gesorgt werden. Die Ackerbesitzer hatten sich zwar feierlichst verpflichtet, die Abgabe für die Einen und den Zehnten für die Andern zu liefern; das genügte Nehemia aber nicht, die regelmäßige Lieferung sollte überwacht werden. Zur Zeit der Ernte sollten die Leviten

sich aufs Land begeben, den Zehnten einsammeln und ihn nach Jerusalem bringen, damit die Verteilung des Zehnten, von dem die Ahroniden den zehnten Teil bekamen, gleichmäßig stattfinden und keinem verkürzt werden sollte, richtete Nehemia große Hallen als Speicher für das angesammelte Getreide und die Gartenfrüchte ein, und von hier aus sollte die Verteilung an die einzelnen vorgenommen werden. Sie wurde von eigens dazu bestimmten Beamten überwacht. Nehemia sorgte, so wie für die Bevölkerung des verödeten Jerusalem, so auch für Wohnungen, worin sie unterkommen sollte. Für diejenigen, welche aus eigenen Mitteln nicht Häuser bauen konnten, ließ er solche auf seine Kosten bauen, wie er denn überhaupt mit seinem Vermögen die Bedürfnisse zu befriedigen suchte. So hat er fast einen neuen Staat aufgebaut, dessen Obliegenheit sein sollte, nach dem Muster des Gesetzes zu leben. Zwölf Jahre hat er Juda als Landpfleger verwaltet (444 bis 432). Dann mußte er zurück an Artaxerxes' Hof, bei dem er noch immer in Gunst stand. Er schied mit der Hoffnung, daß das von ihm geschaffene Werk äußerer Sicherheit und innerer Gehobenheit von Dauer sein werde.

Indessen menschliche Schöpfungen sind nun einmal wandelbar. Sobald Nehemia den Rücken gekehrt hatte, trat eine Gegenströmung ein, und diese ging, wie es den Anschein hat, von dem Hohenpriester Eliaschib aus. Gegen den Beschluß der großen Versammlung näherten sich manche wieder den Samaritanern und Mischlingen. Zur Sicherung des Bündnisses heiratete ein Glied des hohenpriesterlichen Hauses, Namens Manasse, Sanballats Tochter Nikaso. Dem Beispiele des hohenpriesterlichen Hauses folgten auch andere, welche schon früher heimlich mit Esras und Nehemias strenger Abschließung unzufrieden gewesen sein mögen. Es war ein vollständiger Systemwechsel. Tobija, der zweite Feind Nehemias, durfte wieder ungehindert nach Jerusalem kommen. Im Tempelvorhofe wurde ihm eine große Halle zur Wohnung eingeräumt.

Eine tiefeingreifende Zerrüttung war die Folge eines solchen plötzlichen Umschlages, daß heute das für erlaubt gelten sollte, was gestern noch streng verpönt war. Das Volk war aber über den Hohenpriester und seinen Anhang so entrüstet, daß es ihnen offene Verachtung zeigte. Die Grundbesitzer hörten auf, den Zehnten und Priesterabgaben zu liefern. Dadurch litten aber auch die Unschuldigen; die Leviten büßten auch ihren Teil ein und um nicht zu darben, verließen sie wieder Tempel und Hauptstadt. Auch die Beiträge für die Opferbedürfnisse blieben aus, und um nicht den Altar leer zu lassen, stellten die Priester, welche für Opfer zu sorgen hatten, kränkliche, lahme, blinde und häßliche Tiere. Von diesem Treiben der Vertreter des Tempels angewidert, wendeten manche ganz und gar dem Heiligtume

und dem Gemeinwesen den Rücken und verfolgten nur die eigenen Interessen, oft mit Hintansetzung des Rechtes und der bei Gott geleisteten Eide. Hatte diese Klasse in ihrer Unternehmung Glück, so wurden Fromme daran irre, die mit der Not des Lebens zu kämpfen hatten: „Vergeblich ists," sprachen sie, „Gott zu dienen, und welchen Gewinn haben wir, daß wir seine Gesetze befolgen und zerknirscht vor Gott wandeln? Wir müssen die frechen Frevler glücklich preisen!"

Schlimmer noch war die Zwietracht, welche infolge des Umschlages das judäische Gemeinwesen zerrüttete; sie brachte selbst in den Familienkreisen Zerwürfnisse hervor. Was ist Recht und Gesetz? Der Vater stimmte darüber nicht mit dem Sohne überein, der eine folgte der strengen, der andere der milderen Ansicht, und so gerieten sie und die Familienmitglieder miteinander in Unfrieden. Solchen trübseligen Erscheinungen gegenüber taten sich die eifrig Frommen, die sich in ihrer Überzeugung nicht irre machen ließen, zusammen und verabredeten einen Plan und eine Verhaltungsweise. Ihr Augenmerk und ihre Hoffnung waren auf Nehemia gerichtet, der wieder an Artaxerxes' Hof weilte. Wenn er sich entschlösse, wieder nach Jerusalem zu kommen, dann würde er mit einem Schlage dem unerträglichen Unwesen ein Ende machen und Jerusalem wieder Eintracht, Gemeinsinn und Heil bringen! Einer aus diesem Kreise, von der eingerissenen Zerrüttung und besonders von dem Treiben der hohenpriesterlichen Partei tief ergriffen und vom prophetischen Geiste getrieben, trat mit Mut auf, um die Bösen zu züchtigen und die Guten zu trösten. Es war Malachi, der letzte Prophet. Würdig schloß er die lange Reihe der Gottesmänner ab, welche in vier Jahrhunderten einander ablösten.

Den Unmutigen und Verzweifelnden verkündete Malachi die baldige Ankunft eines Herrn, des Boten für das Bündnis, nach dem viele Verlangen tragen, der bessere Zeiten bringen werde. „Wer wird den Tag seiner Ankunft ertragen, wer bestehen bei seinem Erscheinen? Denn er ist wie das Feuer der Metallschmelzer und wie die Lauge der Wäscher. Er wird sitzen zu reinigen und zu läutern und wird (besonders) die Söhne Levis reinigen und läutern wie Gold und Silber, dann werden sie Opferer in Gerechtigkeit sein." Das ganze Volk ermahnte der Prophet, nicht wegen der Schlechtigkeit weniger den Zehnten vorzuenthalten, sondern ihn wie früher in das Speicherhaus zu liefern. — Für die entfernte Zukunft verkündete Malachi, wie die ersten Propheten, das Eintreffen eines großen und fürchterlichen Tages, dann werde der Unterschied zwischen den Frommen und Frevlern offenbar werden. Vor dem Eintreffen dieses jüngsten Tages werde Gott den Propheten Elia senden, und dieser wird Väter

und Söhne wieder versöhnen. Für die Lebensregel verwies der letzte Prophet auf die Lehre Moses, die er auf dem Berge Horeb als Satzungen und Rechte befohlen hat. Damit nahm das Prophetentum Abschied. Die Thora, die durch Esras Eifer dem Volke zugänglich gemacht wurde und einen Kreis von Lehrern und Pflegern gefunden hatte, machte das prophetische Wort überflüssig. Der Schriftkundige konnte fortan den Gottesmann, die Vorlesung aus dem Gesetze in Volksversammlungen und Bethäusern die prophetische Verkündigung ersetzen.

Hatte Nehemia am persischen Hofe Kunde von der Sehnsucht nach ihm in Jerusalem? Wußte er, daß Malachi an sein Erscheinen die Hoffnung auf Besserung der zerrütteten Zustände knüpfte? Ehe man sichs in der judäischen Hauptstadt versah, war er da. Er hatte sich abermals vom Könige Artaxerxes die Erlaubnis ausgebeten, nach seiner geistigen Heimat zurückzukehren (zwischen 430 bis 425). Bald nach seinem Eintreffen wirkte er in der Tat wie das Feuer der Schmelzer und wie die Lauge der Wäscher. Er reinigte das Gemeinwesen von den unsaubern Elementen. Sein erstes Geschäft war, den Ammoniter Tobija aus der Halle hinauszuweisen, die ihm sein geistlicher Verwandter Eljaschib eingeräumt hatte, und diesen entsetzte er seines Amtes. Dann berief er die Volkshäupter und machte ihnen bittere Vorwürfe, daß durch ihre Schuld der Tempel von den Leviten verlassen ist, weil sie nicht für die Lieferung des Zehnten gesorgt hatten. Ein Aufruf von Nehemia genügte, die Ackerbesitzer geneigt zu machen, das bis dahin Versäumte zu leisten, und die Leviten, sich wieder in Jerusalem zum Tempel einzufinden. Auch den Kultus scheint er in seine Würde eingesetzt und die leichtsinnigen Diener daraus entfernt zu haben. Eine wichtige Angelegenheit war für Nehemia die Auflösung der wieder geknüpften Mischehen zu veranlassen. Dabei stieß er mit dem hohenpriesterlichen Hause zusammen. Manasse, ein Sohn oder Verwandter des Hohenpriesters Jojada, weigerte sich, von seiner samaritanischen Frau, Nikaso, Sanballats Tochter, sich zu trennen, und Nehemia war fest genug, ihn aus dem Lande zu verbannen. Andere Ahroniden und Judäer, welche sich nicht Nehemias Anordnungen fügen mochten, wurden in gleicher Weise in die Verbannung geschickt. Als er in der Hauptstadt die alte Ordnung nach dem Gesetze wieder hergestellt hatte, begab er sich in die Landstädte, um auch hier die Mißbräuche abstellen zu lassen. In der Gegend, in welcher die Judäer in unmittelbarer Nachbarschaft der fremden Völker, der Aschdoditen, Ammoniter, Moabiter und Samaritaner wohnten, hatten die mit denselben eingegangenen Mischehen zur Folge, daß die daraus geborenen Kinder zur Hälfte die Sprache ihrer Mütter redeten und das Judäische vollständig ver-

lernt hatten. Diese Entfremdung der von Judäern erzeugten Kinder vom eigenen Ursprunge erregte ganz besonders Nehemias Entrüstung und Eifer. Er schalt mit den Vätern, verwünschte sie und ließ die Widerspenstigen züchtigen. Durch solches tatkräftiges Eingreifen gelang es Nehemia, die Auflösung der Mischehen mit den Nachbarvölkern und die Erhaltung der eigenen Sprache für das heranwachsende Geschlecht durchzusetzen.

Auch die Sabbatweihe, die bis dahin nur lau und lässig beobachtet worden war, führte Nehemia mit Beharrlichkeit ein. Allerdings hatte das Gesetz das Arbeiten an diesem Tage verboten. Aber welche Tätigkeit ist darunter zu verstehen? Das war noch nicht erläutert. Die Judäer auf dem Lande wußten es daher nicht, kelterten am Sabbat den Wein, luden Getreidehaufen, Trauben, Feigen und andere Lasten auf Esel und brachten sie zum Verkaufe für den Markttag nach Jerusalem. Sobald Nehemia diese wochentägige Behandlung des Ruhetages bemerkte, rief er die Landleute, die zu Markte gekommen waren, zusammen und setzte ihnen auseinander, daß ihr Tun ein Vergehen sei, und sie fügten sich. Hartnäckiger hatte er gegen einen eingewohnten Brauch in Jerusalem anzukämpfen. Tyrische Händler pflegten aus der See frische Fische und andere Waren am Sabbat zum Verkaufe einzuführen und fanden Käufer. Da befahl Nehemia fortan vom Vorabende des Sabbats bis zum Ausgange die Torflügel geschlossen zu halten und die Händler nicht einzulassen, und brachte es durch die Strenge dahin, daß fortan die Sabbatruhe mit peinlicher Gewissenhaftigkeit gehalten wurde. Er hat die Gesetzesstrenge, die Esra angebahnt hatte, durchgeführt und die Scheidewand zwischen den Judäern und den übrigen Völkern so befestigt, daß ein Durchbrechen derselben fast unmöglich schien. Diejenigen, welche mit der Strenge unzufrieden waren, mußten aus der judäischen Gemeinschaft austreten, und eine eigene Sekte bilden. Nehemia selbst erlebte vielleicht noch die erste Sektenbildung, und da er selbst dazu beigetragen hatte, und er vielleicht deswegen von mancher Seite Tadel erfuhr, so hielt er es für nötig, sein Verfahren zu rechtfertigen und seine Verdienste um die Hebung des darniedergelegenen Gemeinwesens hervorzuheben. Er verfaßte eine Art Denkschrift und erzählte bald ausführlich, bald in kurzen Zügen, was er bei seiner ersten und zweiten Rückkehr für die Sicherheit des kleinen Staates und die Hebung des Gesetzes getan hatte. Er fügte hin und wieder hinzu: Gott möge ihm das gedenken, was er für das Volk getan, und seine Verdienste um das Heiligtum und dessen Sicherheit nicht auslöschen. Es war eine Art Rechtfertigungsschrift, die er im Alter verfaßte. Nehemias Name blieb dauernd in der Erinnerung des dankbaren Volkes. Ihm und Esra, den Schöpfern der Geistesströmung,

die fortan im judäischen Kreise eine unwiderstehliche Gewalt erlangte, legte die dankbare Nachwelt alle heilsamen Einrichtungen bei, deren Ursprung ihr unbekannt war.

Drittes Kapitel.

Die Nach-Nehemianische, sopherische Zeit.

(420 bis 332.)

Der aus Liebe entsprungene Haß ist stärker und leidenschaftlicher als der, welcher aus unerklärlicher Abstoßung, Neid oder aus erfahrener Kränkung entsteht. Sanballat, seine Samaritaner und Genossen, hatten sich aus Vorliebe für den Gott, der in Jerusalem verehrt wurde, herangedrängt, in die judäische Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Die Heftigkeit ihrer Feindseligkeit gegen Nehemia, der das Gemeinwesen aus dem Zerfalle aufrichtete, war eigentlich ein ungestümer Liebesantrag, um eine innige Verbindung zu ertrotzen. Da sie aber immer und immer abgewiesen wurden, verwandelte sich ihre sehnsüchtige Liebe in glühenden Haß. Als Sanballat, welcher durch seine Verschwägerung mit der hohenpriesterlichen Familie das Ziel seiner Wünsche erreicht glaubte, doch die Zurücksetzung erfuhr, daß sein Schwiegersohn Manasse wegen der Verbindung mit seiner Tochter aus dem Lande verbannt wurde, war das Maß voll. Schlau, wie er war, faßte er den Plan, das judäische Gemeinwesen durch die eigenen Glieder unterwühlen zu lassen. Wie, wenn er einen Tempel für denselben Gott errichtete, der dem Jerusalemischen nebenbuhlerisch den Rang streitig machen könnte? Hatte er doch Priester von den Nachkommen Ahrons, welche den Dienst in dem zu errichtenden Heiligtume in der gesetzlichen Weise, nach Vorschrift der Thora verrichten könnten. Sein Schwiegersohn Manasse könnte darin die Würde des Hohenpriesters bekleiden und die andern ebenfalls ausgewiesenen Ahroniden ihm zur Seite stehen. So schien sich alles zum besten für ihn zu fügen. Seine Sehnsucht nach Anschluß an den Gott Israels und sein Ehrgeiz an der Spitze eines geschlossenen Gemeinwesens zu stehen, konnten zugleich Befriedigung finden.

So errichtete dann Sanballat auf der Spitze des fruchtbaren Berges Garizim am Fuße der Stadt Sichem, in der Gegend, welche so recht den Mittelpunkt des Landes Palästina bildet, einen Tempel, wahrscheinlich nach dem Tode des Königs Artaxerxes (um 420). Die Wahl des Platzes war von den schriftkundigen Ahroniden, welche aus Jerusalem ausgewiesen worden waren, getroffen, weil von diesem Berge nach der deuteronomischen Gesetzgebung der Segen für die Beobachter der Gesetze ausgesprochen werden sollte. Unter

der Hand gaben die Samaritaner dem Worte eine andere Bedeutung. Sie bezeichneten und bezeichnen noch heutigen Tages den Garizim als „Berg des Segens“, als wenn überhaupt von ihm Segen und Heil ausginge. Selbst die Stadt Sichem nannten sie danach „Segen“ (Mabrachta). Sanballat oder die Priester des Garizimtempels erklärten ferner, daß das Mischvolk der Samaritaner nicht Abkömmling jener Verbannten wäre, welche einst von einem assyrischen Könige in diese Gegend verpflanzt wurden, sondern im Gegenteil echte Israeliten, Überbleibsel der Zehnstämme oder des Stammes Joseph und Ephraim. Es mögen allerdings unter ihnen wenige Nachkommen der Familien gewesen sein, die nach dem Untergange des Zehnstämmereiches sich noch bei Samaria behauptet hatten. Aber daß sämtliche Chuthäer um Sanballat sich als echte Enkel von Joseph und Ephraim ausgaben und sich Israeliten nannten, war eine jener glücklichen kecken Fälschungen, die gerade wegen ihrer Ungeheuerlichkeiten selbst diejenigen, die vom Gegenteile fest überzeugt sind, stutzig machen. Indes ihre Sprache verriet sie als ein zusammengelaufenes Mischvolk; sie war ein Kauderwelsch aus aramäischen und andern so fremdartig klingenden Elementen, daß es nicht gelingen will, ihren Ursprung zu ermitteln.

Indessen der Wurf war gelungen. Die Samaritaner hatten einen Tempel, um den sie sich sammeln konnten, hatten Priester aus ahronidischem Hause, setzten keck ihren Hargarizim, — wie sie ihren heiligen Berg nannten — dem Morija entgegen, belegten es aus dem Gesetzbuche, daß Gott selbst diesen Berg als heilige Opferstätte angeordnet habe, und nannten sich stolz Israeliten. Sanballat und seine Nachfolger sorgten dafür, recht viele Judäer anzulocken. Denen, welche zu ihnen übergingen, räumten sie Wohnsitze und Äcker ein und unterstützten sie fördersam. Solche, die sich in Juda oder Jerusalem irgend eines Vergehens schuldig gemacht und die Strafe fürchteten, begaben sich daher zu den Samaritanern und wurden von ihnen mit offenen Armen aufgenommen. Aus solchen Elementen bildete sich ein neues halbjudäisches Wesen oder eine Sekte, das Samaritertum, in einem abgeschlossenen Gebiete, Samaria genannt, dessen Mittelpunkt entweder die Stadt war, von der es den Namen erhalten, oder Sichem. Die Bekenner oder Glieder dieser Sekte wurden ein rühriges, zähes, erfinderisches Völkchen, als wenn Sanballat, der Begründer, ihm seinen Geist eingehaucht hätte. Es hat sich wunderbar trotz seiner Winzigkeit bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Entstehung des Samaritertums war eigentlich ein Sieg der judäischen Gottesverehrung und Lehre, indem ein so zusammengewürfeltes Mischvolk sich unwiderstehlich davon angezogen fühlte, sie zum Leitstern seines Lebens machte und trotz Widerwärtig-

keiten und Mißgeschick nimmer mehr davon gelassen hat. Die Thora, das von Mose übermittelte Gesetzbuch, welches die aus Jerusalem verbannten Priester ihnen gebracht hatten, hielten und halten noch die Samaritaner ebenso heilig wie die Judäer und regelten nach deren Vorschrift ihre religiösen und bürgerlichen Lebensäußerungen. Allein ungeachtet dieser Gemeinschaft in dem Grundwesen hatte das judäische Volk keine Freude an dem Zuwachse, den seine Lehre erhalten hat. Diese erste judäische Sekte bereitete ihm vielmehr ebenso viele Schmerzen, wie die, welche sich später aus seinem Schoße entwickelt haben. Die Samaritaner waren nicht bloß eine geraume Zeit hindurch seine erbittertsten Feinde, sondern sprachen ihm geradezu die Berechtigung der Existenz ab. Sie behaupteten ganz allein Nachkommen Israels zu sein, stellten die Heiligkeit Jerusalems und des dortigen Tempels in Abrede und erklärten alles das, was das judäische Volk bisher geschaffen und geleistet hat, als eine Fälschung des altisraelitischen Wesens. Sie haben zwar stets über die Grenze geschielt, um das, was in Judäa vorging, auch für sich einzuführen, hätten aber doch, wenn es in ihrer Macht gelegen hätte, mit ihrem glühenden Hasse ihr Musterbild vernichtet. Von der judäischen Seite war der Haß gegen die samaritanischen Nachbarn nicht minder groß. Sie wurden hier „das verworfene Volk, das in Sichem wohnte“ genannt. Der feindliche Widerstreit zwischen Jerusalem und Samaria aus der Zeit des Bestandes des Zehnstämmereiches lebte abermals auf; er hatte zwar nicht mehr den politischen Charakter, sondern einen inneren, religiösen, aber eben darum war er heftiger und leidenschaftlicher.

Die Entstehung der samaritanischen Sekte hat indes anregend auf die Judäer zurückgewirkt. Indem sie sich seitdem an dem Gegensatze in der nächsten Nähe stießen und von jenseits der Grenze Lehrmeinungen vernahmen, welche ihnen in tiefster Seele zuwider waren, mußten sie sich zusammen nehmen, um ihr eigenstes Wesen zu begreifen. Die Samaritaner verhalfen ihnen zur Selbsterkenntnis. Was bedeutet das, was sie nicht bloß von der heidnischen Welt, sondern auch von den, denselben Gott verehrenden und dasselbe Grundbuch anerkennenden Nachbarn unterscheidet? Der Gedanke, daß sie ein eigenes Bekenntnis haben, wurde ihnen dadurch erst recht klar, der Begriff des „Judentums“ ging ihnen durch den Gegensatz auf. Er bezeichnete nicht mehr das nationale Wesen, sondern das religiöse Bekenntnis. Der Name „Judäer“[1]) verlor die Bedeutung der Stammeseigenheit und wurde in der allgemeinen Bedeutung als Anhänger des Judentums gebraucht, gleichviel ob sie dem Stamme Juda oder Benjamin angehörten oder Ahroniden oder Leviten waren.

[1]) Von der nachexilischen Zeit an wird hier das Wort Judäer, judäisch, anstatt Jehudäer gebraucht, es bedeutet das ganze Volkstum.

Zu diesem Bekenntnisse gehörte vor allem die Anerkennung des Gesetzbuches der Thora als der unmittelbaren Offenbarung Gottes durch Moses Vermittlung. So groß früher die Gleichgültigkeit des Volkes im allgemeinen gegen dieses Grundbuch war, ebenso groß war die Verehrung und Verherrlichung desselben in der Zeit nach Esra und Nehemia. Die Thora wurde als Inbegriff aller Weisheit angesehen und verehrt. Die hebräische Poesie, die noch immer rege war, verherrlichte sie mit überschwenglichem Lobe. Selbstverständlich wurde die Thora infolgedessen das Grundgesetz für den kleinen Staat oder das Gemeinwesen Juda. Bei jedem Tun und Lassen wurde darauf Rücksicht genommen, ob es nach „Vorschrift" sei. — Die Sklaverei für Einheimische hörte vollständig auf. Wollte sich ein Judäer als Sklave verkaufen, so fand er keinen Käufer. Dadurch war das Jubeljahr, welches den Geknechteten Freiheit bringen sollte, für den wesentlichsten Zweck desselben überflüssig geworden. Dagegen wurde das Sabbatjahr für Personen und Felder streng ausgeführt. In jedem siebenten Jahr verfiel die Schuld der Ärmeren, und die Äcker blieben in diesem Jahre brach. Wahrscheinlich hatten es schon früher die judäischen Günstlinge am persischen Hofe erlangt, daß an diesem Brachjahre die Abgaben von den Bodenerzeugnissen ausfallen sollten. Und so wurde durchweg das öffentliche Leben nach den Vorschriften des Gesetzbuches geregelt. Dem Armenwesen wurde eine besondere Sorgfalt zugewendet, laut der Ermahnung des deuteronomischen Gesetzes, daß kein Notleidender im Lande sein sollte. Almosen spenden galt in dieser Neugestaltung als eine hohe Tugend. In jeder Stadt wurden Gemeindeglieder ausgewählt, welche sich mit dem Armenwesen befaßten. Die so oft von den Propheten und Psalmisten erhobenen Klagen über Hartherzigkeit gegen die Notleidenden und Hilflosen brauchten fortan nicht mehr wiederholt zu werden. Das Gerichtswesen wurde aufs vollkommenste geordnet und mit solcher Gewissenhaftigkeit ausgeübt, daß es allen Völkern der Erde als Muster hätte voranleuchten können. Völlige Gleichheit vor dem Gesetze war so selbstverständlich, daß sie nicht einmal besonders betont zu werden brauchte. Zweimal in der Woche wurde öffentliche Gerichtssitzung in allen größern Städten veranstaltet, am Montag und Donnerstag, sei es, daß an diesen Tagen schon früher Wochenmärkte für die Landleute stattfanden, oder daß sie durch einen andern Umstand Bedeutung hatten. War einmal der Anstoß gegeben, daß Gemeinwesen im Sinne der Thora oder auf biblischer Grundlage zu ordnen, warum sollten die geistigen Führer des Volkes nicht darauf gekommen sein, eine höchste Behörde zusammenzusetzen, welche gesetzauslegende und gesetzgebende Befugnis haben sollte? Im deuteronomischen Gesetze ist die Einsetzung eines obersten Gerichtshofes, welcher in

zweifelhaften Fällen die endgültige Entscheidung geben sollte, zur Pflicht gemacht; ein solcher sollte die höchste Autorität haben, von dessen Aussprüchen niemand weder rechts noch links abweichen dürfte. Die Männer, die in der nachnehemianischen Zeit an der Spitze standen und vom Geiste der Thora erfüllt waren, mußten es demnach als eine Pflicht ansehen, eine solche mit Autorität bekleidete hohe Behörde ins Leben zu rufen. Aus wie viel Mitgliedern sollte sie bestehen? Auch dafür war im Gesetze eine Anleitung gegeben. Mose hatte sich mit siebzig „Ältesten“ umgeben, welche die Last der Geschäfte mit ihm teilen sollten; es waren die Vertreter der siebzig Hauptfamilien. Es lag also nahe, den letztentscheidenden und gesetzgebenden hohen Rat aus siebzig „Ältesten“ zusammenzusetzen. Dieses eigenartige Institut, dessen Bestand sich die ganze Zeit bis zum Untergange des judäischen Gemeinwesens behauptet hat, Wächter der Gesetze war und zuzeiten eine große Bedeutung hatte, wurde ohne Zweifel in dieser Zeit ins Leben gerufen. Aus der großen Versammlung unter Nehemia, die nur einmal zur Übernahme von Verpflichtungen zusammenberufen worden war, entwickelte sich eine stehende Körperschaft für Beratung über wichtige religiöse, rechtliche und sittliche Fragen. Die siebzig Mitglieder für den hohen Rat wurden wahrscheinlich aus den verschiedenen Familien gewählt. Der Hohepriester durfte wahrscheinlich nicht übergangen werden, ob würdig oder nicht mußte er an die Spitze gestellt werden und den Vorsitz führen. Ihm wurde von den persischen Machthabern die Leitung des Gemeinwesens eingeräumt. Er hatte demnach eine gewisse politische Bedeutung. Die siebzig Mitglieder der Körperschaft mußten deswegen um eins vermehrt werden und diese Zahl blieb beständig. Der Vorsitzende erhielt den Titel „Vater des Gerichtshofes“. Die meisten Mitglieder dieser Körperschaft waren indes Schriftkundige oder Schriftgelehrte (Sopherim).

Sobald diese Körperschaft zusammengesetzt war, so zielte ihre Tätigkeit darauf hin, die Richtung, welche mit Esra und Nehemiaan gebahnt war, zu verfolgen und fortzusetzen, das Judentum oder das Gesetz in das Leben und die Gewohnheit des Volkes einzuführen. Der hohe Rat hat einen völligen Umschwung herbeigeführt. Alle Veränderungen, welche sich zwei Jahrhunderte später in dem judäischen Gemeinwesen zeigten, waren sein Werk; die neuen Einrichtungen, welche die Überlieferung auf Esra zurückgeführt, oder welche unter dem Namen sopherische Bestimmungen bekannt geworden sind, waren lediglich Schöpfungen dieser Körperschaft. Sie hat einen festen Grund für einen Bau gelegt, der Tausenden von Jahren trotzen sollte. Vor allem wurden in dieser Zeit regelmäßige Vorlesungen aus dem Pentateuch eingeführt. An jedem Sabbat und an allen

Feiertagen sollte ein Abschnitt aus demselben der versammelten Gemeinde vorgelesen werden. Aber auch zweimal in der Woche an Werkeltagen, wenn die Landleute aus den Dörfern sich zu Markte oder zu Gericht in den nah gelegenen Städte einzufinden pflegten, sollten wenn auch nur wenige Verse öffentlich vorgetragen werden. Zuerst besorgten wohl die Kundigen die Vorlesung; allmählich gereichte es zur Ehre, zu ihnen gezählt zu werden, und jedermann drängte sich dazu. Wenn aber jedermann einige Verse vorlesen sollte, so mußte die Schrift leserlich sein. Nun war aber der Text der Thora bis dahin in einer altertümlichen Schrift mit phönikischen oder althebräischen Schriftzeichen erhalten, welche nur geübte Schriftkundige zu entziffern vermochten. Für die Judäer im persischen Reiche war die Thora in der alten Schrift mehr noch als für die einheimischen ein Buch mit sieben Siegeln.

Es war also ein Bedürfnis, die altertümlichen Schriftzeichen, „die hebräische Schrift“, in eine andere umzuwandeln, die in damaliger Zeit in den Euphrat- und Tigrisländern in Gebrauch gekommen war. Diese neue oder gemodelte Schriftart, deren sich die Judäer in der Heimat und mehr noch die in den persischen Provinzen täglich zum praktischen Gebrauche bedienten, wurde auch für die Texte der Thora und der übrigen heiligen Schriften, so weit sie damals vorhanden waren, eingeführt, und sie wurde, zum Unterschiede von der altertümlichen, die „assyrische“ genannt, weil sie sich in einer der ehemaligen assyrischen Provinzen ausgebildet hatte. Die Samaritaner dagegen behielten aus Widerspruchsgeist die althebräischen Schriftzeichen für den Text des Pentateuchs bei, nur um ihren Gegnern den Vorwurf machen zu können, daß diese eine unerlaubte Neuerung eingeführt und die Thora gefälscht hätten. Noch heutigen Tages ist ihre heilige Schrift in dieser altertümlichen Schriftart gehalten, die selbst den meisten ihrer Priester ein verschlossenes Buch ist.

Unter den Judäern entstand durch die regelmäßigen Vorlesungen aus der Thora und durch die Leserlichkeit des Textes eine geistige Regsamkeit und Gewecktheit, welche allmählich dem ganzen Stamme einen eigenen Charakter verlieh. Die Thora wurde ihr geistiges Eigentum, ein Heiligtum in ihrem Innern. Noch ein anderes Institut wurde in dieser Zeit ins Leben gerufen: Lehrhäuser für erwachsene Jünglinge, um ihnen Kenntnis der Lehre und der Gesetze beizubringen und Liebe dafür in ihren Herzen anzufachen. Die geistigen Führer des Volkes, oder die große Versammlung, haben der künftigen Generation eindringlich empfohlen: „Stellet nur recht viele Jünger aus,“ und was sie als so wichtig empfohlen haben, haben sie ohne Zweifel selbst mit vielem Eifer betätigt. Eine solche höhere Schule

wurde gewiß in Jerusalem eingerichtet. Die Lehrer wurden „Schriftkundige“ (Sopherim) oder „Weise“, die Jünger „Weisenschüler“ genannt. Die Tätigkeit der Schriftkundigen war doppelter Art; nach der einen Seite die Gesetze der Thora auszulegen, und nach der andern sie für das Leben des einzelnen und der Gesamtheit anwendbar zu machen. Diese ergänzende Schriftauslegung wurde „Ausdeutung“ (Midrasch) genannt. Sie war nicht willkürlich, sondern wohl von gewissen, wenn auch dunkeln Auslegungsregeln bedingt. Der hohe Rat und das Lehrhaus arbeiteten einander in die Hände und ergänzten einander.

Eine unsichtbare, aber tief einwirkende Anregung ging davon aus, und sie hat den Nachkommen der Erzväter eine Eigentümlichkeit eingeprägt, die fast wie eine angeborene Eigenschaft wirkt: den Trieb zu forschen, auszulegen, den Scharfsinn anzustrengen, um jedem Worte oder jeder Sache eine neue Seite abzugewinnen. Die höchste geistliche Behörde, später Synhedrin genannt, von welcher nach und nach alle diese Institutionen und Anregungen ausgingen, hat sich indes nicht darauf beschränkt, die in der Thora vorgeschriebenen Gesetze auszulegen und in das Leben einzuführen, sondern gab auch selbständige Gesetze, um das religiös-sittliche Tun des Volkes zu regeln, anzuspornen und zu befestigen. Ein aus alter Zeit stammender Spruch ermahnte die Mit- und Nachwelt: „Machet einen Zaun um das Gesetz.“ In dieser Ermahnung war die Richtung für die Gesetzgebung vorgezeichnet, erlaubte Fälle zu verbieten, welche an das Unerlaubte anstreifen oder damit verwechselt werden könnten. Diese Rücksicht, jeder möglichen Übertretung von vornherein vorzubeugen, oder die „Umzäunung“, hatte in der Zeit des Überganges ihre Berechtigung. Das Volk im allgemeinen, das noch nicht belehrt war, sollte dadurch an die Befolgung der Gesetze und Erfüllung der Pflichten gewöhnt werden. Aus diesem Grundsatze, es von Gesetzesübertretung fern zu halten, entsprang eine Reihe von Gesetzen, welche dem sopherischen Zeitalter angehört. Die Verwandtschaftsgrade für Eheverbote wurden aufsteigend, absteigend und seitlich weit ausgedehnt. Der Übertretung der Züchtigkeit wurde vorsorglich vorgebeugt. Ein Mann soll sich nicht mit einer fremden Ehefrau unter vier Augen in einem abgesonderten, wenig besuchten Raume aufhalten. Der Lauheit, mit welcher Verrichtungen am Sabbat in Nehemias Zeit behandelt wurden, ist eine außerordentliche Sabbatstrenge entgegengesetzt worden. Um jeder möglichen Entweihung des Sabbats und der Festtage vorzubeugen, sollte die Arbeit noch vor Sonnenuntergang des vorangehenden Tages eingestellt werden. Zu diesem Zwecke wurde ein Beamter bestellt, der mit einem Horne das Zeichen der Ruhe angeben sollte.

Der Sabbat und die Feiertage sollten aber eine gehobene, weihevolle Stimmung in der Seele erzeugen und die Mühsal und Plagen der Werkeltage vergessen machen. Zu diesem Zwecke wurde in der sopherischen Zeit angeordnet, beim Eingange und Ausgange dieser Ruhetage einen Becher Wein zu trinken, beim Beginne sich durch eine Segensformel zu vergegenwärtigen, daß diese Tage heilig und von Gott geweiht worden seien (Kiddusch), und beim Ausgange es zum Bewußtsein zu bringen, daß sie gegen die nun beginnenden Arbeitstage eine erhöhte Bedeutung haben (Hawdalah). Durch diese Bestimmungen, die nicht toter Buchstabe geblieben sind, erhielt der Sabbat einen weihevollen Charakter. Der erste Abend des Frühlingsfestes, an dem das Paschalamm verzehrt zu werden pflegte, erhielt ebenfalls in der sopherischen Zeit eine hohe Bedeutung, um die Erinnerung an die Erlösung aus Ägypten und das Gefühl der Freiheit mit jedem Jahre zu erwecken und rege zu erhalten. Es war Vorschrift oder Sitte, an diesem Festabende mehrere Becher Wein zu trinken — und selbst der Dürftigste verschaffte sich Mittel für diesen, „das Herz erfreuenden Genuß“ oder empfing sie aus der Sammlung für die Armen. Traulich saßen die Familienglieder und befreundeten Personen am Paschaabend um die Tafel, nicht um ein schwelgerisches Mahl zu halten, sondern um sich die wunderbare Befreiung aus Ägypten lebhaft ins Gedächtnis zu rufen und in Lobliedern den Gott ihrer Väter zu preisen, aßen bittere Kräuter, brachen ungesäuerte Brode, kosteten ein wenig vom Paschaopfer und ließen den Wein kreisen, nicht um sich zu berauschen, sondern das Erinnerungsweihfest mit heiterem Herzen zu begehen. Es wurde allmählich Sitte, daß Freunde sich zusammentaten, um mit ihren Familiengliedern gemeinschaftlich den Paschaabend zu feiern und das Lamm in genossenschaftlicher Verbindung zu genießen. Dabei wurden Psalmen gesungen. Es wurde mit der Zeit ein gemütliches Familienfest.

Neben dem Opfer im Tempel wurde das Gebet eingeführt, woran die Judäer aus der Zeit des babylonischen Exils gewöhnt waren. Dreimal des Tages wurde gebetet: morgens, nachmittags und abends. Während aber früher das Beten zumeist ein Sündenbekenntnis war, Worte der Reue und der Zerknirschung über den Abfall vom Gotte Israels und über die Zuneigung zur Vielgötterei, enthielt es in der sopherischen Zeit einen anderen Charakter. Die Gebetstücke hatten zwar kein festes Gepräge, aber der Gedankengang war im allgemeinen vorgezeichnet. Die Gebetweise im Tempel wurde für die Bethäuser oder „Gemeindehäuser“ außerhalb Jerusalems das Muster. Der Gottesdienst begann des Morgens in einer Tempelhalle mit einem oder mehreren ausgewählten Lob- und Dankpsalmen. Zum Schlusse der Psalmen fiel die Ge-

meinde mit einer Anerkennungsformel ein: „Gepriesen sei der Gott Israels, der allein Wunder tut, und gepriesen sei der Name seiner Herrlichkeit für immer, und seine Herrlichkeit möge die ganze Erde erfüllen.“ Darauf folgte ein Dankgebet für das Licht der Sonne, das Gott allen Menschen, und für das Licht der Lehre, das er Israel geschenkt. Daran reihte sich die Vorlesung mehrerer Abschnitte aus der Thora, der Zehngebote, des Schemâ, welches die Einheit Gottes und die Liebe zu ihm einprägt, eines zweiten damit verwandten Stückes und des Abschnittes, welcher warnt, den Gelüsten der Augen und der Eingebung des Herzens nachzugehen. Beim Schlusse des Schemâ: „Höre Israel, unser Gott ist einzig,“ fiel die Gemeinde abermals, mit den Worten ein: „Gepriesen sei der Name der Herrlichkeit seines Reiches für und für.“ Das Hauptgebet bestand aus sechs kleinen Abschnitten und hatte zum Inhalt: Dank dafür, daß Gott die Väter zu seinem Dienste auserkoren; Anerkennung der göttlichen Allmacht in der Natur durch befruchtenden Regen und unter den Menschen durch dereinstige Erweckung der Toten aus ihren Gräbern; Anerkennung der Heiligkeit Gottes; Gebet um Gewährung der Wünsche jedes Flehenden und um wohlgefällige Aufnahme der Opfer; Dankgebet für Gewährung des Lebens und seiner Erhaltung, und endlich Gebet um Frieden, das sich an den Abschnitt des Priestersegens anreihte. Nachmittags und abends kam die Gemeinde abermals zum Gebete zusammen, verweilte aber nur kurze Zeit dabei, weil die Einleitung der Psalmen und die Leseabschnitte ausfielen.

An Sabbaten und Feiertagen war der Morgengottesdienst nicht wesentlich verschieden, nur daß ein besonderes Gebetstück eingefügt wurde, um die Heiligkeit des Tages hervorzuheben und zum Bewußtsein zu bringen. Nur dadurch erhielt der Festgottesdienst eine höhere Bedeutung, daß zum Schlusse desselben ein längerer Abschnitt aus der Thora vorgelesen wurde. Dazu kam noch mit der Zeit die Vorlesung aus den Propheten und zwar solcher Abschnitte, welche auf die Tagesfeier Bezug haben und sie zum Ausdrucke bringen. Die Veranlassung dazu lag in dem Gegensatze, in den die Judäer zu den Samaritanern getreten waren. Diese stellten die Heiligkeit des Tempels und Jerusalems in Abrede und verwarfen das prophetische Schrifttum vollständig, weil dieses von der „Gottesstadt“ und von der Auserwähltheit des Heiligtumes in ihrer Mitte voll ist. Um so dringlicher schien es den Vertretern des Judentums, die Propheten als Zeugen für diesen gewissermaßen zu allererst aufgestellten Glaubensartikel anzurufen und dieses Zeugnis den Bekennern desselben Sabbat für Sabbat und an allen Feiertagen zur Erkenntnis zu bringen. Infolge dieser Anordnung ertönte das Wort der Propheten, das während ihrer Lebenszeit nur selten Gehör und Beachtung gefunden hatte,

aus jedem judäischen Bethause und gab, wenn auch von den meisten kaum halb verstanden, doch allmählich dem Geiste und Gemüte die Anregung zu einer schwunghaften Stimmung. Da die prophetische Vorlesung den Morgengottesdienst zu beschließen pflegte, wurde sie der Schluß (Haphtarah) genannt. Diese Einrichtung machte es zum Bedürfnisse, das prophetische Schrifttum zu sammeln und abzuschließen oder vielmehr zu bestimmen, welche Bücher dazu gehören, und welche davon ausgeschlossen werden sollten. Diese Auswahl wurde höchst wahrscheinlich von der gesetzgebenden Behörde der sopherischen Zeit getroffen. Aufgenommen wurden in diese Sammlung die vier geschichtlichen Bücher (Josua, Richter, Samuel, Könige, die älteren Propheten genannt), ferner die drei umfangreichen Schriften, welche den Namen der Propheten Jesaia, Jeremija und Ezechiel trugen, und endlich zwölf kleinere Propheten (Hosea, Amos, Joel, Obadja, Jona, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanja, Chaggaï, Zacharia, Malachi (mit den größern drei zusammen die jüngern Propheten genannt). Dieses Schrifttum wurde ebenfalls als „heilige Schrift“ anerkannt, der Thora zwar nicht gleichgestellt, aber ihr nahestehend auf der Rangstufe, als Heiligkeit zweiten Grades.

So wurde der Gottesdienst in der sopherischen Zeit gestaltet. Er war einfach und erhebend, hatte nichts Überflüssiges, Störendes oder Ermüdendes und war im Sinne und Geiste der vollen Errungenschaften aus der alten Zeit der Propheten und Psalmisten geschaffen. Nur ein einziges fremdes Element war darin aufgenommen, der Glaube an die Auferstehung der Toten nach der Grabesfahrt in einer erwarteten gnadenreichen Zeit des jüngsten Tages. Sonst war alles darin aus der reinen Quelle der uralten Lehre geschöpft. Da die Bewohner der Landstädte, in dem nahen Umkreise der Hauptstadt angesiedelt, auch außerhalb der Festtage nach Jerusalem zu kommen öfter Gelegenheit hatten und hier dem Gottesdienste beiwohnten, so lernten sie, ihn in ihrem Kreise auf dieselbe Weise einzurichten. Es bedurfte dazu nicht des Antriebes durch befehlshaberische Verordnungen. So entstanden mindestens in größeren Landstädten Gebetshäuser, Synagogen, welche die Gebetordnung einführten, die bis auf den heutigen Tag in den Gemeinden den Grundstock des Gottesdienstes bildet. Das Opferwesen war aber dabei Hauptbestandteil der Religion, da es einmal nach dem für allerheiligst gehaltenen Buche der Thora vorgeschrieben war und dafür der heilige Tempel bestand. Es wurde darin streng nach der Vorschrift des Gesetzes geregelt. Indessen bildeten diese beiden Formen des Gottesdienstes ungeachtet ihres innern Widerspruches eine Einheit, ergänzten einander und entlehnten voneinander. Der geistige Gottesdienst ordnete sich in

betreff der Tageszeit dem Opferdienste unter. Zur selben Zeit, als die Priester die Opfer darbrachten, versammelten sich die Gemeinden zum Gebet. An Sabbaten und Feiertagen, an denen im Tempel für die Bedeutung des Tages besondere Opfer dargebracht wurden, kam die Gemeinde ebenfalls viermal zum Gebete zusammen. Und der Opferdienst konnte sich dem lebendigen Worte nicht ganz verschließen, auch er mußte sich teilweise vergeistigen, mußte Psalmengesang in die Reihenfolge der Handlungen mit aufnehmen, so mächtig war der Einfluß dieser erhabenen Poesie.

An dem Tempel- und Opferwesen war aber eine stark in die Augen fallende Seite, welche den geistigen Hauch, der aus der prophetischen und psalmistischen Poesie wehte, zu verflüchtigen und den idealen Aufschwung zu hemmen geeignet war. Es war die Seite der vorgeschriebenen Reinheit und der gescheuten Unreinheit beim Opferdienste und im Tempel. Das Gesetz der Thora hatte zwar auch deutliche Bestimmungen darüber verordnet. Ein Unreiner sollte weder Opfer darbringen, noch die Räume des Heiligtumes betreten, überhaupt nicht Geweihtes genießen. Es gibt auch mehrere Grade der Unreinheit an. Das Gesetz stellt auch Vorschriften auf, wie solche Unreine oder Verunreinigte in den reinen Zustand versetzt werden und welche Mittel dabei angewendet werden sollten. Besondere Bestimmungen wurden für die häufiger vorkommende Verunreinigung durch Leichname getroffen. Die endgültige Reinigung sollte durch Baden in Quellwasser bewirkt werden. Alle diese levitischen Reinheitsgesetze hätten indes nicht eine so weittragende und so alle Lebenskreise beherrschende Wichtigkeit erlangt, wären die Judäer nicht jahrhundertelang in Berührung mit den Persern gekommen, welche noch viel strengere Reinheitsgesetze hatten und sie aufs peinlichste befolgten. Die Gesetze der Verunreinigung waren nach dem eranischen Avesta der Perser, deren Priester die Magier waren, äußerst streng und ihre Mittel für die Reinigung ekelerregend.

In der Umgebung des Magiertumes lernten die Judäer so manches von den Persern. Es konnte ihnen nicht entgehen, daß manche persischen Lehren und Gesetze eine auffallende Ähnlichkeit mit ihren eigenen Gesetzen und Bräuchen hatten, nur in anderer Form, und sie erlagen diesem Einflusse.

Allerdings die Grundüberzeugung von der Gottheit, als einem einzigen, geistigen, vollkommenen Wesen, war im Herzen der Judäer so fest eingewurzelt, daß die, wenn auch vergeistigte Vorstellung von Ahura-Mazda, dem Lichtgotte der Perser, keinen Einfluß darauf üben konnte. Ihre Seher, scharfsichtig wie sie waren, erkannten sofort den Irrtum der eranisch-magischen Religionslehre von der Zwiespältigkeit im Weltall durch den Gott des Lichtes und des Guten,

der im Kampfe liege mit einem Widersacher, einem Gotte der Finsternis, des bösen Angro-Mainyus (Ahriman). Der babylonische Jesaia hatte diesem Gottesbegriffe die eigene Überzeugung entgegengesetzt, daß der Gott Israels Licht und Finsternis, das Gute und das Böse geschaffen habe, daß die Welt und die Menschen nicht von zwei einander feindlichen Mächten hin- und hergezogen und gespalten werden, sondern zur Einheit und zum Frieden berufen seien. Dieses Bekenntnis haben die geistigen Führer in der sopherischen Zeit im Morgengebete zum ermahnenden Ausdrucke gebracht. Es wurde darin eingeschaltet: Gott ist Bildner des Lichtes und Schöpfer der Finsternis, er hat die Eintracht geschaffen und das All hervorgebracht.

Allein, wenn die Judäer auch den Gottesbegriff des Judentums unangetastet ließen, so haben sie doch einige der persischen Religion entstammende Anschauungen und Gebräuche unbewußt ins Judentum aufgenommen oder wenigstens nicht kräftig genug von ihm fern gehalten. Sie glaubten die Gottheit dadurch zu verherrlichen, wenn sie ihr nach dem Vorgange der Eranier Myriaden gefügiger, den Willen ihres Gebieters schnell vollstreckender Diener beigaben. Die „Boten Gottes", welche im biblischen Schrifttume als Sendlinge bezeichnet werden, um dessen Aufträge zu vollziehen, wurden nach dem Muster der Amescha-Spentas und Yazatas der persischen Religion in himmlische Wesen mit eigenem Charakter und mit ausgeprägter Persönlichkeit umgewandelt. Es wurden daraus Engel mit hebräischen Namen und einer eigenen Botschaft bedacht: Raphael, der Engel für Heilung der Krankheiten, Gabriel, der Engel des Sieges, Michael, Engel des Schutzes für Israel, Uriel oder Suriel, Engel des Lichtes, Matatron, vielleicht gar eine Übertragung und ein Abbild des persischen Gottes Mithra.

Wie die Judäer aus der babylonisch-persischen Umgebung die Engellehre übernommen haben, so auch die Vorstellung von bösen Geistern (Dämonen), eine Lehre, die nicht so unschädlich war. Die Perser gaben dem Gotte der Finsternis, ihrem Angro-Mainyus, ein Gefolge von Dävas, teuflischen Wesen, welche dem Menschen auflauern. Die Schilderung des Satan im Buche Hiob, welcher schadenfroh alle Menschen, auch die Würdigsten, anklagt, gab die Anregung dazu, falsche, bösartige Wesen zu gestalten. So entstanden böse Geister mit jüdischem Gepräge, der Satan als erster Dämon, gewissermaßen das Abbild von Angro-Mainyus und neben diesem noch andere Teufel: Aschmodaï, Samael, ein Todesengel, welcher auf das Leben des Menschen lauere, um es ihm zu entziehen.

Eine schädliche Wirkung hatten diese aus dem persischen Magiertume entlehnten abergläubischen Vorstellungen, daß sich Bräuche und sinnlose Formeln, denen eine magische Wirkung zugeschrieben wurde,

in das Judentum eingeschlichen haben, die seinen Charakter verunstalteten. Die Aufnahme der Vorstellung, daß böse Geister eine Macht über Menschen in einem unreinen Zustande, nach dem Schlafe, bei gewissen Verrichtungen, besonders in der Nähe der Leichen und Leichenhäuser haben, und daß diese durch Waschungen und Zeremonien gebannt werden können, erzeugte seltsame Gesetzesbestimmungen, welche das Leben düster stimmten und eine Gespensterfurcht einflößten.

Auch eine neue Vergeltungslehre hat sich im Judentume unter dem Einflusse der eranisch-persischen Vorstellung ausgebildet. Diese schied das ganze Weltall in zwei große Reiche, in die des Lichtes und der Finsternis, und versetzte die Reinen, die Anhänger des Ahura-Mazda in das Lichtreich, in das Paradies, und die Unreinen, die Anhänger des Angro-Mainyus, in das Reich der Finsternis, in die Hölle. Nach dem Tode des Menschen verweile die Seele noch drei Tage in der Nähe des Leibes, dann werde sie, je nach ihrem Wandel auf Erden, von den Yazatas im Paradiese aufgenommen, oder von den Dävas in die Hölle geschleppt. Auch diese Vorstellung von der Vergeltung nach dem Tode fand im judäischen Kreise Eingang. Der Garten Eden (Gan Eden), in welchen die Schöpfungsgeschichte das erste Menschenpaar im Zustande der Unschuld versetzt, wurde in das „Paradies“ umgestaltet, und das Tal Hinnom (Ge-Hinnom) bei Jerusalem, in welchem seit Ahas Kinderopfer dargebracht wurden, gab den Namen für die neugeschaffene Hölle. In das Paradies wurden die Frommen und Gesetzestreuen und in das Ge-Hinnom (Geenna) die Frevler und Sünder versetzt. Eine damit zusammenhängende Vorstellung aus dem eranisch-magischen Kreise von der Auferstehung der Menschen aus ihren Gräbern in der Zukunft hat sich so tief in die Denkweise des judäischen Volkes eingenistet, daß sie zu einem bindenden Glaubensartikel gestempelt wurde, obwohl der Dichter des Buches Hiob diese Lehre angezweifelt hat. Das Magiertum, das die Lehre von der Auferstehung des Leibes aufgestellt und festgehalten hat, verlegte sie in eine zukünftige Zeit, wenn Ahura-Mazda seinen Widerpart überwunden und vernichtet haben werde; dann werde dieser den Raub der Körper „der reinen Männer“ wieder herausgeben müssen. Diesen hoffnungsreichen und auf die Gesinnung wirkenden Glauben nahm das Judentum in der sopherischen Zeit um so eifriger an, als in seinem Schrifttume Anklänge und Andeutungen dafür vorhanden waren. In dem Hinweise der Propheten auf den Tag„ des jüngsten Gerichts“ fanden die Schriftkundigen die Auferstehung angedeutet und nahmen infolgedessen diese Hoffnung als Glaubensartikel an. Im täglichen Gebete wurde Gott dafür Preis erteilt, daß er die Gestorbenen einst wieder zum Leben erwecken werde. Ein Seher aus der Zeit, als das judäische

Volk mit dem Tode rang, tröstete die Leidenden: „Viele von den im Staube Entschlafenen werden erwachen, diese zum ewigen Leben und jene zur ewigen Schmach und zur ewigen Verwerfung.“ Daraus gestaltete sich eine eigentümliche Vergeltungslehre mit farbenreicher Ausmalung der Zukunft oder der „zukünftigen Welt“. Eine Zauberwelt wurde dem Blicke eröffnet und machte ihn trunken. Einst werden alle Mißklänge des Lebens ausgeglichen sein, alle Täuschungen schwinden. Die Frommen und Guten, die Gesetzestreuen und Gerechten, die auf Erden so viel gelitten, werden aus dem Grabe auferstehn und ins ewige Leben in Reinheit und Lauterkeit eingehen. Auch die Sünder, die nur aus Leichtsinn und Schwäche gefehlt, werden, in der Hölle durch Büßung geläutert und zur Erkenntnis gelangt, die Freuden des ewigen Lebens genießen. Wie wird aber diese Auferstehung und diese schöne und reine zukünftige Welt gestaltet sein? Darüber Rechenschaft zu geben, lag außerhalb des Vorstellungskreises. Der feste Glaube und die sehnsüchtige Hoffnung grübeln nicht. Sie gewähren die Beruhigung in dem Bewußtsein, daß einst eine gerechte Vergeltung stattfinden werde, und beschwichtigen den Schmerz über unglückliche Lebenslagen. Obwohl das Judentum den Keim dieser Lehre von der Umgebung empfangen hat, so hat es ihn doch reicher befruchtet und ihm eine versittlichende Wirksamkeit gegeben.

In dieser langen Zeitreihe von nahe zwei Jahrhunderten, in welcher das judäische Gemeinwesen durch Gesetz gefestigt und der Bau des Judentums durch Erweiterung des Eigenen und Aufnahme fremder Elemente aufgeführt wurde, von Nehemias Tod bis zum Untergange des persischen Reiches, erklingt auch nicht der Name einer einzigen Persönlichkeit, welche an diesem großartigem Werke, das den Stürmen von Jahrtausenden trotzen konnte, mit gearbeitet hätte. Ebensowenig ist eine nennenswerte geschichtliche Tatsache vermerkt worden. Es waren keine denkwürdigen Ereignisse aufzuzeichnen. Die ganze Tätigkeit des judäischen Gemeinwesens war nach Innen gekehrt, und diese schien in ihrer Einzelheit den Zeitgenossen nicht bedeutend genug, um ihre Anfänge, ihren Verlauf und ihre Wirkung der Nachwelt zu überliefern. Es war wenig Stoff vorhanden, um daraus Geschichte zu schreiben, und die Zustände, die sich nach und nach entwickelt haben, wären vielleicht einem Fremden aufgefallen. Aber was hätte ein Einheimischer, der darin lebte und webte, besonderes daran finden können, um sie durch eine Aufzeichnung zu verewigen? Das judäische Volk befaßte sich lediglich mit friedlichen Beschäftigungen; das Waffenhandwerk verstand es nicht, vielleicht nicht einmal zur Behauptung des eigenen Gebietes gegen Angriffe von Nachbarn. Wie der Prophet Ezechiel die künftige Gestaltung

des judäischen Staates nach der Rückkehr verkündet hatte: „als eines Landes abgewendet von Krieg, gesammelt aus vielen Völkern auf den Bergen Israels,“ so war sie in Wirklichkeit geworden. Ein solches friedliches Stilleben entzieht sich der aufmerksamen Beobachtung.

An den kriegerischen Bewegungen, welche an seiner Grenze vorfielen, hat sich das judäische Volk gewiß gar nicht beteiligt. Unter Artaxerxes II. mit dem Beinamen Mnemon (404 bis 462) und unter Artaxerxes III., mit dem Beinamen Ochus (361 bis 338) versuchten die ägyptischen Unzufriedenen, welche sich Könige nannten, mehreremal, sich von Persien frei zu machen und die ehemalige Selbständigkeit ihres Landes wiederherzustellen. Öfter zogen persische Heeresmassen längs der judäischen Küste des Mittelmeeres nach Ägypten oder ägyptische nach Phönikien, und griechische Söldnerscharen, die von der einen und der andern Krieg führenden Macht gemietet waren, gingen hin und zurück, und von ihren Bergen aus konnten die Judäer diese Heereszüge beobachten. Sie blieben aber gewiß nicht immer ruhige Zeugen dieser kriegerischen Bewegungen; denn wenn sie auch nicht gezwungen wurden, Heeresfolge zu leisten, so blieben sie gewiß von anderweitigen Leistungen nicht verschont. Ihr Verhältnis zu den persischen Königen erlitt damals eine Störung. Diese, fremden Einflüssen erliegend, fingen ebenfalls an Götzendienst zu treiben. Die Göttin der Lust, der sie auf ihren Zügen überall als Beltis, Mylitta oder Aphrodite allzuverführerisch begegneten, verlockte die Perser, die ohnehin durch die Eroberungen und erlangten Reichtümer für sinnliche Genüsse empfänglich geworden waren, ihr zu dienen und zu opfern. Sobald sie den Kultus dieser Schandgöttin aufgenommen hatten, gaben sie ihr einen persischen Namen, Anahita, Anaïtis, und brachten sie in ihrer Götterlehre unter. Artaxerxes III. verlieh ihr königliche Bestätigung und Anbetung und ließ ihre Bildnisse überall in seinem großem Reiche, in Babylon, Susa und Ekbatana, den drei Hauptstädten, ferner in Damaskus, Sardes und in allen Städten Persiens und Baktriens errichten. Dadurch erlitt die eranische Religionsanschauung eine doppelte Verletzung; eine fremde Gottheit wurde eingeführt, und Götterbilder wurden zur Verehrung aufgestellt. Dadurch war auch das geistige Band gelöst, welches die Perser mit den Bekennern des Judentums verbunden hatte, die gemeinsame Abneigung gegen Bilderdienst. Nicht mehr wurde unter den Persern dem geistigen Gotte der Judäer reiner Weihrauch gespendet. Es scheint, daß dieser Artaxerxes den Völkern seines Reiches den Kultus dieser Lustgöttin aufgezwungen und diesen Zwang auch den Judäern aufgelegt hat; denn es wird erzählt, daß diese von den letzten persischen Satrapen öfter schimpflich behandelt worden seien, um ihre Überzeugung aufzugeben, daß sie sich aber

lieber den schlimmsten Mißhandlungen und selbst dem Tode ausgesetzt haben, um das väterliche Gesetz nicht zu verleugnen. Eine seltsame Nachricht erzählt, Artaxerxes Ochus habe während seines Krieges gegen Ägypten (361 bis 360) Judäer aus ihrer Heimat gerissen und nach Hyrkanien an die Gestade des Kaspisees verpflanzt.

In Jerusalem erlitten sie damals Schimpfliches von einer jener Kreaturen, welche bei der zunehmenden Verworfenheit des persischen Hofes und der zunehmenden Altersschwäche des Reiches sich aus dem Staube zu Herrschern über Thron und Länder erhoben. Es war der Eunuche Bagoas (Bagoses), welcher unter dem Könige Artaxerxes III. eine solche Macht erlangte, daß er diesen König und seine ganze Nachkommenschaft aus dem Wege räumte und nach seinem Belieben über Besetzung des erledigten Thrones schaltete. Ehe er aber über diese Machtfülle gebot, war er Anführer der Truppen, welche in Syrien und Phönikien standen, und beutete seine Stellung aus, um große Reichtümer zu sammeln. An diesen wandte sich ein ehrgeiziger Hohenpriestersohn Josua, um sich von ihm durch Bestechung mit der Hohenpriesterwürde belehnen zu lassen und seinen ältern Bruder Jochanan zu beseitigen. Beide waren Söhne Jojadas, dessen Verwandter sich mit Sanballat verschwägert und, von Nehemia aus Jerusalem ausgewiesen, den nebenbuhlerischen Gottesdienst auf dem Berge Garizim eingeführt hatte. Als Jojada gestorben war, trat der jüngere Sohn, auf Bagoses' Beistand vertrauend, mit dem Anspruche auf, das hohenpriesterliche Diadem auf sein Haupt zu setzen. Sein älterer Bruder Jochanan war über diese Anmaßung so empört, daß er Josua, Bagoses' Schützling, im Tempel erschlug. Es war ein betrübendes Vorzeichen für die Zukunft. Auf die Kunde von dem Vorgange in Jerusalem, begab sich der Eunuche dahin, nicht um seinen Schützling zu rächen, sondern um unter dem Scheine einer wohlverdienten Strafe Geld zu erpressen. Das Volk mußte für jedes Lamm, das im Tempel täglich geopfert werden sollte, Bußgelder zahlen und diese jeden Morgen vor der Opferhandlung erlegen.

Die Judäer mußten also in dieser Zeit um die Erhaltung des Daseins kämpfen. Überhaupt hatten sie in den zwei Jahrhunderten nur wenig Lichtblicke; in der ersten Zeit nach der Rückkehr, die von Begeisterung erfüllt war, in der Zeit unter Darius I., der ihnen volle Huld zugewendet hatte und endlich während Nehemias Anwesenheit und eifervoller Tätigkeit in Jerusalem. Sonst aber waren Gedrücktheit, Armseligkeit und ein Mitleid erregender Zustand der Hilflosigkeit ihr Los. Sie machen den Eindruck, als wenn sie stets mit feuchtem Blicke zu den Höhen hinaufgeschaut hätten — mit der beklemmenden Frage: „Woher soll mir Hilfe kommen?" — Die Spuren der Armseligkeit und Kraftlosigkeit zeigt auch das Schrifttum, das aus diesen

zwei Jahrhunderten sich erhalten hat. Während des Exils hatten der stechende Schmerz und die erregte Sehnsucht, welche die Gemüter in fast atemloser Spannung erhielten, reiche, schöne Blüten der Prophetie und Poesie erzeugt. Sobald diese Erregung aufgehört hatte, die Hoffnung Wirklichkeit geworden war, erlahmte auch der geistige und poetische Schwung. Die Psalmdichtung wurde matt und gefiel sich in Wiederholungen oder entlehnte den Schmelz aus älteren Erzeugnissen. Die liebliche Idylle des Buches Ruth bildet eine Ausnahme in dem Schrifttume dieser Zeit. Die Darstellung geschichtlicher Erinnerungen war ganz und gar vernachlässigt. Esra und Nehemia hatten lediglich eine Denkschrift über ihre Erlebnisse in gedrängter Kürze und mit Vernachlässigung der schriftstellerischen Form aufgezeichnet. Ganz zum Schlusse dieser Zeitepoche, gegen das Ende der Perserherrschaft, hat ein Levite ein Geschichtswerk von Beginn der Schöpfung bis auf seine Zeit zusammengestellt, die Chronik genannt. Sie enthält wertvolle Erinnerungen aus der älteren Zeit, aber nur sehr dürftige aus der jüngsten Vergangenheit und seiner eignen Gegenwart. Sie hat Esras und Nehemias Denkschrift aufgenommen und teilweise überarbeitet.

Noch beim Leben des Verfassers der Chronik oder kurz nach dem Abschlusse seines Geschichtswerkes brach eine ganz neue Zeit an, welche die Judäer und das Judentum zu neuer Kraftanstrengung aufstachelte, und in der sie ihren gediegenen Gehalt bewähren sollten. Diese neue Zeit wurde von dem Griechentume herbeigeführt. Das hellenische Volk und der hellenische Geist haben eine durchgreifende Umgestaltung in Denkweise, Sitten und Lebensweise der Menschen hervorgebracht und die anregungsfähigen Völker der damals bekannten Erdteile in der Gesittung um einige Stufen höher gehoben. Aber die Verbreitung dieser Gesittung infolge errungener politischer Machtfülle und weitgedehnter Herrschaft ging nicht von dem Hauptsitze der Griechen aus, sondern von dem aus Griechen und Barbaren gemischten Mazedonien.

Viertes Kapitel.

Die Judäer unter mazedonischer Herrschaft.

(332 bis 175.)

Alexander der Große von Mazedonien, den wegen seiner raschen Eroberungen ein judäischer Seher mit einem Leoparden verglichen hat, der mit Adlerflügeln begabt wäre, hat dem morsch gewordenen persischen Reiche den Todesstoß versetzt, Kleinasien, Syrien und Phönikien lagen ihm zu Füßen, viele Könige und Fürsten gingen ihm in ihrem Schmucke entgegen und huldigten ihm. Tyrus wurde

nach siebenmonatlicher und Gaza nach zweimonatlicher Einschließung erobert (August und November 332), und beide erfuhren ein hartes Los. — Wie erging es dem winzigen Judäa unter diesem gewaltigen Eroberer, dem sich gleich darauf das stolze Land der Pharaonen in Demut unterwarf? Die geschichtlichen Erinnerungen aus dieser Zeit haben sich nur in sagenhafter Gestalt erhalten, und sie geben daher kein treues Bild der Vorgänge. Schwerlich haben sich die Judäer geweigert, Alexander zu huldigen, weil sie den Eid der Treue gegen die persischen Herrscher zu brechen für eine Sünde gehalten hätten. Weder haben sie je einen solchen Eid geleistet, noch hätten sie Gewissensbedenken haben können, da die vorletzten persischen Könige nicht sehr gerecht an ihnen gehandelt haben. Sagenhaft ist entschieden die Nachricht, daß Alexander auch Jerusalem berührt und, durch eine Erscheinung betroffen, die Judäer mit Gunstbezeugungen überhäuft habe. Der Hohepriester in seinen heiligen Gewändern sei ihm, so wird erzählt, mit einer Schar von Priestern und Leviten entgegengezogen und habe durch seinen Aufzug auf den jungen Sieger einen so überwältigenden Eindruck gemacht, daß dieser ihn zuvorkommend begrüßt und seinen Zorn in Wohlwollen umgewandelt, weil ihm, wie er zu seiner Umgebung geäußert, die Gestalt des Hohenpriesters gerade in diesem Aufzuge im Traume in Mazedonien erschienen sei und ihm Siege verheißen habe. Eine Sage läßt den Hohenpriester Jaddua, und eine andere seinen Enkel Simon diesen gewaltigen Eindruck auf den mazedonischen Sieger hervorbringen. Das erste Zusammentreffen des Vertreters des Griechentums mit dem des Judentums, welche beide den Völkern eine, wenn auch verschiedene Gesittung bringen sollten, war freundlicher Art. Das eine trat äußerlich in seinem Vollglanze und in seiner Machtfülle auf, und das andere erschien in seiner Schwäche und flehentlichen Haltung. Judäa wurde solchergestalt Teil eines Ländergebietes, welches zwischen dem Taurus- und Libanongebirge im Norden und Ägypten im Süden lag und Cölesyrien (das hohle Syrien), zum Unterschiede von dem obern Syrien, genannt wurde. Der Statthalter dieses umfangreichen Gebietes, das in früheren Zeiten in so viele selbständige Staaten geteilt war, hatte seinen Sitz in Samaria, das also eine befestigte und bevölkerte Stadt gewesen sein muß. Es verdankte aber diesen Vorzug oder diese gefährliche Stellung der Lage in der Mitte des Landes und in einer fruchtbaren Gegend. Andromachos war der Name des Statthalters, den Alexander über Cölesyrien gesetzt hatte.

Warum waren die Samaritaner unzufrieden mit dieser scheinbaren Auszeichnung? Waren sie ungehalten über Alexander, daß er die ihnen verhaßten Judäer mehr als sie begünstigt hatte? Ihr Ingrimm ging so weit, daß ihre Führer, unbekümmert um die Folgen,

gegen Andromachos einen Aufstand machten, ihn ergriffen und ins Feuer warfen (Frühjahr 331). Alexanders Zorn bei der Nachricht von der Untat an einem seiner Diener war eben so gerecht, wie heftig. Ganz Ägypten lag ihm zu Füßen und dieses unbedeutende Völkchen hatte gewagt ihm zu trotzen? Auf seinem Rückzuge von Ägypten eilte er nach Samaria, um Rache an den Urhebern der Untat zu nehmen. Er ließ sie unter grausamen Martern hinrichten, setzte einen andern Statthalter Namens Memnon ein und bevölkerte Samaria mit mazedonischen Bewohnern. Auch sonst scheint Alexander die Samaritaner gedemütigt zu haben. Da ihm nicht unbekannt geblieben sein konnte, daß sie Feinde der Judäer waren, so begünstigte er diese, um jenen dadurch seine Ungnade erkennen zu geben. Einige Grenzgebiete zwischen Judäa und Samaria, welche öfter Gegenstand der Reibungen zwischen der Bevölkerung beider Länder waren, teilte er jenem zu und befreite sie, wie ganz Judäa, von den Abgaben im Sabbatjahre. Diese für die Geber geringfügige, für die Empfänger dagegen wichtige Gunst erregte noch mehr den Haß der Samaritaner gegen ihre judäischen Feinde; jeder Windstoß führte neuen Zündstoff hinzu.

Indessen so lange Alexanders Macht bestand, mußten die Samaritaner an sich halten; er duldete nicht, daß irgend ein Völkchen in dem ihm unterworfenen Länderumfange ohne seinen unmittelbaren oder mittelbaren Befehl sich etwas erlauben durfte. Seine raschen und glücklichen Eroberungen bis an den Indus und Kaukasus hielten die Gemüter wie im Banne und lähmten jede selbständige Regung. Da, wo er nicht Krieg führte, herrschte von Griechenland bis Indien und von Äthiopien bis zum Rande des Kaspisees der tiefste Friede. Alexander war der erste Herrscher, der die Duldung der Eigentümlichkeiten anderer Kreise als weise Staatskunst erkannte. Auch die Verschiedenheiten in den Religions- oder Kultusformen wollte er gleich geachtet wissen. In Ägypten verehrte er den Apis und Ammon und in Babylonien die chaldäischen Götter. Inmitten seiner Pläne für eine geeinte Weltmonarchie starb der jugendliche Held (Juni 323), ohne einen berechtigten Erben seines Thrones oder seines Geistes zu hinterlassen. Eine Ratlosigkeit und Verwirrung entstand dadurch unter den Völkern in allen Erdteilen wie in Alexanders Heeresmassen, als wenn ein Bruch in den Naturgesetzen erfolgt wäre, welcher die regelmäßige Folge des Morgen auf Heute ungewiß machte. Und daraus entspannen sich blutige Kriege, welche Titanenkämpfen glichen. Alexander hat eine so große Zahl Feldherren hinterlassen, deren Kriegskunst auf vielen Schlachtfeldern erprobt war, daß sie imstande gewesen wären, den Fugenbau des mazedonischen Reiches zusammenzuhalten, wenn sie einig gewesen wären. Allein, obwohl sie nicht zu den echten Griechen zählten, die Griechen vielmehr hintansetzten, so hatten sie doch von

ihnen den Geist der Unbotmäßigkeit und Ungefügigkeit, die Sucht, die eigene Person höher als das Wohl des Staates anzuschlagen, die Macht als Mittel zur Genußsucht und Schwelgerei anzusehen, kurz die ganze sittliche Verworfenheit gelernt. Es kam dadurch zu einer Spaltung des mazedonischen Reiches unter die einander bekämpfenden Statthalter. In Ägypten herrschte Ptolemäus I. Soter (mit dem Beinamen Lagi), und ihm fiel auch durch eine glücklich gewonnene Schlacht Cölesyrien mit Judäa zu. Als er Jerusalem aufforderte, sich ihm zu unterwerfen und die Bewohner sich weigerten, ihm die Tore zu öffnen, überrumpelte er die Stadt an einem Sabbate, weil die Judäer an diesem Tage nicht zu den Waffen greifen mochten, machte viele Gefangene und führte sie nach Ägypten. Auch Samaritaner brachte er zur selben Zeit als Gefangene dahin.

Judäer wie Samaritaner hätten glücklich leben können, soweit die Menschen es in der damaligen harten, eisernen Zeit sein konnten, wenn sie für die Dauer Untertanen des Lagiden Ptolemäus geblieben wären. Denn er war der mildeste unter den damals kriegführenden Nachfolgern Alexanders, wußte den Wert der Menschen zu schätzen und fügte ihnen nicht mehr Schaden zu, als sein Nutzen erforderte. Allein Ptolemäus hatte noch nicht die Berechtigung zum Besitze von Cölesyrien. Die aufeinander folgenden Reichsverweser, die noch immer den Schein einer einheitlichen Gesamtregierung darstellten, hatten ihm den Erwerb der Länder nicht bestätigt, oder vielmehr seine Freunde, die bundesgenössischen Feldherren, gönnten ihm den Besitz nicht, ganz besonders einer seiner bisherigen Bundesgenossen und Mitverschworenen, Antigonos, eine feurige Natur, ein ebenso erfinderischer, wie heldenmütiger Krieger, der auf die Demütigung seiner Freunde und auf die Vereinigung aller Länder des großen mazedonischen Reiches in seiner starken Hand sann. Nach mehrjährigen Rüstungen kam es endlich zu einer entscheidenden Schlacht zwischen Antigonos' Sohn Demetrios und Ptolemäus, welche für jenen unglücklich ausfiel. Die Schlacht bei Gaza (Frühjahr 312) ist in Andenken geblieben; denn der als Flüchtling bei Ptolemäus mitkämpfende Feldherr Seleukos datierte von dieser Zeit an den Beginn seiner Macht und führte eine neue Zeitrechnung ein, die seleucidische oder griechische genannt, welche auch bei den Judäern in Gebrauch kam und sich bei ihnen am längsten erhalten hat. — Demetrios mußte sich infolge der Niederlage bei Gaza nach Norden zurückziehen und das ganze Land dem Sieger überlassen. Aber nicht lange darauf, als Antigonos und sein Sohn ihre Heere vereinigten und zu einem neuen Kriege auszogen, mußte sich Ptolemäus zurückziehen und ließ die Festungen der Städte an der Küste und im Binnenlande, Akko, Joppe, Gaza, Sa-

maria und auch Jerusalem schleifen, um sie nicht seinem Feinde als Schutzorte zu lassen. Noch mehrere Jahre dauerte dieser unsichere Zustand Judäas und der Länder, die zu Cölesyrien gehörten, bis Antigonos in einer Schlacht bei Ipsos in Kleinasien (Sommer 301) durch die Verbindung der vier Feldherren Ptolemäus, Lysimachos, Cassander und Seleukos, Kriegsruhm und Leben einbüßte. Diese vier teilten das macedonische Reich untereinander ein. Ptolemäus erhielt Ägypten und die Nebenländer und Seleukos fast ganz Asien und Persien bis zum Indus. So wurde Judäa zum ptolemäischen oder lagidischen Reiche geschlagen, und sein Geschick war eine Zeitlang an dasselbe geknüpft. Die Judäer in den babylonischen und persischen Städten dagegen kamen unter Seleukos' Botmäßigkeit und gehörten fortan dem von ihm begründeten seleucidischen Reiche an.

Viel verändert wurde die Lage der Judäer dadurch nicht. Das, was sie früher an den persischen Hof leisten mußten, lieferten sie von jetzt an an den ägyptisch-mazedonischen Hof. Freie Bewegung und selbständiges Auftreten waren nicht mehr beschränkt als früher. Eher könnte es als Verbesserung der Lage angesehen werden. In Judäa war der Hohepriester, der für die Steuerleistung verantwortlich war, zugleich als politisches Oberhaupt anerkannt, versah das Landpflegeramt und war ein geistlicher Fürst. Ptolemäus I. war, wie bereits angegeben, von milder Gemütsart und dem Nützlichen zugewendet. Die Judäer zu bedrücken, hatte er weder Veranlassung, noch Vorwand. Die von Alexander angelegte Seestadt Alexandrien, welche der erste ägyptisch-mazedonische König zur Hauptstadt erhob, brauchte eine starke Bevölkerung, und es konnte ihm nur angenehm sein, wenn auch Judäer aus dem Nachbarlande sich da ansiedelten. Während der Kriegsunruhen durch Antigonos war eine größere Anzahl aus Judäa nach Alexandrien übergesiedelt, welche von Ptolemäus Gleichstellung mit den Mazedoniern erhielt. So entstand eine ägyptisch-judäische Gemeinde, welche zu einer eigenen Bestimmung berufen war. — Auch an andern Orten bildeten sich judäische Kolonien. Ptolemäus, von der Anhänglichkeit der Judäer überzeugt, verpflanzte sie in andere feste Städte Ägyptens und auch nach Kyrene. Seleukos, der Gründer des seleucidischen Reiches, dessen Schwerpunkt in Persien lag, hatte auch den oberen Teil von Syrien erhalten, und hier baute er eine neue Stadt (um 300) Antiochien, welche Residenzstadt wurde. Um diese und noch viele andere von ihm neuerbaute Städte zu bevölkern, mußte er ebenfalls Bewohner herbeiziehen, und er ließ auch Judäer aus Babylonien und Persien freiwillig oder halbgezwungen in denselben ansiedeln. Auch er räumte den judäischen Ansiedlern volles mazedonisches Bürgerrecht ein.

Und so wie judäische Kolonien in den griechisch-mazedonischen Ländern entstanden, so entstanden auch griechische Kolonien auf judäischem Boden. Längs der Küste des Mittelmeeres wurden neue Hafenstädte angelegt oder alte vergrößert und verschönert und mit griechischen Namen belegt. Den großen Plan Alexanders, das Abendland mit dem Morgenlande zu verschmelzen, führten seine Nachfolger, von den Umständen gezwungen, weiter aus. Judäa wurde daher von allen Seiten von einer griechisch redenden Bevölkerung umgeben. Die herrschende Sprache in den palästinensischen Kolonien wurde selbstverständlich griechisch, und auch die Sitten und Unsitten waren griechisch. Judäa selbst aber blieb noch eine Zeitlang frei von der griechischen Einwirkung. Das Land war nicht reich genug, und die Menschen für die Griechen nicht besonders einnehmend. Leichtlebiger Leichtsinn auf der einen und düsterer Ernst auf der andern Seite konnten keine Anziehung aufeinander üben. Doch tönten aus der Nachbarschaft griechische Wörter hinüber, welche allmählich doch Eingang in die Umgangssprache fanden.

Seit einem Jahrhundert und noch darüber, seit dem Tode Nehemias bot das judäische Volk nach innen das Bild einer Larve, die sich einspinnt, um aus ihrem Safte Fäden zu einem Gewebe zu spinnen, und nach außen das Bild eines Dulders, der Demütigungen erträgt und den Mund nicht öffnet. Es hatte bisher keine Persönlichkeit geboren und erzogen, die imstande gewesen wäre, ihre Eigentümlichkeit und ihr Gedankengebilde als Triebkraft und Anregung zur Umwandlung geltend zu machen. Die Anregung zur Entfaltung und Weiterbildung seines Wesens kam stets von außen, von den hervorragenden Männern in Babylonien oder Persien. Aber von den Brüdern in diesen Ländern war Judäa durch die neue politische Ordnung getrennt. Judäer am Euphrat und Tigris konnten nicht mehr den regen Verkehr mit denen im Mutterlande unterhalten, Denn die regierenden Dynastien oder Häuser, die Seleuciden und Ptolemäer, waren argwöhnisch gegeneinander. Häufige Besuche der Judäer des seleucidischen Reiches in Jerusalem wären in Alexandrien oder Antiochien mit scheelen Augen angesehen worden. Hätte sich das Volk in der Heimat nicht ohne Beihilfe von auswärts aufraffen können, so wäre es verloren gewesen, oder — was dasselbe für ein Volk ist — es wäre verkommen. Denn ein Volk, das sich nicht selbst erhalten oder ausweiten kann und Anregung von außen bedarf, gerät in Verkümmerung und Bedeutungslosigkeit. Aber das judäische Volk sollte nicht verkommen, und so trat zur rechten Zeit der rechte Mann auf, der mit Einsicht und Tatkraft das judäische Gemeinwesen aus dem drohenden Verfalle erhob. Dieser Mann war *Simon der Gerechte*, Sohn Onias I. (blühte um 300 bis 270). Aus der erinne-

rungsarmen Zeit ragt sein Name wie ein gipfelhoher und laubreicher Baum aus der öden Gegend heraus. Die Sage hat sich seiner bemächtigt und hat ihm Wunderdinge angedichtet. Das ist jedenfalls ein günstiges Zeugnis für eine geschichtliche Persönlichkeit und ihr tiefes Eingreifen in einen großen Kreis, wenn die Sage deren Lob verkündet. Weiß die beglaubigte Geschichte auch nicht viel von Simon I. zu erzählen, so lassen doch die wenigen Züge, die sie erhalten hat, ihn als einen Mann von Bedeutung erkennen. Er war überhaupt der einzige Hohepriester aus dem Hause Jesua oder Jozadak, von dem sie Rühmliches zu erzählen weiß, und der einzige Hohepriester, der das Priestertum wieder zu Ehren brachte. „Er sorgte für sein Volk, daß es nicht zu Falle komme.“ Er ließ die Mauern Jerusalems, welche Ptolemäus I. hatte schleifen lassen, wieder aufbauen und befestigen. Ohne Zweifel hat er von dem Könige die Erlaubnis dazu erwirkt. Den von den heimkehrenden Exulanten unter Cyrus erbauten Tempel, welcher seit seinem zweihundertjährigen Bestande schadhaft geworden war, ließ Simon ausbessern. Er traf aber auch noch andere Fürsorge für die Zukunft. Jerusalem besitzt zwar einige Quellen in der Nähe, aber in einem trocknen Jahre reichten diese für Trinkwasser nicht aus. Außerdem brauchte der Kultus im Tempel, seitdem die levitischen Reinlichkeitsgesetze verschärft wurden und öfter Waschungen erforderlich machten, sehr viel Wasser. Simon ließ, um diesem Bedürfnisse zu genügen, unterhalb des Tempelgrundes ein tiefes Wasserbehältnis ausgraben, welches aus der Quelle Etam (wenige Stunden von Jerusalem) vermittelst eines unterirdisch angelegten Kanals stets mit frischem Wasser gespeist wurde. Durch diese Vorrichtung hatte der Tempel und unmittelbar auch Jerusalem stets frisches Wasser, und das Volk hatte seit der Zeit auch während einer längern Belagerung nicht Wassermangel zu leiden.

Der später lebende Dichter Jesua Sirach verherrlicht Simons Persönlichkeit mit begeisterten Worten:

„Wie herrlich war er (Simon), wenn er das Innere des Heiligtums verließ,
„Wenn er aus dem Allerheiligsten trat!
„Wie der Morgenstern inmitten der Wolke,
„Wie der Vollmond in den Tagen des Lenzes.

— — — — — — — — — — —

„Wenn er das Ehrengewand anlegte,
„Und sich in die Prachtkleider hüllte.

— — — — — — — — — — —

„Rings um ihn ein Kranz von Brüdern,
„Sie umgaben ihn wie Säulen von Palmen.“

Simon der Gerechte stand als Hoherpriester nicht bloß an der Spitze des Gemeinwesens und des hohen Rates, sondern auch als

Lehrer an der Spitze des Lehrhauses. Seinen Jüngern schärfte er einen Denkspruch ein: „Auf drei Dingen besteht die Welt (das judäische Gemeinwesen), auf der Lehre der Thora, dem Gottesdienste im Tempel und auf Liebestätigkeit.“ Man darf vielleicht auch diesem würdigen Hohenpriester einen Anteil an dem Kernspruche seines bedeutendsten Schülers zuschreiben. Dieser, Namens Antigonos aus Socho, pflegte nämlich seinen Jüngern zu wiederholen: „Seid nicht gleich den Sklaven, welche dem Herrn dienen, um die Monat für Monat zugemessenen Lebensmittel zu empfangen, sondern wie die Diener, welche ohne Erwartung von Lohn dem Herrn treu dienen.“

Nach Simons Tode traten durch seine eignen Nachkommen betrübende Zeiten ein, welche dem judäischen Volke neue Prüfungen auflegten. Simon hatte zwei Kinder hinterlassen, einen jungen Sohn und eine Tochter. Diese war an einen wohl nicht unangesehenen Mann aus priesterlichem Geschlechte Namens Tobia verheiratet. Der Sohn Simons hieß Onia, wie sein Großvater, von dem man weiter nichts sagen kann, als daß er seinem Vater nicht ähnlich war. Ohne sein Hinzutun bildet die Zeit dieses Hohenpriesters einen Wendepunkt in dem Geschichtsverlaufe des judäischen Volkes. Das Kriegsspiel, welches der zweite, dritte und vierte Seleucide mit dem zweiten und dritten Ptolemäer Jahrzehnte miteinander trieben, jene um Cölesyrien zu gewinnen, und diese um es zu behaupten, wirkte auch auf Judäas Geschick ein.

Cölesyrien mit Judäa verblieb zwar bei Ägypten; aber der Seleucide Seleukos II. Kallinikos wühlte und schürte in diesen Landesteilen, um sie zum Abfalle von Ägypten zu bewegen. Auch der Hohepriester Onias II. scheint von ihm umworben worden zu sein, sich an ihn zu halten. Darauf hin stellte dieser den Steuerbetrag von zwanzig Talenten, welchen Judäa alljährlich an die Ptolemäer zu leisten pflegte, mit einem Male ein. Diese Steuerverweigerung wurde selbstverständlich am ägyptischen Hofe übel vermerkt. Auf die Steuer, so gering auch die Summe war, wurde als auf ein Zeichen der Untertänigkeit, Wert gelegt. Nachdem Ptolemäus III. Euergetes vergebens zur Leistung aufgefordert hatte, drohte er im Falle hartnäckiger Verweigerung das judäische Land an fremde Kolonisten zu verteilen. Er schickte einen eigenen Gesandten, einen seiner Günstlinge Namens Athenion mit dieser Drohung nach Jerusalem. Die Jerusalemer wurden darüber verzweifelt und drängten Onias, seinen Widerstand aufzugeben; aber dieser blieb fest oder halsstarrig. In dieser peinlichen Lage trat ein Mann mit solcher Entschiedenheit und Festigkeit auf, daß es fast den Anschein hat, daß er die Verlegenheit heraufbeschworen hat, um Gelegenheit zu finden, sich in eine hohe Stellung hinaufzuschnellen. Dieser Mann,

Namens **Joseph**, welcher für eine neue Strömung die Richtung anbahnte, war Neffe des Hohenpriesters Onias, Sohn jenes **Tobia**, welcher die Tochter Simons des Gerechten geheiratet hatte. Von einnehmendem Wesen, gewandt, schlau, erfinderisch und ohne Gewissensbedenken, wenn es galt einen Plan durchzusetzen, war der Tobiassohn zur Herrschaft geboren. Aber nach der hergebrachten Ordnung stand ihm der Hohepriester, der zugleich politisches Oberhaupt des Volkes war, im Wege. Jetzt war die Gelegenheit günstig, diesen beiseite zu schieben. Sobald Joseph Nachricht von dem Eintreffen des Gesandten in Jerusalem und von dessen drohender Sprache erhalten hatte, eilte er aus seinem Geburtsorte nach Jerusalem, überhäufte seinen Oheim Onias mit Vorwürfen, daß er das Volk durch die Steuerverweigerung in die größte Gefahr versetzt habe, und da er den Hohenpriester unnachgiebig fand, erbot er sich als Gesandter nach Alexandrien zu reisen und Unterhandlungen anzuknüpfen. Kaum hatte ihn Onias dazu ermächtigt, als Joseph das Volk in dem Tempelvorhof versammelte, es wegen der drohenden Gefahr beschwichtigte und zu verstehen gab, daß es zu ihm allein volles Vertrauen fassen möge, daß er die Bedrängnis abzuwenden imstande sein würde. Die anwesende Versammlung rief ihm Dank und Beifall zu und ernannte ihn zum offiziellen Volksführer (um 230).

Von diesem Augenblicke an trat Joseph mit solcher Entschiedenheit auf, als wenn sein Plan schon lange vorher in seinem Kopfe gereift gewesen wäre. Er kannte recht gut die Schwächen der Griechen, daß sie für Schmeicheleien und Schmausereien nicht unempfindlich waren. Er veranstaltete daher leckerhafte Gastmähler für den Gesandten Athenion, bezauberte ihn durch seine Liebenswürdigkeit, machte ihm reiche Geschenke und wußte ihn zu überreden, getrost an den ägyptischen Hof zurückzukehren und den König zu versichern, daß er bald nachkommen und die Rückstände der Steuer erledigen werde. Sobald der Gesandte Jerusalem verlassen hatte, knüpfte Joseph mit samaritanischen Freunden oder Wucherern Unterhandlungen an, um eine Anleihe für die Ausgaben, die ihm nötig schienen, zu erlangen. Um würdig bei Hofe auftreten zu können, brauchte er nämlich Prachtgewänder, Gespann und Mittel für Gastgebereien. Joseph besaß aber selbst keine Mittel, und in ganz Judäa fand er keinen, der ihm hätte Geldvorschüsse machen können. Die Bevölkerung lebte nur von Ackerbau und Gartenzucht, trieb keinen Handel und hatte bis dahin keine Gelegenheit, Reichtümer zu sammeln. So mußte Joseph zu den samaritanischen Geldmännern Zuflucht nehmen, die schon Handel trieben und Wohlstand erworben hatten.

Athenion, vor ihm angekommen, hatte ihm bei Hofe einen gnädigen Empfang vorbereitet. Er hatte soviel von dessen Liebenswürdigkeit

und Gewandtheit erzählt, daß Euergetes' Neugierde erweckt wurde, ihn kennen zu lernen. Er wurde auch von dessen Reden so bezaubert, daß er ihn auch zu den Gastmälern bei Hofe einlud. Die Gesandten der palästinensischen und phönikischen Städte, die früher über Josephs nicht allzuglänzenden Aufzug spöttische Bemerkungen gemacht hatten, sahen jetzt mit Neid, wie er in den engsten Hofkreis gezogen wurde. Bald gab er ihnen Gelegenheit, ihn nicht nur zu beneiden, sondern auch zu hassen und zu verwünschen.

Während der Anwesenheit des Tobiassohnes in Alexandrien waren die Steuerpachtlustigen aller zu Ägypten gehörenden Städte dahin gekommen, um ihr Angebot in Gegenwart des Königs und Hofes zu machen. Sie hatten sämtlich dasselbe Interesse, so wenig als möglich zu bieten. Mit einem Male fuhr Joseph dazwischen, da er rasch berechnet hatte, daß die Bietenden, wie auf Verabredung den König zu übervorteilen gedächten, und machte sich anheischig, das Doppelte der angebotenen Summe zu leisten und außerdem noch mehr Erträgnisse. Verblüfft blickten die Anwesenden auf den herausfordernden Judäer, der im Vergleiche zu ihnen ein Bettler war. Dem Könige Euergetes gefiel aber dieses unerwartet gesteigerte Angebot; aber er verlangte sichere Bürgschaft für die Erfüllung der Verpflichtung. Höfisch fein erwiderte Joseph, er wolle zwei Bürgen stellen, welche als die besten anerkannt sind, den König und die Königin. Diese schmeichelhafte Wendung gefiel Euergetes und er erblickte in der Gewandtheit, Entschlossenheit und Keckheit dieses Judäers die sicherste Bürgschaft für das Zustandekommen der gesteigerten Steuererträgnisse. So wurde der Tobiassohn Hauptpächter sämtlicher Abgaben von den Städten und Landesteilen Cölesyriens und Phönikiens. Der König überließ ihm auch auf seinen Wunsch zweitausend Mann Soldtruppen, die ihm bei der rücksichtslosen Eintreibung der Steuern behilflich sein sollten. Durch diese Kriegerschar wurde Joseph in Wirklichkeit Herrscher über ganz Palästina und um so mehr geachtet und gefürchtet, als er ein Günstling des Königs geworden war. Mit außerordentlicher Härte trieb er die Steuern ein. In Gaza und Skythopolis, deren griechische Bevölkerung Widerstand zu leisten wagte und ihn mit Schmähungen überhäufte, ließ er die vornehmsten und reichsten Bürger enthaupten und ihren reichen Besitz für den König konfiszieren.

Zweiundzwanzig Jahre hatte Joseph die Hauptsteuerverwaltung oder eine Art Satrapenwürde über die Länder Cölesyrien und Phönikien inne, und er benutzte sie, um erstaunliche Reichtümer zu sammeln und Macht zu erwerben. Nach dem Tode Euergetes' überließ ihm sein Nachfolger Ptolemäus IV. Philopator (222 bis 206) ohne weiteres die Verwaltung. Er schonte die steuerfähigen Republiken auch unter diesem Könige so wenig, daß in dessen Gegenwart

die hämische Bemerkung geäußert wurde, Joseph habe von ganz Syrien das Fleisch geschunden und nur die Knochen übrig gelassen. Nur eine kurze Zeit schien sich sein Glücksstern zu verdunkeln. Der seleucidische König Antiochus, den die Schmeichler den Großen nannten, von gewaltiger Kriegslust erfüllt und weite Pläne brütend, aber ohne Ausdauer und Stetigkeit, benutzte die durch Genußsucht und Üppigkeit des Königs Ptolemäus Philopator herbeigeführte Schwäche Ägyptens, um ihm Cölesyrien zu entreißen (218). Der Beginn des Angriffes schien Sieg zu verheißen. Ägyptische Feldherren gingen verräterisch zum Feinde über und lieferten ihm die Besatzung in die Hände. Auch Samaria fiel ihm zu. Judäa und Jerusalem, von dem Tobiassohn beherrscht, blieben aber Ägypten treu. Aber wie lange werden sie sich gegen den Andrang der seleucidischen Heere halten können? Und wenn der Syrer angreifen sollte, welche Partei sollte Joseph ergreifen? Endlich schlug die Stunde der Entscheidung. Philopator hatte sich nämlich aus seinem Lotterleben aufgerafft, zog seinem Feinde bis in die Nähe von Naphia entgegen und brachte ihm eine so entscheidende Niederlage bei, daß dieser sich nach Antiochien zurückzog und den Besitz von Cölesyrien aufgab. Infolge dieses Sieges blieb Joseph in seiner Stellung und in Gunst bei Philopator.

Durch ihn und seine Verbindung mit dem Hofleben Philopators trat eine durchgreifende Veränderung in der judäischen Bevölkerung zutage, wenn auch weniger merklich auf dem Lande, so doch auffallend in der Hauptstadt. Durch die großen Reichtümer, die Joseph durch den Zinspacht erworben, kam ein förmlicher Goldregen über das Land. Er hat das Volk aus Armut und dürftigen Verhältnissen zum Wohlstande erhoben. Zur Eintreibung der Steuern von so vielen Städten brauchte er zuverlässige Beamte, und er wählte sie selbstverständlich lieber aus seinem Volke. Diese Beamten bereicherten sich auf ihre Weise und trugen durch den Reichtum den Kopf höher.

Der über Nacht erworbene Reichtum, das Ansehen, das der Tobiassohn am Hofe Philopators genoß, die Kriegerschar, die ihm zur Verfügung stand, wodurch er die verschiedenen Völkerschaften in Palästina, den Rest der Philister, Phönikier, Idumäer und selbst die griechisch-mazedonischen Kolonien in Furcht erhielt, gaben ihm und seinem Kreise ein gewisses Selbstgefühl und erhoben auch das Volk im allgemeinen aus der gedrückten Haltung den Nachbarn gegenüber. Der Gesichtskreis der Judäer, wenigstens derer in Jerusalem, erweiterte sich durch die Berührung und den Verkehr mit Griechen, und sie sahen die Dinge und Lebenslagen mit anderen Augen an, als früher aus ihrem engen Gehäuse. Sie unterlagen zunächst dem feinen Geschmack der Griechen. Ihre Wohnungen wurden schöner gebaut,

und auch die Malerei kam bei ihnen in Aufnahme. Die in Alexandrien wohnenden Judäer, die bereits seit einem Jahrhunderte in griechischer Umgebung weilten und sich äußerlich hellenisiert hatten, wirkten auf die Judäer, die Josephs Verkehr am Hofe mit ihnen in Verbindung brachte. Aber der Gewinn an feineren Lebensformen brachte unerfreuliche Einbuße an der bisher bewahrten Sitteneinfalt. Kaum hatte sich das judäische Volk von dem asiatischen Wesen losgewunden, mit dem es jahrhundertelang durch äußern Zwang verbunden war, und sich von dessen groben Lastern gereinigt, kam es in nähere Beziehung zu dem europäischen Wesen der Hellenen und lernte von ihnen verfeinerte Untugenden.

Ein Goldregen wirkt nicht befruchtend, sondern verwüstend und entsittlichend. Die reichen Emporkömmlinge verloren das Gleichgewicht. Das Schlimmste war noch nicht, daß sie den Mammon hochschätzten und Geldgeschäfte anderem Erwerbe vorzogen, sondern daß sie Bewunderer und Affen der Griechen wurden und Anstrengung machten, sich deren leichtfertige Sitten anzugewöhnen und die einheimischen Tugenden hintansetzten. Die Griechen liebten vor allem Geselligkeit, gemeinschaftliche Mahle und ausgelassene Heiterkeit bei den Gastmählern. Es war eine unschuldige Nachahmung, daß auch Judäer diese Sitte annahmen, gemeinschaftlich speisten, beim Speisen je drei auf Ruhebetten lagen, statt an der Tafel zu sitzen, und Wein, Musik und Lieder dabei einführten. Allein es blieb nicht dabei, das Leben auf harmlose Weise zu erheitern. Die Ausgelassenheit zog sie immer tiefer in den Strudel hinein. Der Tobiassohn verkehrte öfter an dem Hofe des Königs Ptolemäus Philopator, wenn ihn Geschäfte nach Alexandrien führten. Dieser Hof war aber ein Pfuhl der Zuchtlosigkeit. Die Tage vergingen da in festlichen Gelagen und die Nächte in schamloser Ausschweifung. Die Zuchtlosigkeit ging ohne Hülle umher und verführte Volk und Heer. Philopator hatte den drolligen Einfall, daß seine Ahnen von dem Weingotte Dionysos (Bacchus) abstammten, und infolgedessen fühlte er sich verpflichtet, dem Weinrausche und der damit verbundenen bacchischen Ausgelassenheit mit Andacht obzuliegen. Wer Gunst beim Könige und seinen Buhlgenossen finden wollte, mußte sich in die dionysische Zunft für das Lotterleben aufnehmen lassen.

So oft Geschäfte den Tobiassohn nach Alexandrien führten, genoß er die zweideutige Ehre, zu des Königs Schmauserei geladen und in die Dionysoszunft aufgenommen zu werden. Bei einem Gelage verliebte er sich in eine der unzüchtigen Tänzerinnen, die bei solchen Gelegenheiten nicht fehlten. Die Fleischeslust übermannte den Enkel des Hohenpriesters Simon, des Gerechten, so sehr, daß er sich seinem Bruder Solymios eröffnete und ihn dringend bat, ihm die

Buhlerin heimlich zuzuführen, da das Gesetz des Judentumes ihm verbiete, sich einer Fremden zu nähern. Und er war damals schon Vater von sieben Söhnen!

Von dieser sittlichen Fäulnis blieb Jerusalem nicht verschont, Joseph und seine Genossen schleppten sie aus Alexandrien ein. Da der König, sein Gönner, soviel Wert auf den Weingott Dionysos legte, so führte der Tobiassohn aus Liebedienerei ein dionysisches Fest, das er in Ägypten mitzumachen pflegte, in Judäa ein. In der Zeit des Überganges des Winters zum Frühjahre, wenn der Weinstock in Blüte schießt, und der Wein in den Fässern zum zweiten Male und entscheidend in Gärung gerät, pflegten die Griechen ein großes Fest, die großen Dionysien, „das Faßöffnungs- oder Kannenfest," mit ausgelassener Freude zu begehen. Zwei Tage wurden dem Weinrausche gewidmet. Freunde schenkten einander Krüge mit Wein gefüllt. Wer am meisten trinken konnte, wurde als Sieger gefeiert. Dieses „Faßöffnungsfest" fand auch in Judäa Eingang. Der Tobiassohn hatte es wahrscheinlich in seinen Besitzungen mit Weingärten eingeführt. So wurde in Judäa allmählich erst in kleinern und dann in immer größern Kreisen an zwei Tagen dem Weine mehr als gebührlich zugesprochen und Geschenke an Freunde geschickt. Um jedoch diesem fremden Feste einen judäischen Anstrich zu geben, pflegten die Reichen an diesen Tagen den Armen Almosengaben zuzuwenden. Die Ausgelassenheit ist die stete Begleiterin des übermäßigen Weingenusses. Der judäische Geldadel setzte sich bald über Ehre, Scham und väterliches Gesetz hinweg und ahmte die griechische Zuchtlosigkeit nach, Sängerinnen, Tänzerinnen und Buhldirnen bei den Schmausereien einzuführen. Ein Spruchdichter erhob gegen die überhandnehmende Unsitte seine warnende Stimme:

„Komme einem buhlerischen Weibe nicht entgegen,
„Damit du nicht in ihre Schlinge fallest.
„Verweile nicht bei einer Tänzerin,
„Damit du nicht in ihren Künsten gefangen werdest.
„Gib der Buhlerin nicht dein Leben,
„Auf daß du dein Erbe nicht verlierst."

Mit dem Schönguten, das der Tobiassohn von den Griechen für Judäa entlehnt hat, mit den Künsten und dem feinen Geschmack, zog eine Begriffsverwirrung in die Köpfe und Herzen ein. Auch ernste Männer begannen unter dem Drucke des griechischen Einflusses an ihren überkommenen Überzeugungen zu zweifeln, ob das alles, was das Judentum lehrt und vorschreibt, auch richtig und wahr sei, ob die Gottheit vom Menschen die Entsagung von Genüssen und Freuden verlange, und ob sie sich überhaupt um die große Welt des

Alls und die kleine Welt des Menschen kümmere. Epikurs Lehre, welche die Schattenhaftigkeit der Götter behauptete und den Genuß empfahl, fand in der entarteten griechisch-mazedonischen Welt und besonders in den höhern Kreisen Alexandriens am meisten Anklang. Von Alexandrien drang ihr verderblicher Einfluß auch nach Jerusalem. Man fing auch hier an zu grübeln und sich über die Lehre des Judentums hinwegzusetzen.

Diese Grübelei hätte vielleicht zu einer erhöhten Denktätigkeit geführt, wenn sich nicht die häßliche Zwietracht in dem Kreise der Emporkömmlinge zu den angenommenen Untugenden gesellt hätte. Zwischen den sieben Söhnen Josephs aus erster Ehe und dem jüngsten Hyrkanos, einem Kinde der sündhaften Begierde und der Täuschung, entstanden Eifersucht und Haß, die mit den Jahren immer mehr zunahmen. Der Jüngste zeichnete sich von Jugend an durch Gewandtheit, Geistesgegenwart und Schlauheit aus und wurde dadurch der Liebling des Vaters. Als dem verbuhlten Könige Philopator unerwartet ein Sohn geboren wurde (um 210), der nachmalige Schwächling Ptolemäus V. Epiphanes, waren die Vertreter der Städte und Gemeinwesen von Cölesyrien voller Wetteifer, dem Königspaare als Zeichen der Untertanenliebe Glückwünsche und Geschenke darzubringen. Joseph durfte nicht zurückbleiben. Da er selbst die Reise nicht unternehmen konnte, so forderte er einen der Söhne auf, ihn zu vertreten. Aber keiner getraute sich die dazu erforderliche Anstelligkeit und den Mut zu, außer Hyrkanos, den diese selbst dem Vater einstimmig als geeignet bezeichneten. Nichtsdestoweniger gaben sie ihren Freunden in Alexandrien einen Wink, ihn aus dem Wege zu räumen. Aber der junge Tobiade eroberte sich rasch die Gunst des Hofes. Durch seine verschwenderischen Geschenke — hundert schöne Sklaven für den König und ebensoviel schöne Sklavinnen für die Königin — die zugleich je ein Talent zu überreichen in der Hand hatten, stellte er alle, die an dem Tage mit Gaben die Aufwartung machten, in den Schatten. Durch seine Geistesgegenwart und seinen Witz bei Unterredungen mit dem Könige und bei der Tafel wurde er der Liebling Philopators. Stolz kehrte Hyrkanos nach Jerusalem zurück. Da lauerten ihm seine Brüder unterwegs mit ihren Leuten auf, um ihn umzubringen. Er aber und seine Begleiter setzten sich zur Wehr und töteten zwei der Brüder. Finster empfing ihn der Vater in Jerusalem wegen der Verschwendung der Gelder, die er bei Hofe angewendet. Hyrkanos konnte daher nicht in Jerusalem bleiben und kehrte wahrscheinlich nach Alexandrien zurück.

Noch war die Zwietracht auf das Haus des Tobiassohnes beschränkt und hatte noch nicht das Volk oder richtiger die Einwohner Jerusalems ergriffen. Man hatte hier noch keine Ahnung

davon, daß aus der einreißenden Zwiespältigkeit dieses Hauses und aus dessen Hinneigung zum griechischen Wesen und zu griechischen Verirrungen unsägliches Leid über das Volk hereinbrechen würde. Die Gegenwart erschien noch auf freundlicher Bildfläche. Judäa genoß für den Augenblick Ruhe und Lebensbehaglichkeit. Wohlstand war im Lande verbreitet und gab Mittel an die Hand, das Leben zu verschönern. Die Nachbarvölker beugten ihr Haupt vor dem Führer des Volkes und wagten nicht, es wie früher mit Verachtung zu behandeln. Seit Nehemia war ein solcher befriedigender Zustand nicht in Judäa.

Es konnte daher in dieser Zeit ein dichterisches Kunstwerk entstehen, welches einen rosigen Schimmer über die Oberfläche der damaligen Gegenwart verbreitet und friedliche, glückliche und heitere Tage täuschend darstellt. Es ist ein Liebesgedicht, in dem sich ein wolkenloser Himmel, grüne Matten, duftende Blüten und besonders eine sorgenfreie Heiterkeit des Gemütes abspiegeln, als gäbe es nichts ernsteres, als auf Myrthenbergen zu wandeln, unter Lilien zu weiden, einander Liebesworte zuzuflüstern und in der Seligkeit des Augenblickes zu schwelgen. Das hohe Lied (Schir ha-Schirim), ein Kind sorgenentfesselter Tage und Lebensfreudigkeit, in welchem die hebräische Sprache gezeigt hat, daß sie auch Weichheit und Tiefe der Empfindungen, den Schmelz feinfühliger Rede und Gegenrede und malerische Naturpoesie wiederzugeben imstande ist, wurde mit hoher Wahrscheinlichkeit in dieser windstillen Zeit, welche einem Sturme vorausging, gedichtet. Der sinnige Dichter hatte sich in der griechischen Welt umgesehen, sich an dem Zauber ihrer Sprache gelabt und ihr manchen Kunstgriff abgesehen, besonders die Form, einen Hirten und eine Hirtin auftreten zu lassen und ihnen Liebesgespräche in den Mund zu legen. Aber mit der Harmlosigkeit dieser ätherischen Poesie hat der Dichter auf die Schäden der Zeit aufmerksam machen wollen. Im Gegensatze zur unsaubern, unkeuschen Liebe der griechischen Welt schuf er ein Idealwesen, eine Hirtin Sulamit, die schöne Tochter Aminadabs, welche eine tiefe, innige, unverlöschliche Liebe zu einem Hirten, der unter „Lilien weidet" im Herzen trägt, aber dennoch und eben dadurch keusch und züchtig bleibt. Ihre Schönheit wird durch vortreffliche Eigenschaften erhöht; sie hat eine bezaubernde Singstimme, süße, fesselnde Beredsamkeit, und beim Tanzen entwickelt sie bei jeder Bewegung Anmut und Lieblichkeit. Sie liebt ihren Hirten mit der ganzen Glut eines jugendlichen Herzens. Und gerade diese glühende Liebe schützt sie vor jeder unsauberen Handlung, jedem unanständigen Worte, jedem unreinen Gedanken. Wie ihre Augen Taubenaugen gleichen, so ist ihr Herz voll Taubenunschuld. Mit der Blumensprache der zartesten Poesie weist der Dichter des

Hohenliedes auf die Schäden der Zeit, auf die oberflächliche sinnliche Liebe, welche für Geld feil ist, auf die Unzüchtigkeit der öffentlichen Tänzerinnen und Sängerinnen, auf die Dirnen ohne Zahl, auf das verweichlichende städtische Leben, auf die entmutigenden und entmannenden Tafelfreuden und Trinkgelage. — Drei herrliche Schriftdenkmäler in hebräischer Sprache sind lichte Erscheinungen, welche einen dunklen Hintergrund der Zustände im judäischem Kreise beleuchten. Der dramatische Dialog Hiob läßt den nagenden Zweifel an einer gerechten Weltordnung erkennen, das idyllische Buch Ruth die Zwiespältigkeit wegen der Mischehen und das Liebesgeflüster des hohen Liedes die teilweise Gesunkenheit des sittlichen Zustandes im judäischen Gemeinwesen.

Die innere Zerrüttung machte indes mit dem Tode Josephs (um 208), des Enkels Simons, des Gerechten, immer mehr Fortschritte, von äußeren politischen Vorgängen gefördert. Wahrscheinlich ging die Steuerpacht und die damit verbundene höhere Stellung auf seine Söhne über. Da nun der jüngste derselben, Hyrkanos, ganz allein dem ptolemäischen Hofe bekannt und beim Könige Philopator beliebt war, so erhielt er ohne Zweifel den Vorzug. Dadurch steigerte sich der Haß seiner Brüder nur noch mehr gegen ihn. Als er nach Jerusalem gekommen war, um die Verwaltung zu übernehmen, nahmen seine Brüder offen eine feindselige Haltung gegen ihn an und warben Anhänger, um ihn mit Waffengewalt zu bekämpfen und aus der Stadt zu verbannen. Indessen gewann auch er Partei, gänger für sich, und dadurch brach die Zwietracht in Jerusalem aus, welche nahe daran war, in einen Bürgerkrieg auszuarten. Den Ausschlag gab der Hohepriester Simon II., Sohn jenes Onias II., welcher zur Machtstellung des Tobiasohnes beigetragen hatte. Er nahm für die älteren Brüder Partei, und dadurch wuchs ihr Anhang so sehr, daß Hyrkanos sich nicht in Jerusalem behaupten konnte. Es läßt sich denken, daß er infolge seiner Verbannung nach Alexandrien eilte, um dort bei Hofe Klage gegen seine Brüder zu führen. Allein hier fand er kein Gehör, da gleich darauf sein Gönner Philopator starb (206) und infolgedessen in Ägypten selbst Zerrüttung und Umwälzung überhand nahmen. Die Schwäche des ptolemäischen Königshauses und der Regierung benutzten zwei ehrgeizige Könige, um Ägypten und die dazu gehörigen Besitzungen zu zerstückeln und die Teile ihrem Reiche einzuverleiben: Antiochos der Große von Syrien und Philipp von Mazedonien.

Josephs ältere Söhne oder wie sie genannt wurden, die Söhne Tobias, waren sofort entschlossen, aus Haß gegen ihren jüngern Bruder Hyrkanos und gegen den ptolemäischen Hof, der ihn bevorzugt hatte, für Antiochos Partei zu ergreifen und von

der ägyptischen Herrschaft abzufallen. Sie bildeten eine seleucidische Partei. Sie werden als Verräter und Entartete geschildert, und sie zeigten sich in dem fernern Verlaufe der Ereignisse als Gesinnungslose, welche das Wohl ihres Vaterlandes ihrem Durste nach Rache und der Befriedigung ihrer Gelüste opferten. Sie öffneten dem Könige von Syrien die Tore Jerusalems und huldigten ihm. Die Gegenpartei, die Anhänger der Ptolemäer, beugte sich der Übermacht oder wurde erdrückt. Ein Jahrhundert nach der Besitzergreifung des lagidischen Königshauses von Judäa, als einem Teile von Cölesyrien kam es unter die Gewalt des seleucidischen Hauses (202).

Als ein ätolischer Heerführer Skopas mit gemieteten Soldtruppen den Kampf gegen den syrischen Sieger aufnahm und in kurzer Zeit die Landstriche dies- und jenseits des Jordan besetzte, machte die seleucidische Partei, die Tobiaden und ihr Anhang, vergeblich Anstrengung, um nicht den Ptolemäern untertänig zu sein. Der ätolische Heerführer Skopas und seine verwilderte Schar siegten aber und übten selbstverständlich keine Schonung. Sie nahmen Jerusalem mit Sturm, richteten Zerstörung in der Stadt und am Tempel an und ließen wohl die ihnen als Feinde Bezeichneten über die Klinge springen (um 201). Viele Bewohner Jerusalems suchten ihr Heil in der Flucht. Um den Rest der Bewohner im Zaume zu halten und einen für den weiteren Verlauf des Krieges wichtigen Punkt zu sichern, ließ Skopas eine ätolische Besatzung in der Festung Baris oder Akra, nordwestlich vom Tempel, zurück. Die ptolemäische Partei in Jerusalem kam dadurch wieder obenauf. Die Zurückeroberung Judäas und Cölesyriens für den königlichen Knaben Ptolemäus V. Epiphanes konnte indes Skopas nicht durchführen. In dem schönen Tale am Fuße des Hermon bei der Bergstadt Panion an der Jordanquelle kam es zu einer mörderischen Schlacht, in welcher Skopas und sein ätolisches Heer völlig geschlagen wurde. Über Judäa kamen wieder die Leiden des Krieges und der inneren Zwietracht. Es glich in dieser Zeit einem sturmbewegten Schiffe, das bald von der einen, bald von der andern Seite geschleudert wird. Beide kriegführenden Parteien schlugen ihm schwere Wunden. Viele Einwohner wurden in Gefangenschaft geschleppt.

Nachdem Antiochos die Länder jenseits des Jordan Abila und diesseits Samaria wieder erobert hatte, rückte er mit seinem Heere auf Jerusalem. Der hohe Rat der Alten, der an der Spitze des Volkes stand, und die Priester gingen ihm entgegen, nahmen ihn in die Stadt auf und lieferten Lebensmittel für Heer und Elefanten. Noch lag aber die ätolische Besatzung in der Akra; diese mußte aus ihrer festen Stellung verdrängt werden. Antiochos oder einer seiner Feldherrn, Ptolemäus, Sohn Meropos', unternahm

die Belagerung, und die Bewohner Jerusalems leisteten ihm Beistand.

Antiochos muß indes viel Wert auf diesen Beistand und die Anhänglichkeit der Judäer gelegt haben. Denn er erließ einen Befehl an seinen Feldherrn Ptolemäus, seine Gunstbezeugungen zu verkünden. Der Tempel sollte wieder ausgebessert und Jerusalem wieder aufgebaut werden. Auch viele Freiheiten bewilligte er den Judäern und gestattete ihnen, nach ihren eigene nGesetzen zu regieren. Außerdem erließ er ein Verbot, daß keiner, der nicht zum judäischen Stamme gehöre, sich unterfangen dürfe, in den Tempel zu dringen oder Aas und Alles, welches verunreinigend wirke, in Jerusalem einzuführen und überhaupt die Zucht verbotener Tiere zu unterhalten.

Antiochos blieb im Besitze von Cölesyrien und damit auch von Judäa. Er richtete aber sein Augenmerk auf Ägypten und seine Nebenländer, deren Eroberung bei der Zerfahrenheit der Regierung unter einem unmündigen Könige leicht schien. Und als die Römer, welche damals, durch die Besiegung Karthagos und des Kriegeshelden Hannibal, von Sorgen befreit, auf weitere Eroberungen ausgingen, ihm Halt geboten, nährte er den Plan die Römer zu bekriegen und nach errungenem Siege sich ganz Kleinasien und Griechenland anzueignen. Um den Besitz der kleinasiatischen Städte zu sichern, verpflanzte er zweitausend judäische Familien aus ihren alten Sitzen Babylonien und Mesopotamien nach Lydien und Phrygien (um 198), deren Treue und Mannhaftigkeit erprobt waren, daß sie die Aufstandsversuche der stets neuerungssüchtigen Griechen würden niederhalten können. Antiochos räumte diesen judäischen Kolonisten völlige Religionsfreiheit, bürgerliche Gleichstellung und noch bedeutende Vorrechte ein. Diese bildeten den Grundstock der judäischen Gemeinden in den kleinasiatischen Großstädten Ephesus, Sardes und Pergamum. In ihrer neuen Heimat bewahrten diese Gemeinden ihre Anhänglichkeit an Jerusalem und den Tempel jahrhundertelang.

Den Nutzen, welchen diese babylonisch-judäischen Männer dem syrischen Könige hätten bringen können, wenn er sich auf den Besitz von Kleinasien hätte beschränken wollen, vereitelte er selbst durch die Überschätzung seiner Macht gegenüber dem bereits übermächtig gewordenen Rom und durch seine tollkühnen Übergriffe. Die Römer, welche er mit geringschätzenden Worten aus Griechenland hinausweisen wollte, brachten Antiochos bei Magnesia (Spätherbst 190) eine so niederschmetternde Niederlage bei, daß er die Eroberungen in Griechenland und in einem Teile von Kleinasien an die Römer abtreten, seine ganze Flotte ausliefern und jährlich 15 000 Talente Kriegskosten innerhalb zwölf Jahren zahlen mußte. Zur Sicherung

des Friedens und der Zahlung der Kriegsentschädigung mußte er seinen zweiten Sohn, Antiochos Epiphanes, welcher ein blutiges Blatt in die Jahrbücher des judäischen Volkes einsetzen sollte, als Geisel nach Rom senden. Verhängnisvoll war Antiochos' Überschätzung der eigenen Kraft für das seleucidische Reich. Um die Kriegsentschädigung leisten zu können, mußten die syrischen Könige sich auf Tempelraub verlegen, und dieser Angriff auf die Heiligtümer machte sie verhaßt und stachelte auch die geduldigsten Völkerschaften zu Aufständen gegen sie. Antiochos, der sogenannte Große, fand seinen Tod infolge eines versuchten Tempelraubes (187). Sein Sohn streckte ebenfalls seine Hand gegen Heiligtümer aus und führte dadurch die Erhebung und Kräftigung des judäischen Volkes, sowie die eigene Demütigung und die zunehmende Schwächung des seleucidischen Reiches herbei.

Für den Augenblick nahm allerdings die Zersetzung im Innern des judäischen Gemeinwesens, welche mit dem Führer und Steuerpächter Joseph begonnen hatte, infolge der Kriege zwischen den Seleuciden und Lagiden um den Besitz von Cölesyrien und infolge der zwieträchtigen Parteiung des Volkes mit überraschender Schnelligkeit und in großer Ausdehnung zu. Die Parteiführer, die Tobiaden und ihr Anhang, waren nicht wählerisch in den Mitteln, die ihnen geeignet schienen, ihrer Sache oder ihrer Rechthaberei den Sieg zu verschaffen und die Gegenpartei zu vernichten. Vor allem waren sie darauf bedacht, einen Stützpunkt außerhalb ihres Volkes zu suchen, nicht bloß bei den Machthabern in Antiochien, sondern auch bei der Nachbarbevölkerung. Bei den in den Städten Palästinas angesiedelten Griechen, welche die Oberhand hatten, und nicht weniger bei den Urbewohnern, waren sie verhaßt. Diese konnten es ihnen nicht verzeihen, daß sie so lange von den judäischen Steuerpächtern mißhandelt worden waren. Die Gehässigkeit der alten Zeit wiederholte sich wieder, und auch die alten Namen der Feinde waren geblieben, so daß die Vorgänge den Schein erwecken, als wenn die Lage noch wie zur Zeit der Richter unverändert geblieben wäre. Da waren noch Idumäer und Philister, wie ehemals voll feindseliger Gesinnung gegen die Judäer. Sie ließen sie bei jeder Gelegenheit ihren Haß empfinden. Im Norden taten dasselbe die Samaritaner. Um sich mit ihnen in ein freundnachbarliches Verhältnis zu setzen, schien es den Verweltlichten in Judäa kein anderes Mittel zu geben, als sich ihnen durch Sprache, Sitten und Lebensgewohnheiten zu nähern, ganz besonders aber äußerlich als Hellenen aufzutreten. Als solche glaubten sie von den griechisch-mazedonischen Herren, Oberbefehlshabern und Beamten des Landes Schutz gegen Angriffe zu finden und Achtung zu erringen. In Jerusalem sannen diejenigen, welche sich bereits

äußerlich hellenisiert hatten, darauf, die judäische Jugend nach griechischem Muster zu erziehen, sie durch Wettkämpfe in Rennen und Ringen abzuhärten und für den Waffendienst tüchtig zu machen.

Diese Affen der griechischen Mode, judäische Griechlinge oder Hellenisten, bildeten eine starke Partei im Volke, selbstverständlich aus Reichen und Vornehmen bestehend. Zu ihnen gehörte auch ein Hoherpriestersohn Jesua, der sich Jason nannte, und andere Ahroniden. Ihre Parteiführer waren die noch lebenden Söhne des Steuerpächters Joseph und seine Enkel, die Tobiassöhne, eine gesinnungslose Rotte. Da das judäische Gesetz und die judäischen Sitten ihren Neuerungen entgegen waren, und besonders das Ablegen der Kleidung bei Wettkämpfen gleich einer unzüchtigen Handlung angesehen wurde, so kehrte sich der Ingrimm der Griechlinge gegen das väterliche Gesetz und die altväterlichen Sitten, und sie sannen darauf, es ganz und gar abzuschaffen, um unbehindert das judäische Volk zu hellenisieren. Vermischung, vollständige Vermischung mit den heidnischen Griechen war das Ziel ihrer Wünsche. Was nützte die Umzäunung, welche Esra, Nehemia und der hohe Rat um die Gesetze des Judentumes gezogen hatten Die Hellenisten rissen die Zäune um und wollten auch die steinalten Stämme umhauen.

Wie öfter im Geschichtsleben, wenn ein Volk nicht abgestumpft oder verdummt ist, rief das Übermaß auf der einen Seite die Übertreibung auf der andern Seite hervor. Diejenigen, welche mit Schmerz und Zorn die Versuche der Hellenisten sahen, gruppierten sich zu einem Vereine, um sich fest am Gesetze und an den Sitten der Väter anzuklammern und sie wie den Augapfel zu schützen. Sie bildeten den „Verein der Frommen“ oder Aßidäer (Chassidim). Diese Überfrommen wollten jeden religiösen Brauch als ein untastbares Heiligtum betrachtet wissen. Ein schrofferer Gegensatz, als diese beiden Parteien läßt sich kaum denken. Sie verstanden einander nicht mehr, als wenn sie gar nicht Söhne desselben Stammes, Genossen desselben Volkes gewesen wären. Was den Griechlingen ein heißer Herzenswunsch war, verabscheuten die Aßidäer als bodenlose Verworfenheit, als Freveltat, als beispiellosen Verrat und brandmarkten die Urheber als „Gesetzesübertreter und Frevler am Bunde“. Was diesen wieder teuer und heilig war, verspotteten die Hellenisten als Torheit und verwünschten es als Hindernis für das Wohlergehen und den Bestand des Gemeinwesens. Zu diesen Strengfrommen gehörten ohne Zweifel zwei Gesetzeslehrer dieser Zeit, José (Joseph), Sohn Joézers aus dem Städtchen Zereda und José, Sohn Jochanans aus Jerusalem, welche zwei Schulen bildeten. Der eine legte mehr Wert auf die theoretische Beschäftigung mit dem Gesetze und der andere betonte mehr die prak-

tische Frömmigkeit. José aus Zereda schärfte seinen Jüngern ein: „Dein Haus sei ein Versammlungshaus für die Weisen, laß' Dich vom Staube ihrer Füße bestäuben und sauge mit Durst ihre Worte ein." Sein Genosse aus Jerusalem dagegen lehrte: „Dein Haus sei zur Weite geöffnet, Arme mögen Deine Hausgenossen sein und sprich nicht viel mit einem Weibe." — Zwischen den beiden einander schroff entgegengesetzten Parteien, den Aßidäern und Hellenisten, war, wie zu jeder Zeit bei Parteiungen innerhalb eines Volkes, die Menge in der Mitte vom Übermaße beider entfernt. Sie hatte allerdings Gefallen an der von den Griechen eingeführten Lebensbehaglichkeit und Verfeinerung, mochte sich nicht von der düstern Strenge der Aßidäer einengen lassen, billigte aber auch nicht die Ausschreitungen der Hellenisten, mochte nicht mit der Vergangenheit des Volkes brechen und noch weniger sie durch die umwandelnden Neuerungen auslöschen lassen. In den leidenschaftlichen Kampf, welcher zwischen Hellenisten und Aßidäern ausbrach, wurden selbstverständlich die mitteninne Stehenden hineingezogen und mußten Farbe bekennen.

Noch hatten die Frommen oder Nationalgesinnten die Oberhand in der Leitung des Gemeinwesens. An der Spitze derselben stand der Hohepriester Onias III., Sohn Simons II., der zugleich politisches Oberhaupt war. Er wird als ein vortrefflicher Mann geschildert, der zwar milden Sinnes war, aber als Eiferer für das Gesetz, Feind des Bösen und Beförderer der Frömmigkeit, den Ausschreitungen der Griechlinge mit Strenge Einhalt tat. Dafür wurde er von ihnen gründlich gehaßt. Seine Hauptfeinde waren drei Brüder aus vornehmer benjaminitischer Familie, die an Verwegenheit einander gleich waren: Simon, Onias, auch Menelaos genannt, und der dritte Lysimachos, und außerdem noch die mit ihnen engverbundenen Tobiaden. Sie haßten den Hohenpriester nicht bloß wegen seiner entschiedenen Abneigung gegen ihre Neuerungen, sondern auch wegen seiner Verbindung mit Hyrkanos, den seine Brüder und Verwandten noch immer mit glühendem Hasse verfolgten. Dieser hatte, wie es scheint, auch an dem ägyptischen Hofe des jungen Königs Ptolemäus V. Epiphanes Gunst gefunden und ein Amt oder die Steuerpacht über ein Gebiet jenseits des Jordans erhalten. Hier brandschatzte er die in der Gegend von Hesbon und Medaba wohnenden Araber oder Nabatäer ebenso rücksichtslos, wie sein Vater Joseph es während seiner Verwaltung in Cölesyrien getan hatte. Auf diese Weise sammelte er reiche Schätze. Aus diesen erbaute er sich unweit Hesbon auf einem Felsen eine Art Burg, zugleich Festung und Paradies im Kleinen, Tyros genannt.

Den Überschuß der Schätze, welche Hyrkanos angesammelt hatte, sandte er von Zeit zu Zeit nach Jerusalem zu noch größerer

Sicherheit, damit sie im Tempel, der auch für Heiden als unverletzlich galt, für ihn aufbewahrt werden sollten. Hyrkanos war mit dem Hohenpriester Onias III. befreundet und vertraute auch deswegen seine Gelder dem Schutze des unter demselben stehenden Heiligtums an. Aus diesem Grunde und auch wegen seiner abwehrenden Strenge gegen griechische Sitten und Unsitten haßten die Tobiaden und der Parteiführer der Hellenisten Simon diesen frommen Hohenpriester so leidenschaftlich, daß dadurch Reibungen und Fehden in Jerusalem ausbrachen. Simon hatte ein Amt im Tempel und scheint dem Hohenpriester vermöge desselben Widersetzlichkeit entgegengestellt zu haben. Um der einreißenden Zwietracht in Jerusalem zu steuern, verbannte der Hohepriester den aufsässigen Simon und wahrscheinlich auch die Tobiassöhne. Er hat aber dadurch das Feuer der Zwietracht noch mehr geschürt.

Simon hatte einen verruchten Plan ausgedacht, allein oder mit seinen hellenistischen Genossen, wie er Rache an seinem Hauptfeinde nehmen könnte. Er begab sich zu dem militärischen Oberhaupt von Cölesyrien und Phönikien, Apollonios, Sohn des Thrasseios, um ihm die verräterische Anzeige zu machen, daß große Schätze im Tempel zu Jerusalem aufbewahrt würden, die nicht dem Heiligtume gehörten und demgemäß von Rechts wegen dem Könige gebührten. Apollonios säumte selbstverständlich nicht dem Könige Seleukos IV. (187 bis 175) Anzeige davon zu machen, und dieser, in großer Not, die Zahlung der Kriegsentschädigung an Rom von seinem Vater her zu leisten, ergriff diese Gelegenheit mit Gier, Geldmittel zu erlangen, und erteilte seinem Schatzmeister Heliodor Befehl, sich nach Jerusalem zu begeben und aus dem Tempel den reichen Schatz zu heben. Wie vorauszusehen war, widersetzte sich Onias diesem durchaus widerrechtlichen Ansinnen, die Gelder auszuliefern. Heliodor dagegen, sich auf den königlichen Befehl berufend, schickte sich zum Eintritte in das Heiligtum an. Groß war die Aufregung der Bevölkerung Jerusalems, daß ein Heide in das Innere des Heiligtums dringen und Raub an demselben begehen sollte. Da ereignete sich etwas, das den Schatzmeister verhinderte, die Tempelschändung zu vollführen. Was vorgefallen ist, läßt sich nicht ermitteln; die fromme Sage hat einen Wunderschein darüber gebreitet, als wenn Heliodor im Heiligtume von einem Engel auf weißem Rosse zu Boden gestreckt worden wäre.

Simon ruhte aber nicht, um den von ihm unversöhnlich gehaßten Hohenpriester zu Falle zu bringen. Er soll sogar Meuchelmörder bestellt haben, um Onias aus dem Wege zu räumen. Dieser sah daher ein, daß die Ruhe und der Friede in der judäischen Hauptstadt nur wieder hergestellt werden könnten, wenn er dem König

Seleukos den Stand der Parteiung auseinandersetzen, die Ungerechtigkeit seiner Feinde aufdecken und von ihm Hilfe gegen sie erlangen könnte. Er entschloß sich daher, sich nach Antiochien zu begeben und seinen Bruder Jesua, Jason genannt, als stellvertretenden Hohenpriester einzusetzen. Während seiner Abwesenheit begannen die Hellenisten noch eifriger Ränke zu schmieden, um ihn zu stürzen und die Hohepriesterwürde an sich zu reißen. Ein Hoherpriester aus ihrer Mitte wäre nicht bloß Herr über den Tempelschatz, sondern auch über die Gemüter des Volkes. Er könnte die Einführung der von ihnen ersehnten Neuerung griechischer Lebensweise fördern und ihr vermöge seines geistlichen Amtes Nachdruck geben. Die Griechlinge waren bereits so entartet, daß ihnen nichts mehr heilig war. Indessen so geheim sie auch anfangs ihre Ränke gegen den abwesenden Onias gehalten haben mögen, verschwiegen blieben sie nicht und regten gewiß die Gemüter derer auf, denen die Umkehr der alten Ordnung und die Verachtung der alten Erinnerungen als ein arger Frevel erschien.

Ein Spruchdichter, der im tiefsten Innern durch diese Vorgänge betrübt war, versuchte diejenigen, welche er auf abschüssiger Bahn wandeln sah, vor dem sicheren Sturze in den Abgrund zu warnen. Es war Jesua Sirach, Sohn Eleasars (um 200 bis 176) aus Jerusalem. Die Verwirrungen, die er in seiner Geburtsstadt überhandnehmen sah, erfüllten ihn mit Trauer und Schmerz und gaben ihm den Gedanken ein, ein Spruchbuch anzulegen, um auf die Schäden hinzuweisen und dadurch seine Zeit- und Stammgenossen auf den rechten alten Weg zurückzuführen. Sirach war ein Spätling der Spruchdichter. Gesetz, Propheten und andere Schriften von erweckendem und belehrendem Inhalte waren seine Vertrauten, und besonders vertiefte er sich in die Salomonische Spruchsammlung und eignete sich ihre Form an. Er erreichte aber deren künstlerische Einfachheit nicht.

Sirach gehörte nicht zu den düsteren Aßidäern, welche auch erlaubten Genüssen entsagten und dieselben bei anderen verdammten. Er redete vielmehr dem geselligen Mahle bei Wein und Musik ein warmes Wort. Gegen die Freudenstörer, welche die Heiterkeit des Gelages durch allzuernste Gespräche zu verscheuchen pflegten, sprach er einen feinen ironischen Tadel aus.

„Sprich, Ratsmitglied, in gründlicher Kenntnis,
„Denn das ziemt dir; aber sei der Musik nicht hinderlich.
„Wo Wein getrunken wird, bringe dein Gespräch nicht an,
„Und zeige dich nicht zur Unzeit weise.
„Wie ein Siegelring von Smaragd in goldener Fassung,
„So das Lied bei süßem Weine."

Gegen die Überfrommen, welche die Heilkunst verschmähten und als ein sündiges Tun betrachteten, weil auch die körperlichen Leiden nur durch Gebet zu Gott abgewendet werden sollten, betonte Sirach die Notwendigkeit der Heilkünstler und Heilmittel, da auch sie von Gott zu ihrem Zwecke geschaffen seien. Sein Eifer war nichtsdestoweniger erglüht beim Anblicke der sittlichen und religiösen Auflösung seiner Zeitgenossen. Sirach geißelte mit stachelnden Worten den Übermut, die Falschheit und die Lüsternheit der Reichen, den Grundstock der Griechlinge, welche den Mammon anbeteten. Er rügte den unzüchtigen Verkehr der Geschlechter, warnte vor dem Umgange mit Tänzerinnen und Sängerinnen, vor der schönen Sünde, welche die Judäer von den Griechen gelernt hatten. Er entwarf ein Bild von den Töchtern Israels, das vielleicht übertrieben, sie nicht im günstigen Lichte zeigt.

Als Grundübel und Wurzel dieser Gesunkenheit betrachtete Sirach die Geringschätzung der Lehre des Judentums, und dieser zu steuern, war der Zweck seiner Spruchdichtung. Sirach berührte auch die peinliche Tatsache, welche die Gemüter der höheren Kreise Jerusalems innerlich beschäftigte, die vermessenen Ränke der Hellenisten, den Hohenpriester seines Amtes zu entsetzen und auf einen der ihrigen, wenn auch nicht von den Nachkommen Ahrons, diese Würde zu übertragen. Mußte denn das Hohenpriesteramt in einer einzigen Familie erblich sein? Diese Frage hatten die Ehrgeizigen aufgeworfen. Gegen dieses Gerede und die Verschwörung, die alte Ordnung umzukehren, ließ Sirach seine Warnung in Spruchform vernehmen. Er durfte nur zart darauf anspielen, nicht die Sache beim rechten Namen nennen.

„Warum ragt ein Tag vor dem andern hervor,
„Und doch kommt jedes Tageslicht von der Sonne?
„Durch die Weisheit des Herrn wurden sie geschieden,
„Und er zeichnete Zeiten und Feste aus.
„Einige Tage erhöhte und heiligte er,
„Und einige bestimmte er als Werkeltage.
„Und so sind alle Menschen von Staub geschaffen,
„Und aus Erde wurde Adam gebildet,
„Indes schied sie Gott in seiner Weisheit.

— — — — — — — — — — —

„Einige von ihnen segnete und erhöhte er,
„Einige heiligte er und brachte sie sich näher."

Die Ordnung der Berufung eines Hauses zur Heiligkeit für den Tempeldienst stamme von Gott, will der Spruchdichter sagen, ebenso wie die Auszeichnung gewisser Tage als heilige Feste. An dieser Ordnung sollte der Mensch nicht vermessen rütteln. Durch Beispiele aus der Geschichte des israelitischen Volkes wollte er seine

Zeitgenossen belehren, welche glückliche Folgen das Festhalten an Gesetz und Ordnung und welchen schlimmen Ausgang die Umkehr derselben für die Vermessenen selbst hatte. Er führte zu diesem Zwecke die lange Reihe der geschichtlich berühmt oder berüchtigt gewordenen Persönlichkeiten aus dem Altertume vor und faßte kurz ihre Taten oder Untaten zusammen.

Mit augenscheinlicher Absichtlichkeit hob Sirach in dieser Aufzählung den Aufstand der Rotte Kore hervor „der Vermessenen, die eifersüchtig auf Ahron war in Zorn und Glut; aber sie wurde durch Flammen vernichtet, und Ahrons Glanz wurde erhöht". Es sollte ein Wink für die Zeitgenossen sein, daß es denen, die auf den Hohenpriester, Ahrons Enkel, eifersüchtig waren, nicht wie der Rotte Kore ergehe. — Ebensolange verweilt die Schilderung bei Pinehas, Ahrons Enkel, dem dritten an Ruhm, welcher Sühne erwirkte für Israel.

Rasch schritt er über die unglückliche Zeit der Reichsspaltung und die daraus entstandene Sündenanhäufung hinweg und verweilte lange bei der Tätigkeit der Propheten. Aus der nachexilischen Zeit führte er nur Serubabel, den Hohenpriester Jesua und Nehemia vor. Und ganz zuletzt schilderte Sirach besonders rühmend Simon den Gerechten aus der jüngsten Vergangenheit, seine Taten und seine priesterliche Hoheit. Da er der Stammvater der zeitgenössischen hohenpriesterlichen Familie und auch der Tobiassöhne war, sollte sein Beispiel belehrend und warnend wirken und die Ehrgeizigen von ihrem Vorhaben abschrecken.

Aber anstatt der erstrebten Eintracht vermehrte sich noch die Zwietracht, und das judäische Volk kam durch die Ränke und die Verworfenheit der Griechlinge hart an den Rand des Abgrundes.

Fünftes Kapitel.

Die gewaltsame Hellenisierung unter Antiochos Epiphanes.

(175 bis 168.)

Es trat nämlich ein Mann, ein Königssohn, auf den Schauplatz, der berufen schien, die ohnehin unlöslichen Wirren in Judäa noch zu vermehren und düstere Tage über das Haus Israel heraufzubeschwören, wie es sie bis dahin in dieser Art noch nicht gekannt hatte. Es war der in der Geschichte gebrandmarkte Antiochos Epiphanes. Er gehörte zu den Menschen mit einer Doppelnatur, gemischt aus Boshaftigkeit und edlen Regungen, zugleich schlau berechnend und launenhaft, kleinlich bei großen Unternehmungen und groß in Kleinigkeiten. Darum fanden sich seine Zeitgenossen selbst in seinem Charakter nicht zurecht, ob die Albernheiten, die er als König beging und durch die er sich vor den Augen des Volkes lächerlich machte,

als geizte er nach dem Namen, „der Wahnwitzige“ (Epimanes), bei ihm angeborene Geistesverkrüpplung oder Maske waren. Die Schule, die er in seiner Jugend durchgemacht, hatte viel dazu beigetragen, ihn der Bahn eines geregelten Lebens zu entrücken. Sein Vater hatte ihn als Geisel für den geschlossenen Frieden und die übernommenen Kriegskosten nach Rom gesandt, und er weilte dort zwölf Jahre. Rom war gerade damals nach Besiegung der Karthager, der Mazedonier und Syrer Welthauptstadt geworden und machte den Übergang von der Sittenstrenge der Catonen zu der Ausgelassenheit der Claudier. Der sittliche Unflat der Griechen wurde auch hier eingeschleppt, Unzucht und unnatürliche Lustbefriedigung. Was aber Antiochos in Rom am meisten lernte, das war die Verachtung der Menschen und ihrer Lebensgewohnheiten, die Frechheit, die eiserne Härte, welche kein Mitleid kennt, die Tücke, welche mit dem Opfer spielt, ehe sie es erwürgt.

Antiochos wußte es dahin zu bringen, daß er Rom verlassen durfte und daß an seiner Statt sein Brudersohn Demetrios, Sohn des Königs Seleukos Philopator, als Geisel nach Rom gesandt und angenommen wurde. So kehrte er nach Syrien zurück, wahrscheinlich mit der Absicht, seinen Bruder zu entthronen. Aber ein anderer war ihm zuvorgekommen. Heliodor, einer von den Großen des Hofes, hatte Seleukos umgebracht (175) und sich des Reiches bemächtigt. War Antiochos ganz unschuldig an dieser Tat? Er weilte damals auf dem Wege zu seiner Rückkehr in Athen. Der Feind seines Vaters, Eumenes, König von Pergamum, und dessen Bruder Attalus leisteten ihm den großen Dienst, den Mörder Heliodor in die Flucht zu schlagen und ihn selbst zum Könige von Syrien und Asien einzusetzen. So begann Antiochos Epiphanes seine Regierung mit Schlauheit und Thronraub. Denn das Zepter gebührte seinem Neffen Demetrios, der in Rom als Geisel zurückgehalten wurde. Die Römer begünstigten den Thronräuber, weil sie durch dergleichen Zerwürfnisse in den regierenden Familien die Schwächung der Königreiche, die ihnen noch nicht vollständig verschrieben waren, herbeiführen wollten. Und diese römische List gedachte Antiochos zu überlisten! Ein judäischer Seher schilderte seinen Regierungsantritt mit anschaulichen Zügen: „An seiner Stätte wird ein Verächtlicher auftreten, auf den sie nicht den Purpur des Königtums gegeben. Und wegen der Verbindung mit ihnen wird er List üben und hinauf ziehen und siegen mit wenig Volk. Plötzlich und mit Vornehmen des Landes wird er auftreten und wird tun, was seine Väter und Großväter nicht getan haben. Beute und Güter wird er ihnen (den Vornehmen) verschwenden.“ Antiochos führte in Antiochien die Fechterspiele (Gladiatoren) aus Rom ein, das Kriegs-

gefangene oder Sklaven so lange mit Waffen gegeneinander kämpfen mußten, bis einer unterlag oder getötet wurde. Der Scheu vor einer Gottheit hatte sich Antiochos völlig entschlagen. „Die Götter seiner Väter beachtete er nicht und überhaupt keinen Gott, denn er überhob sich über alles."

Diesem Scheusal mit einem Herzen von Stein, mit Verachtung von Menschen, Gesetz, Sitte und Religion waren die Judäer preisgegeben. Denn mit seinem thronräuberischen Regierungsantritte waren sie von seinen Launen abhängig. Hätte in Judäa Eintracht geherrscht, so hätte es vielleicht seiner Aufmerksamkeit entgehen können. Aber durch die Zwietracht, welche die Griechlinge entzündet hatten, wurde sein Blick auf das judäische Volk gelenkt; diese forderten selbst seine Einmischung in die innerste Angelegenheit Judäas. Zunächst richteten sie seine Aufmerksamkeit auf den von ihnen gehaßten Hyrkanos, welcher von seiner Burg bei Hesbon aus die Steuern im Namen des Königs von Ägypten eintrieb. Einen schmählichen Tod fürchtend, legte dieser Hand an sich, und Antiochos ließ seine ganze Hinterlassenschaft einziehen.

Dann führten die Griechlinge ihren längst gehegten Plan aus, ihren zweiten Feind, den Hohenpriester Onias, seiner Würde zu entkleiden. Sein eigener Bruder Jesua-Jason versprach Antiochos eine außerordentliche Summe Geldes dafür, daß er ihm das Hohepriesteramt übertragen möge, und der geldbedürftige König hatte kein Bedenken, es ihm zu gewähren (174). Onias wurde wohl auch bei dem neuen Könige als Parteigänger der Ptolemäer verleumdet, und so wurde der Ankläger gegen die Hellenisten Angeklagter. Der zweite Schritt der Griechlinge oder des Hohenpriesters Jesua-Jason war, von Antiochos zu erbitten, daß diejenigen Judäer, welche in den griechischen Kampfspielen geübt sein würden, als Antiochenser oder Mazedonier oder als gleichberechtigte Vollbürger angesehen und zu allen gemeinsamen öffentlichen Zusammenkünften und Spielen der Griechen zugelassen werden sollten. Die Griechen machten stets aus den Spielen Ernst und betrachteten sie als Lebenszweck. Die in Palästina und Phönikien angesiedelten Griechen unterhielten durch die Verpflanzung der olympischen Spiele in die Barbarenländer nach Ablauf von je vier Jahren das nationale Band gemeinsamer Abstammung. Wer von Nichtgriechen zur Teilnahme an denselben zugelassen wurde, fühlte sich dadurch, als des griechischen Adels teilhaftig, außerordentlich geehrt. Jason und die Hellenisten beabsichtigten mit der Einführung der Gymnasien in Jerusalem auch den Judäern das höhere griechische Bürgerrecht zu verschaffen und dadurch den Haß und die Verachtung, unter der sie zu leiden hatten, zu vermindern. Sobald Antiochos ihnen dieses Vorrecht erteilt hatte,

ließ es sich Jason angelegen sein, die Übungen anzustellen, die zur Beteiligung an den olympischen Spielen nötig waren. Der Hohepriester richtete in der Birah oder Akra (Akropolis), nordwestlich vom Tempel, einen Platz für solche Übungen ein, ein Gymnasion für Jünglinge und eine Ephebie für Knaben. Wahrscheinlich wurden griechische Lehrmeister gemietet, den judäischen Jünglingen und Männern die Kampfspiele beizubringen. Diese bestanden in raschem Wettlaufe in einem Stadium, im Springen, Ringen, im geschickten Werfen einer schweren Scheibe und in Faustkämpfen.

Bald zeigte sich aber die Unverträglichkeit solcher Spielereien, die einer ganz anderen Lebensrichtung entstammten, mit dem Judentume. Die Übungen in solchen Wettkämpfen mußten nackt ausgeführt werden, so erforderte es die griechische Sitte. Die judäischen Jünglinge, die sich dazu hergaben, mußten sich demnach in Anblick des Tempels, in welchem nicht einmal Stufen zum Altare führen durften, damit die Blöße des Körpers nicht sichtbar werde, über das Schamgefühl hinwegsetzen. Aber ein anderes Schamgefühl beschlich sie. Bei der Entblößung des Körpers kam das Bundeszeichen zum Vorscheine, woran sie vor den Gliedern anderer Völker sofort kenntlich waren. Sollten sie damit an den olympischen Spielen teilnehmen und sich dem Gelächter der spottsüchtigen Griechen aussetzen? Aber auch darüber setzten sie sich hinweg; sie unterzogen sich einer schmerzlichen Operation, um nur äußerlich nicht als Judäer zu erscheinen. Bald drängten sich Jünglinge zum Gymnasion, und die jungen Priester vernachlässigten den Tempeldienst, um an den Übungen der Palästra und des Stadiums Teil zu nehmen. Die Frommen sahen mit Schrecken Entfremdung vom eigenen Wesen, aber sie schwiegen. Indessen selbst Jasons Gesinnungsgenossen waren mit seinem Anschmiegen an das Fremde, sobald es zur Verleugnung des Grundwesens des Judentums führte, unzufrieden. Als nämlich in Tyrus die olympischen Spiele gefeiert wurden (Juni 172), bei welcher Gelegenheit dem griechischen Gott Herakles, dem angeblichen Stifter dieser Kampfspiele, geopfert zu werden pflegte, sandte Jason Festgesandte dahin und zwar solche, welche bereits in den Wettkämpfen geübt und dadurch zur vollen Beteiligung daran berechtigt waren. Er gab auch den dahin abgeordneten Personen nach der üblichen Sitte einen Geldbeitrag mit, welcher zum Festopfer für Herakles verwendet werden sollte. Allein diese, obwohl bereits griechisch gesinnt und geschult, empfanden doch Gewissensbisse, dem Götzen die Opfergabe zuzuwenden; es schien ihnen eine Beteiligung am Götzendienste und Anerkennung des Gebildes von Marmor als einen Gott. Sie nahmen daher den Auftrag lediglich mit der Bedingung an, daß es ihnen freistehen sollte, die mitgenommene Summe anderweitig zu verwenden.

So tiefgewurzelt war der Gottesbegriff des Judentums selbst in dem Herzen solcher, welche dem griechischen Wesen zugetan waren und zur Hellenistenpartei gehörten.

Indessen wuchs die Zwietracht in Jerusalem zu einer solchen Höhe, daß die unheilvollen Folgen nicht ausbleiben konnten. Die verbissenen Hellenisten schmiedeten Ränke, um auch Jason zu stürzen und das Hohepriestertum in ihre Gewalt zu bringen, sei es aus Ehrgeiz, oder weil ihnen Onias' Bruder auch noch zu judäisch-national oder nicht tatkräftig genug für den Umsturz der väterlichen Sitten zu sein schien. Einer aus ihrer Mitte, der keinerlei Bedenken kannte, sollte Hohepriester werden, Onias-Menelaos, ein Bruder jenes Simon, welcher die Angeberei gegen den Tempelschatz und gegen Onias angebracht hatte. Durch ihn sandte Jason die versprochenen Leistungen an den König. Aber bei dieser Gelegenheit versprach Menelaos dreihundert Talente mehr jährlich zu steuern, wenn er zum Hohenpriester eingesetzt werden würde, und rühmte sich seines großen Ansehens, welches ihn in den Stand setzen würde, tatkräftiger als Jason für die Sache des Königs zu wirken. Antiochos hatte kein Bedenken, dem Mehrbietenden die Hohepriesterwürde zu übertragen (172 bis 171). Er sandte zugleich einen seiner Beamten Sostrates mit einer Schar cyprischer Soldaten nach Jerusalem, um jeden Widerstand gegen seine Anordnung niederzuschlagen und die pünktliche Leistung der verheißenen Summe zu überwachen. Sostrates legte die Soldaten in die befestigte Akra, um die Bewohner Jerusalems im Zaume zu halten, und erklärte die Amtsentsetzung Jasons auf königlichen Befehl. Dieser entfloh oder wurde aus Jerusalem verbannt.

Infolge dieser Veränderung vermehrten sich nur die Wirren in Jerusalem. Der größte Teil des Volkes war empört darüber, daß Menelaos, der nicht von der hohenpriesterlichen Familie, sondern ein Benjaminite war, und dessen Abneigung gegen die väterliche Religion bekannt war, diese Familie verdrängt hatte.

Selbst Neuerungssüchtige waren mit Menelaos' Wahl zum Hohenpriester unzufrieden, teils die Anhänger Jasons, die mit Unmut dessen Amtsentsetzung ertrugen, und teils die Halben, welche mit dem Judentume nicht völlig brechen mochten. Die Unzufriedenen mußten aber an sich halten, weil sie den anwesenden syrischen Beamten und die unter ihm stehende cyprische Truppe fürchteten. Aber es herrschte in den Gemütern eine so tiefe Aufregung, daß sie bei der ersten Gelegenheit zum Ausbruche kommen mußte. Menelaos führte sie herbei. Er hatte dem Könige als Entgeld für das Priesterdiadem mehr versprochen, als er halten konnte. Darüber war Antiochos erzürnt und lud ihn zur Verantwortung vor sich. Er mußte sich also in Antiochien

einstellen, ließ seinen ihm an Gesinnungslosigkeit ähnlichen Bruder Lysimachos als Stellvertreter zurück und entwendete aus dem Tempel Weihgeschenke, aus deren Erlös er die rückständige Summe zu ergänzen beabsichtigte. Von dieser Freveltat erfuhr der abgesetzte edle Hohepriester Onias III., welcher noch immer in Antiochien weilte. Ereifert darüber, klagte er Menelaos des Tempelraubes an, einer Untat, welche damals auch unter den Griechen als außerordentlich sträflich und verdammlich galt. Das beschleunigte aber seine Todesstunde. Denn Menelaos verständigte sich mit Andronikos, dem Stellvertreter des Königs, ihn aus dem Wege räumen zu lassen, ehe der König Kunde von dem Tempelraube und der damit getriebenen Bestechung erhielte. Da Andronikos selbst dabei beteiligt war, so war er gleich bereit, Onias unschädlich zu machen, lockte ihn mit Beteuerungen und Eiden aus dem Asyl des Apollotempels in Daphne bei Antiochien, wohin sich der Bedrohte geflüchtet hatte und tötete ihn auf der Stelle (171). Das war Menelaos' neue Freveltat zu den bisherigen hinzugefügt. Die Mordtat an dem frommen Hohenpriester machte Aufsehen selbst unter den Griechen in Syrien, so daß Antiochos genötigt war, nach seiner Rückkehr den Mörder Andronikos zu bestrafen.

Indes mußte Menelaos, obwohl er seinen Ankläger hatte stumm machen lassen, darauf bedacht sein, den König zu befriedigen und ihn in guter Stimmung zu erhalten. Um hinreichende Mittel zu haben, ließ er durch seinen Bruder Lysimachos noch mehr kostbare Weihgeschenke aus dem Tempel entwenden und in seine Hände befördern. Diese Beraubung des Tempels konnte nicht unbemerkt bleiben, und als sie kund und auch der Täter bezeichnet wurde, entstand eine Erbitterung gegen ihn, die in Tätlichkeit überging. Auch das Volk außerhalb Jerusalems, als es die Schändlichkeit der beiden Brüder vernommen hatte, strömte nach Jerusalem und bedrohte, mit den Bewohnern der Hauptstadt vereint, den Tempelschänder mit dem Tode. Lysimachos bewaffnete aber seine Anhänger und stellte an ihre Spitze einen Führer Namens Avran, einen Gesinnungsgenossen und alten Sünder. Das waffenlose Volk ließ sich aber nicht von den Bewaffneten abschrecken, sondern stürmte auf sie mit Steinen und Stöcken ein, blendete sie mit Aschenhaufen, die es gegen sie streute, tötete viele, warf andere zu Boden oder schlug sie in die Flucht. Lysimachos selbst wurde in der Nähe des Tempelschatzes erschlagen. Menelaos erhob selbstverständlich eine Anklage gegen die Aufständischen in Jerusalem vor dem Könige, und dieser veranstaltete in Tyrus eine Gerichtssitzung zur Vernehmung der Anklage und Verteidigung. Drei Männer vom Rate, welche das Volk zu diesem Zwecke abgeordnet hatte, setzten die Schuld Lysimachos' und seines hohen-

priesterlichen Bruders an dem Tempelraube und an der dadurch veranlaßten blutigen Fehde in Jerusalem so überzeugend auseinander, daß der Urteilsspruch ungünstig für Menelaos hätte ausfallen müssen. Da wußte der um Erfindungen nicht verlegene Menelaos einen Wicht seines Gleichen in sein Interesse zu ziehen, dessen Stimme beim Könige Gewicht hatte. Dieser machte die Schale auf der Wage der Gerechtigkeit zugunsten des Schuldigen sinken. Vom hohen Richterstuhle aus sprach Antiochos den Verbrecher Menelaos frei und verurteilte die drei Abgeordneten Jerusalems, welche dessen Schuld sonnenklar bewiesen hatten, zum Tode. Die Tyrier, Zeugen dieser Rechtsverhöhnung, bezeugten ihren Unwillen dagegen durch sympathische Teilnahme an dem Leichenbegängnisse der drei edlen Männer. Menelaos und die Bosheit triumphierten. Er behielt die Herrschaft über das Volk, das ihn ingrimmig haßte. Um diesem Hasse nicht zu erliegen, plante er neue Ränke und Freveltaten.

Er träufelte das Gift der Verleumdung in das Ohr des Königs Antiochos gegen seine Feinde, d. h. gegen das ganze Volk. Auf der einen Seite brachte er die Anschuldigung vor, daß seine Feinde Parteigänger des ägyptischen Hofes wären und ihn nur darum verfolgten, weil er ihren Parteibestrebungen entgegen sei. Auf der andern Seite verleumdete er, der bestallte Hohepriester, das ganze Judentum; das Gesetz, das Mose dem judäischen Volke gegeben, sei voll von Menschenhaß, es verbiete an der Tafel von Genossen anderer Völker sich zu beteiligen und Fremden Wohlwollen zu erweisen. Dieses Gesetz des Menschenhasses müsse aufgehoben werden. Da Antiochos damals alle seine Gedanken darauf richtete, Ägypten zu erobern, fanden Menelaos' Verleumdungen bei ihm Gehör und er beobachtete die Judäer mit argwöhnischem Auge. Es konnte ihm nicht gleichgültig sein, während er einen gefahrvollen Zug unternahm, einen Feind im Rücken zu wissen.

Vorwand zum Kriege gibt es immer und hat auch dem schlauen Antiochos nicht gefehlt. Seine Schwester Kleopatra, an Ptolemäus V. verheiratet, war gestorben und hatte zwei unmündige Söhne hinterlassen, Philometor und Physkon, von denen der erstere als König galt; an dessen Stelle regierten aber zwei Vormünder, Euläus und Lenäus. Antiochos gab vor, er müsse seine Neffen gegen die Vormünder beschützen und einem gegen ihn beabsichtigten Krieg zuvorkommen und sammelte Truppen, um einen Einfall in Ägypten zu machen. Er zauderte aber lange mit dem Angriffe aus Furcht vor den Römern. Als diese sich aber immer tiefer in einen neuen Krieg mit Perseus, König von Mazedonien, verwickelten, wagte er endlich, die ägyptische Grenze zu überschreiten (Herbst 170) und drang immer tiefer in das ägyptische Land ein. Die beiden Vor-

münder entflohen mit dem jungen Könige Philometor. Darauf bemächtigte sich Antiochos des ganzen nördlichen Ägyptens und rückte vor Alexandrien, um dieses zu belagern. Die Einwohner wählten indessen den jüngern Bruder Ptolemäus Physkon zum Könige und verteidigten die Stadt mit solcher Standhaftigkeit, daß der syrische König an ihrer Eroberung verzweifelte. Er knüpfte daher Unterhandlung mit dem älteren Bruder an, ließ ihn nach Ägypten kommen, schloß einen Vertrag mit ihm und gab vor, den Krieg nur zu dessen Nutzen fortsetzen zu wollen.

In Judäa folgte man dem Ausgange dieses Krieges mit äußerster Spannung. Siegte Ägypten, so wäre Aussicht vorhanden, daß die trüben Mißstände ein Ende nehmen würden, welche durch den aufgezwungenen, verhaßten Hohenpriester herbeigeführt waren. Der ägyptische Hof begünstigte die national-judäische Partei und nahm die vor der Tyrannei Antiochos' und Menelaos' dahin geflüchteten Vaterlandsfreunde auf.

Da verbreitete sich mit einem Male das Gerücht, daß Antiochos gefallen sei, und regte die Gemüter aufs Tiefste auf. Der abgesetzte Hohepriester Jason-Jesua eilte von Ammonitis, wo er Schutz gefunden hatte, nach Jerusalem und führte eine Schar mit sich, um sich der Stadt zu bemächtigen. Menelaos ließ selbstverständlich die Tore Jerusalems verrammeln und von der Mauer gegen die anrückende Schar kämpfen. So brach denn ein förmlicher Bürgerkrieg aus, herbeigeführt durch den Ehrgeiz zweier Männer, welche es nach der Hohenpriesterwürde, als Mittel zur Macht, gelüstete. Indessen, da nur die wenigsten der Bewohner Jerusalems dem verhaßten Menelaos beistanden, so gelang es Jason mit seiner Schar in Jerusalem einzudringen; Menelaos suchte Schutz hinter den Mauern der Akra.

Inzwischen zog Antiochos von Ägypten ab mit der reichen Beute, die er da gemacht hatte (169), vielleicht um neue Truppen zur Verstärkung seines Heeres zu sammeln. Sobald er von den Vorgängen in Jerusalem vernommen hatte, schwoll sein Zorn gegen das judäische Volk und gegen das heilige Bündnis des Judentums. Seine harte, boshafte, unmenschliche Natur machte sich gegen die Judäer Luft. Er überfiel Jerusalem plötzlich, richtete ein Blutbad unter den Bewohnern an, schonte weder Alter, noch Jugend, noch das schwache Geschlecht, unterschied nicht Freund von Feind, drang in den Tempel und in das Allerheiligste, um seine Verachtung gegen den Gott, der darin verehrt wurde, kund zu geben, ließ alles Wertvolle daraus entfernen, den goldenen Altar, Leuchter, Tisch, alle goldenen Geräte und den Tempelschatz, soviel davon noch übrig geblieben war. Menelaos diente ihm als Führer bei dieser Tempelschändung. Gegen den Gott Israels, dessen Allmacht seine Bekenner so sehr priesen, und der den

von ihm ausgeübten Freveltaten gegenüber ohnmächtig schien, stieß er mit frechem Munde höhnische Lästerungen aus. Um den Mord an Unschuldigen und den Tempelraub zu beschönigen, verbreitete er eine Lügengeschichte, zusammengewoben aus Selbsttäuschung, Eingebungen seines Helfershelfers Menelaos und geflissentlicher Erfindung, welche das Judentum unter den gebildeten Völkern für eine geraume Zeit in Verruf brachte. Antiochos verbreitete, er habe im Allerheiligsten des Tempels das steinerne Bild eines Mannes mit einem langen Barte wahrgenommen. Dieses Bild habe auf einem Esel gesessen und habe ein Buch in der Hand gehalten. Er habe es für ein Abbild des Gesetzgebers Mose gehalten, welcher den Judäern menschenfeindliche, abscheuliche Gesetze gebracht, sich von allen Völkern fern zu halten und ihnen kein Wohlwollen zu erweisen. Seitdem wurde unter Griechen und Römern geglaubt, die Judäer hätten einen Eselskultus zu ihrer Religion. Antiochos hat wahrscheinlich noch eine andere abscheuliche Lüge zur Anschwärzung der Judäer verbreitet oder wenigstens Veranlassung dazu gegeben, er habe im Tempel einen Griechen in einem Bette liegend gefunden, der ihn angefleht habe, ihn zu befreien, und ausgesagt habe, jedes Jahr pflegten die Judäer einen Griechen zu füttern und zu schlachten, von dessen Eingeweiden zu kosten, dabei Haß den Griechen zu schwören und den Vorsatz zu fassen, sie zu vertilgen. Mag diese giftige Verleumdung gegen die Judäer unmittelbar von Antiochos ausgegangen sein, oder mögen Lügenschmiede sie ihm in den Mund gelegt haben, er hat jedenfalls dem Judentume einen unheilvollen Ruf ausgestellt, als wenn es Lieblosigkeit gegen andere Völker lehre und empfehle. Das war die Errungenschaft aus der seit einem halben Jahrhunderte mit Preisgebung der Sitte und der Sittlichkeit ersehnten und erstrebten Gemeinschaft mit den Griechen!

Ein Trauerschleier war über Jerusalem gebreitet, und das Haus Jakob war mit Schmach bedeckt. „Führer und Ratsälteste stöhnten, Jünglinge und Jungfrauen verhüllten sich, die Schönheit der Frauen war entstellt, der Bräutigam erhob Klage statt des Gesanges, und die Braut im Brautgemache war in Trauer.“ Das war aber noch lange nicht das Ende, es sollten noch traurigere Tage über Judäa hereinbrechen. Abermals unternahm Antiochos einen Kriegszug nach Ägypten, und zum zweiten Male sollte das judäische Volk seinen Unmut über die Erfolglosigkeit desselben empfinden. Die beiden königlichen Brüder, Philometor und Physkon, hatten sich durch Vermittlung ihrer Schwester und der Römer versöhnt. Der erstere wurde von der Stadt Alexandrien als König aufgenommen. Darüber war Antiochos ergrimmt. Da die Römer immer noch in den mazedonischen Krieg verwickelt waren, so glaubte er einen zweiten

Einfall in Ägypten wagen zu dürfen (168), rückte ohne Widerstand tief in Ägypten ein und drang abermals bis in die Nähe Alexandriens. Die Könige von Ägypten hatten indes Gesandte nach Rom gesandt und flehentlich um Hilfe gebeten, daß der Senat sie nicht verlassen möge. Drei römische Abgeordnete wurden hierauf beauftragt, sich zu Antiochos zu begeben, und ihm Halt zu gebieten. Nach der glücklichen Schlacht bei Pydna, der Niederlage des mazedonischen Heeres und der Flucht des Königs Perseus (22. Juni 168), reisten die drei römischen Herren in Antiochos' Lager und überbrachten ihm den Befehl des Senats, Ägypten binnen kurzer Frist zu räumen. Als sich der syrische König Bedenkzeit ausbat, zog der barsche Popillius Länas einen Kreis mit dem Stabe und bedeutete ihn, ehe er diesen Kreis verließe, sich zu erklären, ob er Freundschaft mit Rom oder Krieg vorziehe. Antiochos kannte die Unerbittlichkeit der römischen Befehle und entschloß sich, sofort abzuziehen (gegen Ende Juni 168). Verstimmt, erzürnt und mit sich zerfallen über die erfahrene Demütigung, kehrte Antiochos „der Erlauchte" in seine Hauptstadt zurück. Das Gefühl seiner Demütigung peinigte ihn um so schmerzlicher, als er den Römern gegenüber Zufriedenheit und Freundlichkeit heucheln mußte.

Diesem verhaltenen Ingrimm machte er abermals durch Grausamkeiten unerhörter Art an den Judäern Luft. Hatten sie wieder Schadenfreude über seine Demütigung empfunden und kund gegeben? Hatten sie zu laut gesprochen, daß ihr Gott, der die Hochmütigen erniedrigt, über ihn diese Demütigung verhängt hat? Mit freundlichen Worten, scheinbar in friedlicher Absicht, kam einer seiner Fürsten, Apollonios, in die judäische Hauptstadt mit verwilderten Truppen, und plötzlich, an einem Sabbat, als an Gegenwehr mit Waffen nicht zu denken war, überfiel die an Blutvergießen gewöhnte mazedonische Söldnerschar die Einwohner, tötete die ergriffenen Männer und Jünglinge, machte Frauen und Kinder zu Gefangenen und schickte sie auf Sklavenmärkte. Wer sich retten konnte, entfloh aus der Stadt. Viele Häuser der Hauptstadt ließ er zerstören und die Mauern Jerusalems niederreißen. Es sollte aus der Reihe der angesehenen Städte schwinden. Warum hätte der Wüterich und seine wilde Schar das Heiligtum verschonen sollen? Allerdings zerstören sollten sie es nicht; Antiochos hatte eine Absicht, es zu einem andern Zwecke bestehen zu lassen. Aber seine Diener ließen ihre Wut an den Außenwerken aus, verbrannten die Holztore und zertrümmerten die Hallen mit Beil und Hammer. Zu rauben gab es nichts mehr im Tempel. Nur die Hellenisten, die syrischen Soldaten und die Fremden bewegten sich in den verödeten Plätzen. „Jerusalem wurde ihren Kindern fremd." Auch der Tempel wurde vereinsamt. Der Tummel-

platz war eine andere Stätte in Jerusalem, die Akra. Hier lag die verstärkte syrische Besatzung und hier hausten die Hellenisten. Um sie vor jedem Angriffe zu schützen, wurde sie mit starken und hohen Mauern und Türmen, so daß sie den Tempel in ihrer Nähe überragte, noch mehr befestigt, und Waffen und Mundvorrat wurde darin aufgehäuft.

Indessen diese Verödung wurde Menelaos, dem Urheber aller dieser Gräuel, selbst peinlich. Für wen war er Hohepriester, wenn es keine Tempelbesucher gab, für wen Vorsteher des Volkes, wenn dieses ihm den Rücken kehrte? Es wurde ihm unheimlich, er hörte nur den Widerhall seiner eigenen Stimme. In dieser peinlichen Lage verfiel er auf einen neuen verruchten Ratschlag. Das Judentum, Gesetz, Lehre und Sitte sollten aufgehoben und dessen Bekenner gezwungen werden, den griechischen Kultus anzunehmen. Antiochos in seiner Verbitterung und in seiner Wut gegen beide, gegen die Judäer und ihre Religion, erfaßte diesen Ratschlag und ließ ihn mit der ihm selbst unter Spielereien und Vermummungen eigenen Zähigkeit ins Werk setzen. Das judäische Volk sollte sich hellenisieren und dadurch zu ihm treu halten oder, wenn es sich seinen Befehlen widersetzen sollte, dem Tode verfallen. Aber nicht bloß dem judäischen Volke wollte er damit beikommen, sondern auch die Ohnmacht des Gottes, dem es so treu anhing, offenkundig machen. Ihm, dem die Götter seiner Väter gleichgültig waren, klang es wie ein Hohn gegen ihn, wenn das judäische Volk im großen und ganzen in den blutigen Verfolgungen, die er bereits über dasselbe verhängt hatte, noch immer auf den Gott seiner Väter hoffte, daß er den hochmütigen Lästerer zerschmettern werde. Diesen Gott Israels wollte er herausfordern und ihn überwinden. So erließ Antiochos einen Befehl, durch Boten für alle Städte Judäas überbracht, daß sämtliche Judäer aufhören sollten, die Gesetze ihres Gottes zu befolgen und nur den griechischen Göttern opfern sollten. Überall sollten Altäre und Götzenbilder zu diesem Zwecke errichtet werden. Um das Judentum so recht ins Herz zu treffen, verordnete Antiochos, daß dessen Bekenner unreine Tiere und besonders Schweine zu opfern gezwungen werden sollten.

Dreierlei Zeichen des religiösen Lebens, wodurch die Judäer sich augenfällig von den Heiden unterschieden, wurden besonders bei schwerer Strafe untersagt: die Anwendung der Beschneidung, die Beobachtung des Sabbats und der Feiertage und endlich die Enthaltung von verbotenen Speisen. Mit der Vollstreckung des Befehles wurden Beamte betraut, hartherzige Schergen, welche mitleidslos jede Übertretung des königlichen Machtgebotes mit dem Tode züchtigten.

Der Anfang wurde mit dem Tempel in Jerusalem gemacht. Antiochos sandte eigens einen angesehenen Antiochenser dahin, um das Heiligtum dem olympischen Zeus zu weihen. Ein Schwein wurde auf dem Altare im Vorhofe geopfert, dessen Blut auf denselben und im Allerheiligsten gesprengt, dessen Fleisch gekocht und mit der Brühe die Blätter der heiligen Schrift begossen. Von dem gekochten Schweinefleische mußten der sogenannte Hohepriester Menelaos und andere judäische Hellenisten genießen. Die Thorarolle, welche im Tempel gefunden wurde, hat der Antiochenser wohl nicht bloß besudelt, sondern auch verbrannt, weil sie, die Erzieherin zur sittlichen Reinheit und Menschenliebe — nach der Meinung des Antiochos und seinem erlogenen Vorgeben — Menschenhaß lehre. Es war ihre erste Feuertaufe. Dann wurde das Bildnis des Zeus auf dem Altare errichtet, der „Gräuel der Verwüstung“, dem fortan geopfert werden sollte (am 17. Tammus = Juli 168).

So war denn der Tempel Jerusalems, die einzige Stätte auf Erden für Heiligkeit, abermals gründlich entweiht. Der Gott Israels war scheinbar von dem Zeus Hellenios daraus verdrängt worden.

Zwei von levitischen Sängern gedichtete Klagepsalmen[1]) vergegenwärtigen den tiefen Schmerz der Treuen über dieses Elend und diese Entweihung. Der eine klagt:

„Alle Tage ist meine Schmach mir gegenwärtig . . . .
„Ob der Sprache des Lügners und Höhners
„Ob des rachsüchtigen Feindes . . . .
„Deinetwillen werden wir alle Tage hingemordet,
„Sind gleich Schlachttieren geachtet.
„Erwache! Warum schläfst du? . . . .
„Gebeugt in Staub ist unser Wesen.“ . . . .

Der andere Psalm klagt:

„Feuer haben sie an dein Heiligtum gelegt,
„Zum Staube entweiht deines Namens Stätte,
„Verbrannt alle Gotteshäuser im Lande
„Unsere Zeichen sahen wir nicht, es gibt keinen Propheten mehr,
„Und niemand bei uns weiß, wie lange.
„Wie lange, Gott, soll der Feind lästern
„Der Widersacher deinen Namen höhnen?“

Wie nahm das Volk diese beispiellose Schändung auf? Wie wird es sich gegenüber den strengen Befehlen des herzlosen Königs und seiner Schergen verhalten, es zu entnationalisieren und von seinem Gotte loszureißen? Eine schwere verhängnisvolle Prüfung war ihm auferlegt. Der Tod durch Henkershand drohte allen denen,

[1]) Psalm 44 und 74.

welche das Judentum öffentlich bekannten. Sie durften sich nicht einmal Judäer nennen.

Siegreich hat das judäische Volk diese erste Prüfung überstanden und sein Bündnis mit seinem Gotte und seinem Gesetze mit Märtyrerblut besiegelt. Die Judäer, welche in syrischen und phönikischen Städten zerstreut und in nächster Nachbarschaft der Griechen wohnten und in den Bekehrungszwang eingeschlossen waren, beugten zwar ihr Haupt, opferten zum Scheine den griechischen Götzen und verheimlichten oder verleugneten ihre Religion. Aber auch unter diesen gab es Treue, welche mit ihrem Leben Zeugnis für die Wahrheit ihrer Lehre ablegten. In Antiochien selbst, unter den Augen des Wüterichs, erduldete ein Greis, Namens Eleasar, mit Standhaftigkeit den Martertod, um nicht von dem Fleische der Götzenopfer zu genießen. Man erzählte sich auch in den Kreisen der auswärtigen Judäer von einer judäischen Mutter und ihren sieben Söhnen, wie sie und selbst der jüngste mit fester Überzeugung und mit Todesverachtung der Zumutung zur Übertretung ihres Gesetzes getrotzt haben. Dieser Märtyrertod der Dulder in den entgegengesetzten Lebensstufen, des einen im Greisenalter und der anderen in zarter Jugend, war für die auswärtigen Judäer unter griechischer Herrschaft ein erhebendes Beispiel.

In Judäa gab es von Tag zu Tag mehr Blutzeugen. Die von Antiochos bestellten Aufseher zur Vollstreckung seiner Befehle richteten nämlich ihr Augenmerk auf die Landstädte, wohin die Bewohner Jerusalems entflohen waren. Hier errichteten sie bei ihrer Ankunft Altäre und forderten die Bevölkerung im Namen des Königs auf, dem Zeus Schweine zu opfern und von deren Fleisch zu genießen, und wenn der Sabbat eintraf, ihn durch Arbeit zu entweihen. An dem Weinfeste der Dyonisienfeier wurden sie gezwungen in griechischer Weise sich mit Efeu zu bekränzen, Umzüge zu machen und wilde Rufe der ausgelassenen Freude zu Ehren des griechischen Weingottes auszustoßen. Kam ein solcher Scherge in eine Landstadt und rief die Menge zusammen, ihren Abfall vom Judentume durch irgend etwas zu betätigen, so fand er nur wenige vor. Die meisten hatten die Flucht ergriffen und in den Höhlen und Schluchten der judäischen Berge oder in der wüsten Gegend am Toten Meere Zuflucht gesucht. Dieser Widerstand gegen seine Befehle reizte Antiochos nur noch mehr und er erließ Befehle über Befehle, mit der grausamsten Strenge gegen die Ungefügigen zu verfahren. Dadurch verdoppelten die Schergen ihren Verfolgungseifer. Wo sie Thorarollen fanden, zerrissen sie sie in Wut, verbrannten die Teile im Feuer und töteten diejenigen, welche zu ihrem Troste und ihrer Stärkung in dieser blutigen Verfolgung darin lasen. Alle Bet- und Lehrhäuser im Lande zer-

störten sie. Fanden sie schwache Frauen kurz nach ihrer Entbindung, welche in Abwesenheit der Männer ihre jungen Söhne in den Bund Israels aufnahmen, so hängten die Unmenschen sie mit ihren zarten Kindern am Halse an der Mauer der Stadt auf.

Aber alle diese Unmenschlichkeiten, weit entfernt, das Volk abzuschrecken, machten es nur um so standhafter. Der Tod hatte für viele seine Schrecken verloren. Manche zogen vor zu sterben, um nicht einmal verbotene Speisen zu genießen. Diese Standhaftigkeit und diese Seelengröße erweckte und unterhielt der Kreis der streng-frommen Aßidäer. Von den Schlupfwinkeln aus machten einzelne aus diesem Kreise auf heimlichen Wegen Ausflüge, drangen in die Städte und Dörfer, riefen die Bewohner zusammen, sprachen mit Glut und Überzeugung, ermutigten zur Standhaftigkeit und stärkten die Schwankenden. Die Wirkung ihrer Predigten war um so größer, als sie mit dem Beispiele des Todesmutes vorangingen.

Bald hatten aber die syrischen Befehlshaber in Jerusalem erfahren, von wo aus der todesmutige Widerstand geleitet wurde; die Schlupfwinkel der Aßidäer wurden ihnen wahrscheinlich durch verruchte Griechlinge verraten. Sofort eilte der Führer der Besatzungsschar, der Phrygier Philippos, mit seiner Mannschaft diese Schutzorte aufzusuchen. An einem Sabbate ließ er seine Soldaten die Höhlen umzingeln, in welchen sich Männer, Frauen und Kinder an tausend verborgen hielten, forderte sie auf hinauszutreten und sich dem Befehle Antiochos' zu unterwerfen, und verhieß ihnen unter dieser Bedingung das Leben. Einstimmig antworteten alle: „Nein, wir wollen den Befehl nicht befolgen, den Sabbat zu entweihen." Darauf ließ Philippos seine Schar sich zum Angriffe anschicken. Die Aßidäer sahen ihm mit Standhaftigkeit entgegen, sorgten nicht für Verteidigung, mochten keinen Stein aufheben, die Eingänge zu den Höhlen zu versperren, um den Sabbat nicht zu entweihen, sondern riefen Himmel und Erde zu Zeugen auf, daß sie unschuldig dem Tode überliefert werden. Und so kamen sämtliche Personen in den Höhlen durch Philippos' Mörderschar um durch Brände, welche diese in die Öffnung geschleudert hatte, und durch den Rauch, der eingedrungen war.

Groß war der Schmerz der treugebliebenen Judäer bei der Nachricht von dem schrecklichen Tode der Männer, welche ihnen als leuchtende Vorbilder gedient hatten. Auch den Mutigsten sank das Herz. Was soll aus dieser unerträglichen Lage werden? Niederbeugend war besonders für die Treuen der Umstand, daß in dieser unerhörten Heimsuchung kein Zeichen vom Himmel sichtbar wurde, um sie zur Hoffnung aufzurichten, kein Prophet aufstand, um zu verkünden, wie lange diese blutige Verfolgung noch dauern werde.

Sechstes Kapitel.

Die makkabäische Erhebung.

(167 bis 160.)

Als die blutige Verfolgung einen so hohen Grad erreichte, daß die Vernichtung des ganzen Volkes oder die Ergebung in das Unabwendbare durch Erschöpfung und Verzweiflung nah war, trat eine Erhebung ein. Sie wurde von einer Familie herbeigeführt, deren Glieder herzenslautere Frömmigkeit und Opferfreudigkeit mit Mut, Klugheit und Vorsicht in sich vereinigten; es war die Familie der Hasmonäer oder Makkabäer. Ein greiser Vater und fünf heldenmütige Söhne haben einen Umschwung und eine Erhebung herbeigeführt, welche das Judentum für alle Zeiten gestärkt haben. Der greise Vater hieß Mattathia, Sohn Jochanans, Sohnes des Simon Hasmonaï, ein Ahronide, welcher seinen Wohnsitz in Jerusalem hatte, aber infolge der Entweihung sich in dem Städtchen Modin (21 Kilometer nördlich von Jerusalem), niedergelassen hatte. Von seinen fünf Söhnen, die sämtlich zur Erhebung des Volkes aus seiner tiefsten Erniedrigung beitrugen und ihren Tod in dessen Verteidigung fanden, führte jeder einen eigenen aramäisch klingenden Beinamen: Jochanan Gadi, Simon Tharsi, Juda Makkabi, Eleasar Awran und Jonathan Apphus. Dieses hasmonäische Haus, das wegen seines Ansehens viele Anhänger hatte, empfand die trostlose Lage des Vaterlandes mit brennendem Schmerze. „Die Heiligtümer entweiht, Judäa aus einer Freien eine Sklavin geworden, wozu sollen wir noch leben?" So sprach der greise Mattathia zu den Seinigen und faßte den Entschluß, nicht in Untätigkeit und brütender Trauer in einem verborgenen Schlupfwinkel zu verharren, sondern tätig aufzutreten, um entweder eine Abhilfe herbeizuführen oder würdig für die heilige Sache zu sterben. Als einer der syrischen Aufseher Namens Apelles nach Modin kam, um die Bewohner zum Götzendienste und zum Abfalle von der Lehre aufzufordern, fand sich Mattathia mit seinen Söhnen und seinem Anhange geflissentlich ein. Und als er aufgefordert wurde, als der Angesehenste mit dem Beispiele der Unterwürfigkeit voranzugehen, antwortete er: „Und wenn alle Völker im Reiche des Königs gehorchen sollten, von der Weise ihrer Väter abzufallen, so werde ich, meine Söhne und Brüder verharren im Bündnisse unserer Väter." Als ein Judäer sich doch dem aufgerichteten Altare näherte, um frech dem Zeus zu opfern, hielt sich Mattathia nicht mehr, sein Eifer erglühte, er stürzte sich auf den Abtrünnigen und tötete ihn neben dem Altare. Seine Söhne, mit großen Messern versehen, fielen über Apelles und seine Schar her, machten sie nieder

und zerstörten den Altar. Diese Tat war ein Wendepunkt. Es war damit das Beispiel gegeben, aus der Unthätigkeit der Verzweiflung herauszutreten, den Kampf aufzunehmen und nicht als Schlachtopfer leidend zu fallen.

Mattathia hatte unmittelbar nach der gerechten Strafvollstreckung an Antiochos' Schergen ausgerufen: „Wer für das Gesetz eifert und das Bündnis bestätigen will, ziehe mir nach.“ Darauf schlossen sich die Bewohner von Modin und der Umgegend ihm an, und er suchte einen sicheren Schutzort für sie im Gebirge Ephraim aus. Hier suchte ihn der Rest der Aßidäer auf, welche dem Tode in den Höhlen entgangen waren und alle, welche vor den Drangsalen hatten entfliehen müssen. So nahm die Zahl der entschlossenen Verteidiger des Vaterlandes und des Gesetzes täglich zu. Mattathia verhehlte es ihnen nicht, daß sie schwere Kämpfe zu bestehen haben würden und ermahnte sie, sich dazu vorzubereiten und ihr Leben gering zu achten. Gewarnt durch die allzu übertriebene Frömmigkeit der Aßidäer, welche Bedenken hatten, am Sabbate auch nur einen Stein zur Verteidigung zu bewegen, beschloß die Versammlung um den greisen Hasmonäer, künftig jeden Angriff, auch am Ruhetage gegen sie unternommen, mit Waffengewalt zurückzuschlagen. Die Aßidäer, bis dahin gewöhnt, sich in das heilige Schrifttum zu versenken, Männer von ruhiger stiller Lebensweise, rüsteten sich zu rauhem Waffenwerk. Ein Zuversicht einflößender Führer schafft Krieger. Die trostlose Lage beim Ausgange der Richterzeit hatte sich wiederholt; das Land war unterjocht, gerade wie beim Beginne der Zeit Sauls; die Bewohner verbargen sich in Löchern und Höhlen, ein Teil hielt es mit dem Feinde, und nur ein kleines Häuflein war bereit, mit seinem Leibe das in Schmach gefallene Vaterland zu decken, hatte aber keine Waffen und war nicht kriegsgeübt. Ein Sieg war jetzt noch mehr aussichtslos als damals.

Mattathia hütete sich, mit dieser geringen Schar eine Fehde gegen die Syrer aufzunehmen. Bekannt mit jedem Winkel des Landes, drang er nur mit seinen Söhnen und seiner Schar unvermutet in die Landstädte, zerstörte die aufgerichteten götzendienerischen Altäre, züchtigte die zum Feinde haltenden Einwohner, verfolgte die Griechlinge, wo er auf sie stieß, und vollzog das Bundeszeichen an den Kindern. Dann und wann mag er auch eine schwache syrische Truppe, wenn sie ihm in den Weg lief, aufgerieben haben. Sandte der Befehlshaber der Besatzung in Jerusalem eine größere Schar zur Verfolgung der Aufständigen, so waren diese zerstoben und nicht zu finden. Kurz, Mattathia führte gegen den Feind den kleinen Krieg, der nur in Gebirgsgegenden möglich ist, aber auch da einen noch so mächtigen Gegner müde macht.

Als der greise Mattathia sich zur Todesstunde vorbereitete (167), brauchte die Schar der Kämpfer nicht in Angst zu geraten, wer sie künftig zusammenhalten würde, vielmehr war die Auswahl aus den fünf Heldensöhnen schwer. Der sterbende Vater bezeichnete einen der ältern, Simon, als den klugen Ratgeber, und den jüngern, Juda, als Anführer im Kriege und richtete eine in solcher Lage und in solcher Stunde eindrucksmächtige Ermahnung an sie, ihr Leben für das Bündnis der Väter hinzugeben und den Kampf Gottes zu kämpfen. Mit Juda Makkabis Auftreten an der Spitze nahm der Widerstand eine noch günstigere Wendung. Er war ein Kriegsheld, wie ihn das Haus Israel seit den Tagen Davids und Joabs nicht gesehen, nur noch lauterer und gesinnungsedler als diese. Von seiner Heldenseele strömte eine unsichtbare Kraft aus, welche alle, die sich um ihn scharten, mit Todesmut erfüllte. Er war zugleich mit einem scharfsichtigen Feldherrnblick begabt, den Kampf in gelegener Stunde aufzunehmen, die Schwäche des Feindes zu benutzen und ihn durch Scheinangriffe zu täuschen. Auf der einen Seite „glich er einem Löwen in seinem Zorne“ und auf der andern Seite einer Taube in Sanftmut und Herzenseinfalt. Gottergeben war er wie einer der besten Männer in Israels Vergangenheit. Er vertraute nicht seinem Schwerte, sondern dem göttlichen Beistande, den er vor jedem entscheidenden Treffen anrief. Juda Makkabi war ein wahrhaft israelitischer Held, der das Blutvergießen nur in der Not anwandte, um die eingebüßte Freiheit wieder zu erobern und das gedemütigte Volk wieder aufzurichten. Er gab seiner Zeit seinen Namen. Anfangs ging auch er nur in den Wegen seines Vaters, zog heimlich oder in der Nacht aus, um die Abgefallenen zu züchtigen, die Schwankenden an sich zu ziehen und kleinen syrischen Truppenkörpern Schaden zuzufügen. Als aber sein Anhang durch den Zutritt solcher immer mehr wuchs, die bis dahin aus Ruheliebe dem Zwange nachgegeben, und auch solcher, welche der Zwang, die Grausamkeit und die Verwüstung von ihrer Schwärmerei für das griechische Wesen gründlich geheilt hatten, da wagte Juda einer syrischen Kriegsschar mit dem Heerführer Apollonios an der Spitze zu einem Treffen entgegenzutreten.

Die erste offene Feldschlacht, welche Juda aufnahm, fiel glücklich aus (166). Der Anführer Apollonios wurde getötet, und seine Soldaten fielen verwundet auf dem Schlachtfelde oder suchten ihr Heil in der Flucht. So geringzählig auch die besiegte syrische Schar gewesen sein mag, so flößte der Sieg doch den judäischen Kämpfern Zuversicht ein. Sie hatten zum ersten Mal dem grimmigen Feinde ins Auge geschaut, und ihr Mut hatte Stand gehalten. Sie erblickten darin ein Zeichen, daß Gott sein Volk nicht verlassen habe, sondern

es mit unsichtbarem Schutze umgebe. Das dem Apollonios entfallene Schwert nahm Juda auf und kämpfte damit in den aufeinander folgenden Schlachten bis zu seinem letzten Hauche.

Ein syrischer Feldherr Heron suchte den Helden Juda und seine Schar mit einem großen Heere im Gebirge auf, um sie mit der Überzahl der Krieger zu erdrücken. Verräterische Hellenisten zogen mit ihm, um ihn bequeme Wege in den Bergen zu führen. Als die judäischen Kämpfer diese große Zahl bei der Steige von Bethoron zuerst erblickten, riefen sie aus: „Wie vermöchten wir gegen diese Krieg zu führen?“ Indessen beruhigte Juda ihre Furcht und erinnerte sie an die teuren Güter, die sie zu verteidigen hätten, ihr Leben, ihre Kinder und ihr Gesetz. Darauf ließ er die Syrer mit Ungestüm angreifen und schlug sie aufs Haupt. Achthundert von Herons Heer blieben auf dem Schlachtfelde, und die übrigen entflohen westwärts bis ins Land der Philister. Dieser erste entscheidende Sieg Judas über ein größeres Heer bei Bethoron flößte den Judäern Zuversicht auf den glücklichen Ausgang ihrer Sache und den Völkern Furcht vor des Makkabäers Heldenkraft und geschickter Führung, wie vor des Volkes Zähigkeit ein.

Was tat indes Antiochos, der Urheber aller dieser Drangsale? Er hatte sich anfangs wenig um die Judäer gekümmert, im Wahne, daß seine Erlasse genügen würden, sie unterwürfig und für seinen Bekehrungszwang geneigt zu machen. Als ihm aber die Unfälle seiner Heeresabteilungen im Kampfe mit ihnen gemeldet wurden und Judas Heldenname an sein Ohr klang, kam er zur Einsicht, daß er ihre Widerstandskraft unterschätzt hatte. Sein erster, durch den aufwallenden Zorn erzeugter Plan war, mit diesen aufsässigen Judäern ein für allemal fertig zu werden. Aber diesen Plan konnte er nicht so bald ins Werk setzen; er hatte nur wenig Besatzungstruppen und hätte erst Mietstruppen anwerben müssen. Dazu brauchte er Geld und dieses floß immer spärlicher in seinen Schatz; seine verschwenderischen Ausgaben überstiegen bei weitem die Einnahmen. Die Steuern von Judäa blieben durch den offenen Kampf meistens aus. Dazu kamen noch andere Verlegenheiten für ihn. „Schreckensnachrichten ereilten ihn von Osten und Norden.“ Arsaces, sein Satrap von Parthien, war von dem syrisch-babylonischen Reiche abgefallen und hatte sich und sein Volk frei gemacht. Artaxias, König von Armenien, kümmerte sich nicht mehr um seinen Lehnsherrn Antiochos, sondern handelte wie ein unabhängiger Fürst. Auch die Einwohner von Aradus und andern phönikischen Städten versagten ihm den Gehorsam. Dadurch verringerten sich seine Einnahmen noch mehr. Um seine Schatzkammer wieder zu füllen, mußte er die abgefallenen Völker bekriegen, und um Krieg zu führen,

brauchte er Geld. So geriet er von einer Verlegenheit in die andere.

Indessen gelang es doch dem immer mehr im halben Wahnsinne handelnden Antiochos, so viel Geld flüssig zu machen, um Mietstruppen auf ein Jahr anzuwerben. Von den angeworbenen Truppen gedachte er die Hälfte gegen die abgefallenen Länder jenseits des Euphrat selbst zu führen, und die Hälfte übergab er einem ihm nahestehenden Mann von königlichem Geblüte, Namens Lysias, setzte ihn zu seinem Stellvertreter ein und überließ ihm seinen jungen Sohn zur Erziehung. Gegen das judäische Volk hatte er seinen Plan vollständig geändert. Es lag ihm nicht mehr daran, es zu hellenisieren. Es hatte seine wohlmeinende Absicht, es durch die griechische Einbürgerung auf eine geachtete Stufe zu erheben, mit Trotz verschmäht und gar gewagt, seinen Scharen mit Waffen entgegenzutreten. Es hatte sich der ihm zugedachten Wohltat unwürdig und darum unverbesserlich gezeigt. Darum sollte es vertilgt, ganz und gar vertilgt werden. Lysias erhielt von ihm den Auftrag, mit der ihm zurückgelassenen Heeresmasse gegen Juda zu Felde zu ziehen und dann nach dessen Besiegung jede Spur von Israel und jeden Überrest von Jerusalem zu vernichten und auszurotten, ihr Andenken aus dem Lande zu vertilgen und fremde Völkerschaften in das Land zu verpflanzen. In diesen Vertilgungsplan waren auch die judäischen Griechlinge einbegriffen; Antiochos gab sie auf. Was lag ihm an der geringen Zahl derer, welche sich seinen Anordnungen sklavisch fügten oder sie gar förderten?

Sobald dieser offen betriebene Plan bekannt wurde, überfiel sämtliche Judäer Schrecken und Verzweiflung, besonders diejenigen, welche außerhalb Judäas unter andern Völkerschaften gemischt wohnten. Wird die kleine, wenn auch so todesmutige Schar unter der Führung des Makkabäers den Stoß eines zahlreichen Heeres, das noch dazu mit Kriegselefanten versehen war, aushalten? In jedem Lande und in jeder Stadt, wohin der Befehl des Königs gelangte, war eine große Trauer unter den Judäern, Fasten, Weinen und Klagen. Die Angesehenen kleideten sich in Bußgewand und legten sich in Asche. Aber dieser unerhört verruchte Plan, ein ganzes Volk mit Männern, Frauen und Kindern vertilgen zu wollen, führte den Verteidigern des Vaterlandes neue Kämpfer zu. Auch die Lauen und Weltlichen unter den Judäern und selbst die Neuerungssüchtigen, welche sich nicht gar zu arg mit dem Judentume überworfen hatten, schlossen sich den Makkabäern an; es blieb ihnen keine Wahl. Um diese Stimmung zu befestigen und zu steigern und zum Ausharren und zum Festhalten an dem bedrohten Erbe und dem Vermächtnisse der Väter zu ermutigen, wurden zwei eigenartige Bücher verfaßt und unter lesekundigen Judäern

verbreitet, das Buch **Daniel** und das Buch **Esther**. Jedes derselben stammte aus einem andern Volkskreise und richtete sich an eine andere Klasse; daher sind sie in Inhalt, Stil und Sprache so verschieden, daß ihre Verwandtschaft nicht erkannt wurde. Das Buch Daniel ging von dem aßidäischen Kreise aus und wandte sich an solche, welche von dem wunderbaren Eingreifen der Gottheit in die Geschicke des israelitischen Volkes überzeugt waren und von einem Wunder die Abwendung der drohenden Vertilgung erwarten mochten. Und doch konnten sich die Frömmsten und Treuesten der Zweifel an der fortdauernden göttlichen Gnade für sein Volk nicht erwehren, da kein Prophet den Zweck und die Dauer des Leidensstandes verkündete. Das Buch Daniel wollte nach dieser Seite hin beruhigen. Die prophetische Vorausverkündigung sei nicht völlig in Israels Mitte erloschen, vielmehr gebe es noch eine Art Prophezeiung für die Zukunft, welche das Ende der Drangsale und den Zweck derselben im voraus anzeige. „Es gibt noch eine Prophezeiung für die Zeit."

Zuerst führt das Buch die Beispiele der Standhaftigkeit an der religiösen Satzung von vornehm erzogenen und an fremde Sitte gewöhnten Jünglinge selbst unter den größten Gefahren vor und zugleich die Errettung derselben von dem ihnen drohenden Tode. Solche Jünglinge (Daniel, Anania, Misael und Asaria) waren am chaldäischen und persischen Hofe. Im Verlaufe und gegen des Ende machen diese Verkündigungen den Hauptinhalt des Buches aus. Nebenher deutet es auch an, daß die Könige, welche in frecher Überhebung sich an dem Heiligtume vergriffen oder Religionszwang aufgelegt haben, gedemütigt worden und zur Erkenntnis ihrer Frevel gelangt seien.

In der festen Überzeugung, daß die auf Götzentum und Gewalt beruhenden Reiche keinen Bestand haben können, wird im Buche Daniel der sichere Untergang des frevelhaften syrischen Reiches, des Erben der vorangegangenen Reiche, in vielfachen Wendungen halb verhüllt und halb aufgedeckt (apokalyptisch) verkündet. Das vierte Reich auf Erden — das auf das babylonische, medisch-persische und mazedonische Alexanders des Großen folgte — werde lästerliche Worte gegen den Höchsten sprechen und vermeinen die Heiligen zu vernichten und von Festeszeit, wie Gesetzen abwendig zu machen. Die Heiligen werden ihm zwar preisgegeben sein eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit (drei und ein halbes Jahr). Dann werde die Herrschaft übergehen an das Volk „des Heiligen" in Ewigkeit, und alle Herrscher werden ihm huldigen. Und in einer andern Wendung: Das freche mazedonisch-syrische Reich, das kleine Horn im Vergleiche zu den Vorgängern, Antiochos-Epiphanes' werde zwar wachsen weithin nach Süden, Osten und Norden, sich bis zum Himmelsheere erheben, Sterne

zur Erde werfen und sie zertreten. Es werde sich über den Herrn des Sternenheeres erheben, das tägliche Opfer aufheben und auf die Stätte des Heiligtums „den Gräuel der Verwüstung" (einen Götzen) setzen. Auf die Frage: „Wie lange Zeit soll das dauern, das Gesicht von dem aufgehobenen täglichen Opfer, von dem Gräuel der Verwüstung, dem Hingeben des Heiligtums und des Volkes zum Zertreten?" antwortete eine Stimme: „Bis Abend und Morgen (zusammengezählt) 2300 = 1150 Tage, dann werde das Heiligtum aufgerichtet werden. Und im Drangsale der Zeiten nach zweiundsiebzig Jahreswochen wird der Gesalbte vertilgt werden — — die Stadt und das Heiligtum wird ein frecher Lästerer Gottes zerstören — eine Jahreswoche (7 Jahre), eine halbe Jahreswoche ($3^1/_2$ Jahre) wird er aufhören machen Opfer und Gabe, und auf den Altar der Gräuel der Verwüstung stellen, bis festbeschlossener Untergang verhängt sein wird über den Verwüster."

Das solchergestalt in geheimnisvollen Andeutungen redende Buch Daniel wurde ohne Zweifel in dem aßidäischen Kreise mit Spannung gelesen und beherzigt. Die Einmischung von Engelserscheinungen und Wundern und noch dazu gerade die apokalyptische Form, wodurch jeder Zug eine Deutung erforderte, und die Deutung wieder die Gegenwart abspiegelte, machte es um so anziehender. Die Sprache, halb hebräisch und halb chaldäisch, erhöhte die Wirkung. Noch dazu hatte es das Rätsel der trübseligen Vorgänge gelöst und den Endzweck der grausigen Verfolgung enthüllt. Sie sollten dazu dienen, einerseits die Sünde zu tilgen und anderseits die Bekenner zu läutern. Die Zeit der Drangsale sei von Anfang an abgegrenzt worden, und diese Zeit habe ihre mystische Bedeutung. Die weltlichen Reiche werden entstehen und vergehen. Nach Ablauf dieser Zeit werde das Gottesreich, als „Reich der Heiligen" beginnen. Die Entschlafenen oder in der Verfolgung Umgekommenen werden zum ewigen Leben erwachen. — So war denn doch „eine Prophezeiung für die Zeit" vorhanden, wenn es auch an einem Propheten fehlte.

Unter einer ganz andern Beleuchtung läßt das Buch Esther die Vorgänge der Zeit erscheinen. Der Inhalt enthält nichts Mystisches und ist umgekehrt so nüchtern gehalten, daß die Gottheit nicht in die Verwicklung und Abwicklung der Begebenheit hineingezogen, ja nicht einmal der Name Gottes genannt wird, als wenn der Verfasser die hehre Hand in der Leitung der Begebenheiten nur hätte ahnen lassen wollen, und als fürchtete er, durch Einmischung des Wunderbaren den Leserkreis, für den er es verfaßt hatte, eher abzustoßen als anzuziehen. Es war für Weltliche geschrieben, welche nicht mehr an Wunder glaubten. Es läßt die trostlose Gegenwart deutlich durchschimmern. Schon einmal sei es in früherer Zeit vor-

gekommen, daß ein persischer König Ahasverus einen Befehl erlassen hatte, die Judäer samt und sonders zu vertilgen, aber durch eine Kette von natürlich aufeinander folgenden Begebenheiten sei die drohende Gefahr abgewendet und die Trauer in Freude verwandelt worden. Ahasverus, der seine Frau wegen Auflehnung gegen eine seiner Launen verstoßen, habe unter den schönsten Jungfrauen, welche aus seinem Reiche für ihn zur Auswahl vorgeführt worden, an der Allerschönsten, der Judäerin Esther oder Hadassa, besonders Gefallen gefunden und sie zur Königin erhoben. Ihr Oheim Mardochaï, ihr Erzieher, der ihretwegen in der Nähe des Palastes sich aufgehalten, habe ihr eine Verschwörung gegen das Leben des Königs entdeckt, und sie habe die Entdeckung dem Könige mitgeteilt, ohne daß dieser in seinem Leichtsinne seinen Erretter belohnt habe. Mardochaï sei noch dazu in Lebensgefahr geraten, weil er dem Günstlinge des Königs, Haman, nicht göttliche Ehre, Niederknieen vor ihm, habe erweisen wollen. Haman habe seinen Haß gegen diesen ihn nichtachtenden Judäer auf den ganzen Stamm der Judäer ausgedehnt und vom Könige die Befugnis zu dessen vollständiger Vertilgung, Männer, Frauen und Kinder, im ganzen Reiche an einem Tage erlangt. Verzweiflung in allen Wohnungen des judäischen Volkes, überall Klagen, Weinen, Fasten und Trauer! Wie soll das drohende Unheil abgewendet werden, welches ein gewissenloser Günstling aus beleidigtem Ehr- und Rachegefühl und ein launenhafter König beschlossen und besiegelt hatten?

Da tritt plötzlich ein wunderbarer Umschwung ein, der doch kein Wunder ist. Eine schlaflose Nacht des Königs führt die Demütigung des Haman und die Auszeichnung Mardochaïs herbei, den der Erzfeind der Judäer im Triumphe in den Straßen der Hauptstadt Susa umherführen muß. Der Opfermut und der Liebreiz der Königin Esther vollenden diesen Umschwung. Der König widerruft seinen Vertilgungsbefehl gegen die Judäer und gestattet ihnen, sich gegen ihre Feinde zur Wehr zu setzen. So war ihre Trauer in Freude verwandelt. — Dieses mit dramatischer Spannung und in ebenmäßigem, feinen Stile geschriebene Buch war für die Weltlichen berechnet, ihnen nahezulegen, daß auch ohne wunderbaren Vorgang ein günstiger Umschwung eintreten könne.

Indessen rückte die Gefahr für die Judäer immer näher. Als Antiochos mit einem Teile des Heeres nach dem Osten gezogen war (166), hatte sein Stellvertreter Lysias einen Oberfeldherrn auserkoren, jenen Ptolemäus, Sohn des Dorymenes, welcher dem Menelaos das Wort geredet, und Befehlshaber von Cölesyrien und Phönikien war, und unter ihm zwei Unterfeldherrn, Nikanor, Sohn des Patroklos und Gorgias. Der letztere erhielt den Auftrag, den

Feldzug gegen die judäische Schar zu eröffnen, und ließ seine Heeresabteilungen — man schätzte sie übertrieben auf 40 000 mit Reiterei — längs der Meeresebene den Weg ins Herz Judäas nehmen. Samaritaner und Philister, alle Erzfeinde der Judäer, stellten sich ihm zur Verfügung. So gewiß war er seines Sieges, daß er Sklavenhändler aufforderte, sich mit ihren Geldbeuteln und Fesseln in sein Lager zum Ankaufe von gefangenen Judäern einzufinden. Der syrische Truppenführer fand es ratsamer, statt die Judäer totzuschlagen, sie vielmehr als Sklaven zu verkaufen. Während über ihre Leiber Abschlüsse gemacht wurden, versammelten sich die judäischen Krieger um ihren Helden Juda Makkabi; sie zählten indes bereits sechstausend. Ehe ihr Führer sie ins Treffen führte, gedachte er sie mit dem Geiste hingebenden Heldenmutes zu erfüllen. Er veranstaltete eine feierliche Versammlung auf der Bergstadt Mizpah.

Bemerkenswerte Wiederholung! Neun Jahrhunderte vorher hatte der Prophet Samuel in ähnlicher Bedrängnis des Volkes an demselben Orte eine ähnliche Versammlung zusammenberufen, um einen Führer zur Bekämpfung des die Vernichtung Israels planenden Feindes zu wählen. Mizpah wählte Juda deswegen zum Betplatze, weil es nach der Tempelzerstörung unter Gedalja für den Überrest der Judäer zum Mittelpunkte gedient und auch damals einen kleinen Tempel hatte. Eine Menge Volks aus den Nachbarstädten hatte sich dazu eingefunden, um an dem feierlichen Bettage Teil zu nehmen. Sie beobachtete den ganzen Tag ein strenges Fasten, hatte Traueranzug angelegt und flehte mit der ganzen Inbrunst, deren ein beklommenes Herz fähig ist, ihren Gott um Erbarmen und Hilfe an. Eine Thorarolle, welche die judäische Schar in ihrer Mitte führte, wurde ausgebreitet, und sie gab zur Klage Gelegenheit, daß Antiochos sie von ihrem Herzen reißen wollte, damit sie den Heiden und Götzendienern gleich würden. Indessen dachte Juda daran, die Menge nicht bloß durch Rührung zu erregen, sondern sie auch mit Mut zu erfüllen und tatkräftige Vorbereitung zu den voraussichtlich schweren und heißen Kämpfen zu treffen. Er teilte seine Schar in vier Teile und stellte drei seiner älteren Brüder an die Spitze jeder Abteilung. Der Vorschrift des Gesetzes gemäß, ließ er durch Beamte ausrufen, daß es denen, welche erst jüngst geheiratet oder ein neues Haus gebaut oder einen Weingarten gepflanzt hätten, oder welche sich nicht Mut zutrauten, gestattet sei, sich dem Kampfe zu entziehen. Darauf zog er dem Feinde entgegen nach Emmaus, einige Stunden Wegs von Mizpah entfernt. Gorgias hatte sein Lager mit etwa fünftausend Mann Fußvolk und tausend Reitern in der Ebene bei diesem Orte aufgeschlagen, weil ihm von hier aus das Eindringen in das Gebirge Juda und der Angriff auf den Sammelpunkt des makkabäischen Heeres

am leichtesten zu bewerkstelligen schien. Der syrische Truppenführer gedachte die judäische Schar in der Nacht zu überrumpeln. Aber Makkabi hatte dessen Kriegslist überlistet. Mit dem Einbruche der Dunkelheit war er mit den Seinigen vom Lagerplatze aufgebrochen, hatte sich auf bekannten Wegen westlich gewendet und stand dem Feinde im Rücken. Da Gorgias den Lagerplatz der Judäer leer fand, so nahm er an, sie hätten aus Furcht sich tiefer ins Gebirge zurückgezogen und eilte ihnen nach. Darauf war Judas Kriegslist berechnet. Er verfolgte die Syrer im Rücken, erreichte ihr Lager, steckte es in Brand und zog den Truppen nach. Mit Tagesanbruch bemerkte erst Gorgias, daß der Feind, den er im Gebirge aufsuchte, hinter ihm her von der Ebene aus nachrückte. Er konnte daher eilig nur einer Abteilung seines Heeres den Befehl geben, Halt zu machen und sich den Judäern entgegenzuwerfen. Makkabi hatte indes seine Abteilung geordnet und sie zum Kampfe für Vaterland, Gesetz und Heiligtümer angefeuert. Sein jüngerer Bruder las in der Eile einige ermutigende Verse aus der Thora vor und gab den Kriegern das Erkennungswort: „Gottes Hilfe.“ Da die judäische Schar der einen Abteilung der syrischen Truppen an Zahl überlegen war und mit Begeisterung kämpfte, so errang sie den Sieg, und der Feind suchte sein Heil in der Flucht. Juda ermahnte seine Leute sich nicht auf die Beute zu werfen, da ihnen noch ein Kampf mit den übrigen Abteilungen des aus dem Gebirge umkehrenden Feindes bevorstehe. Bald darauf wurden diese Truppen bemerkt, und die judäischen Krieger hielten sich bereit, das Treffen aufzunehmen. Aber es kam nicht dazu. Sobald diese und die nachrückenden Syrer den Rauch von ihrem frühern Lagerplatze aufsteigen sahen, wandten sie sich gleich zur Flucht, südwärts ins Philisterland. „Es war eine große Rettung an diesem Tage.“ In der Tat, der Sieg bei Emmaus (166), herbeigeführt durch klugberechnete Kriegslist und standhafte Tapferkeit, war von folgenreicher Wichtigkeit. Er lähmte den Feind und flößte den Judäern Selbstvertrauen ein. Weder Reiterei, noch das mit Helm und Panzer bedeckte Fußvolk waren imstande, sie fortan zu erschrecken. Waffen, woran sie beim Beginne der Schlacht Mangel hatten, lieferte ihnen der fliehende Feind in Menge. Auch die Beute an Gold, Silber und Purpur, die sie machten, die Geldbeutel der vielen Sklavenhändler, welche sich im syrischen Lager eingefunden hatten, war nicht zu verachten. Sie gab ihnen Mittel für neue Siege in den noch bevorstehenden Kämpfen in die Hand. Mit Dank- und Lobliedern, deren Kehrvers lautete: „Preiset den Herrn, den er ist gütig, und ewig währt seine Gnade,“ kehrten die Sieger zu ihrem Sammelpunkte Modin zurück.

Aber noch lange durften sie nicht die Waffen aus der Hand legen; sie konnten als gewiß annehmen, daß Lysias, welcher den

gemessenen Befehl hatte, die Judäer zu vertilgen, die erlittene Niederlage des einen Feldherrn nicht ruhig hinnehmen, sondern doppelte Anstrengung machen würde, die Scharte auszuwetzen. Sie blieben also gerüstet und hatten die Freude wahrzunehmen, daß ihre Zahl zunahm und bis auf zehntausend wuchs. Gab es je einen heiligen Krieg, so verdiente der von den Makkabäern geführte zweifellos diesen Namen. Als nun im darauffolgenden Jahre (Herbst 165) Lysias selbst mit einem starken Heere Judäa wieder mit Krieg überzog, fand er dessen Verteidigung noch mutiger und standhafter. Er schlug sein Lager bei Betsur auf, etwa fünf Stunden südlich von Jerusalem. Makkabi zog ihm mit seinen zehntausend entgegen; es kam zu einer regelrechten Schlacht, und der ungestüme Angriff der Judäer siegte abermals über die Kriegskunst der syrischen Mietstruppen. Unmutig zog Lysias ab, da er sah, daß die Judäer dem Tode trotzten, und schmeichelte sich durch Vermehrung seines Heeres ihrer doch endlich Herr zu werden. Judäa war also von Feinden völlig geräumt; nur in der Akra zu Jerusalem hausten noch die unverbesserlichen Hellenisten mit Menelaos und vielleicht auch eine geringe syrische Besatzung.

Die zwei entscheidenden Siege bei Emmaus und Betsur hatten die Lage vollständig geändert. Die drohende Gefahr war abgewendet. Seit dem Beginne des Religionszwanges und der Entweihung des Tempels waren beinah drei und ein halbes Jahr (eine halbe Jahrwoche) abgelaufen, wie das Buch Daniel es voraus verkündet hatte.[1]) Auf die aufreibende Aufregung dieses Zeitraumes war Ruhe eingetreten. Diesen günstigen Augenblick benutzten Makkabi und sein Anhang, um nach Jerusalem zu ziehen und die dort eingerissene gräuliche Entweihung aufhören zu machen. Der Anblick der heiligen Stadt war niederbeugend für ihre treuen Söhne, die für deren Ehre ihr Herzblut verspritzt hatten. Sie glich einer Einöde, in der nur ihre Verächter sich frech tummelten. Verödet war besonders das Heiligtum, die Torflügel verbrannt, die Hallen zerstört, überall Götzenaltäre, und auf dem Altare das Bildnis des olympischen Zeus, „des Gräuels der Verwüstung“, und Bildnisse des frechen Antiochos. Die heiligen Kämpfer durften sich aber nicht der Trauer und dem Schmerze über die Verwüstung und Entweihung hingeben, sondern mußten rasch handeln, um nicht bei dem Werke der Reinigung plötzlich gestört zu werden. Ihr erstes Geschäft war, das Zeusbild zu zerstören und die Steine, sowie alle unreinen Gegenstände aus den Vorhöfen zu entfernen. Aber auch den Altar beseitigten sie; durch die an ihm vollzogene vielfache Entweihung schien es ihnen nicht mehr würdig, auf ihm zu opfern. Darauf wurde ein neuer Altar errichtet. Neue Tor-

---

[1]) Von Tammus = Juni 168 bis Marcheschwan = Oktober 165.

flügel wurden eingehängt und neue Tempelgefäße hergestellt. In drei Wochen waren alle diese Vorbereitungen vollendet, und am frühen Morgen des fünfundzwanzigsten Kislew (November 165) wurde die Tempelweihe mit Opfern und Dankgebeten vollzogen. Andachtsvoller und inniger sind wohl die zwei vorangegangenen Einweihungen des Heiligtums nicht begangen worden. Die reinsten Gefühle durchzogen das Gemüt der Anwesenden. Die Beklommenheit und die Todesangst, welche nahe an drei und ein halbes Jahr gedauert hatten, löften sich von ihrer Brust und machten der Seelenfreudigkeit und dem hoffnungsreichen Ausblick auf die Zukunft Platz. Die Weihe bezeichnete den Sieg des Judentums über das verfeinerte hellenische Götzentum, des Gottes Israels über die Abgötter. Acht Tage dauerte die Weihefeier, wobei die Leviten in Chören Dank- und Lobpsalmen sangen. Sie hatten reichen Stoff, dem Herrn neue Lieder ob der erlebten Errettung zu singen. Das ganze Volk aus allen Städten Judäas beteiligte sich daran und, wie es scheint, zündeten die Bewohner Jerusalems vor ihren Wohnungen helle Lämpchen an, als Symbol für die Thora, die von den Dichtern als „Licht" bezeichnet wurde. Die Hasmonäerbrüder faßten im Vereine mit den übriggebliebenen Mitgliedern des hohen Rats einen wichtigen Beschluß für die Zukunft. Die acht Tage vom fünfundzwanzigsten Kislew an sollten fortan jährlich zum Andenken an die Tempelweihe freudig und festlich begangen werden. Jahraus jahrein sollten sich die Glieder des Hauses Israel an die herrlichen Siege weniger über viele und an die Wiederaufrichtung des Heiligtums erinnern. Dieser Beschluß wurde gewissenhaft befolgt. Seit der Zeit, zwei Jahrtausende hintereinander, werden diese Tage als „Einweihungstage" (Chanukah) durch Anzünden von Lampen in jedem Hause Israels gefeiert. Die Tage erhielten von diesem Umstande den Namen „Lichtfest".

Selbstverständlich wurde die alte Ordnung im Tempel wieder eingeführt, Priester und Leviten wieder in ihre Ämter eingesetzt. Nur diejenigen Ahroniden, welche sich an dem Götzendienste beteiligt hatten, wurden von dem Heiligtume und der damit verbundenen Ehrenstellung ausgeschlossen. Diese gerechtfertigte Strenge hatte wiederum nachteilige Folgen und machte die Lage nur noch gespannter. Da die Priester unter den Hellenisten von Menelaos' Anhang auf eine Aussöhnung mit den Vertretern des Volkes verzichten mußten, bohrten sie sich nur noch tiefer in ihren Haß gegen die nationale Partei ein und verdoppelten ihre Feindseligkeit. Während der Tempelreinigung hatte Juda Makkabi seine Krieger Wache halten lassen, um nicht von den Griechlingen beunruhigt zu werden, und sobald die Zeit der Einweihung vorüber war, ließ er den Tempelberg mit einer hohen Mauer

umgeben, durch hohe und feste Türme schützen und ihn durch eine Besatzung gegen Überfälle überwachen. In der Voraussicht, daß dem Volke noch viele Kämpfe bevorständen, ehe seine Freiheit gesichert sein würde, sorgte er für anderweitigen Schutz und Verteidigung des Landes. Die Stadt Betsur, von wo aus Lysias letzthin mit seinem Heere einzudringen gedachte, ließ er ebenfalls befestigen; es sollte ganz besonders eine Feste gegen die Idumäer bilden.

Die Siege der judäischen Freiheitskämpfer gegen wohlgerüstete syrische Heere erregten nämlich einen noch glühendern Haß der Völkerschaften ringsumher gegen das judäische Volk und stachelten sie zu grausamer Feindseligkeit gegen die unter ihnen wohnenden oder zu ihnen geflüchteten Judäer auf, als mißgönnten sie ihnen die Errungenschaft oder als fürchteten sie deren Überlegenheit. Die Philister im Südwesten, die Phönikier im Nordwesten, die Ammoniter jenseits des Jordans, die Syrer und Mazedonier überall in der Nachbarschaft, alle waren von gleichem feindseligen Geiste gegen die Judäer erfüllt, und am und meisten, wie es scheint, die Idumäer im Süden.

Wie zur Zeit der Bedrängnis unter Nebukadnezar, so waren sie in der Drangsalszeit unter Antiochos von ingrimmiger Feindseligkeit gegen die Judäer erfüllt, lauerten den Flüchtlingen auf, mißhandelten sie und brachten manche um. Es war daher von großer Wichtigkeit, sie unschädlich zu machen. Da der Weg zu ihnen nicht weit war, so unternahm Juda zuerst einen Kriegszug gegen die Söhne Esaus in Akrabattine, besiegte sie und vertrieb sie aus ihren Wohnsitzen. Dann setzte er mit seiner Schar über den Jordan, bekämpfte die Ammoniter, welche einen eigenen oder syrischen Krieger Timotheos an ihrer Spitze hatten, einen hartnäckigen und unermüdlichen Feind der Judäer. So verschaffte Juda den in diesem Striche angesiedelten Judäern Ruhe und flößte den Völkern Achtung vor dem judäischen Namen ein.

Kaum war die judäische Schar nach Jerusalem zurückgekehrt, als wieder schlimme Nachrichten über Mißhandlungen ihrer Brüder durch die Hand ihrer heidnischen Nachbarn einliefen. Wie einst an Saul, so wandten sich die Judäer in ihrer Bedrängnis an Makkabi. Diejenigen, welche in Gilead und Basan wohnten, klagten, daß die heidnischen Völkerschaften sich gegen sie versammelten, ihnen den Garaus zu machen. Sie berichteten zugleich von ihren Brüdern in der Landschaft Tobiene, daß die Feinde dort tausend judäische Männer erschlagen, Frauen und Kinder in Gefangenschaft geschleppt und deren Habe erbeutet hatten. Gleich darauf kamen Boten mit zerrissenen Kleidern und mit Briefen von den Judäern Galiläas, daß auch sie von den Bewohnern Akkos (Ptolemais), Tyrus' und Sidons mit dem Tode bedroht würden. Sie alle flehten Juda an,

ihnen mit seiner Schar zu Hilfe zu eilen. Er brauchte nicht, wie Saul, Boten an die Stämme zu senden und Drohworte zu äußern, um den Heerbann zur Hilfe des bedrängten Jabesch-Gilead zusammenzurufen. Er hatte den Heerbann um sich, es war das ganze kriegsfähige Volk, und es folgte ihm willig und freudig. Makkabi teilte sein Heer, übergab einen Teil seinem Bruder Simon, die Judäer Galiläas zu befreien, und er selbst schickte sich an, mit seinem Bruder Jonathan jenseits des Jordan (Peräa) zum Beistande der dort bedrängten Brüder zu ziehen. Den Rest der judäischen Krieger übergab er zwei Führern, die Grenze Judäas im Westen gegen Einfälle vom Philisterlande aus zu überwachen. Simon vollzog seine Aufgabe rasch und glücklich. Feindliche Heereshaufen, auf die er stieß, wurden von seiner mutigen und bereits kriegsgeübten Schar geschlagen, zerstreut und bis an die Mauern der Hafenstadt verfolgt. Diese Waffentat überhob ihn weiterer Kämpfe. Die Mazedonier anderer Städte wagten nicht mehr, ihm entgegenzutreten. Simon zog daher ungehindert in alle Ortschaften Galiläas, sammelte die dort wohnenden Judäer und bestimmte sie, auszuwandern und sich samt und sonders in Judäa niederzulassen. Juda Makkabi dagegen hatte einen mühsameren Kampf in der peräischen Gegend zu bestehen. Hier waren, wie in der alten Zeit, feste Burgen auf Höhen errichtet, die erstürmt werden mußten. Auf seinem Wege stieß er abermals auf den hartnäckigen feindlichen Heerführer Timotheos. Juda bezwang indes mehrere Festungen, schleifte ihre Mauern, machte ihre Bewohner unschädlich, befreite die in einer Festung eingeschlossenen Judäer und zog ebenfalls die gileaditischen Judäer zusammen, um sie über den Jordan zu führen und diesseits ansiedeln zu lassen. Kurz vor dem Wochenfeste kehrte er mit der Menge der übersiedelten gileaditischen Judäer nach Jerusalem zurück (Mai 164). Aus allen Städten Judäas strömte das Volk herbei, um die Sieger zu begrüßen und das Fest mit Freude- und Dankgefühl zu begehen. Neue Jubelhymnen erklangen im Tempel.

Gleich nach Schluß des Wochenfestes zog Juda mit seiner Mannschaft aus, um einen erlittenen Schaden wieder auszugleichen. Während seiner Abwesenheit hatten nämlich die zwei Unterfeldherrn, welche er zur Bewachung des Landes zurückgelassen hatte, seinem Befehle zuwider den in Jemnia mit einer Schar weilenden Gorgias angegriffen, hatten aber eine Niederlage erlitten und waren bis zu dem judäischen Gebirge zurückgedrängt worden. Er unternahm daher einen Kriegszug gegen Gorgias, um mit dem Schrecken seines Namens und seinem Heere ihn zu verdrängen. Auch hier waren seine Waffen glücklich, er zerstörte mehrere Städte an der Meeresküste samt ihren Tempeln und Götterbildern.

Während Juda seine Stammgenossen aus waffenscheuen Flüchtlingen, die sich in Höhlen verborgen gehalten, zu todesverachtenden Helden herangebildet, dem Volke Selbstvertrauen und Zuversicht auf die Zukunft eingeflößt und die Feinde der Judäer allüberall gedemütigt und gezüchtigt hatte, verhielt sich der syrische Hof so ruhig, als gingen ihn die Dinge gar nichts an. Was mochte Lysias, der die Zügel der Regierung in Händen hatte, bestimmt haben, dieser trotzigen Herausforderung gleichgültig zuzusehen? Fehlten ihm die Geldmittel, um neue Mietstruppen anzuwerben? Hielt er die Judäer für unbesiegbar? Ein hochgestellter Mann am syrischen Hofe, Ptolemaios Makron, soll den Judäern das Wort geredet und den ihnen aufgelegten Religionszwang für ungerechtfertigt gehalten haben.

Mit einem Male trafen schwerwiegende Nachrichten aus Asien über Antiochos Epiphanes ein. Nachdem er den aufständischen Statthalter Artaxias in Armenien zum Gehorsame zurückgebracht, war er nach Parthien gezogen, ohne Waffenerfolge zu erringen und ohne seinen leeren Schatz nach Wunsch füllen zu können. Aus Geldnot beging er in einer Stadt in Elymais ebenfalls Tempelraub, wurde aber von den Einwohnern feindlich behandelt, mußte zurückweichen, verfiel in eine schwere Krankheit und starb im Wahnsinne (Dezember 164). Wahnwitzig war, wie seine ganze Regierung, so auch seine letzte Verfügung, womit er seinen Vertrauten Philippos zum Reichsverweser und Vormund seines Sohnes Antiochos V. Eupator ernannte, obwohl er früher Lysias unbeschränkte Vollmacht erteilt hatte. Er hat mit eigener Hand Zwietracht, Bürgerkrieg und somit auch Zersetzung des syrisch-mazedonischen Reiches herbeigeführt. Die Prophezeiung im Buche Daniel, daß „das kleine Horn", der lästernde Antiochos, ohne Menschenhand gebrochen werden werde, ging in Erfüllung und ebenso die Andeutung im Buche Esther, daß, wenn ein Erzfeind der Judäer einmal vor ihnen zu Fall gekommen, er immer tiefer fallen werde. Die Niederlage der Kriegsscharen des Antiochos Epiphanes vor den makkabäischen Helden und sein Tod unter seltsamen Umständen war der Anfang für den Verfall des syrisch-mazedonischen oder des vierten Reiches.

Infolge dieses Todes war der Oberfeldherr Lysias, der zugleich tatsächlich Vormund des unmündigen Nachfolgers war, noch mehr gelähmt aus Furcht vor dem Eintreffen des andern Vormundes. Er verhielt sich daher eine Zeitlang still.

Aber wenn Juda Makkabi und seine Anhänger auch von dieser Seite Ruhe hatten, so war die Lage des Landes doch sehr ungünstig. In Jerusalem waren nämlich zwei befestigte Plätze, von denen aus die feindlichen Parteien täglich Zerstörung und Tod einander zuschleuderten. In der Akra oder Birah hausten noch immer die Hellenisten

mit ihrem Afterhohenpriester Menelaos, die ihre Feindseligkeiten gegen die Nationalgesinnten und Treugebliebenen und gegen das Heiligtum fortsetzten. Um ihre Angriffe auf den Tempel unschädlich zu machen, hatte Juda diesen mit einer hohen Mauer umgeben und mit Türmen versehen lassen. Wie lange sollte aber dieser fortdauernde Krieg von zwei nahegerückten verschanzten Lagern dauern? Juda Makkabi traf Anstalten, ihm ein Ende zu machen. Er unternahm mit seinen Kriegern eine förmliche Belagerung gegen die Akra, errichtete Wälle und stellte Wurfmaschinen auf, um Felsstücke gegen die Mauern zu schleudern. In dieser Bedrängnis suchten einige Hellenisten die Einschließung zu durchbrechen, um zu dem jungen Könige Antiochos Eupator zu gelangen, ihm ihr Leid zu klagen und um Abhilfe zu flehen. Sie stellten Eupator oder seinem Vormund vor, daß, wenn auch noch die Akra in die Hände der hasmonäischen Schar fallen sollte, die Aufständischen unbezwingbar sein würden. Darauf hin wurde am syrischen Hofe der Beschluß gefaßt, mit Waffengewalt den rebellischen Judäern tatkräftig entgegenzutreten. Die zur friedlichen Vermittlung mahnende Stimme des Ptolemäus Makron wurde nicht gehört. So loderte abermals die Kriegsflamme auf (Frühjahr 162). Es war für die Judäer eine ungünstige Zeit; denn es war gerade Sabbat- oder Brachjahr, in welchem die Saat nicht bestellt werden durfte. Und das Gesetz des Sabbatjahres wurde von denen, welche ihr Leben für ihre Lehre eingesetzt hatten, aufs gewissenhafteste befolgt. So wurde in diesem Jahre nicht gesäet und geerntet. Die Bevölkerung mußte sich mit den Baumfrüchten und dem Wenigen begnügen, was der Boden als Nachwuchs oder als Ertrag der Aussaat vor dem Beginne des Sabbatjahres geliefert hatte. Die Festungen, worin Besatzungen lagen, konnten nicht mit Mundvorrat versehen werden.

Lysias zog in Begleitung des königlichen Knaben Eupator abermals mit einem starken Heere und auch mit Elefanten gegen Judäa und schlug abermals die Richtung ein, um von Süden aus einzudringen. Makkabi konnte nur einige tausend Krieger ins Feld rücken lassen, da er zur Verteidigung der Festung, des Tempels und Betsurs Besatzungsmannschaften zurücklassen mußte. Die Feste Betsur sollte den Feind lange hinhalten. Ihre Besatzung kämpfte auch tapfer und machte Ausfälle, um die aufgerichteten Sturmmaschinen zu zerstören. Allein sie konnte eine lange Belagerung nicht aushalten, weil sie nur wenig Mundvorrat hatte, und die geheimen Wege, auf welchem ihr Lebensmittel zugeführt wurden, soll ein Verräter R o d o k o s aus ihrer Mitte dem Feinde verraten haben. So mußte die Besatzung von Betsur, von Hungersnot geplagt, die Feste dem Belagerer unter der Bedingung freien Abzugs überliefern. Von

dieser Seite frei geworden, rückte das syrische Heer gegen Jerusalem. Nun blieb Makkabi nichts übrig, als ihm entgegenzutreten. Bei Beth-Zacharia unweit Betsur verrichteten die Judäer wieder Wunder der Löwenherzigkeit. Einer der Hasmonäerbrüder, Eleasar Hawran, kroch unter den Leib eines Elefanten im Wahne, daß der aufgeputzte Reiter darauf der König selbst wäre, erstach ihn und wurde von dem getöteten Tiere erdrückt. Aber die Überzahl des syrischen Heeres siegte. Juda zog sich mit seiner Mannschaft nach Jerusalem zurück und verschanzte sich in der Tempelfestung. Bald rückte Lysias ihm nach und begann den Tempel regelrecht zu belagern. Juda ließ es zwar nicht an Gegenwehr fehlen und errichtete ebenfalls Schleudermaschinen. Allein da die Belagerung sich in die Länge zog, so wurde der wegen des Sabbatjahres nicht reichlich vorhandene Mundvorrat von der Mannschaft aufgezehrt. Von Hunger gepeinigt, verließen die Krieger allmählich durch unterirdische Gänge die Tempelfeste und zerstreuten sich im Lande. Nur Makkabi, seine drei Brüder und die ihnen fest anhängende Mannschaft hielten unverzagt aus und trotzten dem Hunger. Jerusalem oder vielmehr die letzte Zuflucht, der Tempel, war nah daran, wie zur Zeit Nebukadnezars, durch Mangel an Nahrung zu fallen und vielleicht abermals zerstört zu werden. Da errettete ihn ein unerwartetes Ereignis.

Jener Philippos, den der sterbende oder wahnwitzige Antiochos Epiphanes zum Reichsverweser und Vormund seines Sohnes eingesetzt, hatte in der Zwischenzeit in Medien und Persien Truppen gesammelt und zog auf Antiochien zu, um Lysias die Herrschaft zu entreißen. Sobald dieser im Lager von diesem gegen ihn gerichteten Zuge Kunde erhielt, mußte er daran denken, die in Jerusalem lagernden Truppen seinem Feinde entgegenzuführen. Er überredete daher den jungen König, mit den Judäern Frieden zu schließen. So kam ein Friedensschluß zustande, dessen Hauptbedingung war, daß den Judäern unbeschränkte Religionsfreiheit gewährt wurde. Auch die Festung des Tempels sollte verschont bleiben. Der König und sein Vormund beschworen den Vertrag, und darauf wurden ihnen die Pforten zum äußern Vorhofe des Tempels zum Einzuge geöffnet. Aber sobald sie eingezogen waren, gaben sie eidbrüchig ihren Soldaten Befehl, die Mauern und Türme zu zerstören. Sonst fügten sie dem Heiligtume keinen Schaden und keine Entweihung zu. Lysias hatte Eile seinem Feinde Philippos entgegenzuziehen, der sich indessen der Hauptstadt Antiochien bemächtigt hatte. So hatten die zahlreichen Kämpfe der Hasmonäer doch einen günstigen Erfolg erzielt. Die Religionsfreiheit war vorerst gewährleistet, und die Judäer wurden nicht mehr gezwungen, dem Zeus zu opfern. Aber noch einen zweiten Erfolg hatten die Kämpfe. Der syrische Hof zog die schützende Hand

von den Hellenisten ab und sie mußten die Burg Akra verlassen. Menelaos, der Urheber der unsäglichen Leiden, wurde von Lysias geopfert. Er sah ihn als Störenfried an und ließ ihn in Boröa (Aleppo) hinrichten nachdem er zehn Jahre das Hohenpriesterdiadem durch Untaten befleckt hatte.

Da infolge des Friedensschlusses zwischen dem syrischen Hofe und dem judäischen Volke nach langer Zeit die Ruhe wiedergekehrt war und die alte Ordnung ungestört wieder hergestellt werden konnte, so mußte notwendigerweise wieder ein Hoherpriester eingesetzt werden. Wer war für dieses heilige Amt und für die Regierung würdiger als Juda Makkabi? Er nahm diese Würde an, ohne die Ordnung der hohenpriesterlichen Nachfolge zu verletzen, da der Sohn des rechtmäßigen Hohenpriesters Onias III. in Ägypten weilte, und in Ermanglung eines solchen war der für die Kriegsführung gesalbte Priester nach der mündlichen Auslegung des Gesetzes berechtigt, dieses heilige Amt zu verwalten. Juda Makkabi hat sich niemals einen gesetzwidrigen Eingriff zuschulden kommen lassen.

In dieser eingetretenen Ruhezeit konnten die Krieger die Waffen aus der Hand legen, der Landbesitzer sein Feld bestellen, der Schriftkundige sich mit dem Gesetze und seiner Auslegung beschäftigen; die blutenden Wunden des Gemeinwesens begannen sich zu schließen und zu vernarben. Allein diese Ruhe sollte nicht von langer Dauer sein. Die Gemüter waren infolge der Parteiung und Bürgerkriege noch zu aufgeregt, als daß ein Schleier über das Vergangene hätte geworfen werden können. Noch gab es offene und geheime Hellenisten, welche Juda und seinen Anhängern grollten und sie haßten. Sie benutzten eine politische Windänderung, sie von neuem zu bekämpfen. Der Prinz Demetrios, welchen Antiochos Epiphanes von der Nachfolge verdrängt hatte, und der in Rom als Geisel zurückgehalten wurde, nahm einen günstigen Augenblick wahr, um sich aus Rom zu entfernen und den Sohn des Thronräubers samt seinem Vormunde zu beseitigen.

Diesen plötzlichen Wechsel benutzten die judäischen Unzufriedenen, um die Klagen und Anklagen gegen die Hasmonäerbrüder und ihren Anhang anzubringen. An ihre Spitze trat abermals ein Priester, Namens Jakim oder griechisch Alkimos, von dem man nicht recht weiß, ob er zu den entschiedenen oder zu den halben Griechlingen gehörte. Er war, wie es scheint, ein Brudersohn des angesehenen Gesetzeslehrers Josê, Sohn Joesers, hielt sich aber zur Partei der Neueren. Alkimos war erbittert, daß er wegen seiner Vergangenheit zurückgesetzt und vom Altare und Tempel ausgeschlossen wurde. Er und seine Gesinnungsgenossen begaben sich — wie man sich erzählte — mit einer goldenen Einleitung zu Demetrios, machten

ihm eine düstere Schilderung von der Lage Judäas und klagten Juda und die Aßidäer als Urheber derselben an. Die Spitze der Anklage war gegen Makkabi gerichtet; so lange dieser lebe, werde das Land den Frieden entbehren müssen. Demetrios war diese Anklage erwünscht, sie gab ihm Gelegenheit, seine Macht über das halb und halb losgelöste Ländchen geltend zu machen. In die Fußtapfen seines Oheims trat er allerdings nicht, von neuem Religionszwang zu befehlen. Aber durch die Einsetzung eines Hohenpriesters seiner Wahl, zugleich als politisches Haupt dieses Landes, wollte er dem judäischen Volke den Herrn zeigen. Um jeden Widerspruch und Widerstand zu beseitigen, sandte er einen rauhen, unerbittlichen Kriegsmann Bakchides mit einer Schar nach Jerusalem. Dieser kam mit Frieden auf den Lippen, aber Juda, seine Brüder und treuen Anhänger täuschte er keineswegs. Sie hatten die Gewißheit, daß er es auf ihr Leben und auf eine neue Unterjochung abgesehen hatte, verließen die Hauptstadt und eilten abermals ins Gebirge. Die arglosen Aßidäer dagegen ließen sich vom Scheine täuschen. Sie hatten Vertrauen zu Alkimos, weil er von Ahrons Stamm war. Eine große Versammlung von angesehenen Schriftgelehrten, vielleicht die ganze Körperschaft des wiederhergestellten hohen Rates, begab sich zu Bakchides und Alkimos, versicherten ihre Friedfertigkeit und baten für die Beruhigung des Landes Sorge zu tragen und der Gewalttätigkeit, welche zur Verwilderung führte, ein Ende zu machen. Der neue Hohepriester gab seinerseits die Versicherung, daß er dieselbe Absicht habe, dem Lande Frieden und Wohlfahrt zu geben, und beschwor seine Versicherung. Als er aber von Tempel und Stadt Besitz genommen hatte, ließ er oder Bakchides auf seinen Rat sechzig der zu ihm übergetretenen Aßidäer an einem Tage hinrichten, und darunter war wahrscheinlich auch sein Oheim Josê, Sohn Joesers. Diese Schandtat mit Eidesbruch gepaart, verbreitete Entsetzen und Trauer im ganzen Lande. Die Augen des Volkes richteten sich daher wieder auf den Makkabäer, die Herzen flogen ihm zu. Viele derjenigen, welche früher zu Alkimos' Partei übergegangen waren, fielen wieder von ihm ab und suchten die Hasmonäerbrüder in Modin auf.

Als gleich darauf Bakchides unweit Jerusalem eine Anzahl derjenigen, welche sich von Alkimos losgesagt hatten, umzingeln, töten und deren Leichname in eine Zisterne werfen ließ, loderte die Flamme des Bürgerkrieges von neuem auf (161). Männer und Jünglinge, welche ihr Vaterland und die Freiheit liebten, scharten sich wieder um die Hasmonäerbrüder. Alkimos dagegen zog die Ehrgeizigen, Genußsüchtigen und Gesetzesübertreter an. So standen abermals zwei Parteien einander feindlich gegenüber. Anfangs war die hellenistische Partei mächtiger, da sie wieder den Schutz fremder

Truppen für sich hatte. Mit diesen zog Alkimos durch das Land, um die Einwohner zum Gehorsam gegen Demetrios und zur Anerkennung seiner Stellung zu zwingen. Allmählich wuchs aber Makkabis Anhang, und er führte wieder Fehden gegen die Hellenisten, züchtigte die Überläufer und verbreitete solchen Schrecken, daß sich Alkimos' Anhänger nicht mehr in den Landstädten blicken lassen konnten. Sie blieben auf Jerusalem beschränkt. Wie seine Vorgänger, so glaubte auch Alkimos sein Ansehen, statt durch Volksfreundlichkeit, besser durch Anlehnung an den syrischen Hof behaupten zu können. Er eilte nach Antiochien, brachte von neuem Klagen und Anklagen gegen die Hasmonäer vor und fand abermals Gehör.

Mit den rebellischen Judäern glaubte Demetrios rasch fertig zu werden. Er sandte einen seiner Krieger, Namens Nikanor, der mit ihm aus Rom entflohen war, Führer der Elefantentruppe, nach Judäa, um mit unerbittlicher Strenge gegen die Aufständischen zu verfahren. Auch dieser Feldherr hielt es für nötig, anfangs freundlich vorzugehen. Auch wollte Nikanor Zeit gewinnen, bis die ihm zur Verfügung gestellten Truppen eingetroffen sein würden. Man erzählte sich, daß der syrische Feldherr, welcher von Judas Tapferkeit und Seelengröße immer neue Züge erfahren hatte, sein Bewunderer geworden sei und eine Versöhnung zwischen ihm und dem Könige habe herbeiführen wollen. Er habe daher drei Vertrauensmänner an Makkabi gesandt, Posidonios, Theodotos und Mattathia und habe Vorschläge zur Ausgleichung gemacht. Diese sei auch für Juda und seine Anhänger annehmbar gewesen, und infolgedessen habe eine Unterredung zwischen ihm und Nikanor stattgefunden. Der letztere sei bei der persönlichen Bekanntschaft mit dem judäischen Helden von ihm so bezaubert gewesen, daß er ihm geraten habe, nach eingetretenem Frieden eine Frau heimzuführen, um ein Heldengeschlecht in die Welt zu setzen. Dieses gute Einvernehmen habe Alkimos gestört, indem er dem Könige berichtet habe, daß Nikanor eine falsche Rolle spielte, dessen Feind Juda begünstige und ihn gar zum Hohenpriester an seiner Stelle einzusetzen gedächte. Darauf hin habe der König Nikanor den gemessenen Befehl zugehen lassen, sich aller Unterhandlungen zu enthalten, vielmehr Juda ihm gefesselt nach Antiochien zu senden.

Dieser hatte indes einen Wink erhalten, daß er der Freundlichkeit nicht trauen sollte, und zog sich in die Sicherheit des Gebirges zurück. Dort suchte ihn Nikanor mit seinen Truppen auf, und es kam zum Treffen, worin Nikanors Heer eine Niederlage erlitt; er mußte sich in die Akra zurückziehen. Darüber erbittert, nahm Nikanor die Erneuerung des Krieges mit Tatkraft auf. Am meisten lag ihm aber daran, sich Juda Makkabis zu bemächtigen; dieser eine wog ein Heer

auf. Er begab sich daher auf den Tempelberg, um seinen Befehl kund zu geben, daß ihm der Held ausgeliefert werden sollte. Als ihm die Priester und Mitglieder des Rates freundlich entgegenkamen und ihre Treue gegen den König beteuerten, fuhr er sie barsch an, und hob drohend seine Hand gegen den Tempel mit einem Schwure, daß er ihn in Feuer verbrennen würde, wenn ihm Juda nicht ausgeliefert werden sollte. Um die Judäer selbst noch mehr zur Auslieferung zu nötigen, gab Nikanor Befehl, den angesehensten Mann in Jerusalem, den frommen Ragesch oder Razis, welcher wegen seiner allgemeinen Beliebtheit „Vater der Judäer" genannt wurde, festzunehmen und ihn als Geisel zu behalten. Ragesch soll aber bei Annäherung der Häscher sich selbst entleibt haben. Mit allem Eifer suchte Nikanor Juda Makkabi im Gebirge auf, von einem zahlreichen Heere begleitet. Sein Lager schlug er in Bethoron auf. Juda hatte indessen dreitausend seiner tapfersten Anhänger um sich gesammelt, und stellte sich bei Adarsa auf. Als es zur Schlacht kam, siegte abermals die judäische Tapferkeit über die Überzahl der Syrer. Nikanor verlor gleich beim Beginne des Kampfes sein Leben, und darauf löste sich das Heer in wilder Flucht auf. Die Bewohner sämtlicher Städte und Dörfer, welche die flüchtigen Syrer berührten, setzten ihnen nach, schlugen sie nieder, und keiner von ihnen soll Gazara erreicht haben, wohin ihre Flucht gerichtet war. Die Schlacht bei Adarsa, am dreizehnten Adar (160), war so entscheidend, daß der Schlachttag als ein Sieges- und Freudentag, gleich den Tagen der Tempelweihe, lange Zeit unter dem Namen Nikanortag gefeiert wurde. Den Kopf und den Arm Nikanors, welche von seinem Leibe getrennt wurden, hängten die Sieger als Trophäe in Jerusalem auf.

Juda und die Hasmonäerpartei waren wieder Herren von Jerusalem, da Alkimos sich schon vor der Schlacht daraus entfernt hatte. Da aber Makkabi die Unsicherheit der Lage nicht verkannte und voraussah, daß Demetrios die Niederlage eines Teiles seines Heeres, anders als seine Vorgänger in ihrer Zerfahrenheit, nachdrücklich ahnden würde, so tat er einen Schritt von zweifelhaftem Werte; er knüpfte Verbindungen mit dem damals bereits allmächtigen Rom an. Er sandte zwei der griechischen Rede kundige Judäer, Eupolemos, Sohn Jochanans aus der priesterlichen Familie Ha-Koz (Akkos), und Jason, Sohn Eleasars, entweder geradezu nach Rom oder an römische Gesandte, welche öfter Ägypten, Syrien und Kleinasien bereisten.

Demetrios hatte sogleich bei der Nachricht von Nikanors Niederlage ein zahlreiches Heer mit dem erbarmungslosen Bakchides an der Spitze in Judäa einrücken lassen. Dieser nahm seinen Weg über

Galiläa durch die Ebene, tötete die Judäer, auf die er stieß, und stand im Frühjahre bereits vor Jerusalem. Juda hatte die Hauptstadt verlassen müssen, weil sie, der Mauern beraubt, keinen Schutz mehr bot. Er erließ aber einen Aufruf an Männer und Jünglinge, sich zum Kampfe für Vaterland, Gesetz und Freiheit einzustellen; allein nur dreitausend hatten sich zu ihm geschart. Mit diesen Streitern zog Juda südwärts und lagerte bei Eleasa, da das Gebirge im Norden keine Sicherheit mehr bot. Bakchides verfolgte die judäische Schar mit zahlreichem Fußvolke und mit Reiterei. Beim Anblicke dieser Heeressäulen entfiel den meisten judäischen Kriegern der Mut. Sie bestanden darauf, für den Augenblick den Kampf nicht aufzunehmen, sondern sich zu zerstreuen und einen größern Zuzug von Kämpfern abzuwarten. Vergeblich bot Juda seine Beredsamkeit auf, um sie zum Standhalten zu entflammen. Die Meisten zogen ab, und nur achthundert Krieger blieben um Juda. Mit den Beherztesten dieser geringen Mannschaft griff er Bakchides' rechten Flügel an, brachte ihm eine Niederlage bei, und verfolgte ihn bis zur Grenze von Azotus. Die zurückgebliebenen judäischen Krieger konnten aber dem Stoß des linken syrischen Heeresflügels nicht widerstehen, sie wurden aufgerieben, und als Juda von der Verfolgung zurückkehrte, mußte er es mit diesem aufnehmen. Er und die Seinigen taten wieder Wunder der Tapferkeit. Von beiden Seiten fielen Tote und Verwundete, die Schlacht dauerte von morgens bis abends. Aber die judäischen Krieger schmolzen immer mehr zusammen, und der Überrest wurde vom Feinde umzingelt. Endlich fiel auch Juda Makkabi mit dem Schwerte in der Hand. Da entflohen die wenigen, und seine Brüder waren froh, wenigstens des Helden Leiche vor Beschimpfung zu retten und in Sicherheit zu bringen. Die Schlacht bei Eleasa (April 160) schien alle bisherigen Errungenschaften vereitelt zu haben. Die hasmonäische Schar löwenherziger Kämpfer war zersprengt. Alkimos nahm wieder Besitz von der Hauptstadt und dem Tempel; er konnte triumphieren.

Aber die jahrelang dauernden Makkabäerkämpfe waren doch nicht vergeblich gewesen. Sie hatten das Volk aus seiner Erstarrung geweckt und es verjüngt. Märtyrerblut heilt Wunden, sagt man. In der Tat waren durch die blutige Aufopferung alte Wunden geheilt. Nach außen war die Schmach abgetan, mit der der judäische Name befleckt war. Die spottsüchtigen Griechen, welche Judas Arm empfunden hatten, verzogen nicht mehr beim Anblicke einer judäischen Schar ihren Mund zum Höhnen, und die Judäer brauchten nicht mehr die Kinderei der olympischen Spiele mitzumachen, um ihre Ebenbürtigkeit zu bekunden. Nach innen hatte das Volk sich selbst und seine Aufgabe kennen gelernt, es hatte sich als ein Volk bewährt,

das berufen sei, seine eigene Lehre und sein Sittengesetz zu tragen, und es hatte Kraft gezeigt, daß es imstande sein werde, diese heiligen Güter zu schützen. Die opferbereite Hingebung, welche der Prophet Elia zuerst im winzigen Kreise gelehrt, und der zweite Jesaia mit feuriger Beredsamkeit gepredigt hatte, wurde durch die makkabäischen Kämpfer und Märtyrer vom ganzen Volke als eine selbstverständliche Pflicht beherzigt.

Die Epoche der hasmonäischen Fürsten.

Erstes Kapitel.

Die ersten hasmonäischen Hohenpriester Jonathan und Simon.

(160 bis 143.)

Als Juda Makkabi seine Heldenseele auf dem Schlachtfelde von Eleasa ausgehaucht hatte, legte das Volk Trauer um ihn an. Es war in der Tat verwaist geworden. Es traten für den Augenblick im judäischen Gemeinwesen Zerfahrenheit und Elend ein, welche einen völligen Untergang befürchten ließen. Die Quelle schilderte diese Zeit mit den Worten: „Es war eine Betrübnis in Israel, wie sie nicht war, als die Propheten aufgehört haben.“ Es gab eigentlich kein Gemeinwesen, welches eine durch Ansehen und Macht hervorragende Persönlichkeit hätte zusammenhalten und gemeinsames Handeln hätte erzielen können. Eine, wenn auch nur scheinbare staatliche Ordnung war nicht vorhanden, weil die Fremdherrschaft sie nur mit dem Schwerte durchsetzen konnte und eigentlich nur darauf bedacht war, äußerlich anerkannt zu werden und die Steuersumme zu erschwingen. Der von der Fremdherrschaft eingesetzte Hohepriester Alkimos, dadurch zugleich als Volkshaupt anerkannt, war beim Volke mißliebig und besaß keine durchgreifende Autorität. Sein Anhang bestand lediglich aus den verhaßten Hellenisten, die von den Nationalgesinnten befehdet wurden und an diesen Wiedervergeltung übten. Zu diesem Bürgerkriege im Kleinen gesellte sich noch das Übel einer Hungersnot.

Wohl scharten sich in dieser Drangsalszeit die Edelgesinnten um die Hasmonäerbrüder Jonathan, Simon und Jochanan, und setzten ihr Leben ein, um Frieden und Wohlstand wieder herzustellen und die Friedensstörer, die Hellenisten und Bakchides' Scharen zu bekämpfen. Aber es war doch nur ein geringzähliger Haufen. Das eigentliche Volk in den Landstädten und in den Weilern verhielt sich leidend. Es war in seiner Mitte eine Erschlaffung eingetreten. Die hochaufschwellende Begeisterung, welche die kühnen Taten der ersten Makkabäerkämpfe zuwege gebracht und feurige Sänger geweckt hatte, dem Herrn neue Lieder zu singen, diese Begeisterung war verflogen. Eine aufgeregte Seelenstimmung konnte naturgemäß nicht allzulange ausdauern; es mußte allmählich eine Abspannung eintreten.

Ein ganzes Volk kann nicht jahraus jahrein unter den Waffen stehen. Außerdem war ja die Hauptbeschwerde, welche es zur mannhaften Gegenwehr aufgestachelt hatte, erledigt und der Sieg gewissermaßen errungen und befestigt. Der Zwang, den Gott Israels zu verleugnen und dafür dem Zeus zu opfern, hatte aufgehört. Der Vertrag, den Juda Makkabi mit dem unmündigen Könige Antiochos Eupator und seinem Feldherrn und Vormunde Lysias geschlossen, der dem Volke die Religionsfreiheit sicherte, wurde von dem folgenden Könige Demetrios I. nicht gebrochen. Im Tempel zu Jerusalem durften die Opfer vorschriftsmäßig gebracht werden, und wenn auch der von Demetrios eingesetzte Hohepriester Alkimos gerade nicht der Liebling des Volkes war, so war er doch, seinem Vorgänger Menelaos unähnlich, von rein priesterlichem Geschlechte. Dabei beruhigte sich das Volk. Selbst die Aßidäer, welche im Beginne die hinreißende Begeisterung durch Belehrung und Beispiel des Todesmutes geweckt hatten, standen der Hasmonäerpartei nicht mehr zur Seite. Sie zogen sich in einen Schmollwinkel zurück, weil die übriggebliebenen Brüder Makkabis, die Unzulänglichkeit ihres Anhangs zum Kampfe einsehend, sich von politischer Klugheit hätten leiten lassen, sich durch diplomatische Verbindungen zu stärken suchten. Und gerade diese weltliche Politik mißfiel den Aßidäern, welche ihr Vertrauen auf Gott allein setzten. Sie konnten sich Schlachten und Siege nur in biblischer Weise denken, daß Gott die Feinde auf wunderbare Weise vernichten werde. Auswärtige Hilfe suchen, war in ihren Augen gleichbedeutend mit Unglaube an Gottes Allmacht. „Besser ists auf den Herrn vertrauen als auf Menschen, besser ists auf den Herrn vertrauen als auf Fürsten.“ Man kann wohl vermuten, daß diese Unzufriedenheit Mitursache war, daß sich die Aßidäer von den Hasmonäern getrennt und dadurch die Zahl der Kämpfer vermindert haben, ein Umstand, der wohl Judas Tod verschuldete. So standen nun zwei Parteien einander gegenüber, beide bewaffnet, beide von tödlichem Haß gegeneinander entflammt, die Hasmonäer und die Hellenisten; sie befehdeten und zerfleischten einander, wo sie zusammentrafen. Die ersten begnügten sich nicht, die Schändung der Heiligtümer abgewendet und die Rücknahme des Religionszwanges durchgesetzt zu haben, sie wollten auch die Ursachen entfernen, welche die trübe Zeit herbeigeführt hatten. Treffend charakterisiert ein Psalmist die Haltung der makkabäischen Partei: „Gottes Ruhm ist in ihrem Munde und ein zweischneidiges Schwert in ihrer Hand.“ Sie mochte es nicht dulden, daß Judäa das Joch der verhaßten Griechen noch ferner tragen und der Bestand des Judentums von der Laune eines syrischen Despoten oder den Ränken einer verräterischen Partei abhängig sein sollte. Darum waren sie so tief erbittert gegen die Hellenstein,

welche, nicht nur ihre väterliche Religion, sondern auch ihr Vaterland preisgaben. Infolge dieser Fehden herrschte Anarchie in Judäa, welche wie angegeben, durch die Hungersnot noch gesteigert wurde. In diesen Drangsalen blickten die Einsichtigen und Verzweifelten auf Jonathan Apphus und erwarteten von ihm, daß er die Hellenisten demütigen und Frieden und Wohlstand wieder herstellen werde. Aber Jonathan hatte nicht die kriegerische Tüchtigkeit seines Bruders Juda. Er war mehr Politiker als Feldherr. Zu schwach zum Angriffskriege gegen Bakchides und dessen Heer, das Demetrius in Judäa hatte einrücken lassen, mußte er sich auf Verteidigung beschränken. Von Bakchides verfolgt, verschanzten sich die Hasmonäer in dem Waldgestrüppe des Jordan, hielten sich aber auch da für so unsicher, daß sie Weiber und Kinder zu dem ihnen freundlichen Stamme der Nabatäer jenseits des Jordan schickten. Unterwegs wurden diese aber nebst ihrem Führer, dem Hasmonäer Jochanan, von einem feindlichen Stamme, den Bene Amri, aus der Stadt Medaba, Parteigängern der Syrer, angefallen und sämtlich niedergehauen, eine Untat, welche Jonathan später rächte.

Aber selbst in den Schlupfwinkeln des Jordantales hatte die hasmonäische Schar keine Ruhe. Bakchides suchte sie auch da auf, griff sie gerade am Sabbat an, an welchem Tage der Kampf, wenn auch nicht verboten, doch wegen der gesetzlichen Umständlichkeit nicht mit ganzer Kraft aufgenommen werden konnte, und zwang sie, sich durch Schwimmen über den Jordan zu retten. Das ganze diesseitige Land lag dadurch dem Feinde offen, und Bakchides ließ diese günstige Gelegenheit nicht vorübergehen, den Hasmonäern jede Möglichkeit zu neuen Unternehmungen abzuschneiden. Zu diesem Zwecke stellte er die zerstörten Festungen wieder her, verstärkte sie noch mehr und legte Waffen- und Mundvorrat hinein. Außerdem versicherte er sich der Treue des Volkes durch die Kinder der angesehensten Familien, welche er als Geiseln in der Akra ließ. So war es Bakchides binnen Jahresfrist (160 bis 159) gelungen, was mehrere Feldherrn vorher in sechs Jahren nicht durchzusetzen vermochten, den bewaffneten Widerstand gegen die Syrer vollständig zu brechen. Schmerzlich wurde des Makkabäers Heldenarm vermißt. Wäre es dem Könige Demetrios darum zu tun gewesen, gewaltsame Eingriffe in die religiösen Verhältnisse des judäischen Volkes zu machen, so hätte es keinen günstigeren Augenblick finden können, als den, wo die Vollkraft des Volkes gebrochen und seine Helden außer dem Bereiche der Tätigkeit waren. Aber der zweite Nachfolger des Antiochos Epiphanes, dem schwelgerischen Leben ergeben, begnügte sich, die Herrschaft über Judäa behauptet zu haben, um den jährlichen Tribut einziehen zu können. Der syrische Hof zeigte auch nach dem Absterben des Alkimos,

daß er nicht mehr an den Religionszwang dachte. Dieser Hohepriester, obwohl mißliebig, hatte keineswegs zu den wütenden Hellenisten gehört. Er war bloß ein Ehrgeiziger, der sich an die Tagesmacht anklammerte. Das Vergehen, das ihm zum Vorwurfe gemacht wurde, erscheint bei näherer Betrachtung noch keineswegs als Religionsverletzung. Die Scheidemauer, das Werk der Propheten, wie man sie nannte, welche als Schranke für die Heiden, wie für die an Leichen Verunreinigten errichtet war, die nur bis dahin vordringen durften, diese innere Mauer begann Alkimos niederreißen zu lassen, ohne Zweifel in der Absicht, den Heiden weiteren Zutritt zum Tempel zu gestatten. Er verletzte damit die frommen Gemüter so sehr, daß, als Alkimos gleich darauf an Gliedmaßen und Sprache gelähmt wurde und infolgedessen starb (159), sie nichts anderes glaubten, als daß er für diese Tempelschändung vom Himmel bestraft worden sei. Nach dem Tode dieses Hohenpriesters ließ nun der syrische Hof die Hohepriesterwürde, welche die Spitze des judäischen Gemeinwesens bildete, ganz unbesetzt. Bakchides zog mit seiner Truppe ab, und das judäische Land genoß zwei Jahre der Ruhe (159 bis 157).

Diese Ruhe benutzten die Führer der Hasmonäerpartei, Jonathan und Simon, sich zu verstärken und wehrfähig zu machen. Sie hatten in der Wüste Jericho eine Oase, unweit des Jordans, befestigt, wo zugleich ein schattiger Wald und eine Quelle von süßem, klarem Wasser waren. Der Jordan in der Nähe diente ihnen als Schutzwehr im Rücken gegen eine Überrumplung und als Zufluchtsort bei einer etwaigen Niederlage. Jonathan hatte zwar in diesem Kriege kein anderes Ansehen, als etwa das eines Beduinenhäuptlings, welcher der Landesmacht einen Waffenstillstand abtrotzt; allein da er die Sympathie des Volkes hatte und für eine heilige Sache das Schwert führte, genoß er eine höhere Autorität. Ohne Zweifel war der Schaden, den er mit seinem Anhange von der günstigen Lage aus den Hellenisten zufügte, bedeutend genug; denn diese beklagten sich von neuem beim syrischen Hofe über den Übermut der Hasmonäer. Weil aber Demetrios in seiner Trägheit und Bakchides durch die gemachten Erfahrungen überdrüssig waren, mit regelmäßigen Truppen auf einem ungünstigsten Terrain einen Guerillakrieg zu führen, erboten sich die Hellenisten, Jonathan und Simon heimlich zu überfallen und gefangen zu überliefern. Schon war den zwei Führern, auf welchen die Zukunft beruhte, ein Hinterhalt gelegt, als ihnen die List verraten wurde, wodurch sie in den Stand gesetzt waren, Gegenvorkehrungen zu treffen. Bakchides, der auf einen schnellen Ausgang gerechnet hatte, sah sich doch in einen neuen Krieg verwickelt und belagerte die Hasmonäerpartei in ihrer Festung Bethagla längere Zeit. Aber diese hatte bereits über so viel Mannschaften zu gebieten, daß sie ihre Schar teilen konnte.

Auf unbewachtem Wege ins Freie gelangt, schlug Jonathan mit seiner Abteilung die Hellenisten in Bakchides' Gefolge und schnitt wohl dem Belagerungsheere die Zufuhr ab. Simon und die ihm zurückgelassene Abteilung verbrannten die aufgerichteten Belagerungsmaschinen. So von zwei Seiten bedrängt, mußte Bakchides mit Verlust eines Teiles seines Heeres die Belagerung aufgeben und kühlte seinen Zorn über den mißlungenen Kriegszug an den Hellenisten, von denen er mehrere hinrichten ließ.

Diese Verstimmung des syrischen Feldherrn hielt Jonathan für Unterhandlungen günstig und erlangte in der Tat von ihm einen Friedensschluß. Die Bedingungen desselben waren, daß Jonathan unbehindert und unbelästigt im Lande, nur nicht in Jerusalem bleiben durfte und zum Unterpfande seiner Versprechungen, die nicht mehr bekannt sind, Geiseln stellen sollte. Die Gefangenen wurden ausgewechselt. Bakchides zog ab und ließ die Hellenisten, die Verbündeten Syriens, gänzlich im Stiche. Jonathan wohnte in dem befestigten Michmas, wo auch einst Saul seinen Aufenthalt hatte; er galt stillschweigend als das Haupt des judäischen Volkes und verfuhr gegen die Feinde desselben mit schonungsloser Strenge. Dieser Zustand, „wo das Schwert in Israel aufgehört hatte", dauerte nahe an fünf Jahre (156 bis 152). Wohin dieser unentschiedene Zustand geführt hätte, läßt sich aus den Umständen kaum schließen; gewiß ist es aber, daß ohne Hinzutreten einer außergewöhnlichen Gunst des Zufalls der Traum der Hasmonäer sich schwerlich verwirklicht hätte. Eine Wendung im syrischen Reiche führte eine günstige Rückwirkung für Judäa herbei und förderte die Machtvergrößerung Jonathans und der Nation.

Ein unbekannter Jüngling aus Smyrna, mit Namen Alexander Balas, veranlaßte diesen Umschwung. Da dieser Alexander eine auffallende Ähnlichkeit mit dem syrischen Könige Antiochos Eupator hatte, benutzte ihn Attalus, König von Pergamus, ihn als Gegenkönig des ihm verhaßten Demetrios aufzustellen. So wie Alexander, mit Geld und Truppen auf das kräftigste unterstützt, bei Ptolemaïs landete, ergab sich ihm die Besatzung. Diese Vorgänge rüttelten Demetrios aus seiner Trägheit auf und bewogen ihn, sich nach Verbündeten umzusehen. Vor allem trachtete er, Jonathan für sich zu gewinnen. In einem einnehmenden Schreiben an den Hasmonäerführer machte er ihn zum Bundesgenossen, erlaubte ihm Truppen anzuwerben und Waffen anzuschaffen und befahl, daß ihm die judäischen Geiseln ausgeliefert würden. Jonathan säumte nicht, diese günstige Gelegenheit auszunutzen, eilte nach Jerusalem, nahm Besitz von demselben, ließ die Mauern ausbessern und setzte es in wehrhaften Zustand Die Hellenisten mußten aus Furcht vor

der Macht in den Händen ihres Hauptfeindes die judäische Hauptstadt verlassen und Schutz in der Festung Betsur suchen. Aber Alexander Balas, der auch seinerseits Unterstützung brauchte, bewarb sich nicht minder um Jonathans Bundesgenossenschaft und wußte ihn geneigter für sich zu machen. Er ernannte ihn zum Hohenpriester, schickte ihm einen Purpurmantel und eine goldene Krone und erklärte ihn hierdurch zum Vasallenfürsten des syrischen Reiches und zum Freunde des Königs. Am Hüttenfeste (152) legte Jonathan zum ersten Male den hohenpriesterlichen Schmuck an und fungierte im Tempel als Hoherpriester, der erste, welcher diese Würde dem hasmonäischen Hause für die Dauer erworben hat. So war denn das tief erniedrigte, an den Rand des Unterganges gebrachte Judäa durch den Heldenmut und die Opferfreudigkeit einer kleinen Schar gehoben aus dem beinahe zwanzigjährigen Kampfe hervorgegangen. Die leidende Rolle, welche es vor dem Aufstande sich hatte gefallen lassen müssen, und die es zum Zankapfel zweier ehrgeiziger Höfe gemacht hatte, war jetzt in eine tätige verwandelt.

Zu dieser immer zunehmenden Machtstellung trug Jonathan während seiner neunjährigen Regierung (152 bis 144) viel bei. Mit richtigem Blicke erkannte er in dem Streite um die syrische Krone, auf welche Seite er sich stellen sollte. Er unterstützte Alexander Balas, obwohl Demetrios, wie einer, der nichts zu verlieren hat, dem Volke die glänzendsten Versprechungen gemacht hatte. Er schrieb nämlich „an das Volk der Judäer" mit geflissentlicher Übergehung des von Alexander eingesetzten Hohenpriesters, er wolle die meisten Steuern und Abgaben erlassen, drei Bezirke, welche zu Samaria geschlagen worden waren, wieder mit Judäa vereinigen, Jerusalem als ein Asyl anerkennen und selbst die wichtige Akra den Judäern überliefern. Er versprach ferner, den Kultus des Tempels aus dem königlichen Schatze zu bestreiten und sogar die Einkünfte der Stadt P t o l e m a ï s — welche in Händen seines Gegners war — dazu anzuweisen. Judäische Truppen sollten auf königliche Kosten ausgehoben werden und Beförderungen und Belohnungen gleich den syrischen erhalten. Die ausgehobenen Truppen, 30 000 Mann, sollten natürlich ihm als Hilfsheer dienen, um ihn von der Übermacht seines Gegenkönigs zu befreien. Auch den auswärtigen, im syrischen Reiche wohnenden Judäern verhieß Demetrios alle möglichen Freiheiten, daß sie von den Nachbarn nicht bedrückt und an ihren Sabbaten und Festen, selbst drei Tage vorher und nachher nicht durch etwaige Anklagen oder Ladung vor Gericht belästigt werden sollten. Allein das Volk, welches der Syrer dem Hasmonäer abwendig machen wollte, mochte sich von Jonathan nicht trennen, gab nichts auf solche Versprechungen, und Jonathan kannte Demetrios' Charakter zu gut, um solchen in

der Not gegebenen Versprechungen zu trauen. Er hielt sich an Alexander, bis dieser seinen Gegner besiegt hatte, und fand später keinen Grund, diesen Schritt zu bereuen. Der Smyrnaer Emporkömmling war auch dankbar dafür, er überhäufte Jonathan mit Ehrenbezeigungen und zeigte recht auffallend, wie viel er ihm für dessen Hilfeleistung in der kritischen Zeit zu danken hatte. Als er mit seinem Schwiegervater, dem Könige Ptolemäus VI. Philometer von Ägypten in Ptolemaïs zusammen kam, der ihm seine Tochter als Frau zuführte, lud er Jonathan zu sich ein und behandelte ihn wie seines Gleichen. Während der mehrjährigen Regierung des Alexander Balas (152 bis 146) konnte sich Judäa daher von den Wunden erholen, welche ihm Verrat und Tyrannei geschlagen hatten. Es konnte 10 000 Bewaffnete ins Feld stellen.

Jonathan vergalt aber Alexanders Wohlwollen mit unerschütterter Treue. Als Demetrios II. mit dem Beinamen Nikator, Sohn Demetrios I., gegen den Emporkömmling als echter Erbe des syrischen Thrones auftrat, fuhr Jonathan fort, Alexander zu unterstützen, obwohl Ägypten und Rom denselben im Stiche gelassen hatten. Er widersetzte sich zuerst dem Feldherrn des Demetrios, Apollonios Daos, an der Küste des Mittelmeeres, belagerte dann dessen Besatzung in der Hafenstadt Joppe so lange, bis deren Einwohner ihm die Tore öffneten, zerstörte die ehemalige Philisterstadt Azotus (Asdod), welche für Apollonios Partei ergriffen hatte, und verbrannte den Tempel des Götzen Dagon. Als Belohnung erhielt er von Alexander die Philisterstadt Akkaron (Ekron) mit der Umgegend, welche von jetzt an zu Judäa gehörte (147).

Die Verwirrung, welche darauf im syrischen Reiche entstand, indem ein Teil des Volkes und Heeres zu Demetrios II. hielt, ein anderer Teil aber Alexander Balas' Hause treu blieb, wollte Jonathan benutzen, sich der Griechlinge zu entledigen, und belagerte die Akra, ihre Schutzwehr, in deren Mauern sie noch immer Ränke gegen die Nationalpartei schmiedeten. In ihrer Bedrängnis wendeten sie sich an den neuen syrischen König um Hilfe, an Demetrios II. Als aber Jonathan sich mit reichen Geschenken zu ihm begab und seine Unterstützung dem von Feinden hart bedrängten von Nutzen schien, bestätigte er Jonathan in der Hohenpriesterwürde. Die Geldnot, in welcher sich Demetrios wie seine Vorgänger befand, benutzte Jonathan, um die Steuerfreiheit für Judäa zu erwerben und es um einige Bezirke zu vergrößern. Allein trotz der feierlich gegebenen Zusicherung bereute Demetrios bald seine Zugeständnisse. Die syrischen Fürsten schlugen bis in ihre letzten Abkömmlinge nicht aus der Art, Wortbrüchigkeit zu üben. Bald feierte indessen das judäische Heer den unerwarteten Triumph, der syrischen Hauptstadt die Schmach ver-

gelten zu können, welche die Syrer zu wiederholten Malen Jerusalem angetan hatten. Demetrios, welcher die Unzufriedenheit der Antiochenser erregt hatte, wurde von ihnen in seinem Palaste förmlich belagert, und da seine Soldaten ihm wegen ausgebliebenen Soldes keine Hilfe leisten mochten, so sah er sich in der peinlichen Lage, Jonathan angehen zu müssen, judäische Truppen zu seiner Rettung zu senden. Die 3000 judäischen Hilfstruppen, welche Jonathan darauf nach Antiochien geschickt hatte, verwüsteten einen Teil der syrischen Hauptstadt durch Feuer und zwangen die Einwohner und die aufwieglerischen Soldaten, von der Belagerung des Königs abzusehen und ihn um Verzeihung anzuflehen. Aber kaum war Demetrios von der Gefahr befreit, so zeigte er schnöden Undank gegen seinen Retter und behandelte ihn feindselig. Aus Erbitterung über Demetrios' Treubruch unterstützte Jonathan den jungen König Antiochos V. und seinen Regenten Diodot Tryphon und wurde dafür von demselben in der Hohenpriesterwürde bestätigt. Simon, sein Bruder, wurde zum syrischen Feldherrn über den Küstenstrich des Mittelländischen Meeres von der tyrischen Leiter bis zur Grenze Ägyptens eingesetzt. Tapfer kämpften die beiden Hasmonäerbrüder für den Knaben Antiochos, Balas' Sohn, an dessen Sieg die Unabhängigkeit Judäas geknüpft war.

Sieg und Niederlage wechselten miteinander ab; zuletzt blieben die Hasmonäer Sieger, belagerten und eroberten mehrere Städte an der Küste und zogen in Damaskus ein. Aus Betsur vertrieben sie die Griechlinge und legten eine Besatzung hinein. Aber vor allem lag es den Hasmonäern am Herzen, Jerusalem uneinnehmbar zu machen. Daher erhöhten sie die Mauern nach allen Seiten und richteten mitten in der Stadt, gegenüber der Akra, einen festen Wall auf, um den Hellenisten in derselben den Verkehr abzuschneiden. Eine Belagerung der Akra vorzunehmen, mochte ihnen nicht gelegen scheinen. Judäa stellte bereits in dieser Zeit (144 bis 143) 40 000 auserlesene Krieger.

Die Folgen bewiesen nur zu deutlich, daß die Vorsicht, von welcher die Hasmonäer durch die Befestigung des Landes und die Unterhaltung einer achtunggebietenden Truppenzahl sich leiten ließen, nicht überflüssig war. Denn kaum sah sich der rebellische Feldherr Diodotos Tryphon in dem Besitze der syrischen Macht, als er den Plan verfolgte, sich des Puppenkönigs zu entledigen und die syrische Krone auf sein eigenes Haupt zu setzen. Das größte Hindernis zur Erreichung dieses Zieles schien ihm aber Jonathan zu sein. Tryphon trachtete daher vor allem, den mächtig gewordenen judäischen Hohenpriester aus seinem Wege zu räumen und durch dessen Tod Judäa und die Anhänger des jungen Königs zu schwächen. Aber offene

Gewalt zu gebrauchen, schien ihm doppelt gefährlich; darum verlegte er sich auf eine Überlistung, und es gelang ihm in der Tat, den klügsten der Hasmonäer zu täuschen und in seine Gewalt zu bringen. Auf die Nachricht, daß Tryphon mit einem Heere in Betsan (Skythopolis) eingezogen sei, eilte ihm Jonathan mit tausenden Kriegstüchtiger entgegen, wurde aber von Tryphon durch Geschenke, Ehrenbezeigungen und Schmeicheleien so sehr umstrickt, daß er in die Falle ging. Auf Tryphons Zureden entließ er den größten Teil seiner Truppen, und folgte ihm nach der wichtigen Meeresfestung Akko (Ptolemaïs), dessen Besitz ihm der Schlaue versprochen hatte. Von den 3000 Kriegern, die er behalten hatte, entsandte Jonathan einen Teil nach Galiläa, und nur 1000 begleiteten ihn nach Akko. Tryphon hatte alle Veranstaltung getroffen, daß Jonathan bei seinem Eintritte in die Festung gefangen genommen und seine Schar niedergehauen werden konnte. Den judäischen Truppen, welche in der Ebene Jesreel und in Galiläa verbleiben sollten, ließ Tryphon nachsetzen; sie hatten aber vorher von dem an ihrem Führer begangenen Verrat Wind bekommen, setzten sich zur Wehr und zwangen ihre Verfolger zum Rückzuge. Die Nachricht, welche diese Truppe von Tryphons List und Gewaltstreichen nach Jerusalem brachte, verbreitete Trauer und Schrecken. Man glaubte nicht anders, als daß Jonathan gleich den Tausenden seiner Begleitung in Akko durch die Hand des Treulosen umgekommen sei. Eine neue Unterjochung von seiten der Syrer mit all den traurigen Folgen schien nahe und unabwendbar; man glaubte die Hand der Hellenisten hinter diesen Vorgängen tätig. Es bestand in der Tat eine geheime Verbindung zwischen Tryphon und dem Reste der Griechlinge, und er schien ihnen Ersatz von außen vorgespiegelt zu haben, wie sie ihm Angriffe auf die judäische Hauptstadt von innen hoffen ließen. Diese von zwei Seiten drohende Gefahr wendete Simon Tharsi, der letzte der Hasmonäerbrüder, glücklich ab. Obwohl dem Greisenalter nahe, zeigte er so viel jugendliche Kraft, daß er das Volk in einer großen Versammlung im Tempelvorhofe aus der Verzweiflung zur Siegeshoffnung erweckte. Als er die Worte sprach: „Ich bin nicht besser als meine Brüder, welche für die Heiligtümer und für die Freiheit starben," hallte ihm der einstimmige Ruf der Versammlung entgegen: „Sei unser Heerführer wie Juda und Jonathan, deine Brüder!" Durch das Vertrauen des Volkes an die Spitze gestellt, war Simon vor allem darauf bedacht, Jerusalem gegen einen Handstreich von außen und Angriff von innen sicher zu stellen und Tryphon die Zugänge ins Land zu versperren.

Simon zog dann ein Heer bei Adida zusammen, um gegen den Einfall der Syrer an der Niederung der Meeresküste gerüstet zu sein. In der Tat hatte Tryphon die Absicht, das durch die Kühnheit

seiner Untat erschreckte Judäa zu überfallen, ehe es an Widerstand denken konnte. Er führte Jonathan als Gefangenen mit sich, weil er aus der über dem Haupte des Lieblings der Nation schwebende Todesgefahr mehr Vorteile zu erzielen hoffte, als durch dessen Tod. Als er aber hörte, daß in Simon ein aufopferungsmutiger Feldherr gewählt war, knüpfte er schlau wieder Unterhandlungen an. Er gab vor, Jonathan nur deswegen zum Gefangenen gemacht zu haben, um sich die hundert Talente zahlen zu lassen, die das judäische Volk dem königlichen Schatze schuldete, und versprach, wenn diese Schuld getilgt und Jonathans zwei Söhne ihm als Geiseln zugeschickt sein würden, den Gefangenen freizulassen. Obwohl Simon die List, welche hinter diesen Forderungen steckte, durchschaute, ging er dennoch darauf ein, um sich nicht den Vorwürfen auszusetzen, als habe er den Tod seines Bruders verschuldet. Tryphon empfing die verlangte Geldsumme und die Geiseln, setzte aber nichtsdestoweniger den Krieg fort; aber durch das judäische Heer gehindert, den geraden Weg einzuschlagen, mußte er einen Umweg machen, und das Glück, das dieser gewissenlose Ehrgeizige herausforderte, ließ ihn im Stiche. Ein ungeheurer Schneefall, wie er in dieser heißen Gegend selten ist, machte die Wege durch das Gebirge Juda unwegsam und zwang ihn, sich jenseits des Jordan zu wenden. Aus Rache über das Mißlingen seiner Pläne ließ er Jonathan hinrichten (143), dessen Gebeine Simon später unter der Trauer des ganzen Volkes in dem Erbbegräbnis der Hasmonäerfamilie zu Modin beisetzen ließ. Das war das Ende des vierten Hasmonäers, der mehr als seine Vorgänger geleistet; denn er hob das judäische Staatswesen aus einem tiefen Abgrunde zu einer Höhe, von der aus es auch bei nur mäßigem Glücke höher steigen konnte.

Juda Makkabi hatte mehr Heldentaten ausgeführt und einen glänzenderen Kriegsruhm hinterlassen; Jonathan aber hat sein Volk zu Macht und Einfluß erhoben und sein Geschlecht durch die Hohepriesterwürde, die er gewonnen, zum angesehensten gemacht. Zu gleicher Zeit aber, wie der judäische Staat mitten in dem Drange politischer Kämpfe sich entwickelt hatte, entfaltete sich auf einem anderen Schauplatze die judäische Lehre zu einem Glanze, welche ihr einen Einfluß auf den Gang der Kulturentwicklung einräumte. Das politische Wachstum des Judentums ging in Judäa, das lehrhafte in Ägypten vor sich.

Das Wunderland des Nil, das einst die Wiege und Leidensschule des israelitischen Volkes war, wurde in diesem Zeitraume für die judäische Nation die Schule der Weisheit. Wie unter den Pharaonen, so ist auch unter den griechischen Beherrschern Ägyptens die Ansiedlung der Judäer in Ägypten gefördert worden. Sie verbreiteten

sich über den ganzen Landstrich von der lybischen Wüste im Norden bis an die Grenze Äthiopiens im Süden. Ähnlich wie während des Aufenthaltes ihrer Stammväter in Ägypten vermehrten sich die ägyptischen Judäer von Tag zu Tage durch Fruchtbarkeit und Zuzüge von Palästina aus, so daß ihre Zahl ein Jahrhundert später schon eine Million betragen haben soll. Die Landschaft Kyrenaika, sowie der bewohnbare Landstrich Lybiens hatten in den Städten eine judäische Bevölkerung, entstanden aus einer von Ptolemäus I. dahin gesandten Kolonie. In Ägypten und Kyrene genossen die Judäer dieselben Rechte wie die griechischen Bewohner. Auf diese Gleichstellung waren sie so stolz, daß sie dieselbe wie ihren Augapfel wahrten. — Eine tätige Rolle fing die judäische Bevölkerung Ägyptens erst zu der Zeit an zu spielen, als die Reibungen zwischen dem ägyptischen und syrischen Hofe häufiger und erbitterter wurden, und beiden daran gelegen war, die Judäer in ihre Interessen zu ziehen. Die ägyptischen Judäer waren stets treue Anhänger des ptolemäischen Königshauses und unterstützten es soviel sie konnten. Bereitwillig hatte daher der sechste Ptolemäer, Philometor, die Flüchtlinge aus Judäa aufgenommen, welche in großen Scharen vor der syrischen Zwingherrschaft unter Antiochos Epiphanes ihr Vaterland verlassen hatten. Unter den Flüchtlingen befanden sich der Sohn des Hohenpriesters Onias III. und andere Personen von angesehenen Geschlechtern. Die Politik des ägyptischen Hofes gebot, die judäischen Unzufriedenen für sich einzunehmen, um möglicherweise mit deren Hilfe das von Ägypten unter Antiochos dem Großen losgerissene Palästina wieder zu gewinnen. Freilich konnte man in Ägypten so wenig wie in Syrien ahnen, daß der Kampf, den die judäischen Patrioten gegen die syrischen Heere unternahmen, einen so unerwarteten Verlauf nehmen und eine gewisse Unabhängigkeit Judäas herbeiführen würde.

Am meisten konzentriert waren die Judäer in der Hauptstadt Alexandrien, welches, wie nächst Rom damals die zweite Stadt für Handel und politische Bedeutsamkeit, so nächst Athen die zweite für Künste und Wissenschaften war. Unter den fünf Quartieren Alexandriens, welche mit den fünf ersten Buchstaben des griechischen Alphabets bezeichnet waren, nahmen die Judäer zwei beinahe ganz ein; namentlich war das Quartier Delta, das an der Meeresküste lag, ganz allein von Judäern bevölkert. Von dieser Lage zogen sie den größtmöglichen Nutzen; sie verlegten sich auf Schiffahrt und Ausfuhrhandel. Die Getreidefülle, welche Rom für seine müßiggängerische Bevölkerung von Ägyptens reichen Fluren bezog, wurde ohne Zweifel auch auf judäische Schiffe verladen, durch judäische Kaufleute auf den Markt gebracht. Wohlstand und verfeinerte Lebensweise waren die Früchte ihrer Tätigkeit. Doch war Handel und Schiffahrt, sowie nicht aus-

schließlich in den Händen der alexandrinischen Judäer, ebensowenig ihre ausschließliche Beschäftigung. Vermöge ihrer Lernbegier und ihrer Anstelligkeit lernten sie bald den Griechen ihre Kunstfertigkeit ab und wußten Rohstoffe schön zu verarbeiten. Brauchte man in Palästina Künstler für den Tempel, so berief man sie aus der alexandrinisch-judäischen Gemeinde. Die Judäer in Ägypten und Kyrene eigneten sich ferner die melodische griechische Sprache an und vertieften sich endlich in das griechische Schrifttum. Die Wohlhabenheit, die edlere Beschäftigung und die Bildung flößten den alexandrinischen Judäern Selbstbewußtsein und ein Hochgefühl ein, wie es etwa in späterer Zeit die spanischen Juden besaßen. Die alexandrinische Gemeinde galt als Mittelpunkt der judäischen Kolonie in Ägypten, und auch die auswärtigen Judäer, zu Zeiten selbst Judäa, lehnten sich gern an diese starke Säule an.

Die Gemeinde besaß in allen Stadtteilen Gebethäuser, welche hier den Namen Proseuchen führten, unter denen sich die Hauptsynagoge durch künstlerischen Bau, Zierlichkeit und glänzende Ausstattung besonders ausgezeichnet hat. Die Bethäuser waren auch in Alexandrien und vermutlich ebenso in ganz Ägypten zugleich Lehrhäuser, in denen an den Sabbaten und Festen derjenige, welcher in der Gesetzeskunde am meisten erfahren war, nach dem Vorlesen des Abschnittes aus dem Pentateuch und den Propheten sich erhob und über das Vorgelesene einen Vortrag hielt.

Den rechten Glanz erhielt die alexandrinisch-judäische Gemeinde erst durch hervorragende Flüchtlinge, welche während der syrischen Drangsale nach Alexandrien gekommen waren. Der bedeutendste unter ihnen war Onias IV., der junge Sohn des letzten, rechtmäßigen Hohenpriesters, der, wie angegeben, von dem milden König Philometor aufs freundlichste aufgenommen wurde, weil er eine große Partei hinter sich hatte. Als der verruchte sogenannte Hohepriester Menelaos von dem syrischen Hofe umgebracht worden war, und der Prinz Demetrios aus Rom entflohen, sich Syriens bemächtigt hatte, schmeichelte sich dieser Onias, der inzwischen in das männliche Alter getreten war, von dem neuen syrischen Könige die Hohenpriesterwürde, das Erbe seiner Väter, zu erlangen. Als aber Alkimos zum Hohenpriester ernannt war und von dem syrischen Könige mit Waffengewalt selbst gegen die Hasmonäer unterstützt wurde, gab er die Hoffnung auf, in den Besitz der erblichen Würde zu gelangen und ließ sich dauernd in Ägypten nieder.

Mit Onias war ein Mann von besonderer Bedeutung, Namens Dositheos, ausgewandert. Diese beiden waren berufen, eine einflußreiche Rolle in Ägypten zu spielen. Gelegenheit dazu gab die Feindseligkeit der beiden Brüder, der Könige von Ägypten, des milden

Philometor und des wilden Euergetes II., eines Scheusals an Körper und Geist, der wegen seines häßlichen Körperumfanges der Schmeerbauch (Physkon) und wegen seiner teuflischen Bosheit der Übeltäter (Kakergetes) genannt wurde. Beide haßten und bekriegten einander und wurden von dem römischen Senate zur Feindseligkeit gegeneinander gestachelt, um durch ihre Schwächung leichter in den Besitz des fruchtbaren Landes zu gelangen. Aber Philometor wagte einmal, Rom zu trotzen, das für Physkon Partei nahm, es gebrach ihm aber an Kriegern und noch mehr an tüchtigen Kriegsführern, da betraute er die judäischen Einwanderer Onias und Dositheos mit der Kriegsführung gegen seinen Bruder, die sich wohl schon früher bewährt hatten. Durch die Geschicklichkeit der beiden judäischen Feldherrn gelang es Philometor, seinen Bruder so sehr zu schwächen, daß er ihn für immer hätte unschädlich machen können. Onias und Dositheos standen seit der Zeit (153) in hoher Gunst bei Philometor und blieben die Anführer seines Heeres. Onias gelangte auch zu Ansehen bei seinen Stammesgenossen. Durch eigene Gesetze und Lebensweise von den einheimischen und griechischen Mitbewohnern geschieden, mußten es die Judäer als eine Wohltat empfinden, einen Mann an der Spitze zu haben, der Autorität genug besaß, sie zusammenzuhalten und zu Gliedern eines eigenen Gemeinwesens zu vereinigen. Onias wurde solchergestalt als Oberhaupt oder Stammesfürst (Ethnarch) der Judäer anerkannt.

Allmählich erlangte diese Würde eine hohe Bedeutung. Der Ethnarch hatte die Befugnis, die inneren Gemeindeangelegenheiten seiner Stamm- und Religionsgenossen zu leiten, das Richteramt über sie auszuüben und die Aufrechterhaltung der Verträge zu überwachen. Er vertrat auch seine Stammesgenossen gegenüber der Krone. Solchergestalt waren sie in der glücklichen Lage, durch ein eigenes Oberhaupt mit einer Art fürstlicher Würde eine Stärke verleihende Einheit zu bilden. Diese Einheit wurde noch durch eine andere Schöpfung gekräftigt. Bei allem Ansehen, welches Onias am Hofe Philometors und unter seinen Stammesgenossen genoß, konnte er es nicht verschmerzen, daß er durch die Vorgänge in Judäa der ihm gebührenden Hohenpriesterwürde verlustig gegangen war.

Während des unsicheren Zustandes in Judäa fiel Onias auf den Gedanken, für den entweihten Tempel in Jerusalem einen solchen in Ägypten zu errichten, dessen berechtigter Hoherpriester er selbst sein sollte. War er dabei von einem frommen Gefühle oder von Ehrgeiz geleitet? Die innersten Herzensregungen bleiben der Geschichte verborgen. Um den Beifall der Judäer dafür zu erlangen berief sich Onias auf eine Weissagung des Propheten Jesaia, die hierdurch in Erfüllung gehen sollte: „Einst wird ein Altar des Herrn in Ägypten

stehen.“ Philometor, dem er den Wunsch vortrug, gewährte ihm denselben aus Erkenntlichkeit für die Dienste, die Onias ihm geleistet hatte, und räumte ihm dazu einen Landstrich in der Gegend von Heliopolis nordöstlich von Memphis in dem Lande Gosen ein, wo einst die Nachkommen Jakobs bis zum Auszuge aus Ägypten gewohnt. Auf dem Platze eines verfallenen Götzentempels der ägyptischen Gottheit Bubastis, in dem Städtchen Leontopolis, wo einst Tiere abgöttisch verehrt worden waren, baute Onias (um 153 bis 152) ein judäisches Heiligtum. Dasselbe hatte äußerlich nicht ganz die Gestalt des jerusalemischen Tempels, sondern war turmähnlich aus gebrannten Steinen erbaut. Priester und Leviten, welche sich der Verfolgung in Judäa entzogen hatten, fungierten an diesem Oniastempel mit Opfer und Liturgie. Für die Bestreitung der Bedürfnisse des Tempels und der Priester überwies der König das Einkommen der heliopolitanischen Gegend auf großmütige Weise. Diese ganze Gegend, welche einen kleinen Priesterstaat bildete, führte den Namen Onion. Es war noch ein Einigungsband mehr für die ägyptischen Judäer.

Obwohl sie den Oniastempel als ihren religiösen Mittelpunkt ansahen, dorthin zur Festzeit wallfahrteten und daselbst ihren Opferbedürfnissen genügten, so dachten sie doch nicht daran, etwa wie die Samariter, dem jerusalemischen Heiligtume die Verehrung aufzukündigen und ihm das ihrige nebenbuhlerisch gleichzustellen oder gar überzuordnen. Im Gegenteil, sie verehrten Jerusalem als heilige Stadt und den Tempel als eine Gottesstätte. Aber durch die wunderbare Erfüllung des Prophetenwortes, daß in Ägypten einst ein Gottestempel prangen werde, waren sie auch stolz auf den ihrigen und nannten Heliopolis die „Stadt der Gerechtigkeit“. In Judäa würde man unter anderen Umständen in ruhigen, der Empfindlichkeit und Peinlichkeit günstigeren Zeiten den Oniastempel gleich dem Garizimtempel der Samaritaner mit dem Banne belegt und dessen Angehörige aus der judäischen Gemeinschaft ausgeschlossen haben. Aber als die erste Kunde von dem Bau des ägyptisch-judäischen Tempels in Judäa einlief, dauerte die Unsicherheit in Staat und Tempel noch fort, so daß man keine Ursache hatte, einen Akt zu verdammen, der doch in der besten Absicht geschehen war. Man konnte dem Begründer umsoweniger grollen, als er ein Abkömmling einer langen Reihe von rechtmäßigen Hohenpriestern war.

Später, als die hasmonäischen Hohenpriester den Kultus wieder in seiner Lauterkeit hergestellt hatten, sah man allerdings mit Bedauern auf einen im Auslande bestehenden Tempel. Dieser hatte indes durch die Reihe von Jahren bereits Wurzel gefaßt. Aber einer gewissen Unbehaglichkeit konnten sich die Frommen dabei doch nicht

erwehren, daß das heliopolitanische Heiligtum auf einer Verletzung des Kultusgesetzes beruhe.

In dem Gebiete Onion hatte Philometor zum Schutze des Tempels einen festen Platz anzulegen gestattet. Dieses Kastell, so wie die judäischen Krieger, die es zu verteidigen hatten, standen selbstverständlich unter dem Oberbefehle des Onias. Dieser war also zugleich kriegerischer Leiter des Kreises von Heliopolis, der als arabischer bezeichnet zu werden pflegte. Onias' Titel nach dieser Seite seiner Machtbefugnis lautete Arabarch (Gebieter über den arabischen Kreis). In Alexandrien war Onias gemeindliches und richterliches Oberhaupt der dortigen Judenheit, im Gebiete Onion oder im arabischen Ägypten war er Gebieter der dort angesiedelten kriegerischen judäischen Bevölkerung. So unbedingtes Vertrauen muß Philometor in Onias und die zu ihm stehenden Stamm- und Religionsgenossen gesetzt haben, daß er ihm noch einen anderen, außerordentlich wichtigen Posten anvertraute. Die Hafenplätze am Meere und an den Nilmündungen waren für die Einnahmen des königlichen Schatzes von der höchsten Wichtigkeit. Hier wurden die Zölle für die ein- und auslaufenden Rohstoffe und verarbeiteten Waren erhoben, wodurch Ägypten das reichste Land während der Herrschaft der Ptolemäer und später der Römer war. Die Aufsicht über Meer und Nilfluß vertraute Philometor ebenfalls Onias an.

Ein anderes, weit wichtigeres, tief in die weltgeschichtlichen Verhältnisse eingreifendes Ereignis fand zu derselben Zeit und auf demselben Schauplatze statt und erfuhr eine entgegengesetzte Beurteilung. Die Flüchtlinge aus Judäa, welche um die Anhänglichkeit an das väterliche Gesetz Vaterland und Lebensgewohnheit aufgegeben hatten, mögen in dem gebildeten König Philometor, der ein Freund des Wissens war, den Wunsch erweckt haben, dieses so hochverehrte Gesetz kennen zu lernen. Was auch die Veranlassung dazu gewesen sein mag, genug, es war für die alexandrinischen Juden von großer Wichtigkeit, daß eine Übersetzung des erhabenen Fünfbuches (Pentateuch, Thora) in die gebildete Sprache der Griechen angelegt wurde.

Näheres über die Art und Weise, wie diese Übersetzung zustande gebracht wurde, ist nicht bekannt geworden. Allem Anschein nach wurde diese Arbeit, um sie zu erleichtern, an fünf Dolmetscher verteilt, so daß von den fünf Büchern des Pentateuchs je eines einen eigenen Übersetzer hatte. Die griechische Übersetzung der Thora war gewissermaßen auch ein Tempel, ein Schriftheiligtum zu Ehren Gottes auf fremdem Boden errichtet.

Die Vollendung dieses Werkes verbreitete unter den Judäern Alexandriens und Ägyptens hohe Freude. Sie waren stolz darauf,

daß die auf ihre Weisheit eingebildeten Griechen doch endlich einsehen lernen müßten, um wie viel erhabener und älter die Weisheit des Judentums sei, als die griechische Philosophie, und daß dadurch ein Weg zur Anerkennung des Judentums unter den Griechen angebahnt schien. Der Tag, an welchem die Übersetzung dem Könige überreicht worden war, wurde von den ägyptischen Judäern alljährlich festlich begangen. Sie pflegten an diesem Tage nach der Insel Pharos zu wallfahren, daselbst zuerst Dankgebete anzustimmen und dann in Zelten oder unter freiem Himmel, je nach ihrem Stande, mit ihren Angehörigen ein Freudenmahl zu halten. Daraus wurde später ein allgemeines Volksfest, woran sich auch die heidnischen Alexandriner beteiligt haben sollen.

Einen ganz anderen Eindruck mußte die Übersetzung der Thora ins Griechische auf die Frommen in Judäa hervorbringen. War ihnen schon das griechische Wesen wegen der vielen Leiden, die es über die Nation und die Heiligtümer gebracht hatte, verhaßt, so mußten sie der Sorge Raum geben, daß der richtige Sinn der judäischen Lehre durch die Übertragung in die griechische Sprache entstellt und verkannt worden sei. Nur die hebräische Sprache schien ihnen ein würdiges Gefäß für den göttlichen Inhalt der Thora, dagegen in eine fremde Form gegossen, wäre dieser Inhalt sich selbst entfremdet und entgöttlicht. Darum betrachteten die Frommen in Judäa den Tag der Übersetzung, der den ägyptischen Judäern ein Freudentag war, als einen nationalen Unglückstag, gleich jenem, an welchem das goldene Kalb in der Wüste dem Volke als Gott hingestellt worden war. Eine solche entgegengesetzte Beurteilung hat dieses Ereignis erfahren. Überblickt man die Folgen, welche aus der griechischen Übersetzung hervorgingen, so waren allerdings beide Gefühle, die Freude der Alexandriner und die Trauer der Palästinenser, so ziemlich gerechtfertigt. Durch das griechische Gewand wurde das judäische Schrifttum allerdings den Griechen, den Trägern der Weltbildung, zugänglich und verständlich; sie lernten es allmählich kennen, und wie sehr sie sich auch gegen dessen Aufnahme sträubten, ehe ein halbes Jahrtausend den Kreislauf vollendet hatte, war der Inhalt des Judentums den herrschenden Völkern geläufig. Die griechische Übersetzung war der erste Apostel, den das Judentum an die Heidenwelt ausgesandt hat, um sie von ihrer Verkehrtheit und Gottvergessenheit zu heilen. Durch die Verbreitung, welche die Übersetzung später durch den zweiten Apostel des Judentums an die Heiden, das Christentum, erhielt, hat sie sich tief in die Denkweise und Sprache der Völker eingeprägt, und es gibt jetzt keine ausgebildete Sprache, welche nicht Vorstellungen und Wörter vermittelst dieser Übersetzung aus dem judäischen Schrifttume aufgenommen hätte. Die alexandrinische Übersetzung hat also das Judentum in

die Weltkultur eingeführt und es volkstümlich gemacht. — Andererseits trug sie aber auch zur Verkennung der judäischen Lehre unwillkürlich bei und war gewissermaßen ein falscher Prophet, der im Namen Gottes Irrtümer verkündete. War es schon an sich schwer, aus der hebräischen Sprache in die griechische, die so grundverschieden davon ist, zu übertragen, so kam noch der Umstand hinzu, daß zu jener Zeit weder die hebräische Sprache, noch der Inhalt und die wahre Bedeutung der Thora so vollständig erkannt waren, daß die Übersetzung den richtigen Sinn jedes Ausdrucks hätte wiedergeben können. Endlich noch war der griechische Text nicht so sehr überwacht, daß nicht der eine oder der andere seine vermeintliche Verbesserung hätte hineinbringen können. Diese Übersetzung kam wahrscheinlich bei den Vorlesungen an Sabbat- und Feiertagen in Gebrauch, und es blieb dem Geschmacke, dem Verständnisse oder auch der Willkür des Dolmetschers überlassen, Abänderungen zu treffen. In der Tat wimmelt der griechische Text von solchen angebrachten Zusätzen und Verbesserungen, die später in der Zeit der Reibungen zwischen Judentum und Christentum noch häufiger wurden. Nichtsdestoweniger glaubten die alexandrinischen Judäer einige Menschenalter später so sehr an die Vollkommenheit dieser Übersetzung, daß sie allmählich das hebräische Original für entbehrlich hielten und sich auf ihren Text ganz allein verließen. Alle Mißverständnisse, welche in die griechische Bibel durch Unkenntnis, Schwierigkeit, Übersetzungsfehler und willkürliche Zusätze hineingekommen waren, hielten sie für das Wort Gottes, und so lehrten sie später manches im Namen des Judentums, was ihm durchaus fremd oder entgegen ist. Mit einem Worte, alle Siege, welche das Judentum im Laufe der Zeiten über das gebildete Heidentum gefeiert, und alle Verkennung, die es dadurch erfahren hat, verdankt es einzig und allein dieser Übersetzung.

Mehr als ein Jahrhundert später, hat ein judäischer Schriftsteller in apologetischer Absicht für diese Übersetzung einen falschen Ursprung ersonnen, als wenn sie von zweiundsiebzig Dolmetschern in zweiundsiebzig Tagen auf wunderbare Weise zustande gekommen wäre. Von dieser völlig ungeschichtlichen Sage hat die Übersetzung den Namen „der zweiundsiebzig“ oder kurzweg „der siebenzig“ (Septuaginta) erhalten.

War nun einmal der Anfang gemacht, so konnte es nicht fehlen, daß der Eifer, die Schriftdenkmäler des Judentums für griechische Leser zugänglich zu machen, sich regte, und so wurden nach und nach auch die Geschichtsbücher in griechisches Sprachgewand gehüllt. Die poetischen und prophetischen Schriften sind wohl nicht zugleich mit dem Pentateuch und den Geschichtsbüchern übersetzt worden, weil sie eine noch größere Schwierigkeit darboten.

Die Verdolmetschung des pentateuchischen Gesetzbuches in die griechische Sprache schuf in der Mitte der ägyptischen Gemeinden eine neue Kunstgattung, die Kanzelberedsamkeit. War es vielleicht auch in Judäa Sitte, bei den Vorlesungen aus der Thora die Abschnitte in die dort übliche Volkssprache (die chaldäische oder aramäische) für Unkundige nicht bloß zu übersetzen, sondern auch zu erklären, und ist dieser Brauch auch in die Bethäuser der ägyptischen Judäer eingeführt worden? Gleichviel ob Nachahmung oder selbständige Einrichtung, diese Sitte, dunkele oder minder faßliche Verse aus dem Verlesenen für die Zuhörer zu übersetzen und zu erläutern, bildete eine neue Form aus. Die Dolmetscher, getrieben von dem dem griechischen Wesen entlehnten Rededrang, blieben nicht beim Gegebenen, sondern spannen es weiter aus, pflegten Betrachtungen daran zu knüpfen, Nutzanwendungen für Lagen in der Gegenwart daraus zu machen, Ermahnungen anzubringen. So entstand aus der Schrifterklärung die Predigt, welche allmählich nach der griechischen Art, allem und jedem eine gefällige, schöne Form aufzudrücken, kunstvoll ausgebaut wurde. Die Kanzelberedsamkeit ist eine Tochter der alexandrinisch-judäischen Gemeinde. Hier wurde sie geboren, großgezogen und vervollkommnet und diente später größeren Kreisen als Muster.

Der Reiz, welchen die griechisch redenden Judäer an dem ihnen zugänglich gemachten biblischen Stoff fanden, weckte die Lust der Gebildeteren unter ihnen, diesen Stoff selbständig zu bearbeiten, die Lehren, welche darin liegen, hervorzuheben oder auch das scheinbar Auffällige und Widersprechende in demselben zu erklären und auszugleichen. So entstand ein eigenes judäisch-hellenistisches Schrifttum, das mit der Zeit einen großen Umfang erlangte und befruchtend auf große Kreise wirkte. Aus der Jugend dieser eigenartigen Literatur, in welcher die beiden Volksgeister, die sich im Leben abstießen, sich gewissermaßen brüderlich umarmten, ist nur wenig bekannt. Es scheint, daß auch an ihr sich der Erfahrungssatz bewährte, daß die gebundene und gehobene Rede der schlichten Prosa voranging. Es sind noch Bruchstücke von Schriften vorhanden, welche die althebräische Geschichte in griechischen Versen darstellen. Veranlassung zu diesen poetischen Schriften scheint die Feindseligkeit der Judäer und Samaritaner gegeben zu haben.

Die zwei in der Anerkennung des Gesetzbuches der Thora und des einigen Gottes und in der Verwerfung des Götzentums einigen, sonst aber voneinander abweichenden und gegeneinander erbitterten Nachbarvölker hatten ihren gegenseitigen Haß von alters her noch nicht fahren lassen. Während des Religionszwanges unter Antiochos Epiphanes scheinen Samaritaner ebenfalls nach Ägypten

ausgewandert zu sein und ihre Stammgenossen, welche von Alexanders Zeit her dort angesiedelt waren, vermehrt zu haben. Diese ägyptischen Samaritaner eigneten sich gleich den Judäern die herrschende griechische Sprache und das griechische Wesen an.

Die gegenseitige Abneigung zwischen den Anhängern Jerusalems und Garizims folgte beiden auch im Auslande nach, und sie befehdeten sich gegenseitig mit demjenigen Eifer, welchen Religionsgenossen in der Fremde für ihre heimischen Traditionen zu haben pflegen. Die Übersetzung der Thora ins Griechische, vom Könige Philometor begünstigt, scheint neuen Zunder zwischen beide geworfen zu haben. Wie sehr mußte es die Samaritaner kränken, daß durch die Septuaginta die Heiligkeit ihres Tempels an Beweiskraft eingebüßt hatte, indem im Griechischen der von ihnen geltend gemachte Vers „und du sollst einen Altar bauen auf dem Berg Garizim", nicht vorhanden war. Die Samaritaner in Alexandrien, von denen wohl auch einige bei Hofe in Gunst standen, wußten es dahin zu bringen, daß der milde Philometor ein Religionsgespräch zwischen beiden streitenden Religionsparteien veranstalten ließ, wodurch die Frage über die höhere Heiligkeit des samaritanischen oder judäischen Tempels erledigt werden sollte. Das erste Religionsgespräch dieser Art vor einem weltlichen Herrscher.

Die beiden Parteien wählten aus ihrer Mitte die gelehrtesten Männer zu ihren Sprechern. Auf seiten der Judäer sprach ein gewisser Andronikos, Sohn Messalems. Die Samaritaner hatten zwei Vertreter, Sabbai und Theodosios. Auf welche Weise das Religionsgespräch geführt wurde, und welchen Ausgang es hatte, läßt sich kaum mehr ermitteln. Jede Partei suchte sich den Sieg zuzuschreiben, und beide haben ihren Erfolg übertrieben. Religionsgespräche haben noch nie einen wesentlichen Erfolg erzielt. Diese Streitfrage über die Heiligkeit Jerusalems oder Sichems wurde, wie es scheint, von beiden Parteien auch in griechischen Versen fortgeführt.

Für die Judäer Alexandriens trübte sich indes einige Zeit der Himmel, der ihnen während Philometors Regierung so heiter lächelte. Als wenn die Tochtergemeinde mit der Muttergemeinde in Judäa in seelischem Verkehre stünde, folgten für beide fast zu gleicher Zeit auf eine Reihe glücklicher Tage unglückliche. Judäa war durch Jonathans Mißgeschick in Trauer geraten, und in Ägypten führte ein Thronwechsel ein ähnliches herbei. Eben jener Ptolemäus VII. Physkon, der mehrere Jahre mit Philometor zugleich regierte, dann auf dessen Sturz gearbeitet hatte, trachtete nach dem Tode desselben nach dessen Krone. Die neuerungssüchtige, wankelmütige und gesinnungslose Bevölkerung Alexandriens war sofort geneigt, den mißgestalteten

und boshaften Physkon als König anzuerkennen. Indessen hatte die verwitwete Königin Kleopatra, welche während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regierung leitete, ebenfalls Anhänger. Ganz besonders stand ihr Onias mit seinem Anhange bei. Zuletzt kam ein Vergleich zustande, vermöge dessen Physkon seine Schwester heiraten, und beide zusammen regieren sollten (145). Diese blutschänderische Ehe war sehr unglücklich. Es entstand bald ein Zerwürfnis zwischen König und Königin, zwischen Bruder und Schwester. Der geile und blutdürstige Dickbauch schändete auch die Tochter seiner Frau, füllte Alexandrien mit Blut und Schrecken, so daß die meisten Bewohner die Stadt verließen. Wie sollte er die Judäer schonen, von denen er wußte, daß sie zu seiner von ihm gehaßten Schwester-Gemahlin hielten? Als er erfahren hatte, daß Onias ein Heer sammelte, um es gegen ihn, das Ungeheuer, zu führen, erteilte er seinen Soldaten Befehl, sämtliche Judäer in Alexandrien mit Weibern und Kindern zu verhaften, zu fesseln und sie nackt und gebunden auf einen Platz zu legen, um von Elefanten zertreten zu werden. Die Elefanten, welche dazu gebraucht werden sollten, ließ er vorher durch Wein berauschen, um sie zur Wut gegen die hilflosen Schlachtopfer zu reizen. Indessen trat etwas ein, was für die unglücklichen Judäer wie ein Wunder erschien. Die berauschten Tiere nahmen nämlich einen Anlauf nach der entgegengesetzten Seite, wo die Leute des Königs saßen, um sich an dem erwarteten blutigen Schauspiele zu weiden, und töteten viele derselben. So wurden die Judäer von ihrem Untergange gerettet, und sie setzten den Tag ihrer Rettung zum Andenken an die ihnen vom Himmel gewordene Hilfe als Feiertag ein.

Zweites Kapitel.

Die hasmonäischen Fürsten Simon und Johann Hyrkan.

(143 bis 106.)

Während die judäisch-alexandrinische Gemeinde einen hohen geistigen Aufschwung nahm, erreichte die judäische Nation im Heimatlande eine politische Höhe, von welcher aus sie mit Hochgefühl auf die Zeit ihrer Niedrigkeit herabblicken konnte. Welchen Vorsprung sie während Jonathans Regierung gewonnen hatte, ergibt die Vergleichung ihrer Lage nach dessen Tode mit derjenigen, in welcher sie sich nach Makkabis Fall befunden hat. Judas Nachfolger konnte anfangs nur eine Handvoll Treuer um sich scharen, war selbst ein Führer ohne Berechtigung und Titel, besaß weder feste Plätze, noch Hilfsmittel für Verteidigung und Angriff, und war endlich von inneren und äußeren Feinden hart bedrängt. Jonathans Nachfolger hingegen, Simon Tharsi, der letzte Heldensohn Matthatias,

übernahm die Regierung über ein starkes Volk. Er fand Festungen vor, welche als Stützpunkte gegen feindliche Angriffe dienen konnten, und hatte nur einen einzigen Feind vor sich, welchen sein Vorgänger hinlänglich geschwächt hatte. Jonathans Tod brachte daher keineswegs einen niederbeugenden Eindruck hervor, sondern entflammte die Anhänger des hasmonäischen Hauses und das Volk, den Tod des edlen hasmonäischen Hohenpriesters an dem arglistigen Mörder zu rächen. Simon hatte nur die entstandene Lücke in der Oberleitung auszufüllen.

Simon besaß, obwohl bei der Übernahme der Führerschaft bereits dem Greisenalter nahe, doch die Jugendfrische und den feurigen Mut wie zur Zeit, als ihn sein sterbender Vater zum Ratgeber für die bevorstehenden Kämpfe gegen die syrische Zwingherrschaft empfohlen hatte. Simon zur Seite standen vier hoffnungsvolle Söhne Jochanan, Juda, Matthatia und ein Unbenannter, welche in den fortwährenden Kämpfen sich zu Kriegern herangebildet hatten.

Er befolgte die Politik seines Bruders, die Schwäche der Feinde auszubeuten, das Land zu befestigen und das Gebiet Judäas zu erweitern, aber es gelang ihm noch ein Mehreres. Er verschaffte der judäischen Nation die vollständige Unabhängigkeit von dem syrischen Zepter und erhob Judäa zu einem selbständigen Staatswesen. Simons beinahe neunjährige Regierung wird daher mit Recht als glänzend geschildert, in welcher es „den Greisen vergönnt war, in Ruhe ihr Lebensende zu genießen, der Jugend, sich ihrer Kraft zu erfreuen und jedermann, ohne Störung unter seinem Weinstock und Feigenbaum zu sitzen". — Simons erster Schritt war sogleich ein Akt der Unabhängigkeit; das Hohepriestertum, das ihm das Volk übertragen hatte, ließ er sich nicht, wie es bis dahin Brauch war, von dem syrischen Lehnsherrn bestätigen. In Voraussicht des Kampfes, den dieser Schritt nach sich ziehen dürfte, ließ er sodann die Festungen Judäas wehrhaft machen und sie mit Mundvorrat versehen, und knüpfte wieder Unterhandlungen mit dem von dem Thronräuber verdrängten König Demetrios II. (Nikator) an, obwohl dieser Jonathans rettenden Beistand mit schnödem Undanke vergolten hatte. Er sandte ihm daher durch eine feierliche Botschaft eine goldene Krone als Zeichen der Anerkennung, und stellte ihm Hilfe gegen Tryphon in Aussicht unter der Bedingung, daß er mit vollständigem Erlasse von Leistungs- und Steuerpflicht Judäas Unabhängigkeit anerkennen sollte. Seine Berechnung war richtig. Demetrios ging in der Not auf Simons Vorschläge willig ein, um in der Nähe seines eingebüßten Reiches, falls er einen Feldzug gegen Tryphon eröffnen sollte, einen treuen Bundesgenossen an Simon zu haben. Er schrieb (143) an

den Hohenpriester und „Freund des Königs", an die Ältesten und an das judäische Volk, daß er über die alten Beschwerden den Schleier der Vergessenheit breite, seine Ansprüche auf den Tribut aufgebe und ihnen die angelegten Festungen überlasse. Friede solle zwischen ihm und Judäa bestehen. Der Tag, an welchem die Abgabefreiheit gewährt wurde, war dem Volke so wichtig, daß es denselben als einen Halbfeiertag unter die Siegestage aufgenommen hat. Das Volk betrachtete Demetrios' Zugeständnisse als den Anfang völliger Unabhängigkeit. Es fing an, die übliche Zeitrechnung nach dem Regierungsjahre der syrischen Könige einzustellen und dafür die Regierungsjahre Simons zu gebrauchen; man schrieb in diesem Jahre (142) in allen öffentlichen Urkunden: „Im ersten Jahre des Hohenpriesters, Heerführers und Volksfürsten Simon." Es war ein Vorgreifen des seine Macht fühlenden Volkes, welches sich wenig darum kümmerte, ob es auch berechtigt war, das königliche Vorrecht auf seinen Führer zu übertragen. Denn Simon war damals weder durch Anerkennung der syrischen Krone, noch durch Volkswahl legitimer Fürst. Er selbst scheint die erlangten Zugeständnisse noch nicht als völlige Unabhängigkeit betrachtet zu haben und datierte daher seine selbständige Regierung erst später, als ihm auch das Münzrecht eingeräumt worden war.

Die Freude in Jerusalem über die erlangte Selbständigkeit, welche seit dem Untergange des judäischen Staates unter dem letzten Könige Zidkija schmerzlich vermißt wurde, war so gewaltig, daß die Vertreter des Volkes, die Alten oder der hohe Rat, sich gedrängt fühlten, den Judäern in Ägypten Mitteilung davon zu machen (143 bis 142). Sie hatten aber dabei eine Peinlichkeit zu überwinden, um den wohl noch lebenden Onias, den Erbauer des Oniastempels oder seine Söhne, die noch Ansprüche auf die Hohepriesterwürde in Jerusalem hatten, nicht zu verletzen. Die Vertreter des Volkes gingen daher darüber hinweg und teilten nur mit, daß sie lange Zeit in Not und Drangsal gewesen, und daß Gott ihr Gebet erhört habe, wodurch sie in den Stand gesetzt worden seien, in dem Tempel, den der Feind so lange verwüstet hatte, wieder ungestört Opfer zu bringen, die Lichter auf dem heiligen Leuchter anzuzünden und die Schaubrote wieder aufzulegen. Diese zarte Darstellung, welche alles vermied, das die Empfindlichkeit hätte verletzen können, scheint unter den Judäern Ägyptens einen guten Eindruck gemacht zu haben. Auch sie freuten sich der wiedererlangten Unabhängigkeit Judäas und betrachteten das Jahr, in dem diese gewährt worden war, als ein besonders wichtiges.

Die zweite wichtige Tat Simons war, daß er den Rest der Hellenisten, welche sich noch in der Akra zu Jerusalem und in den Festungen Gazara und Betsur aufhielten, aus ihrem Verstecke trieb

und ihren Einfluß vernichtete. Gazara ergab sich auf Gnade und Ungnade. Simon gewährte ihnen einen freien Abzug und ließ ihre Wohnungen von den götzendienerischen Bildern säubern. Die Griechlinge in der Akra hatten sich aber so sehr befestigt, daß sie förmlich belagert und ausgehungert werden mußten. Als sie überwunden waren, zogen die Sieger mit klingendem Spiele unter feierlichen Lobgesängen in die Akra ein. Der Tag der Einnahme der Akra (am 23. Jjar, Mai 141), wurde als ein Freudentag begangen. So war denn die feindliche Partei, welche nahe an vierzig Jahre an den Grundfesten des Judentums gerüttelt, welche um ihren Abfall durchzusetzen, die Plagen innerer und äußerer Kriege und religiöser Verfolgungen über das Volk heraufbeschworen und ihr Vaterland an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, endlich bis auf die letzte Spur verschwunden.

Die festen Plätze, welche Simon den Hellenisten abgerungen hatte, schuf er zur Verteidigung des Landes um. Außerordentlich wichtig war auch die Einnahme der Hafenstadt Joppe (Jaffa). Mit der Erlangung des Hafens erwuchs dem judäischen Staate eine ergiebige Einnahmequelle; denn der Ein- und Ausfuhrzoll für Erzeugnisse und Waren, welche die syrischen Könige eingeführt hatten, fiel von jetzt an Judäa zu. Mit der wiedergewonnenen Akra schlug der letzte der Hasmonäersöhne ein eigenes Verfahren ein. Sie durfte nicht bestehen bleiben, weil der ganze Unwille des Volkes gegen diese Zwingburg gerichtet war. Auch eine gewisse religiöse Stimmung empfand Widerwillen gegen sie. Die Burg mit ihren hohen Türmen, welche die Syrer zur Überwachung der Stadt errichtet hatten, überragte den Tempelberg und das sollte nicht sein. Die Jesajanische Verkündigung, daß „in den letzten Tagen der Tempelberg auf der Spitze der Berge aufgerichtet und höher als die Höhen sein werde", wurde im buchstäblichen Sinne ausgelegt, daß kein Hügel und kein Gebäude höher als der Tempel sein dürfte. Diesen Gefühlen mußte Simon Rechnung tragen. Anderseits war die Akra ein bequem gelegener Platz zur Unterbringung von Kriegern und Waffen. Es schien daher unvorsichtig, die Burg vollständig zu zerstören, Simon und sein Beirat schlugen daher einen Mittelweg ein. Die Türme und Bollwerke der Zwingburg wurden abgetragen — und das Volk soll drei Jahre mit diesem Zerstörungswerke zugebracht haben. Die Mauern, Höfe und Räume dagegen blieben bestehen. Nur wurde der verhaßte Name Akra oder Akropolis außer Brauch gesetzt und dafür wieder der alte, bereits von Nehemia eingeführte Name Birah (Baris) aufgenommen. In diesem umgewandelten Platze hatten die judäischen Krieger ihr Standquartier und Waffenarsenal. Simon selbst richtete seine Wohnung in der Birah inmitten der Krieger ein.

Seinen Sohn Jochanan (Johannes) setzte er zum Statthalter des Küstenstriches Gazara ein.

Gerüstet mußte er noch immer bleiben, wenngleich die Lage ihm günstig war, da zwei syrische Kronprätendenten gegeneinander kämpften, einander schwächten und ihm Ruhe ließen. Demetrios II. Nikator, welcher Judäa Unabhängigkeit gewähren mußte, hatte einen abenteuerlichen Zug nach Persien unternommen. An seiner Stelle führte die Regierung sein Bruder Antiochos Sidetes und hatte gegen Diodotos Tryphon zu kämpfen, welcher Jonathan auf arglistige Weise getötet und sich zum Herrscher über Syrien aufgeworfen hatte.

Simon war also aus einfacher Staatsklugheit darauf hingewiesen, diesen übelgesinnten, arglistigen Feind zu schwächen. Er unterstützte daher Antiochos Sidetes und erhielt von demselben die Bestätigung aller der Freiheiten, die ihm sein Bruder in der Not gewährt hatte (140). Außerdem räumte er ihm das Münzrecht ein, was ein besonderes Zeichen zugestandener Selbständigkeit war.

Wie es so oft geschieht, so setzte auch hier dieselbe Hand, welche den Baum der Freiheit gepflanzt, den nagenden Wurm in die edle Blüte. Von dem augenblicklichen Nutzen geleitet und ohne jenen Fernblick über den Kreis der Gegenwart hinaus, wie er den begeisterten Propheten der Vorzeit eigen war, vermeinte Simon die mühsam erkämpfte Unabhängigkeit dadurch für die Dauer zu sichern, wenn er sie unter den Schutz desjenigen Volkes stellte, welches in nimmersatter Eroberungs- und Vergrößerungssucht seiner ganzen Richtung nach freiheitsmörderisch war. Um die ewigen Neckereien der kleinen syrischen Tyrannen loszuwerden, vertraute er das Heil des Volkes jenem mächtigen Tyrannen Rom an, der die ihm ergebenen Völker mit seinen freundnachbarlichen Umarmungen erstickte. Simon schickte judäische Abgeordnete, Numenios, Sohn des Antiochos, und Antipater, Sohn des Jason, um die Gnade der römischen Bundesgenossenschaft für sein Volk zu erwerben. Der römische Senat war gar nicht abgeneigt, auch die geringste Nation als seine Bundesgenossin aufzunehmen, in dem sichersten Bewußtsein, daß er mit diesem scheinbar als Gnadenakt erteilten Schutze den ersten Schritt getan hat, sie zu seiner Vasallin zu machen. Rom glich einem treulosen Vormund, welcher die Güter seiner Schutzbefohlenen mit aller Umsicht wahrt, um eine desto reichere Erbschaft anzutreten. Der römische Senat machte seinen Bundesgenossen und Vasallen bekannt, daß er das judäische Volk ebenfalls als Bundesgenossen aufgenommen habe, und daß es den syrischen Herrschern nicht gestattet sei, sich an Judäa zu vergreifen (140). Kaum zwei Jahrhunderte später verlangte Rom, daß sein schamloser, blutdürstiger Kaiser im Tempel

zu Jerusalem verehrt werden sollte, und drei Jahrzehnte später hatte es die Kraft der judäischen Nation gebrochen, ihre Helden getötet und gegen den Rest eine Hetzjagd angestellt. Diese traurigen Folgen des Bündnisses mit den Römern sahen weder Simon, noch seine Zeitgenossen voraus, sondern freuten sich, daß sie von den Römern Freunde, Brüder und Bundesgenossen genannt wurden, und die Nation war so dankerfüllt gegen ihren Führer, der ihnen diese Vorteile verschafft, daß sie ihm auf eine feierliche und förmliche Weise die Herrschaft über sich dauernd übertrug.

Der Akt der Machtübertragung ist in einer Urkunde aufbewahrt worden und veranschaulicht aufs lebendigste die ganze Dankbarkeit, welche die neuverjüngte Nation für die Hasmonäer empfand. Am 28. Elul (September) des Jahres 140, im dritten der Regierung Simons als Hohenpriester in Israel, waren sämtliche Priesterklassen, die Ältesten und Vorsteher der Nation und das ganze Volk Jerusalems, vermutlich auf dem Tempelberge, versammelt und beschlossen in Anerkennung der großen Verdienste, welche Simon sowie das hasmonäische Haus um das Volk und das Heiligtum hatten, ihn und seine Nachkommen bis zur Zeit, daß ein wahrer Prophet aufstehen wird, als Hohenpriester und Volksführer (Nassi) anzuerkennen. Simon soll als Abzeichen seiner Würde Purpurmantel und goldene Spange tragen; in seinem Namen sollen alle öffentlichen Urkunden ausgestellt werden; er soll das Recht über Krieg und Frieden haben, Beamte über das Land, die Waffen und Festungen setzen dürfen, Tempel und Heiligtümer unter alleiniger Aufsicht haben; wer sich ihm widersetzt, soll der Strafe verfallen. Dieser Volksbeschluß wurde in eherne Tafeln gegraben, die im Tempelvorhofe auf einem hohen, sichtbaren Orte an Säulen angebracht waren und in einer Urkunde im Tempelarchiv aufbewahrt wurden. So hatte denn Israel abermals einen gesetzmäßig gewählten Fürsten, den es während neun Jubiläen, seit der Gefangenschaft des Königs Zidikia, entbehrt hatte.

Erst nachdem Simon förmlich als Fürst anerkannt war, machte er von dem Münzrechte Gebrauch, das ihm Antiochos Sidetes eingeräumt hatte. Es war das erste Mal, daß judäische Münzen geprägt wurden. Die Münzen geben auf der einen Seite den Wert an mit den Inschriften in hebräischer Sprache „Schekel Israel“ auf der Kehrseite ebenfalls eine Inschrift „Das heilige Jerusalem.“ Die Jahreszahl ist oberhalb des Emblems durch Buchstaben „das erste Jahr“ ausgedrückt. Als Embleme der Münzen sind Sinnbilder des Hohenpriestertums Israels gebraucht, auf der einen Seite ein blühender (Ahrons-) Zweig und auf der andern eine Art Kelch, vielleicht das Bild einer Weihrauchschale. Simon ließ auf diesen Münzen seine Persönlichkeit und Würde zurücktreten. Er

nannte weder seinen Namen, noch sich als Fürst oder als Hohenpriester. Die Schriftzüge dieser Münzen sind althebräisch oder samaritanisch, weil diese Schriftzeichen den umwohnenden Völkern bekannt, die neuen aber für sie unleserlich waren. Die Jahresangaben auf den vorhandenen Simonischen Münzen gehen bis in das fünfte Jahr seiner Regierung.

So entgegenkommend sich Antiochos Sidetes gegen Simon erwiesen hat, als er noch wenig Hoffnung hatte, den Kronräuber Tryphon zu besiegen, so kalt benahm er sich gegen ihn, als er durch Hilfe judäischer Unterstützung sich dem Ziele nahe glaubte. Es war mehr die Scheu vor Undankbarkeit als Wankelmut, daß Antiochos die zweitausend Mann Hilfstruppen und Geldunterstützung zurückwies, die ihm Simon zu der Belagerung der Stadt Dora (139) zugeschickt hatte, um mit mehr Nachdruck gegen den belagerten Tryphon auftreten zu können. Der syrische König schickte dann seinen Feldherrn Kendebaios aus Hyrkanien an Simon, um ihm Vorwürfe machen zu lassen, daß er die zugestandene Freiheit überschritten, daß er sich auch die nicht förmlich abgetretenen syrischen Besitzungen Joppe, Gazara und die Akra in Jerusalem angeeignet habe, ohne dafür Entschädigung zu bieten. Er stellte daher die Ansprüche, daß Simon die Plätze wieder räume oder für dieselben und die Einkünfte davon tausend Talente Silbers zahle. Simon konnte nichts anderes erwidern, als daß er nur den von den Vätern ererbten Besitz wieder eingenommen habe. Da die Streitsache auf freundlichem Wege nicht beigelegt werden konnte, so sollte das Schwert entscheiden. Während Antiochos den aus der Festung Dora entschlüpften Tryphon verfolgte, schickte er Fußvolk und Reiterei unter dem Feldherrn Kendebaios, Judäa zu bekriegen und es wieder unter syrische Botmäßigkeit zu bringen. Simon rüstete sich zu einem hartnäckigen Kampfe. Glücklicherweise konnte er über eine ansehnliche Truppenmacht gebieten und auch Reiterei aufstellen, deren Mangel in den früheren Kriegen so verderblich für Judäa gewesen. Da er selbst zu alt war, um sich an dem Kriege zu beteiligen, so ernannte er seine Söhne Jochanan (Johannes) und Juda als Feldherren, die von Gazara aus dem Feinde entgegenrückten. Kendebaios war indessen schon tiefer in das Land bis zur Stadt Ekron vorgedrungen, begann einen Plünderungskrieg und führte die Einwohner des Flachlandes in Gefangenschaft. In einer Ebene bei dieser Stadt kam es zur Schlacht, und der Sieg blieb auf seiten der Judäer. Kendebaios und sein Heer wurden geworfen, bis nach Azotos verfolgt, und diese Stadt, welche Widerstand geleistet, wurde verbrannt. Jochanan, der zur Entscheidung am meisten beigetragen haben mochte, erhielt von diesem Siege über die Hyrkanier den Namen Hyrkanos; Juda, der jüngere Bruder,

wurde dabei verwundet. Dies war die letzte Kriegstat Simons (137 bis 136), welche ihm die Zuversicht einflößte, daß seine Söhne die aufstrebende Macht Judäas zu erhalten wissen würden.

Die Niederlage, die sein Heer gegen Simon erlitten hatte, erbitterte Antiochos Sidetes noch mehr, aber zu schwach zu einem neuen Angriffe, nahm er zur List Zuflucht. Das Geschlecht der Hasmonäer, das gegen sein Haus so hartnäckig und so glücklich gekämpft hatte, wollte er aus dem Wege räumen lassen. Er scheint zu diesem Zwecke den Ehrgeiz und die Habsucht eines Mannes aufgestachelt zu haben, der als Schwiegersohn Simons eine Untat leichter ausführen konnte. Der Name dieses Schändlichen war Ptolemäus Ben-Habub. Simon hatte ihm mit der Tochter auch Reichtümer gegeben und ihn zum Statthalter des Kreises Jericho eingesetzt; dieses alles befriedigte sein hochmütiges Herz noch nicht. Er wollte sich durch ein Verbrechen zum Erben Judäas einsetzen lassen und, auf das Ausland gestützt, sich in der Herrschaft behaupten. Es konnte dem Ptolemäus nicht schwer werden, den Mordplan auszuführen, da auch der Vorsichtigste eines solchen Bubenstücks sich nicht versehen kann. Simon pflegte, ungeachtet seines hohen Alters, das Land zu bereisen, um die Handhabung der Gesetze und die Bedürfnisse des Volkes mit eigenen Augen zu überwachen. Bei dieser Gelegenheit kam er auch nach der Festung Dok (Dagon), unweit Jericho, wo sein Schwiegersohn seinen Aufenthalt genommen hatte. Seine Frau und seine zwei jüngeren Söhne, Juda und Matthatia, hatten ihn auf der letzten Reise begleitet, der ältere Jochanan war in seiner Residenz Gazara zurückgeblieben. Ptolemäus heuchelte Gastfreundschaft gegen die dem Tode geweihten Opfer, bereitete ihnen ein glänzendes Mahl und während sie, nichts Arges ahnend, sich im Familienkreise behaglich fühlten, wurden Simon und seine Söhne von Ptolemäus und seinen Trabanten überfallen und niedergehauen (Monat Schebat, Februar 135). Sobald die Untat verübt war, schickte der Mörder Boten an den syrischen König, mit der Aufforderung, ihm mit Truppen beizustehen. Er schickte auch Boten nach Gazara, auch Jochanan aus dem Wege räumen zu lassen, und endlich Boten nach Jerusalem, Stadt und Heiligtum für sich in Besitz nehmen zu lassen. Aber er sollte den Lohn seiner Verbrechen nicht ernten; denn Jochanan wurde durch einen Freund gewarnt, der in der Verwirrung aus der Festung Dok nach Gazara geeilt war, so daß die gedungenen Mörder bei ihrer Ankunft sofort ihre Strafe erleiden konnten. Auch gelang es Jochanan, noch vor Ptolemäus' Boten in Jerusalem anzukommen, wo er das Volk leicht auf seine Seite bringen konnte. Die Hilfe des syrischen Königs traf nicht so bald ein, so daß Habubs Sohn nichts weiter übrig blieb, als sich in seine Festung einzuschließen, seine Schwiegermutter als Geisel fest-

zuhalten und sich gegen etwaige Angriffe zur Wehr zu setzen. — So war das Ende des letzten der Hasmonäerbrüder, von denen kein einziger eines ruhigen Todes starb, sondern sämtlich für Volk und Heiligtum ihr Leben aushauchten.

Johann Hyrkan bezeichnet den Scheitel- und Wendepunkt dieses Zeitraumes. Er führte nicht nur das Werk seines Vaters fort, sondern krönte es auch mit dem Stempel der Vollendung. Judäa war unter seinen Vorgängern auf einen engen Flächenraum beschränkt, und selbst innerhalb des judäischen Gebietes waren Enklaven von fremder, feindlicher Bevölkerung eingenommen. Hyrkan erweiterte die Grenzen und befreite dadurch den Staatskörper von den Fesseln, die dessen Glieder eingeschnürt hatten. Diese glücklichen Erfolge erlangte er ebenso sehr durch die Gunst der Umstände, wie durch seine kriegerischen Tugenden. Wenn Hyrkans Regierung an Glanz der Salomonischen Zeit entspricht, so ist sie ihr auch in dem Punkte ähnlich, daß der Beginn und das Ende derselben unruhig, widerwärtig und getrübt waren. Die Glanzzeit beider fällt in die Mitte.

Wie Salomon im Beginne seiner Regierung einen Kronprätendenten an Adonija hatte, den er unschädlich machen mußte, ebenso und in einem noch viel höheren Grade hatte Hyrkan einen Kampf gegen Gegner zu bestehen. Einer dieser Gegner war sein Schwager, der Mörder seines Vaters, welcher auch seinem Leben nachgestellt hatte. Ptolemäus war aber nur deswegen zu fürchten, weil die syrische Macht hinter ihm stand. Hatte sich auch die Bevölkerung von Jerusalem bei der Kunde von Simons durch Meuchelmord erfolgtem Tode für Hyrkan ausgesprochen und ihn als Nachfolger anerkannt, so erforderte es doch die Sicherheit wie die Pflicht, diesen gewissenlosen Feind nicht ungestraft zu lassen. Er beeilte sich daher, ihn aufzusuchen, ehe noch Antiochos zu dessen Entsatz seine Truppen heranzog. Über die Belagerung der Festung und den Ausgang derselben herrscht einige Dunkelheit. Nach einer jedenfalls ausgeschmückten Nachricht habe Hyrkan nicht mit aller Energie die Belagerung betreiben können, weil der Feind die als Geisel zurückgehaltene Mutter Hyrkans auf der Mauer grausam habe foltern lassen, die Mutter aber, als echte Hasmonäerin, hätte ihren Sohn ermuntert, auf ihre Schmerzen nicht zu achten, vielmehr nicht nachzulassen, den Mörder ihres Hauses nach Gebühr zu züchtigen. Demzufolge sei Hyrkans Herz von zwei Gefühlen zerrissen worden, von dem Pflichtgefühle und von Erbarmen für seine Mutter. Tatsache ist es indessen, daß Hyrkan unverrichteter Sache abgezogen ist, weil der syrische König sich mit einem Heere näherte, um die Verlegenheit zu benutzen. Ptolemäus soll nach Abzug des Belagerungsheeres Hyrkans Mutter getötet haben und nach Philadelphia, der ehemals ammonitischen Hauptstadt Rabbat

Ammon, geflohen sein; er verschwindet im weiteren Verlaufe spurlos.

Eine viel größere Gefahr drohte Hyrkan von Antiochos Sidetes, welcher die erst jüngst erlittene Niederlage zu rächen hatte. Er zog (Herbst 135) mit einem großen Heere heran, zerstörte die Gegend auf seinem Zuge und näherte sich der Hauptstadt. Hyrkan muß sich zu schwach gefühlt haben, ihm in offener Schlacht entgegenzutreten, denn er schloß sich in Jerusalem ein, auf die Festigkeit der Mauern vertrauend. Antiochos veranstaltete daher eine förmliche Belagerung in ausgedehntem Umfange. Die Judäer machten häufige Ausfälle und schlugen den vorbereiteten Sturm mit großer Tapferkeit ab, so daß sich die Belagerung in die Länge zog. Dabei litt das syrische Heer an Wassermangel und infolgedessen wohl auch an Krankheiten. Aber auch die Belagerten, obwohl sie Überfluß an Wasser hatten, litten nicht weniger durch Mangel an Nahrungsmitteln. Indessen war der Sommer verstrichen, ohne daß sich den Syrern die Aussicht auf Erstürmung der Mauern eröffnete. Die Belagerten waren wegen des empfindlichen Nahrungsmangels und der eintretenden Festeszeit ebenfalls zum Frieden geneigt. Hyrkan tat den ersten Schritt, einen Waffenstillstand für die Tage des Hüttenfestes zu erbitten, und Antiochos gewährte ihm nicht nur das Verlangte, sondern schenkte auch Opfertiere mit vergoldeten Hörnern und goldene Gefäße mit Wohlgerüchen. Als darauf Unterhandlungen für den Frieden angeknüpft wurden, rieten Antiochos' Ratgeber zur äußersten Strenge und erinnerten ihn an die Politik des Antiochos Epiphanes, der kein anderes Mittel kannte, den „Menschenhaß" der Judäer zu vertilgen, als sie zu zwingen, ihre eigentümlichen Gesetze aufzugeben. Wenn Antiochos von S i d ê auf den Rat dieser vorurteilsvollen Ratgeber gehört hätte, welche in der befangenen Weise jener Zeit in den judäischen Absonderungsgesetzen nichts als Menschenhaß erblickten, so hätten sich die blutigen Kämpfe um Erhaltung von Gesetz und Sitte zum zweiten Male wiederholt. Zum Glück für sie war Antiochos Sidetes weder so gemütsverhärtet, noch so mächtig, um sich in ein so gewagtes Spiel einzulassen. Er stellte vielmehr verhältnismäßig annehmbare Friedensbedingungen auf, daß die Judäer ihre Waffen ausliefern, für Joppe, Gazara und andere ehemals syrische Festungen Tribut zahlen und in Jerusalem eine syrische Besatzung aufnehmen sollten. Hyrkan ließ sich die ersten zwei Bedingungen in der Not gefallen, aber die letzte wies er entschieden zurück, weil die nahe Berührung mit Syrern in der heiligen Stadt unvermeidlich zu unaufhörlichen Reibungen hätte führen müssen. Er bot daher Geiseln und fünfhundert Talente dafür an, worauf der syrische König um so eher eingehen mochte, als ihm die angebotene Geldsumme Mittel gewährte, den parthischen Kriegszug zu unter-

nehmen. Antiochos ließ den oberen Teil der Stadtmauer Jerusalems mit den Zinnen zerstören (Herbst 134). So war die finstere Wolke, welche Judäa bedroht hatte, ohne bedeutenden Schaden vorübergezogen.

Darauf schickte Hyrkan eine Gesandtschaft nach Rom, um den Senat zu bitten, die Freundschaft mit dem judäischen Gemeinwesen zu erneuern, und zugleich Klage zu führen darüber, daß sich Antiochos Sidetes widerrechtlich die wichtigen Festungen Joppe mit dem Hafen, auch Gazara und noch andere Plätze in Judäa angeeignet hatte. Rom pflegte stets sich der Schwachen gegen die Starken anzunehmen. Die Demütigung des seleucidischen Königshauses lag ihm besonders am Herzen, weil dieses sich erlaubte, hin und wieder einen trotzigen oder mindestens einen schmollenden Sinn gegen Rom zu zeigen. Die judäischen Gesandten wurden daher in Rom freundlich aufgenommen, aufmerksam angehört, und es wurde ihnen der Beschluß eingehändigt, daß Antiochos gehalten sei, ihnen die Plätze wieder zuzustellen, und daß es ihm nicht gestattet sei, seine Truppen durch Judäa ziehen zu lassen und die Einwohner als Untertanen zu behandeln (um 133). Antiochos scheint sich dem Beschlusse gefügt zu haben.

Er war auch gezwungen eine freundliche Miene gegen Hyrkan anzunehmen. Er hatte nämlich einen Kriegszug gegen das Partherland vor, das früher zum Reiche seiner Vorfahren gehört und sich davon befreit hatte. Sein Bruder, Demetrios Nikator, welcher ebenfalls einen Zug dahin unternommen, hatte eine Niederlage erlitten und wurde beinah zehn Jahre in parthischer Gefangenschaft gehalten. Antiochos glaubte einen glücklicheren Krieg gegen sie als sein Bruder zu führen. Zu dem zahlreichen Heere, das er ansammelte, konnte er der Hilfe der judäischen Krieger, wie die anderer Nachbarländer nicht entbehren. Er forderte daher Hyrkan auf, mit seinem Heere den Feldzug mitzumachen. Der syrische König hatte daher während des Feldzugs Rücksichten für das judäische Kriegsheer; er ließ auf Hyrkans Wunsch nach einem Siege am Flusse Zab (Lykos) sein Heer die zwei Tage eines Sabbats und des darauf folgenden Wochenfestes der Judäer wegen rasten (129). Indessen hatte das Glück seit den Tagen Antiochos' des Großen der seleucidischen Dynastie den Rücken gekehrt. Antiochos ließ auf diesem Feldzuge sein Leben. Sein Bruder Demetrios, den der Partherkönig bei Antiochos' Einfall in Parthien aus der Gefangenschaft entlassen, um ihn als Gegenkönig aufzustellen, regierte zwar zum zweiten Male (128 bis 125). Aber bei den Syrern wegen seiner langen parthischen Gefangenschaft verhaßt, hatte er gegen einen Gegenkönig Alexander Zebina zu kämpfen, welchen Ptolemäus Physkon aufgestellt hatte. Von Zebina besiegt

und zur Flucht gezwungen, fand der unglückliche Demetrios nicht einmal bei seiner Gattin Kleopatra, welche mit den zwei Brüdern zugleich verheiratet war, in Akko Aufnahme. Noch verwirrter gestalteten sich die syrischen Verhältnisse unter dessen Nachfolgern, indem der rechtmäßige Thronerbe Antiochos VIII., Grypos, und sein Bruder mütterlicherseits, Antiochos IX., Kyzikenos, einander die syrische Krone streitig machten. Tödlicher Haß der Glieder des seleucidischen Hauses gegeneinander und Mordtaten füllten die letzten Geschichtsblätter desselben. Kleopatra, die Mutter, ließ einen ihrer Söhne (Seleucos) bald nach dem Tode ihres Gatten Demetrios umbringen und mischte für den andern, Antiochos Grypos, den Giftbecher, aber dieser zwang sie, ihn selbst zu leeren.

Diesen Zustand äußerster Schwäche, der eine Reihe von Jahren dauerte, machte sich Hyrkan zunutze, um die Grenzen Judäas zu dem Umfange wieder auszudehnen, den sie in den glücklichen Tagen der Vorzeit hatten. Bald nach Antiochos Sidetes' Tode löste Hyrkan das Vasallenverhältnis zu Syrien, in welches die Belagerung Jerusalems Judäa gebracht hatte, vollständig auf und ließ sich nicht einmal das Bundesgenossenverhältnis gefallen. In dieser Zeit (124) richteten die Jerusalemer und besonders der hohe Rat an die ägyptischen Gemeinden und an den Höchstgestellten derselben Juda Aristobul aus hohenpriesterlichem Geschlechte, Lehrer des Königs, abermals ein Sendschreiben und forderten sie auf, auch ihrerseits die Tage der Tempelweihe zum Andenken an den Sieg über die Frevler zu begehen. Sie erinnerten dabei an die unerwartete Rettung, welche Gott seinem Volke in den schlimmen Tagen zugewendet hatte, wodurch es imstande war, das Heiligtum in seiner Reinheit wiederherzustellen. Dieses Sendschreiben war ein Wink, daß die angesehenen ägyptischen Gemeinden die in Jerusalem eingeführte Ordnung auch ihrerseits anerkennen möchten.

Hatte sich Johannes Hyrkan bis dahin nur in Verteidigung gehalten, so ging er nach dem Untergange des Alexander Zebina (123) angriffsweise gegen Syrien vor. Nach drei Seiten hin war Judäa von fremder Bevölkerung eingeengt, im Süden von den Idumäern, in der Mitte von den verhaßten Samaritanern, jenseits des Jordan von Griechen, die sich stets feindlich gegen die Judäer verhielten. Hyrkan verfolgte den Plan, alle diese Gebiete wieder an Judäa zu bringen. Aber um so große Ziele zu erreichen, bedurfte es des Aufwandes aller Kräfte und des Aufgebotes ausreichender militärischer Mittel. Hyrkan sah sich also genötigt, um die Wehrkraft des Volkes nicht allzusehr anzustrengen, Soldtruppen in Dienst zu nehmen. Die Mittel für die Söldner nahm Hyrkan, wie man sich erzählte, aus dem Schatze, den er im Grabmale Davids gefunden

haben soll. Nach der Eroberung der den Judäern feindseligen Stadt Medaba jenseits des Jordan und Samegas am Tiberiassee, kamen die samaritanischen Städte an die Reihe. Die Hauptstadt Sichem und der auf dem Berge Garizim errichtete chutätische Tempel, welcher dem judäischen Volke stets ein Dorn im Auge war, wurden zerstört. Der Tag der Zerstörung dieses Tempels wurde als ein besonders freudiges Ereignis alljährlich durch das Unterbleiben von Fasten und Trauer gefeiert. Seit dieser Zeit ist der Glanz der Samaritaner entschwunden, denn obwohl sie ihre Eigentümlichkeit noch Jahrtausende bewahrten, noch heutigen Tages fortdauern und noch immer fortfahren, auf dem Berge Garizim zu opfern, so verkümmerte ihr Wesen durch den Mangel an einem Mittelpunkte immer mehr und mehr.

Von dem Siege über die Samaritaner schritt Hyrkan zum Kampfe gegen die Idumäer. Dieses Völkchen, obwohl durch die mannigfaltigen Wechselfälle der aufeinanderfolgenden asiatischen und mazedonischen Dynastien tief herabgekommen und von den Nabatäern aus seinen Wohnsitzen verdrängt, hatte sich allein unter all den ehemaligen mit Israel stammverwandten Völkerschaften zu behaupten gewußt und seine feindselige Haltung gegen die Judäer aus der älteren Zeit bewahrt. Hyrkan mußte sie daher unschädlich machen, belagerte ihre zwei Festungen Adara und Marissa in der Landschaft Gabalene und stellte ihnen nach Schleifung derselben die Wahl zwischen Annahme des Judentums oder Auswanderung. Sie zogen das erstere vor und blieben von der Zeit an äußerlich dem Judentume anhänglich. Die idumäischen Götzentempel wurden selbstverständlich zerstört. So war denn Jakob und Esau, seit mehr als einem Jahrtausende in Haß gegeneinander entbrannt, von jetzt an vereinigt; der ältere Bruder diente dem jüngeren. — Zum ersten Male zeigte hier das Judentum in seinem Fürsten Johannes Hyrkan Unduldsamkeit gegen einen anderen Kultus und legte Religionszwang auf; aber es erfuhr bald genug mit empfindlichem Schmerze, wie höchst verhängnisvoll es sei, den Eifer für die Erhaltung bis zur Bekehrung anderer zu treiben. Die Verschmelzung der Söhne Edoms mit den Söhnen Jakobs brachte diesen nur Unglück. Idumäer und Römer waren es, welche die hasmonäische Dynastie entthronten und dem judäischen Staate den Untergang brachten.

Infolge der Eroberung des idumäischen Gebietes und der Bekehrung der Idumäer zum Judentume entstand ein neuer Krieg mit der Stadt Samaria, welche größtenteils mazedonische oder syrische Bewohner hatte. Hyrkan hatte in die Nähe Samarias Idumäer aus der Landschaft Marissa als Kolonie verpflanzt. Diese wurden von den Nachbarn mißhandelt, welche dazu von den syrischen Königen

Grypos und Kyzikenos ermutigt wurden. Ganz besonders zeigte der letztere, welcher durch seine Verschwendungssucht und seine Torheiten an Antiochos Epiphanes erinnerte, einen feindlichen Sinn gegen Hyrkan. Seine Truppenführer machten Streifzüge in Judäa, bemächtigten sich einiger festen Plätze in der Nähe der Küste und legten nach Joppe eine Besatzung. Hyrkan führte deswegen Klage beim römischen Senate, welcher früher die Zugehörigkeit dieser wichtigen Hafenstadt und anderer Plätze zu Judäa zugesichert hatte. Rom gab Hyrkan mit schönen Worten Recht. Es erließ einen Senatsbeschluß, daß Antiochos Kyzikenos die Judäer, die Bundesgenossen der Römer, nicht feindlich behandeln, ihnen vielmehr die entrissenen Festungen, Hafenplätze und Landstriche zurückerstatten sollte, ferner, daß es den Judäern unverwehrt sei, Waren aus ihren Häfen auszuführen, aber keinem anderen Volksgenossen, auch nicht einem Könige sei zollfreie Ausfuhr gestattet. Endlich sollte die syrische Besatzung aus Joppe weichen. Gleichviel, ob Roms Machtwort auf Antiochos Kyzikenos Eindruck gemacht hat oder nicht, es war immer von Wert für Hyrkan, daß es sich nicht gegen ihn ausgesprochen und ihn nicht gelähmt hat.

Als er Samaria wegen der Feindseligkeit an den Marissenern züchtigen wollte und die Stadt durch Graben und Wälle so eng belagern ließ, daß ihr jede Zufuhr abgeschnitten war, und Hungersnot sich einstellte, kam ihr dieser König Kyzikenos zu Hilfe. Er wurde indes in einem Treffen von Aristobul, Hyrkans ältestem Sohne, welcher mit seinem jüngern Bruder Antigonos die Belagerung leitete, geschlagen und mußte nach Betsan (Skythopolis) entfliehen. Zu schwach, den Judäern Schaden zuzufügen, rief er den Mitregenten Ägyptens, Ptolemäus VIII., Lathuros (Lathyros), zu Hilfe gegen sie. Dieser König ließ sich aus Abneigung gegen die Judäer Ägyptens leicht dazu bewegen. Seine Mutter Kleopatra, der er vom Volke als Mitherrscher aufgezwungen worden war, führte einen stillen Krieg gegen ihn, und begünstigte nach dem Beispiele ihrer Eltern, Philometors und seiner Schwester-Frau Kleopatra, die Judäer. Zwei Söhne Onias IV., Helkia und Anania, als Befehlshaber des Bezirkes Onion, standen ihr zur Seite. Eben deswegen scheint ihr Sohn eine Abneigung gegen die Judäer im allgemeinen empfunden zu haben. Gegen den Willen seiner Mutter schickte Lathuros ein Heer von 6000 Mann dem syrischen Könige zu Hilfe. Zu schwach indes, eine Schlacht auf offenem Felde gegen das judäische Heer zu wagen, mußte dieser sich darauf beschränken, das Land hier und da zu verwüsten, in der Hoffnung, dadurch die Belagerung Samarias zu stören. Indessen hoben die judäischen Prinzen die Belagerung nicht ganz auf und waren doch imstande den syrischen König durch

Überrumplung zu zwingen, den Kriegsschauplatz zu verlassen. Einen der Siege über Antiochos Kyzikenos soll eine Stimme aus dem Allerheiligsten in dem Augenblicke Hyrkan verkündet haben, als seine Söhne ihn erfochten hatten. In aramäischer Sprache soll er die Worte vernommen haben: „Die jungen Prinzen haben über Antiochos gesiegt." Zwei Feldherren, die Kyzikenos zur Fortsetzung der Feindseligkeiten zurückgelassen hatte, Kallimandros und Epikrates, waren nicht glücklicher; der erstere verlor sein Leben in einem Treffen, der letztere, durch Geldbestechung gewonnen, übergab den judäischen Prinzen die Stadt Betsan und noch andere Plätze der Ebene Jesreel bis zum Karmelgebirge, welche bisher im Besitze der Griechen waren. Die Tage der Wiederbesetzung von Betsan und der Ebene durch Judäer (15. und 16. Siwan = Juni um 109) gehörten fortan zu der Zahl der Siegestage. — Die Einwohner von Samaria, von auswärtiger Hilfe nun verlassen, kapitulierten und überließen nach einem Jahre der Belagerung die Stadt den Siegern. Sei es aus Rachegefühl oder Vorsicht, Hirkan ließ Samaria bis auf den letzten Stein zerstören und mit Wassergräben und Kanälen durchziehen, um nicht eine Spur von der ehemals blühenden Stadt übrig zu lassen; der Tag der Einnahme (25. Marcheschwan = November um 109) wurde ein neuer Gedenktag. So hatte Hyrkan die weitgehenden Pläne der Hasmonäer verwirklicht und ihrem Werke die Krone aufgesetzt. Judäa war in seiner Selbständigkeit gesichert und zur Höhe der Nachbarstaaten emporgebracht; die Feinde, die es von allen Seiten bedroht hatten, Syrer, Idumäer, Samaritaner, waren größtenteils besiegt, und das Land von den Schranken befreit, welche dessen Entwicklung gehemmt hatten. Die glücklichen Zeiten des judäischen Volkes unter David und Salomo schienen wiedergekehrt, fremde Stämme mußten dem judäischen Herrscher huldigen. Der alte Haß zwischen den Bruderstämmen Judäas war getilgt, Jakob und Esau waren wieder Zwillingsbrüder geworden. Moabitis, die Tochter des Arnon, mußte wieder zum Berge der Tochter Zions Geschenke senden. Das Jordanufer, die Meeresküsten, die Karawanenstraßen, die von Ägypten nach Syrien führten, waren ganz in der Gewalt Judäas. Auch seinen Feind Ptolemäus Lathuros sah es gedemütigt. Dieser, welcher in Zerwürfnis mit seiner Mutter-Mitregentin lebte, wurde ihr zuletzt so unerträglich, daß sie das Volk gegen ihn aufstachelte und ihn aus Alexandrien vertrieb (108). Als er zu Schiff nach Cypern floh, sandte Kleopatra ihm ein Heer nach, um ihn unschädlich zu machen. Indessen gingen die Truppen, die sie nacheinander zu seiner Verfolgung ausgesandt hatte, zu ihm über; nur die judäische Schar aus dem Bezirke von Onion, befehligt von den judäischen Truppenführern Helkia und Anania, Onias' Söhnen, blieben der Königin treu und bedrängten

ihn so weit, ihn aus der Insel Cypern zu verjagen. In Alexandrien wie in Judäa spielten die Judäer damals eine Rolle und arbeiteten einander in die Hände.

Selbstverständlich ließ Hyrkan wie sein Vater judäische Münzen und zwar ebenfalls mit althebräischen Schriftzeichen prägen. Er ging aber von der bescheidenen Weise seines Vaters ab. Er ließ nämlich seinen Namen darauf prägen: „Jochanan, Hoherpriester." Ein Teil dieser Münzen hat wenigstens noch neben seinem Namen die Inschrift „und das Gemeinwesen der Judäer," als hielte er es für nötig anzudeuten, daß er das Münzrecht im Namen des Volkes übe. Andere Münzen Hyrkans haben aber eine veränderte Inschrift: „Jochanan der Hohepriester und Oberhaupt des Gemeinwesens der Judäer." Als Sinnbild auf den Münzen ließ er nicht gleich seinem Vater eine Lilie anbringen, sondern mit Annäherung an das Vorbild der mazedonischen Herrscher, ein Füllhorn.

Gegen Ende seiner Regierung wurde sein ehrgeiziges Streben für Vergrößerung des Landes und Erhöhung seiner Macht durch eine gewaltige Bewegung im Innern gehemmt, deren er nicht Herr werden konnte. Und diese Bewegung, so unscheinbar in ihren Anfängen, nahm eine so unglückliche Wendung, daß der mühsam aufgeführte Bau der Hasmonäer erschüttert wurde. Zum zweiten Male erfuhr es der judäische Staat, daß er, auf dem Gipfel seiner Macht angelangt, sich nicht in äußerlicher Größe behaupten sollte.

Der hohe Wellenschlag der politischen Bewegung Judäas unter Johann Hyrkan und seinen Vorgängern konnte nicht verfehlen, alle Lebensrichtungen des Volkes zu durchströmen und besonders auch die geistigen Kräfte zu wecken. Die Nation war, mit geringen Unterbrechungen, durch die ein halbes Jahrhundert dauernden Kämpfe, Siege und Niederlagen, durch die freundliche und feindliche Berührung mit verschiedenen Völkern und durch den Übergang aus der Lebenseinfachheit in Wohlstand zu einer höheren Reife gelangt. Die schwererrungene Selbständigkeit öffnete ihr den Blick in ihr eigenes Innere und lehrte sie das Eigne festzuhalten, aber auch Fremdes sich anzueignen, wenn es sich mit ihrem Wesen verträglich zeigte. Wenn sich früher die Frommen gegen alles, was das hellenische Gepräge trug, mit aller Macht stemmten, so waren viele derselben zu der Einsicht gelangt, daß es in den griechischen Lebensformen auch manches gab, welches ohne Beeinträchtigung des Eignen angenommen werden könnte. Nicht bloß die Künste des Krieges, der Bewaffnung und des Festungsbaues haben Judäer von den Nachbarn gelernt, sondern auch die friedlichen Künste des Münzprägens mit geschmackvollen Verzierungen und der griechischen Baukunst. Die Hasmonäer hatten

einen prachtvollen Palast im griechischen Stile bauen lassen. Vor dem Hasmonäerpalaste war ein weiter, bedeckter Raum mit Säulengängen, Xystos genannt, zu Volksversammlungen nahe an der talartigen Vertiefung, welche die Oberstadt von dem Tempel trennte. Vom Xystos führte eine Brücke zur Westpforte des äußersten Tempelvorhofs. Auch ein Gebäude für die Ratsversammlung war nach griechischer Art errichtet, und damit war ein Archiv zur Aufbewahrung wichtiger Urkunden verbunden.

Hyrkan ließ ein Familienmausoleum in Modin, dem Geburtsorte der Hasmonäer, in griechischem Geschmacke errichten. Es bestand aus einem hohen Gebäude von weißem, polierten Marmor. Ringsherum waren Säulengänge kunstvoll gearbeitet, und an den Säulen waren allerlei Waffen und darüber Schiffsfiguren ausgehauen. Auf dem Bau erhoben sich sieben Pyramiden zum Andenken an die Stammeltern der Hasmonäer und an die fünf Heldensöhne. Das hasmonäische Mausoleum hatte eine solche Höhe, daß es vom Meere aus gesehen werden konnte.

Aber mehr noch als auf Aneignung des Fremden ging die Richtung der Zeit auf Behauptung und Ausbildung des Eigenen aus. Die hebräische Sprache, welche seit der Berührung mit asiatischen Völkern von der aramäischen fast aus dem Munde des Volkes verdrängt war, feierte gewissermaßen ihre Auferstehung; sie verjüngte sich und wurde zum zweiten Male, wenn auch in veränderter Gestalt, Volkssprache. Sie war der Nation durch die heiligen Schriftdenkmäler, die sie dem Untergange abgerungen, und aus denen sie Begeisterung geschöpft hatte, um so teurer geworden. Die Münzen wurden, wie schon erwähnt, hebräisch geprägt, öffentliche Urkunden in hebräischer Sprache ausgestellt, Volkslieder hebräisch gesungen. Wenn auch die Sprache gangbare Benennungen aus dem Aramäischen beibehalten und auch griechische Bezeichnungen aufgenommen hat, so zeigte sie eben dadurch eine so frische Triebkraft, daß sie ihren eigenen Wortschatz durch Neubildungen bereicherte und sogar den fremden Elementen ihren eigenen Stempel aufdrückte. Man nennt die Gestaltung der hebräischen Sprache von dieser Zeit an das Neuhebräische, das sich vor dem Althebräischen durch Deutlichkeit und Ungezwungenheit auszeichnet. Die Führer an der Spitze des Gemeinwesens und die Staatsmänner verstanden indes das Griechische. Die ersteren hatten es zum Verkehre mit den syrischen Königen nötig, und die Gesandten, welche an diese oder an den römischen Senat abgeordnet wurden, mußten sich der griechischen Sprache bedienen. Neben judäischen Eigennamen kamen mehr als früher griechische auf.

Die Richtung, welche der judäische Volksgeist in der Zeit der Wiederverjüngung genommen hat, charakterisiert auch die Gestaltung

des Schrifttums. Der süße Laut der Poesie ist verklungen, nicht eine Spur dichterischer Schöpfung ist aus dieser und der nachfolgenden Zeit vorhanden. Statt der Siegeshymnen schuf sie die nüchterne Geschichtserzählung, welche die Taten und Ereignisse für die Nachwelt aufzeichnete. Geschichte war der einzige Literaturzweig, welcher seit dieser Zeit angebaut wurde.

Mehr noch als in Sprache, Sitte und Schrifttum zeigte sich die durch die politischen Vorgänge veränderte Zeitstimmung im Kreise des Religiösen selbst. Allerdings konnte alles, was seit Jonathan erkämpft und errungen worden war, als im Interesse der Religion ausgeführt angesehen werden. Die Siege über die Syrer, die Vertreibung der Hellenisten, die Unterwerfung der Idumäer, die Demütigung der Samaritaner und namentlich die Zerstörung des Garizimtempels galten als ebenso viele Triumphe des Judentums über seine Gegner und wurden durch Feiern dem Gedächtnisse der kommenden Geschlechter eingeprägt gleich den Tagen der Tempelweihe. Das Religiöse blieb immer noch der Grundzug aller Bewegungen und zeigte sich selbst im Mißbrauche, das Judentum den Heiden aufzuzwingen. Indessen klärte sich das religiöse Bewußtsein durch den freieren Umblick in der wirklichen Welt; die erworbene Einsicht in die Lebensverhältnisse erzeugte Scheidung und Trennung. Die Gruppe oder Volksschicht der überfrommen Aßidäer hatte sich vom Schauplatze der Begebenheiten zurückgezogen und sich, um mit dem Weltleben in gar keine Berührung zu kommen, in die Abgeschiedenheit vereinsamter Gegenden begeben. Sie bildete sich in dieser Einsamkeit zu einem eigenen Orden mit abweichenden Sitten und Anschauungen aus und erhielt den Namen Essäer. Allein nicht sämtliche Fromme folgten diesem Beispiele, ihre Tätigkeit dem Allgemeinen zu entziehen. Die meisten hielten es vielmehr für eine Pflicht, auch bei strenger Beobachtung der religiösen Vorschriften, ihre Kräfte für die nationale Unabhängigkeit zu verwenden. Dadurch entstand innerhalb der Frommen eine Scheidung, eine national-religiöse Partei. Diese zahlreichere Partei begann in dieser Zeit den Namen Pharisäer (Paruschim) zu führen. Aber auch diese, in welcher der Schwerpunkt der Nation ruhte, verlangte, eben weil ihr die Erhaltung des Judentums in der überkommenen Gestalt vor allem am Herzen lag, daß alle öffentlichen Angelegenheiten, alle politischen Unternehmungen, an dem Maßstabe des religiös Zulässigen geprüft werden sollten. Diesen Zumutungen konnten oder mochten sich diejenigen nicht fügen, welche mit kriegerischen oder diplomatischen Angelegenheiten beschäftigt, die Einsicht erlangt hatten, daß die wirklichen Lebensverhältnisse sich nicht immer so gefügig zeigen, daß man sie ohne weiteres nach den Anforderungen der Religionsvorschrift regeln könnte. So

entstand eine dritte Partei, welche Sadduzäer (Zadukim) hieß und die ohne der Religion abtrünnig zu werden, dem nationalen Interesse das Übergewicht gab. Von diesen drei Parteien, der aßidäisch-essäischen, pharisäischen und sadduzäischen, haben nur die zwei letzteren einen mächtigen Einfluß auf den Gang der Begebenheiten ausgeübt. Dieser Parteigegensatz entwickelte sich zur Zeit Jonathans, als Ruhe vor äußeren Feinden eingetreten war.

Die Pharisäer hatten ihren Namen von dem Umstande erhalten, daß sie das Schriftwort eigentümlich auslegten und aus dieser Auslegungsart neue Gesetze folgerten. Als Gesetzeskundige bildeten sie den Gelehrtenstand gegenüber den Unwissenden. — Der leitende Grundsatz ihrer Gesinnungen und Handlungen war, daß die Erhaltung des Judentums, d. h. des Gesetzes und der Sitte der Väter, die einzige Richtschnur für den Staat wie für den einzelnen sein müsse. Jede Abweichung von diesem Grundsatze schien den Pharisäern ein Verrat an dem Teuersten. Machten ihre sadduzäischen Gegner dagegen geltend, daß für politische Verhältnisse ein anderer Maßstab gelten müsse, da sonst wichtige Staatsinteressen an religiösen Bedenklichkeiten scheitern müßten, so antwortete das Pharisäertum, das Geschick des Staates wie des einzelnen hänge nicht von der menschlichen Tätigkeit, sondern einzig und allein von der göttlichen Waltung ab. Nicht Menschenkraft, nicht Menschenklugheit, nicht Kriegsmacht vermögen das Wohl und Wehe des judäischen Volkes zu bestimmen, sondern die göttliche Vorsehung allein. — Eine andere pharisäische Ansicht war wahrscheinlich gegen einen anderen Einwurf der Sadduzäer gerichtet: Wenn das Geschick des einzelnen oder des Volkes nicht von seinem Verhalten abhänge, so würde ja die göttliche Gerechtigkeit aufgehoben, indem der Gerechte und Fromme oft genug mit Mißgeschick zu kämpfen habe, während dem Ungerechten und Sünder die Sonne heiteren Glückes lächle. Diesen Einwurf beseitigten die Pharisäer durch den anderweitig entlehnten Lehrsatz, welchen Hiobs Freunde geltend gemacht haben, daß die göttliche Gerechtigkeit sich erst nach dem Tode bewähre. Gott werde die Toden einst aus ihrem Grabesschlummer erwecken, um die Gerechten nach ihrem Wandel zu belohnen, die Gottlosen nach ihrem Tun zu bestrafen, „jene werden auferstehen zum ewigen Leben und diese zur ewigen Schmach", wie das Buch Daniel verkündete.

Diese Ansichten bildeten aber, eben weil sie nur die innere Überzeugung betrafen, keinen so einschneidenden Gegensatz, wie die dritte Lehre der Pharisäer von dem Umfange und der Giltigkeit des Religiösen. Neben dem vorgeschriebenen Gesetze hatten sich Sitten und Bräuche ausgebildet, deren Ursprung sich in graues Dunkel verliert. Fand man die religiöse Sitte nicht in dem Buchstaben des

Gesetzes deutlich angegeben, so führte man sie auf die großen Lehrer und die große Versammlung zurück. Man nannte solche religiöse Sitten und Bräuche „Vermächtnisse der Schriftkundigen“ (Dibre Sopherim). Solche zahlreiche ungeschriebene Bräuche, welche in der Nation lebten und mit ihr aufwuchsen, hatten erst durch die Gefahren und Siege eine außerordentliche Wichtigkeit erlangt, weil das Volk dafür Güter und Leben eingesetzt hatte. Das Märtyrertum und die Opposition gegen die leichtsinnigen abgefallenen Griechlinge hatten bei den Treugebliebenen die Anhänglichkeit an jede Sitte und jeden Brauch unendlich gesteigert. Namentlich war der Tempel, der so schonungslos entweiht und so wunderbar wieder geweiht worden war, der Augapfel des Volkes geworden, von dem jeder Hauch der Entweihung fern bleiben müsse. Diese Bestimmungen levitischer Reinheit, soweit sie den Tempel betrafen, wurden daher von den Pharisäern mit noch verschärfterer Sorgfalt und äußerster Strenge beobachtet.

Doch schloß diese äußerliche Frömmigkeit die innere keineswegs aus. Die Pharisäer galten als streng-sittlich, keusch, mäßig im Genusse, milde und wohlwollend. In der Handhabung der peinlichen Gesetze ließen sie die Milde vorwalten, und beurteilten die Angeklagten nicht vom Gesichtspunkte sittlicher Verdorbenheit, sondern nach dem menschlicher Schwäche. So stellte einer der Führer der pharisäischen Partei, Josua Ben Perachja, welcher mit seinem Genossen Matthai (Nithai) aus Arbela zu Hyrkans Zeit lebte, für seine Jünger den Denkspruch auf: „Mache dir einen Lehrer, erwirb dir einen Genossen und beurteile jeden Menschen nach der Seite der Unschuld.“ Wegen ihrer Gesetzesstrenge auf der einen Seite und ihrer Milde auf der anderen, hing das Volk dieser Partei mit tiefer Verehrung an. Die ganze innere Verwaltung des Staates und Tempels war in ihren Händen.

Doch den größten Einfluß hatten die Pharisäer wegen ihrer tiefen Gesetzeskunde und deren Anwendung auf das Leben, und sie allein führten den Namen Schriftkundige und Gesetzeslehrer. Die entehrenden Namen, wie Augenverdreher und Heuchler, welche ihnen in späterer Zeit ihre Feinde angeheftet haben, verdienten sie keineswegs, waren vielmehr in ihrem Ursprunge die edelsten Bewahrer und Vertreter des Judentums und strenger Sittlichkeit; selbst ihre Gegner, die Sadduzäer, konnten nicht umhin, ihnen das Zeugnis zu geben, „das sie sich in diesem Leben abhärmen, aber schwerlich in einem zukünftigen Leben Lohn finden werden“.

Diese schroffe Gegenpartei der Pharisäer verfolgte, wie schon angedeutet, eine national-politische Richtung. Zu den Sadduzäern gehörte die judäische Aristokratie, die tapfern Krieger, die

Feldherren, die Staatsmänner, welche Ansehen und Reichtümer erworben oder als Gesandte an den Höfen verkehrt hatten und durch nähere Berührung mit der Außenwelt freiere, weltlichere Lebensansichten sich angeeignet hatten. Sie bildeten sicherlich den eigentlichen Kern des hasmonäischen Anhanges, der in Schlachten und Unterhandlungen den Führern treu diente. Zu ihnen gehörten wohl auch Griechlinge, welche vor der Ungeheuerlichkeit des Abfalls zurückschreckten und sich bekehrt hatten. Ihren Namen hatten sie vermutlich von einem Führer Zadok (Sadduk). Den Sadduzäern ging das Interesse an dem judäischen Gemeinwesen über das an der judäischen Lehre und dem Gesetze. Der glühende Patriotismus war ihr vorherrschendes Gefühl, und die Religion nahm in ihrem Herzen erst die zweite Stelle ein. Als erfahrene Weltmänner mochten sie von der Überzeugung ausgegangen sein, daß das bloße Vertrauen auf Gott und die strenge Übung der Religionsgesetze nicht ausreichen, die Unabhängigkeit des judäischen Staates zu erhalten. Sie stellten daher den Grundsatz auf, der Mensch müsse seine körperlichen und geistigen Kräfte dazu anspannen; man dürfe sich nicht durch religiöse Bedenklichkeiten zurückhalten lassen, politische Verbindungen einzugehen oder Kriege zu führen, wobei eine Verletzung der Religionsvorschriften unvermeidlich sei. Überhaupt habe nach ihrer Ansicht Gott dazu dem Menschen den freien Willen geschenkt, damit er sein Wohlergehen selbst begründe, er sei eigener Herr seines Geschickes, und Gott mische sich gar nicht in menschliche Angelegenheiten ein. Lohn und Strafe für gerechte und ungerechte Handlungsweise folgen aus den Taten, und man brauche dazu nicht eine Auferstehung nach dem Tode anzunehmen. Von dem Übermaß der religiösen Satzungen beengt und gehemmt, leugnete die sadduzäische Partei die Gemeingültigkeit und Verbindlichkeit derselben. Gedrängt, einen Maßstab anzugeben, welche Gesetze wichtig seien, stellten sie das Prinzip auf, daß nur diejenigen Gesetzesbestimmungen, welche in der pentateuchischen Gesetzgebung deutlich und ausdrücklich aufgeführt werden, verbindlich seien, die anderen hingegen, welche entweder auf mündlicher Überlieferung beruhen oder sonst in einer Zeit entstanden sind, haben keine Bedeutung. Der Gegensatz zwischen diesen und den Pharisäern erstreckte sich über richterliche, strafrechtliche und rituelle Verhältnisse, namentlich war das Tempelritual ein Gegenstand heftigen Streites. Die Sadduzäer nahmen z. B. die pentateuchischen Strafbestimmungen für körperliche Verletzungen „Auge um Auge, Zahn um Zahn" buchstäblich und haben sich dadurch den Ruf grausamer Handhabung des Strafrechtes zugezogen. Unter den rituellen Streitpunkten zwischen den Sadduzäern und Pharisäern waren mehrere, welche mit heftiger Leidenschaftlichkeit geführt wurden;

so um den Tag des Wochenfestes, welcher nach den Sadduzäern stets auf einen Sonntag fallen müsse, ferner um den Wasserguß auf den Altar an den Tagen des Hüttenfestes. Sie gaben wenig auf die peinliche Vermeidung von Berührung levitisch unreiner Personen oder Gegenstände und machten sich über ihre Gegner lustig, wenn sie bemerkten, daß diese die Tempelgefäße wegen etwaiger Berührung einer Reinigung unterwarfen, mit den Worten: „Es fehlt nicht viel, so werden die Pharisäer den Sonnenball reinigen wollen." Trotz der Erleichterung, welche die sadduzäische Ansicht von der Religion gewährte, war diese Partei im Volke wenig beliebt.

Neben diesen bildete sich eine dritte Partei oder richtiger Sekte oder eine Art religiösen Ordens, welcher die Pharisäer an Strenge und Peinlichkeit noch übertraf und den Grund zu einer ganz neuen geschichtlichen Erscheinung legte, die, mit neuen Elementen gemischt, eine weltgeschichtliche Bewegung hervorgebracht hat. Diesen Orden, aus unbedeutenden Keimen zu mächtigem Einflusse berufen, bildeten die Essäer oder Essener.

Der Ursprung desselben, der auch die Bewunderung der Griechen und Römer erregt hat, fällt ebenfalls in die große Bewegung, welche der Widerstand gegen die syrische Tyrannei und den Religionszwang veranlaßt hatte. Die Essäer gingen ohne Zweifel aus den Aßidäern hervor, wie sie denn auch gleich diesen eine außerordentliche Sabbatstrenge beobachteten. Ja, nicht einmal ihre Notdurft verrichteten sie an diesem Tage. Sie wollten durch äußerliche Beobachtung der levitischen Vorschriften eine innere Heiligkeit und Weihe erlangen, die Leidenschaften abtöten und ein geweihtes Leben führen. Die levitischen Reinheitsbestimmungen waren aber durch Entlehnung und Sitte zu einer solchen Höhe angewachsen, daß jede Berührung mit Personen und Gegenständen die Weihe hätte unterbrechen müssen, die erst durch vorschriftsmäßiges Baden, zuweilen auch durch Opfer wieder zu erlangen war. Rücksichten solcher Art zwangen die Essäer, nur mit Gleichgesinnten zu verkehren und sich zu vereinigen, um keine Trübung ihres geweihten Zustandes zu erfahren, und sie waren auf diese Weise genötigt, sich zu einem Orden zusammenzutun, dessen Regel zunächst auf gewissenhafter Beobachtung der allerstrengsten Reinheitspflege beruhte. Sie waren daher aufeinander angewiesen und mochten es für ratsam erachten, ihre Mahlzeiten gemeinsam zu halten, um jeder Beihilfe minder Strenger entbehren zu können. Mit Frauen zusammen zu leben, war den Essäern fast unmöglich, um nicht durch deren auch nur anstreifende Berührung jeden Augenblick der levitischen Verunreinigung ausgesetzt zu sein. So gelangten die Essäer, von Konsequenz zu Konsequenz fortschreitend, bis zur Verachtung oder wenigstens Vermeidung des Ehestandes. Wie sollten

sie sich gar erst in den kriegerischen Zeitläuften inmitten der Gesellschaft mit ihrer gesteigerten Peinlichkeit behaupten? Nicht bloß der heidnische Feind, sondern auch der heimkehrende judäische Sieger, der sich in der Schlacht an Leichnamen verunreinigt hatte, konnte ihre ganze Vorsicht zu Schanden machen. Diese Verlegenheit gab den Gedanken ein, sich in eine einsame Gegend zurückzuziehen, um unbelästigt vom Kriegslärme und dessen für ihre Lebensweise störenden Folgen bleiben zu können. Sie wählten zu ihrem Aufenthalte die Wüstenei im Westen des Toten Meeres, in der Oase von Engadi. Die in dieser Gegend wuchernden Dattelpalmen konnten sie bei ihrer einfachen Lebensweise zum Teil mit Nahrung versehen.

So bildeten sich die in die Augen fallenden, von vielen bewunderten Züge des essäischen Ordens aus, gemeinschaftliche Mahle und Ehelosigkeit. Das Zusammenleben der Essäer führte sie auch dahin, sich ihres Eigentums zu entäußern. Wozu brauchte auch ein Ordensmitglied Privateigentum? Jeder übergab daher sein Vermögen der Ordenskasse, aus welcher die Lebensbedürfnisse für die Mitglieder bestritten wurden. Aus dieser Anschauung stammt der Spruch: „Ein Aßidäer spricht: „„Das Meinige und das Deinige gehören Dir““ (nicht mir). Es gab daher unter ihnen weder Arme, noch Reiche, und diese Sorglosigkeit hatte die Folge, daß ihr Sinn, von Hause aus dem Religiösen zugewendet, sich immer mehr vom Irdischen lossagte und einer träumerisch-idealen Richtung folgte. Die Essäer zeichneten sich noch durch andere Eigentümlichkeiten aus. Sie trugen stets weiße Linnenkleider. Jeder führte, wie die Israeliten während ihrer Wüstenwanderung, eine kleine Schaufel bei sich, um die Erde zu seiner Notdurft aufzuscharren und das Unsaubere zu verdecken. Sie trugen auch stets eine Art Schurzfell oder Handtuch, das dazu diente, sich jederzeit bei ihren Waschungen abtrocknen zu können. Jeden Morgen badeten sie in frischem Quellwasser — wie der Priester vor den Funktionen im Tempel — um auch eine unbewußt an ihrem Körper erfolgte Unreinheit zu beseitigen. Von diesem täglichen Baden nannte man sie Morgentäufer. Der Name Essäer bedeutet dasselbe, in chaldäischer Sprache **badende Täufer.**[1])

Diese Äußerlichkeiten waren für sie jedoch nur eine Vorstufe, um sich eine innere Frömmigkeit, die innige mystische Gemeinschaft mit Gott anzueignen. Was die Essäer noch auszeichnete, war die Scheu vor einer Eidesleistung, das öftere Beten und die Beschäftigung mit einer Art Geheimlehre. Vor dem Gebete sprachen sie kein profanes Wort, und nachdem sie bei dem

1) Sacha bedeutet im Chaldäischen: baden, davon Asschal, ausgesprochen Assai mit Weglassung des Hauchlautes, Badende: griechisch Essaioi.

ersten Erglänzen des Tagesgestirns das Schemágebet gelesen, sammelten sie sich in stiller Andacht zum eigentlichen Gebete, das ein freier Erguß des Gemütes sein sollte. Ihre Mahlzeiten betrachteten die Essäer als eine Art Opferdienst. Kein unheiliges Wort entfuhr ihrem Munde während derselben, meistens verhielten sie sich dabei in lautloser Stille. Dieses Schweigen muß auf die außerhalb des Ordens Stehenden einen um so mächtigeren Eindruck gemacht haben, als das wahre Wesen dieses sich abschließenden Ordens den Zeitgenossen verhüllt war und als etwas schauerlich Mysteriöses erschienen sein mochte.

Es lag wohl nicht von vornherein in der Absicht der Essäer, sich in eine Art Geheimlehre zu vertiefen; aber ihr asketisches Wesen, ihr Stilleben, welches der Beschaulichkeit so viel Nahrung gab, ihre Sorglosigkeit um Familie, endlich ihre religiöse Schwärmerei mußten sie darauf führen, andere Wahrheiten im Judentum zu suchen, als dem nüchternen Sinn darin erscheinen. Vor allem scheint ihnen der Gottesname Stoff zu tieferer Betrachtung gegeben zu haben, wozu die heilige Scheu, den vierbuchstabigen Gottesnamen (Jhwh) auszusprechen, gewissermaßen aufforderte. Ist dieser Name so heilig, so müsse auch schon in den Buchstaben etwas Geheimnisvolles liegen. Die Essäer, welche infolge ihrer Zurückgezogenheit Muße dazu hatten, grübelten über dieses Geheimnis nach. Der Name Gottes war ihnen so heilig, daß sie sich scheuten, einen Eid, der mit demselben betätigt werden mußte, zu leisten. Sie bezeugten ihre Aussagen an Eidesstatt durch ein einfaches Ja oder Nein. Mit dem Geheimnisse des Gottesnamens hing aufs innigste die Bedeutung der Engelnamen zusammen. Vermöge ihres dem Staate wie dem Alltagsleben abgewandten Sinnes verwandelten sie das auf Betätigung der Nationalwohlfahrt beruhende Judentum in die Dunkelheit und Überschwänglichkeit einer Geheimlehre. Befremdlich war auch an ihnen ihre hohe, schauervolle Verehrung für den Propheten und Gesetzgeber Mose. Sein Andenken und sein Name waren allen Judäern in und außerhalb Palästinas teuer. Aber die Essäer trieben diese Verehrung auf die Spitze, gewissermaßen wie für ein göttliches Wesen. Wer den Namen Moses lästerte, galt in ihren Augen für ebenso todeswürdig wie ein Gotteslästerer.

Das letzte Ziel der Essäer war ohne Zweifel das Streben nach prophetischer Verzückung, um des heiligen Geistes gewürdigt zu werden. Sie glaubten, durch die strenge Lebensweise das Mittel gefunden zu haben, das seit lange verstummte Himmelsecho wieder zu wecken. Und dann, wenn dieses Ziel erreicht, wenn die Prophezeiung wieder ausgebrochen ist, wenn Männer und Jünglinge wieder himmlische Gesichte zu schauen, wieder in Verzückung den Schleier der Zukunft

zu lüften vermögen, dann ist das große messianische Reich nahegerückt, das Himmelreich tritt seine Herrschaft an und macht mit einem Schlage der Mühe und Qual der Gegenwart ein Ende.

Wegen ihrer eigentümlichen Lebensweise und schwärmerischen Richtung wurden die Essäer vom Volke nicht bloß als Heilige, sondern auch als Wundertäter bewundert und angestaunt. Einige unter den Essäern standen im Rufe, daß sie die Zukunft zu enthüllen und Träume zu deuten vermöchten. Gehoben war die scheue Verehrung der Essäer in den Augen der Unwissenden wegen deren Beschäftigung mit Wunderkuren an sogenannten Besessenen.

Die Essäer hatten durchaus keinen Einfluß auf die politische Bewegung, ihre Zahl war gering, und selbst zur Zeit seiner Blüte zählte der Orden nicht mehr als etwa viertausend Mitglieder. Da sie vermöge ihrer Ehelosigkeit auf eine natürliche Ergänzung der abgehenden Mitglieder verzichten mußten, so waren sie darauf bedacht, um nicht allmählich ganz zu verschwinden, Novizen anzuwerben und Proselyten zu machen. Die Eintretenden nahmen sie mit einer Art zeremoniöser Feierlichkeit auf. Man reichte ihnen das weiße Kleid, das Schurzfell und die Schaufel, die Symbole des Essäertums. Der Novize trat aber nicht sogleich in die Gemeinschaft der Ordensglieder ein, sondern wurde allmählich einer immer strengeren Enthaltsamkeit und immer schwereren Beobachtung der Reinheitsgesetze unterworfen. Bei der Aufnahme wurde der Eintretende beschworen, die essäische Lebensweise zu beobachten, die geheimen Lehren gewissenhaft zu bewahren und treu zu überliefern. Der unwürdig Befundene sollte ausgestoßen werden.

Das schroffe Verhältnis zwischen Pharisäern und Sadduzäern bestand zu Hyrkans Zeit noch nicht. Hyrkan gebrauchte beide nach ihren Fähigkeiten für seine Regierung; die Sadduzäer als Krieger und Diplomaten, die Pharisäer als Gesetzeslehrer, Richter, Beamte für innere Angelegenheiten. Die einen ehrten in Hyrkan das Staatsoberhaupt und den Feldherrn, die andern den frommen Hohenpriester. Hyrkan ließ es sich in der Tat angelegen sein, wie er persönlich sich streng an die pharisäische Auslegung hielt, so auch die innere Einrichtung des Staates auf religiöse, d. h. pharisäische Grundlage zu gründen. Hyrkan war nach der einen Seite ganz frommer Hoherpriester, Hüter und Förderer des pharisäischen Judentums.

Anderseits war Hyrkan auch Fürst und durfte es mit den Sadduzäern nicht verderben; sie waren seine Mitstreiter, seine Feldherren und Räte. J o n a t h a n, ihr Führer, war ein vertrauter Freund des Fürsten. Bis in sein Alter wußte Hyrkan indessen die schwierige Aufgabe glücklich zu lösen, zwei in Spannung begriffene Parteien in leidlicher Verträglichkeit miteinander zu erhalten. Er verstand es,

zu verhüten, daß die eine oder die andere Partei das Übergewicht erhalte und verfolgungssüchtig gegen die andere verfahre. Aber wie es so oft in solchen schwierigen Lagen geht, ein Wort, ein Hauch kann die feinste Berechnung zu schanden machen, und der jahrelang mühsam aufgeführte Bau stürzt an einem Tage zusammen. Ein solches unbedachtsam ausgesprochenes Wort brachte den eifrigen Anhänger des Pharisäertums dahin, dessen erbitterter Gegner zu werden.

Die Veranlassung zu diesem Gesinnungswechsel, welcher so unsägliches Leid über die judäische Nation gebracht hat, war im Verhältnis zu den Folgen durchaus geringfügig; aber sie erhielt durch die nur mühsam zurückgehaltene Spannung eine weitgreifende Ausdehnung. Hyrkan war von einem glänzenden Siege zurückgekehrt, den er über eine der vielnamigen Völkerschaften im Nordosten von Peräa davongetragen hatte. Wohlgemut über die glücklichen Erfolge seiner Waffen und über den blühenden Zustand im Innern, veranstaltete er ein Mahl, wozu er die Führer der Sadduzäer und Pharisäer, ohne Unterschied, eingeladen hatte. Auf goldenen Tischen wurden Speisen aufgetragen und unter anderen auch Steppenpflanzen zur Erinnerung an die Leidenszeit unter der syrischen Zwingherrschaft. In der fröhlichen Stimmung der Gäste warf Hyrkan die Frage hin, ob die Pharisäer ihm wohl etwas vorzuwerfen hätten, daß er gegen das Gesetz gefehlt hätte, dann sollten sie es ihm nur freimütig vorhalten. War diese herausfordernde Demut nur eine schlau angelegte Falle, um die heimliche Gesinnung der Pharisäer in bezug auf ihn zu erfahren? Seine sadduzäischen Freunde müssen ihm Argwohn gegen die Anhänglichkeit der Pharisäer beigebracht und ihm geraten haben, sich Gewißheit zu verschaffen. Auf diese Aufforderung erhob sich ein gewisser Eleasar Ben Poïra und äußerte ohne Umschweife, Hyrkan möge sich mit der Fürstenkrone begnügen und das Hohenpriesterdiadem einem Würdigeren übergeben, weil seine Mutter bei einem Überfalle der Syrer in Modin vor seiner Geburt gefangen genommen worden sei, und der Sohn einer Gefangenen sei untauglich zum Priester, geschweige denn zum Hohenpriester. — Obwohl im Innern wegen einer solchen ehrenrührigen Äußerung verletzt, behielt Hyrkan genug Besonnenheit, darauf einzugehen und eine Untersuchung über den Sachverhalt anzustellen. Es zeigte sich aber, daß es leeres Gerücht ohne alle tatsächliche Begründung gewesen. Noch mehr wurde Hyrkan gegen die Pharisäer aufgebracht, als ihn die Sadduzäer und besonders sein Vertrauter Jonathan zu überzeugen suchten, es sei von den Pharisäern angelegt gewesen, ihn in den Augen des Volkes zu erniedrigen. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, verlangte er von den Häuptern der Pharisäer, den Verleumder nach der Strenge des Gesetzes zu bestrafen, und erwartete, daß das Straf-

maß im Verhältnisse zu seiner hohen Stellung ausfallen werde. Aber das Pharisäertum hatte kein Gesetz für Majestätsbeleidigung. Die pharisäischen Richter erkannten dem Beleidiger nur die gesetzliche Strafe von neununddreißig Hieben zu. Jonathan verfehlte nicht, diesen Umstand auszubeuten und den Haß in Hyrkans Brust anzuschüren. Er ließ ihn in dieser Milde des Gerichtshofes eine tiefe Abneigung der Pharisäer gegen dessen fürstliches Ansehen erblicken, und brachte ihn dahin, sich von ihnen loszusagen und den Sadduzäern beizutreten. Er verdrängte zunächst die Pharisäer aus den hohen Stellen. Die Tempelämter, der hohe Rat und die Gerichtshöfe wurden mit sadduzäisch Gesinnten besetzt. Aber dieser Staatsstreich hatte die traurigsten Folgen. Die nächste Wirkung dieser Vorgänge war ein tiefer Haß in den Gemütern der Pharisäer und des hinter ihnen stehenden Volkes gegen das hasmonäische Haus. Ein einziger Akt hatte genügt, um die glanzvollen Tage der Hasmonäer zu Grabe zu tragen. Hyrkan lebte wohl nicht lange nach diesem Vorfalle, er starb im einunddreißigsten Jahre seiner Regierung in seinem sechzigsten Lebensjahre (106), und hinterließ fünf Söhne, Aristobul, Antigonos, Alexander, Absalon und einen namenlos Gebliebenen. Er ähnelte auch in diesem Punkte seinem Gegenbilde Salomo; nach beider Tod trat unaufhaltsam eine innere Spaltung ein.

Drittes Kapitel.

Hyrkans Nachfolger Aristobul I., Jannaï Alexander und Salome Alexandra.

(106 bis 69.)

Johann Hyrkan hatte bei seinem Tode seine Gemahlin als Königin eingesetzt und seinen ältesten Sohn Juda zum Hohenpriester ernannt. Dieser ist mehr unter dem griechischen Namen Aristobul bekannt; er, sowie seine Brüder und Nachfolger, führten neben dem hebräischen auch einen griechischen Namen. Es zeigte sich aber bald, daß die mazedonische Sitte, Frauen an die Spitze des Staates zu stellen, in Judäa noch keinen Boden hatte.

Aristobul durfte die Mutter von der Regierung entfernen, ohne Anstoß zu erregen; er vereinigte wieder die beiden Würden in Judäa. Er legte sich auch den Königstitel bei; aber dieser Titel vergrößerte weder seine Macht, noch sein Ansehen. Auf den Münzen, die man von seiner Prägung gefunden hat, führte er ihn nicht, sondern die Inschrift, „Der hohe Priester Juda und das Gemeinwesen der Judäer“ mit demselben Emblem wie auf den Münzen seines Vaters, einem Füllhorn. Aber dieses Bild entsprach nicht mehr der Wirklichkeit. — Der Same der Zwietracht, den Hyrkan ausgestreut hatte, wucherte unter seinen

Nachkommen verhängnisvoll fort und untergrub den Wohlstand. Vergebens suchten die nachfolgenden Herrscher die fürstliche Macht in unnahbare Höhe zu erheben, vergebens umgaben sie sich mit einer Leibwache treuer Mietstruppen und verrichteten glänzende Waffentaten; der Bruch war unheilbar, und die angewandten Heilmittel trugen nur dazu bei, ihn zu vergrößern.

Der König Aristobul verdrängte nicht nur seine Mutter vom Throne, sondern brachte sie auch mit dreien seiner Brüder in Haft. Nur seinen Bruder Antigonos, der sein Gesinnungs- und Kampfgenosse war, und den er sehr liebte, ließ er an der Regierung teilnehmen. Obwohl wegen der Kürze seiner Regierung nur wenige und unzusammenhängende Nachrichten darüber aufbewahrt sind, so läßt sich doch so viel daraus schließen, daß er das Verhalten seines Vaters in den letzten Jahren gegen die beiden Parteien befolgt hat, sich eng an die Sadduzäer anzuschließen und die Pharisäer von jedem Einflusse fernzuhalten. Doch wie Aristobul in seinem eigenen Hause nur wenig Freunde hatte, so scheint er auch beim Volke nicht beliebt gewesen zu sein. Der Umstand, daß er eine Vorliebe für das Griechische hatte, genügte wohl, ihn bei der Volkspartei verhaßt zu machen. Von seiner Vorliebe für das hellenische Wesen erhielt er den bei den Griechen ehrenden, den Judäern aber verhaßten Beinamen Hellenenfreund (Philhellen). Diese Vorliebe scheint beim Volke einen solchen Anstoß gegen ihn erregt zu haben, daß der Argwohn sich an seine Ferse heftete und ihm alles Schlimme andichtete. Während ihn die Griechen als billig denkend und bescheiden schilderten, warfen ihm seine judäischen Beurteiler Herzlosigkeit und Härte vor. Seine Mutter war im Gewahrsam vielleicht vor Altersschwäche gestorben; der Argwohn verbreitete, der eigene Sohn habe sie verhungern lassen. Sein Lieblingsbruder Antigonos war, vermutlich durch die Ränke der dem hasmonäischen Hause feindlichen Partei, meuchlings ermordet worden; das scharfzüngige Gerücht machte den König zum Urheber des Mordes, weil er auf den Bruder eifersüchtig gewesen sei.

Aristobul hatte mit der kriegerischen Tüchtigkeit auch die Pläne seines Vaters geerbt, Judäa nach Nordosten hin auszudehnen. Die Strecke vom Fuße des südlichen Ausläufers des riesigen Hermon nach Osten bis an die paradiesischen Gefilde von Damaskus durchzogen die Ituräer und Trachoniten. Sein Bruder Antigonos, mit dem er zugleich die ersten Lorbeeren gegen die Samaritaner und Syrer erworben hatte, war auch in diesem Kriege sein Waffengefährte. Das Kriegsglück war Aristobul wie seinem Vater günstig, er vergrößerte Judäa nach dieser Seite hin und befolgte auch dessen System, den besiegten Völkern die judäische Religion aufzuzwingen. Aristobul mußte aber seine Eroberungen, von einer schweren Krankheit

befallen, einstellen und sich nach Jerusalem zurückziehen. Antigonos setzte zwar den Krieg einige Zeit mit Glück fort, als er aber wegen des herannahenden Festmonats Tischri ebenfalls nach Jerusalem zurückkehrte, war es weder ihm, noch seinem königlichen Bruder vergönnt, den Kriegsschauplatz wieder zu betreten. Antigonos fiel durch Meuchelmord, und Aristobul erlag der Krankheit, nachdem er ein Jahr regiert hatte (106 bis 105).

Sein Nachfolger war sein jüngerer Bruder Jonathan, gekürzt Jannaï, mit dem griechischen Namen Alexander. Er war mit Salome verheiratet, einer Schwester des Pharisäers Simon Ben-Schetach, welche sich später auch den griechischen Namen Alexandra beilegte. Der neue König muß wohl im Anfang sich der Volksgunst beflissen haben, wie denn auch die seit längerer Zeit bei Hofe mißliebigen Pharisäer ihr Haupt wieder erheben durften. Simon Ben-Schetach, der als der Wiederhersteller des Pharisäertums gepriesen wird, verkehrte bei Hofe. Alexander Jannaï war vor allem kriegerisch wie die Familie, der er entsprossen, aber er besaß weder das Feldherrntalent seiner Vorfahren, noch deren Umsicht, zersplitterte dadurch die Volkskraft und brachte den Staat mehr als einmal an den Rand des Abgrundes. Seine siebenundzwanzigjährige Regierungszeit (105 bis 79) verlief daher in äußeren und inneren Kriegen und war nicht geeignet, die Volkswohlfahrt zu heben. Größer als seine Klugheit war indessen sein Glück, das ihn auch in verzweifelten Lagen, in die er sich selbst gebracht, nicht im Stiche ließ, und dem Glücke hatte er es zu danken, daß er im ganzen doch die Grenzen Judäas erweitern konnte. Wie sein Vater führte er seine Kriege mit Soldtruppen, die er aus Pisidien und Cilicien angeworben hatte. Syrer zu gebrauchen wagte er nicht, weil die gegenseitige Abneigung zwischen Judäern und Syrern allzufest gewurzelt war, um auf ihr Zusammenwirken rechnen zu können.

Alexanders Hauptaugenmerk war auf die Seestädte gerichtet, die infolge der Fehden der beiden Halbbrüder gegeneinander, Antiochos Grypos und Kyzikenos, sich unabhängig gemacht hatten. Ganz besonders wünschte er das reichbevölkerte, mit einem vortrefflichen Hafen versehene und auch von Judäern bewohnte Ptolemaïs Judäa einzuverleiben. Die Einwohner dieser Stadt wandten sich an den ägyptischen Prinzen Ptolemäus Lathuros, welcher im offenen Kriege gegen seine Mutter Kleopatra sich in den Besitz von Cypern gesetzt hatte. Lathuros war froh, eine Gelegenheit zur Machtvergrößerung zu erhalten und sich zugleich auf dem Landwege Ägypten nähern zu können, und beeilte sich, dreißigtausend Mann nach der judäischen Küste zu werfen. An einem Sabbat schlug er das judäische Heer. Mehr als viele tausend Krieger Alexanders bedeckten das Schlachtfeld, viele wurden gefangen,

und die übrigen ergriffen die Flucht. Lathuros durchzog mit seinem Heere einen Teil Judäas mordend und selbst die Frauen und Kinder nicht schonend. Er wollte nicht bloß an Alexander, sondern an den Judäern überhaupt Rache nehmen, da sie in Ägypten seine Gegner waren. Diese beträchtliche Niederlage hätte unfehlbar die schimpflichste Knechtschaft über Judäa gebracht, wenn nicht Kleopatra wegen der Siege und Machtvergrößerung ihres Sohnes Vorkehrungen getroffen hätte, ihm die Früchte seiner Siege zu entreißen, ehe er sie gegen sie selbst gebrauchen konnte. Sie rüstete ein starkes Heer gegen ihn und sandte es nach Judäa und Syrien. Den Oberbefehl über dasselbe hatten die zwei judäischen Feldherren Helkia und Anania, jene beiden Söhne des Onias, welchen die Königin Kleopatra die Behauptung ihrer Krone verdankte. Helkia starb in diesem Feldzuge gegen Lathuros, sein Bruder füllte seine Stelle im Rate und im Heere aus. Ananias hohe Stellung war zu dieser Zeit von entschiedenem Einflusse für seine Stammgenossen in Judäa. Einige Räte Kleopatras hatten ihr nämlich den Gedanken beigebracht, die Gelegenheit nicht vorüberstreichen zu lassen, wo Judäa ihren Schutz nicht entbehren konnte, sich desselben zu bemächtigen, Alexander zu entthronen und sein Land an Ägypten zu bringen. Aber Anania trat diesem Rate mit Entrüstung entgegen. Sämtliche Judäer Ägyptens, die als die Stütze ihres von ihrem Sohne bedrohten Thrones galten, würden, so bemerkte Anania, sich zu ihren Feinden schlagen, wenn sie einen verräterischen Angriff auf die Unabhängigkeit der judäischen Nation machen sollte. In seinen Worten lag zugleich die Drohung, daß er selbst mit dem Gewichte seiner politischen Einsicht und seines Feldherrntalentes aufhören würde, ihr zu dienen, oder gar sich gegen sie erklären würde. Diese Sprache verfehlte nicht des Eindruckes auf den Sinn der Königin, sie verwarf den arglistigen Rat und schloß ein Schutz- und Trutzbündnis mit Alexander (um 98).

Während der neun Jahre seit Alexanders Thronbesteigung hatte er, weil von Gefahren und peinlichen Verwicklungen umlagert, die Eintracht im Innern nicht gestört. In dem brennenden Streite zwischen den Pharisäern und Sadduzäern scheint er Neutralität beobachtet zu haben. Viel mag auch zu seinem friedlichen Verhalten gegen die Parteispannung seine Gemahlin Salome beigetragen haben, welche eine warme Anhängerin der Pharisäer war. Simon, ihr Bruder, scheint von Alexander als Vermittler zwischen den noch immer zurückgesetzten Pharisäern und den im Besitz der Ämter befindlichen Sadduzäern verwendet worden zu sein.

Diese neutrale Stellung Alexanders gegen die Parteien dauerte jedoch nur so lange, als seine gefährdete Lage seine Aufmerksamkeit von der inneren Angelegenheit abzog. Wie er aber als Sieger und Er-

oberer vieler Städte und Gebietsteile heimkehrte und sich mit aufgeblähtem Dünkel als unumschränkten Herrn und Gebieter betrachtete, änderte sich das Verhältnis. Entweder war der wiedererworbene Einfluß der Pharisäer seiner Macht im Wege, oder wollte er die für Kriege brauchbaren Sadduzäer an sich fesseln, oder hatte ihn sein Günstling, der Sadduzäer Diogenes, für das Sadduzäertum einzunehmen gewußt, genug, Alexander trat mit einem Male als entschiedener Gegner der pharisäischen Lehre auf und gab dieses auf eine verletzende Weise kund. Als er einst am Hüttenfeste als Hoherpriester fungierte, sollte er einem alten Brauche zufolge aus einer silbernen Schale Wasser als Sinnbild der Fruchtbarkeit auf den Altar gießen. Aber um diese von den Pharisäern geltend gemachte religiöse Sitte geflissentlich zu verhöhnen, goß er das Wasser zu seinen Füßen nieder. Mehr brauchte es nicht, um den Unwillen der im Tempelvorhofe anwesenden Volksmenge zu reizen. Mit rücksichtsloser Erbitterung warfen die Anwesenden die Festfrüchte (Etrog), welche sie in Händen hatten, nach dem ketzerischen König und beschimpften ihn als einen unwürdigen Hohenpriester. Dieser Vorfall hätte Alexander das Leben gekostet, hätte er nicht die pisidischen und cilicischen Soldtruppen schnell herbeigerufen, als wären sie, des Einschreitens gewärtig, bestellt gewesen, um auf die Aufständischen einzuhauen. Nahe an sechstausend Mann verloren dabei ihr Leben im Tempel. Um ähnlichen Auftritten für die Zukunft vorzubeugen, ließ Alexander das Volk vom Betreten des Priestervorhofes durch eine Scheidewand ausschließen. Diese Vorgänge erzeugten einen unversöhnlichen Haß zwischen dem König und dem Pharisäertum. Die Spaltung des Reiches in Judäa und Israel unter Rehabeam und Jerobeam wiederholte sich in der erbitterten Parteiung der Pharisäer und Sadduzäer.

Alexander aber sah den Riß nicht, den seine Hand dem Staatsgebäude in Verblendung beigebracht hatte; er trug sich noch immer mit hochfliegenden Eroberungsplänen, die Landesgrenzen zu erweitern. Er richtete seine Unternehmungen gegen das transjordanische Land, das noch immer den Namen Moabitis führte, und nach dem Südosten des Tiberiassees, welches Galaditis, auch Gaulanitis hieß. Allein als er in seinen Eroberungen fortschreiten wollte, warf sich ihm der nabatäische König Obeda (oder Oboda) entgegen und lockte ihn in ein unwegsames, von Schluchten zerrissenes Terrain, wo Alexanders Heer völlig aufgerieben wurde und er selbst nur mit dem nackten Leben nach Jerusalem entkommen konnte. In Jerusalem erwartete ihn die Erbitterung der Pharisäer, welche das Volk bis zur Empörung gegen ihn aufgestachelt hatten. Es erfolgten sechs Jahre hintereinander (94 bis 89) blutige Aufstände und innere Kämpfe. Jeden Aufstand unterdrückte zwar Alexander durch die fremden Miets-

truppen; aber die Metzeleien, die dabei vorkamen, gaben immer wieder Stoff zu neuen Aufständen. Am Ende war Alexander von diesen Reibungen so sehr erschöpft, daß er den Pharisäern die Hand zum Frieden reichte. Jetzt war es die Pharisäerpartei, welche in blinder Wut die Friedenshand zurückstieß. Auf Alexanders Anfrage, welche Friedensbedingungen sie aufstellten, erwiderten die pharisäischen Führer, die erste Bedingung zu einem dauernden Frieden sei sein Tod. Heimlich hatten sie sogar mit dem damaligen König von Syrien, Demetrios Eukäros, landesverräterische Unterhandlungen gepflogen, ein syrisches Heer in Judäa einrücken zu lassen. Auf die Nachricht von dessen Einfall ins Herz von Judäa mit Fußvolk und Reiternrückte ihm Alexander bis Sichem entgegen. In dem blutigen Treffen auf samaritanischem Boden kämpften Judäer gegen Judäer und Griechen gegen Griechen, indem beide Heere ihrem Anführer treu bleiben und sich zu keinem Abfalle verleiten ließen. Die auf beiden Seiten blutige Schlacht entschied zugunsten des Eukäros, und Alexander war durch den Verlust aller Mietstruppen genötigt, im Gebirge Ephraim flüchtig umherzuirren.

Sein trauriger Fall erweckte ihm wieder das Mitleid des Volkes; sechstausend seiner pharisäischen Gegner verließen das syrische Lager und gingen zu Alexander über, weshalb Eukäros Judäa verlassen mußte. Die wütendsten Pharisäer setzten nichtsdestoweniger den Kampf gegen ihren Feind fort; in einem Treffen besiegt, warfen sie sich in eine Festung Bethome, wurden aber von Alexander zur Übergabe derselben gezwungen. Dieser ließ sich vom Rachegefühl und von der Überredung seines sadduzäischen Günstlings Diogenes hinreißen, achthundert gefangene Pharisäer an einem Tage ans Kreuz zu schlagen. Übertreibend erzählte man sich später, Alexander habe sogar die Frauen und Kinder der zum Tode Verurteilten hinschlachten lassen und habe diesem blutigen Schauspiele bei einem Schmause, von Buhlerinnen umgeben, zugesehen. Indessen bedurfte es nicht dieses Übermaßes von Grausamkeit, um ihn mit dem Schimpfnamen „Thrazier“ zu brandmarken; die Kreuzigung von achthundert Mann war hinreichend, ihn als herzlosen Menschenschlächter zu verurteilen, und sie hat den Sadduzäern bittere Früchte getragen. Fünfzigtausend Mann von beiden Parteien kamen während dieser sechsjährigen inneren Kämpfe um. Die Pharisäer litten am meisten darunter und hielten sich im Lande nicht mehr sicher; in der Nacht nach der Kreuzigung der achthundert flüchteten über achttausend derselben ins Ausland, teils nach Syrien, teils nach Ägypten.

Trotz vielfacher Niederlagen war es doch Alexander gelungen, Judäa durch eine Reihe von Städten und Gebietsteilen zu vergrößern, diesseits von Raphia im Süden bis zum Karmelgebirge im Norden

und jenseits des Jordans von Seleucia im Norden bis Zoar, der Palmenstadt, im Süden des Toten Meeres. Die Sicherheit der Eroberungen schützte er durch gewaltige Festungen. Unweit des Jordans errichtete er die Festung Alexandrion auf einer Berghöhe Sartaba (schöne Aussicht) in einer fruchtbaren, Wein erzeugenden Gegend, und im Osten des Toten Meeres erbaute er die starke Wehr Machärus in einer hohen günstigen Lage, von allen Seiten durch tiefe Schluchten geschützt. Diese zwei Bergkastelle nebst dem dritten, welches sein Vater im Westen angelegt hatte, namens Hyrkanion, galten für uneinnehmbar.

Da Alexander auch über Städte mit griechischen Einwohnern herrschte, ließ er, einer der ersten judäischen Fürsten, Münzen mit griechischen Inschriften auf der einen Seite prägen, die andere Seite zeigt die hebräische Inschrift, und beide bezeichnen ihn als König. Als Symbole waren ein Füllhorn und ein Anker angebracht. Der Anker bedeutete seine Herrschaft über die Seeplätze. Seine Münzen aus früherer Zeit, ehe er die bedeutenden Eroberungen gemacht hatte, sind gleich denen seiner Vorgänger nur mit hebräischer Schrift versehen: „Jonathan der Hohepriester und das Gemeinwesen der Judäer"

Nach dreijährigen Feldzügen jenseits des Jordans kehrte er nach Jerusalem zurück und wurde vom Volke als Sieger begrüßt. Er hatte seine Untat zum Teil vergessen gemacht. Noch im letzten Jahre seiner Regierung, obwohl er lange an einem viertägigen Fieber litt, nahm er einen Krieg gegen die uneroberten Festungen in der Gegend jenseits des Jordan auf. Bei der Belagerung der Feste Ragaba erkrankte er aber so schwer, daß er sich auf den Tod vorbereitete. Der Ernst der letzten Stunde ließ ihm seine Taten in einem andern Lichte erscheinen. Er sah vielleicht mit Grauen ein, wie unklug und ungerecht er gehandelt, die Pharisäerpartei zu verfolgen und sich dadurch das Volk zu entfremden. Er empfahl daher der um die Zukunft ihrer Söhne tief besorgten Königin, welche er als Regentin einsetzte, auf das dringendste, sich eng an die Pharisäer anzuschließen, sich mit Räten aus ihrer Mitte zu umgeben und nichts ohne deren Zustimmung zu unternehmen. Er schärfte ihr auch ein, seinen Tod den Kriegern so lange zu verheimlichen, bis die belagerte Festung gefallen sein würde, und dann seine Leiche den Pharisäern zu überlassen, damit sie nach Belieben ihre Rache an derselben befriedigen oder sie großmütig beerdigen sollten. Den Kummer der Königin wegen des Parteihaders soll er mit folgenden Worten zerstreut haben: „Fürchte weder die wahren Pharisäer, noch die aufrichtigen Gegner, sondern sei vor den Heuchlern beider Parteien (den Gefärbten, Unechten) auf deiner Hut, die, wenn sie Untaten wie der verbuhlte Stammesfürst Simri verübt, Lohn erwarten wie Pinehas, der Eiferer fürs Gesetz."

Die Pharisäer setzten seinen Todestag unedel unter die freudigen Gedenktage. Er hatte durch seine Untaten gegen sie nicht bloß sich, sondern auch die Hasmonäerfamilie so verhaßt gemacht, daß in der Bestimmung des Jahres in Urkunden nach dem Regierungsjahre des Hohenpriesters „im Jahre des Hohenpriesters" die dazu gehörige Formel „des höchsten Gottes" fortan aufgehoben wurde.

Es war ein Glück für die judäische Nation, daß eine Frau von sanfter Gemütsart und aufrichtiger Frömmigkeit den Staat zu einer Zeit leitete, nachdem das Ungestüm eines Mannes ihn aus den Fugen gerissen hatte. Sie wirkte wie Balsam auf brennende Wunden. Die aufgeregten Leidenschaften und der blutige Haß der zwei Hauptparteien konnten sich während ihrer Regierung mäßigen und das Gemeinwesen sich von beengenden Parteiverhältnissen zu der gemeinsamen Nationalwohlfahrt erheben. Wiewohl die Königin Salome — mit dem Herrschernamen Alexandra — mit ganzer Seele dem Pharisäertum zugetan war und ihm die inneren Angelegenheiten überließ, so war sie doch weit entfernt, die Gegenpartei unduldsam zu verfolgen. Ihr Ansehen imponierte den Nachbarfürsten so sehr, daß sie nicht wagten, Judäa mit Krieg zu überziehen, und ihre Klugheit hielt einen mächtigen Eroberer, der sich Syriens bemächtigt hatte, von den Grenzen Judäas ab. Der Himmel selbst trug dazu bei, während ihrer neunjährigen Regierung das Land mit Fruchtbarkeit zu segnen. Eine lange Zeit bewahrte man die erstaunlich großen Weizenkörner auf, welche zu ihrer Zeit auf den Feldern Judäas gesammelt wurden. Auch sie ließ während ihrer Regierung eigene Münzen prägen mit derselben Verzierung wie ihr Vorgänger und mit griechischer Inschrift „Königin Alexandra".

Sie setzte ihren ältesten Sohn Hyrkan, ein schwaches Wesen voller Privattugenden, aber ohne Einsicht für öffentliche Angelegenheiten, zum Hohenpriester ein. Da sie den Pharisäern zugetan war, und das Haupt derselben, Simon Ben-Schetach, ihr Bruder war, der selbstverständlich Einfluß auf sie hatte und auch nahm, so befreite sie beim Antritt ihrer Regierung die eingekerkerten Parteigenossen, und die Verbannten durften in die Heimat zurückkehren. So mächtig war das Eingreifen dieses Pharisäers in die Geschichte dieser Zeit, daß seine Gesinnungsgenossen die Zeit ebenso nach ihm, wie nach der Königin bezeichneten. Sie nannten sie „die Tage Simons Ben-Schetach und der Königin Salome". Die Sadduzäer hatten freiwillig oder gezwungen die Plätze im Synhedrin verlassen, und den Vorsitz im Rate der Siebzig, welchen bis dahin die Hohenpriester inne hatten, nahmen die Pharisäer ein.

Auf Ben-Schetachs Rat wurde der angesehene Gesetzeslehrer Juda Ben-Tabbaï, welcher vor Alexanders Untaten gegen

die Pharisäer nach Alexandrien entflohen war, wieder zurückberufen. Da aber die alexandrinische Gemeinde ihn gerne behalten wollte, erging ein schmeichelhaftes Sendschreiben zu seiner Rückberufung, in der Fassung, als wenn Jerusalem diese Gemeinde beschwöre, ihr den in der Verbannung lebenden Gatten zu gönnen: „Von mir Jerusalem, der heiligen Stadt, an dich Alexandrien; mein Ehegemahl weilt bei dir, und ich bin verlassen.“ Juda Ben-Tabbaï wurde zuerst Vorsitzender (Nasi) im restaurierten pharisäischen Kollegium und wirkte gemeinschaftlich mit Ben-Schetach.

Ihre Tätigkeit begann mit der Säuberung der von den Sadduzäern zurückgebliebenen Spuren. Das Strafgesetzbuch, das diese als Ergänzung zum biblischen Strafgesetze eingeführt hatten, wurde aufgehoben, und dafür wieder die durch die Überlieferung überkommenen Normen zur Geltung gebracht. Das Volk hatte sich über diese Veränderung nicht zu beklagen, da, wie angegeben, die sadduzäischen Strafgesetze wegen ihrer Härte verhaßt waren. Sämtliche Tage, an welchen sadduzäische Normen zum Weichen gebracht worden waren, wurden zu Halbfeiertagen erhoben.

Das Prozeßverfahren wurde dahin erweitert, daß den Zeugen nicht bloß Fragen über Ort und Zeit des Verbrechens vorgelegt wurden, sondern auch über die näheren Umstände, damit der Richter in den Stand gesetzt sei, den Vorgang besser zu beurteilen und die Zeugen auf Widersprüchen zu ertappen. Diese Maßregel scheint besonders gegen die Angeberei gerichtet zu sein, die in einer Zeit, in welcher die Rolle von Siegern und Besiegten so oft wechselte, nicht ausbleiben konnte.

Simon schärfte daher den Richtern ein, beim Zeugenverhör recht umständlich zu verfahren und in der Fragestellung recht vorsichtig zu sein, damit der Ankläger nicht aus den den Richtern entfahrenen Worten ihr Lügengewebe zu beschönigen vermöchten. Um augenscheinlich die Notwendigkeit des umständlichen Verhöres der Zeugen zu beweisen, wurde die schöne Erzählung Susanna wahrscheinlich in hebräischer Sprache gedichtet. Zwei verbuhlte Männer, welche ein lüsternes Auge auf die schöne und gottesfürchtige Susanna, Frau eines vornehmen Judäers Jojakim, geworfen hatten, und von ihr keusch abgewiesen worden, traten gegen sie als Zeugen auf, daß sie im Garten sich ehebrecherischer Umarmung eines Jünglings überlassen hätte. Schon sollte sie von den Richtern vor dem ganzen Volke zum Tode verurteilt werden, als der weise Daniel auftrat und den Zeugen die Frage vorlegte, anzugeben, unter welchem Baume die ehebrecherische Schandtat begangen wurde. Da sie sich in diesem Punkte widersprachen, so erkannte das Volk die Falschheit ihrer Aussage, und sie wurden mit derselben Strafe belegt, die sie der unschuldigen Susanna zugedacht

hatten, und unschuldiges Blut wurde geschont. — Den häufig vorkommenden Ehescheidungen, welche die buchstäbliche Deutung des pentateuchischen Scheidungsgesetzes von seiten der Sadduzäer nicht hinderte, arbeiteten die beiden Synhedristen Ben-Schetach und Ben-Tabbaï durch eine wirksame Maßregel entgegen.

Eine andere Verordnung derselben hatte ein besseres Unterrichtswesen zum Ziele. Das Restaurationskollegium führte in allen größeren Städten höhere Schulen ein für erwachsene Jünglinge von sechzehn Jahren ab. Die Unterrichtsgegenstände beschränkten sich ohne Zweifel bloß auf die heilige Schrift, besonders auf das Fünfbuch der Thora und die Gesetzeskunde. Hatte der hohe Rat auf diese Weise für die Zukunft gearbeitet, so vergaß er auch nicht die vielfach getrübte Gegenwart und war bemüht, ihr den Stempel pharisäischer Richtung aufzudrücken. Alle diejenigen Gesetzespunkte, welche während der langen Herrschaft des Sadduzäertums, seit Hyrkans Zerwürfnis mit den Pharisäern bis zu Salomes Regierungsantritt, beim Volke halb in Vergessenheit geraten oder vernachlässigt worden waren, sollten wieder aufgefrischt und in das Leben des Volkes eingeführt werden. Geflissentlich legten es die pharisäischen Führer darauf an, so oft die Zeit herannahte, an welcher die streitigen Gesetze in Anwendung kommen sollten, dieselben mit Pomp und feierlichen Vorkehrungen ausüben zu lassen. Die Tage, an welchen sie in Wirksamkeit getreten waren, wurden als Gedenktage alljährlich durch Unterlassung von öffentlicher Trauer oder öffentlichem Fasten gefeiert. So wurde namentlich die Wassergußfeier am Hüttenfeste, die Alexander auf eine so höhnische Weise verletzt hatte, mit Jubel begangen, und es bildete sich mit der Zeit daraus ein eigentümliches Volksfest, von dem man später sagte, wer diese Freude nicht gesehen, habe noch nie eine glänzende Volksfeier erlebt. In den Nächten dieses Festes war der Tempelberg so hell erleuchtet, daß die ganze Stadt wie von einem Feuermeere erglänzte, und die ganze Nacht war zum Tage erhellt. Alles Volk drängte sich zum Tempelberge, um dem Schauspiele beizuwohnen oder sich dabei zu beteiligen. Die Lust wechselte mit feierlichen Liedern ab. Die dazu ausgewählten Psalmen wurden von den Vollchören der Leviten auf den fünfzehn Stufen, welche vom Frauenhofe hinauf zu dem höher gelegenen Laienvorhofe führte, in Begleitung von Harfen, Nablien und Klangbecken gesungen. Diese fünfzehn Stufenpsalmen (der große Preisgesang [1]) erinnerte meistens an die Zeit nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil und an den Beistand Gottes für sein Volk. Zum Schlusse forderten die Levitenchöre die auf dem Tempelberge anwesende Menge auf:

---

[1]) Psalm 120 bis 136.

„So preiset den Herrn,
„Ihr alle Knechte des Herrn,
„Die ihr im Tempel steht in den Nächten!"

Darauf fiel die Gemeinde ein mit einem damals gedichteten Dankpsalm:

„Preiset den Herrn, singet seinen Namen;
„Denn Jakob hat er sich auserwählt,
„Israel zu seinem Eigentum."

und zum Schlusse:

„Auch in unserer Niedrigkeit hat er unserer gedacht
„Und uns von unsern Gegnern befreit,
„Denn ewig währet seine Güte."

Dieses Freudenfest dauerte sechs Nächte hindurch.

Ein ähnliches Volksfest fand an dem zum Halbfeiertage erhobenen Holzfeste, dem 15. Ab (August), statt, an dem sehr viel Holzspende für die Altarfeier in den Tempel gebracht wurde — eine wichtige Gabe in einem holzarmen Lande. Diesen Tag pflegten besonders die jungen Mädchen mit Gesang und Tanz zu begehen. Auf einem freien Platze in den Weinbergen fand sich eine Schar junger Mädchen ein; alle in Weiß gekleidet, führten sie ihren Tanzreigen auf und sangen dabei strophische Lieder in der heiligen Sprache. Die anwesenden männlichen Zuschauer suchten sich oft bei dieser Gelegenheit ihre Lebensgefährtin aus. Sicherlich war dieses Fest ebenfalls eine Demonstration gegen die Sadduzäer, welche den Brauch der Holzspende für den Altar nicht anerkannt haben.

Die für das restaurierte Pharisäertum günstige Stimmung benutzte der hohe Rat mit den beiden Spitzen Simon Ben-Schetach und Juda Ben-Tabbaï, um einen Akt zu erlassen, welcher mehr als alles andere den nationalen Gemeinsinn zu wecken imstande war und zugleich der sadduzäischen Ansicht entgegenwirken konnte. Die Sadduzäer hatten behauptet, die täglichen Opfer, wie überhaupt die Bedürfnisse des Tempels brauchten nicht aus einem Nationalschatze bestritten zu werden, sondern sollten dem frommen Gefühle der einzelnen überlassen bleiben. Der Rat unter Salome Alexandra bestimmte aber, daß jeder Israelite vom zwanzigsten Jahre an — Proselyten und freigewordene Sklaven mit eingeschlossen — alljährlich mindestens einen halben Sekel (ungefähr 1¹/₄ M.) zum Tempelschatze zu spenden habe. Diese Opfersteuer wurde nicht als eine Last angesehen, sondern von sämtlichen Jehudäern in Palästina und im Auslande willigen Sinnes gegeben. Drei Sammlungen zu verschiedenen Zeiten wurden dafür angesetzt, für Judäa im Beginne des Frühjahres. Am ersten Adar (März) machten Herolde im ganzen Lande bekannt, daß die

Einsammlung der Tempelspende herannahe, und am fünfzehnten desselben Monats nahm sie ihren Anfang. Dann kamen die Spenden vom Auslande, aus Ägypten, Syrien, die erst gegen das Wochenfest einliefen, und aus den noch entfernteren Ländern Babylonien, Medien, Kleinasien noch viel später, gegen das Hüttenfest. Die letzten Sammlungen fielen wegen des Reichtums und der Freigebigkeit der ausländischen Judäer am reichsten aus; statt der silbernen oder kupfernen Sekel und Denare spendeten die Ausländer Goldmünzen. In jedem Lande, wo Judäer stark vertreten waren, wählten sie Mittelpunkte, wo sie die gesammelten Beiträge niederlegten, bis dieselben nach Jerusalem gebracht wurden. Die angesehensten Männer wurden dazu gewählt, die Spenden an den Tempel abzuliefern, und sie führten den Namen „heilige Gesandte". In Mesopotamien und Babylonien waren in den zwei größtenteils von Judäern bevölkerten Städten, Nisibis und Nahardea (Naarda) am Euphrat, Schatzkammern für die Tempelspenden, von wo aus sie unter starker Bedeckung wegen der räuberischen Parther und Nabatäer nach Jerusalem abgeführt wurden. Die kleinasiatischen Gemeinden, welche viele Wohlhabende zählten, hatten ebenfalls ihre Sammelplätze, Apamea und Laodicea in Phrygien, Pergamum und Andramyttium in der Landschaft Äolis. Aus diesem Landstriche gingen etwa zwanzig Jahre nach der getroffenen Verfügung jährlich nahe an zweihundert Pfund Gold (165 000 M.) ein. Eine erstaunliche Einnahme floß dadurch für den Tempel ein; die drei Sammlungen brachten so viel, daß die bedeutenden Ausgaben für die Bedürfnisse des Kultus und des Tempelgebäudes davon bestritten wurden und noch ein ansehnlicher Überschuß blieb. Der Tempel Jerusalems galt daher als der reichste und war oft Gegenstand des Neides und der Habgier.

Soweit hatte die von Ben-Tabbaï und Ben-Schetach ausgegangene Restauration noch einen harmlosen Charakter; sie frischte alte Gesetze wieder auf, schuf neue und schuf Mittel, um sie dem Gedächtnisse und der Aufmerksamkeit des Volkes einzuprägen. Aber in so gemäßigten Schranken kann sich, wie es scheint, keine Reaktion halten; sie führt ebenso zu Übergriffen, wie auf jeden Stoß ein Gegenstoß erfolgt. Diejenigen Sadduzäer, welche sich der pharisäischen Auslegung des Gesetzes nicht fügen mochten, wurden vor den Richterstuhl gefordert und verurteilt. Der Eifer, das Ansehen des Gesetzes zu heben und die Opposition aus dem Herzen zu bannen, steigerte sich zur blutigen Verfolgung. Die beiden Synhedrialhäupter waren zwar lauteren Charakters, von Natur milde. Ein Gedenkspruch des Juda Ben-Tabbaï läßt seine milde Gesinnung erkennen. „Nur so lange", pflegte er zu sagen, „betrachte die Angeklagten als Gesetzesübertreter, so lange sie noch vor Gericht stehen, sind sie abgetreten, so sollen sie

dir wieder als Unschuldige erscheinen." Nichtsdestoweniger ließen sie sich zu Verfolgungen der Sadduzäer hinreißen. Wegen seiner rücksichtslosen Strenge hatte Ben=Schetach sich einen so tiefen Haß von seiten seiner Gegner zugezogen, daß sie auf Rache sannen, ihn empfindlich zu verwunden. Sie stellten zwei falsche Zeugen auf, die seinen Sohn eines strafwürdigen Verbrechens bezichtigten, infolgedessen er zum Tode verurteilt wurde. Auf dem Wege zum Richtplatze beteuerte der Verurteilte aber auf so rührende Weise seine Unschuld, daß die Zeugen selbst davon ergriffen wurden und ihr Lügengewebe eingestanden. Als die Richter darauf den unschuldig Verurteilten frei zu sprechen gesonnen waren, machte sie das Opfer selbst auf die Gesetzwidrigkeit ihres Verfahrens aufmerksam, indem gesetzlich den Zeugen, wenn sie ihre frühere Aussage wieder zurücknehmen, kein Glauben beigemessen werden dürfe. „Willst du", sprach der Verurteilte zu seinem Vater gewendet, „daß das Heil Israels durch deine Hand befestigt werde, so betrachte mich als eine Schwelle, auf welche man ohne Bedauern tritt." Und Vater und Sohn zeigten sich der großen Aufgabe, Hüter des Gesetzes zu sein, würdig; der eine opferte sein Leben, der andere sein Vatergefühl für die Wahrung des Gesetzes.

Die Strenge des pharisäischen Gerichtshofes hatte die Häupter der Sadduzäer zuerst und nachdrücklich getroffen. Alexanders sadduzäischer Günstling Diogenes und mit ihm mehrere andere, welche die Hinrichtung der achthundert Pharisäer angeraten oder gutgeheißen hatten, büßten dafür mit dem Leben. Durch diese Verfolgung ihrer Partei fühlten sich die angesehnen Sadduzäer beunruhigt; das Schwert des Gerichtes schwebte stets über ihrem Haupte, um bei dem geringsten religiösen Vergehen niederzufahren. In der Angst um ihr Leben wendeten sie sich an Salomes zweiten Sohn Aristobul, der sich auch zu ihrem Beschützer aufwarf. Er nahm sich ihrer warm an und empfahl sie der Gnade der Königin. Als die sadduzäischen Führer vor Alexandra erschienen waren, brachten sie ihre Verdienste um den verstorbenen König und den Schrecken in Erinnerung, den ihr bloßer Name den feindlichen Nachbarn Judäas einflößte, und drohten, ihre Dienste dem Nabatäerkönig Aretas oder den syrischen Herrschern anzubieten. Sie baten um Sicherheit in irgend einer Festung des Landes, um vor Beaufsichtigung geborgen zu sein. Das weiche Herz der Königin konnte den Tränen der im Kriege ergrauten Männer nicht widerstehen und setzte die verdienstvollsten Sadduzäer als Befehlshaber der meisten Landesfestungen ein. Nur die drei stärksten Festungen mochte sie ihnen nicht anvertrauen, Machärus im Osten des Toten Meeres, Hyrkanion und Alexandrion diesseits.

Politische Veränderungen fielen während Alexandras Regierung in Judäa nicht vor. Tigranes, König von Armenien, dem fast ganz

Syrien gehorchte, gedachte auch sämtliche Länder unter seine Botmäßigkeit zu bringen, welche früher zu diesem Reiche gehörten. Seine Nähe erschreckte mit Recht die Königin Alexandra, und sie versuchte durch Geschenke und freundliche Worte einem Zusammenstoße mit demselben zuvorzukommen. Tigranes nahm den judäischen Gesandten und die Geschenke freundlich auf, hätte sich aber doch schwerlich von Eingriffen in Judäa ferngehalten, wenn ihn die Gegnerschaft der Römer nicht gezwungen hätte, die Belagerung von Akko aufzuheben und für die Sicherheit des eigenen Landes Sorge zu tragen. Der römische Feldherr Lucullus war nämlich indessen in sein Land eingefallen (69). So war Judäa für den Augenblick von der drohenden Nähe eines mächtigen Eroberers befreit, dafür stellten sich aber bald andere Gefahren und Unglücksfälle ein, welche es bis ins innerste Mark erschütterten.

Alexandra war nämlich hoffnungslos erkrankt, und diese Krankheit war die Veranlassung zu den traurigsten Verwicklungen. Ihr jüngster Sohn Aristobul, leidenschaftlich und ehrgeizig, verließ sofort in der Voraussicht, daß sein schwacher Bruder Hyrkan zum Nachfolger seiner Mutter bestimmt sei, heimlich die Hauptstadt, kam nach der galiläischen Festung Gabbata, in der Nähe von Sepphoris, auf deren Befehlshaber, den Sadduzäer Galaistes, er zählen konnte, und ließ sie sich übergeben. In fünfzehn Tagen waren einundzwanzig ähnliche Festungen in seiner Gewalt, ihre sadduzäischen Befehlshaber hatten sie ihm sämtlich übergeben. Er warb dann Hilfstruppen von den kleinen syrischen und transjordanischen Fürsten und den räuberischen Trachoniten an und war dadurch in den Stand gesetzt, eine nicht unbedeutende Macht aufzustellen. Vergebens baten Hyrkan und die angesehensten Ratsmitglieder die Königin, etwas Entscheidendes zu tun, um die schwebende Gefahr eines Bürgerkrieges abzuwenden; sie verwies sie auf das Heer, die Schätze und die treu gebliebenen Festungen und überließ es ihnen nach eigenem Gutdünken für das Heil des Staates zu sorgen, sie selbst beschäftigte sich nur mit ihrer letzten Stunde. Bald darauf starb sie (69) und hinterließ Land und Volk der Wut des Bürgerkrieges, der es um die schwer errungene Unabhängigkeit bringen sollte. Salome hatte nur neun Jahre regiert und soll alt geworden sein; sie hatte die glücklichen Tage der Freiheit ihres Volkes gesehen und mochte wohl auf dem Totenbette die hereinbrechende Nacht der Knechtschaft mit bekümmerter Seele geahnt haben. Wie sie die einzige Königin in der jehudäischen Geschichte war, deren Name von den Späteren mit Verehrung genannt wurde, so war sie auch die letzte selbständige Herrscherin Judäas.

Viertes Kapitel.

Die letzten hasmonäischen Könige.

(69 bis 37.)

Wenn ein Staat von der Vorsehung zum Untergange bestimmt ist, so beschleunigt nichts so sehr den Verfall als Thronstreitigkeit, weil sie die edelsten Kräfte der Nation dazu aufstachelt, sich selbst aufzureiben, und gewöhnlich damit endet, das Joch der Fremdherrschaft herbeizuführen, die um so drückender wird, als sie in solchen Fällen dem Scheine nach als Wohltäterin und Friedensbringerin auftritt.

Der Tod der Königin Salome Alexandra gab das Zeichen zu dem Bruderkampfe, welcher die Nation in zwei feindliche Lager spaltete. Hyrkan II., dem älteren Sohne, hatte die sterbende Mutter nach dem Erstgeburtsrechte die Krone übergeben. Aber er, den die schönsten Tugenden eines bescheidenen Privatmannes zierten, wäre wohl vermöge seiner Charakterschwäche, seiner Ratlosigkeit und des von ihm tiefgefühlten Bedürfnisses nach einer Stütze auch in ruhigen Zeiten ein mittelmäßiger Regent gewesen; stürmischen Zeiten war er nicht gewachsen und richtete durch seine Gutmütigkeit mehr Verderben an, als ein anderer durch tyrannische Eingriffe. Sein jüngerer Bruder Aristobul II. war der gerade Gegensatz von ihm. Mit der Feigheit Hyrkans kontrastierte grell der ungestüme Mut Aristobuls, der ihn bis zur Tollheit hinriß, eine Eigenschaft, worin er seinem Vater Alexander nur zu ähnlich war. Damit verband er einen ungemessenen Ehrgeiz, der ihn bis zum letzten Atemzuge nicht verließ und ihn bis zur Verblendung gegen die Wirklichkeit anrennen ließ. Sein Ziel war, mächtiger Herrscher von Judäa zu werden und mit den gegebenen Mitteln die Nachbarländer in Abhängigkeit zu bringen. Aber sein Ungestüm ließ ihn das Ziel verfehlen, und anstatt der Lorbeeren häufte er Schmach auf sein eigenes, wie auf das Haupt der Nation. Kaum hatte die Königin die Augen geschlossen und Hyrkan den Thron bestiegen, als Aristobul mit den angeworbenen Hilfstruppen und den sadduzäischen Anhängern auf die Hauptstadt losging, seinen Bruder zu entthronen. Auf Hyrkans Seite standen die Pharisäer, das Volk und die Soldtruppen, welche die verstorbene Königin unterhalten hatte. Zur größeren Sicherheit hatten die Hyrkanisten Aristobuls Frau und Kinder als Geiseln in die Burg Baris in Haft gebracht. In Jericho trafen die feindlichen Brüder mit ihren Heeren zusammen. Hyrkan verlor die Schlacht und entfloh nach Jerusalem in die Burg Baris, weil der größte Teil der Mietstruppen zu Aristobul übergegangen war. Dieser belagerte auch den Tempel, wohin sich viele seiner Gegner geflüchtet hatten, und eroberte ihn. Herr des Heiligtums und der Hauptstadt geworden, mußte sich der Besiegte ergeben. Es fand

eine Vermittlung und Aussöhnung statt, und in dem Tempel beschworen die Brüder das Bündnis, daß Aristobul, der Befähigtere zum Herrschen, die königliche Krone, Hyrkan das hohenpriesterliche Diadem tragen sollte, und so war der letztere nach dreimonatlicher Regierung entthront. Zur Befestigung des Bündnisses heiratete Aristobuls Sohn Alexander Hyrkans Tochter Alexandra.

Der durch einen glücklichen Handstreich König gewordene Aristobul scheint keinerlei Veränderungen im Innern vorgenommen zu haben. Obwohl mit den Sadduzäern eng verbunden, welche ihm zur Macht verholfen hatten, mochte er es doch gescheut haben, durch gewaltsame Einführung ihrer Lehre das mit dem Pharisäertum eng verwachsene Volk zu reizen. Der Widerstreit zwischen diesen beiden Parteien war zwar nicht erloschen, kam aber nicht mehr zum wilden und zerstörenden Ausbruche. Die Zwietracht wäre vielleicht ganz und gar im judäischen Gemeinwesen gewichen, wenn sie nicht ein Mann mit seinem maßlosen Ehrgeize und seinem persönlichen Interesse in den Vordergrund gestellt, angefacht hätte.

Dieser Mann, welcher mit seiner Familie der Vampyr der judäischen Nation geworden, der ihr edelstes Blut ausgesogen hat, war Antipater, Sohn Antipas', aus einem angesehenen idumäischen Geschlechte entsprossen, welches gleich allen Idumäern von Johannes Hyrkan gezwungen worden war, das Judentum anzunehmen. Noch nie ist eine verkehrte Handlung so schnell und so nachdrücklich bestraft worden. Hyrkans I. Fanatismus sollte jetzt Verderben über sein Haus und seine Nation bringen. Antipater hatte durch Reichtum und diplomatische Befähigung unter Alexander und seiner Witwe den Posten als Statthalter von Idumäa bekleidet und sich nicht bloß bei seinen Stammgenossen, sondern auch bei den Nachbarn, den Nabatäern und den Bewohnern von Gaza und Askalon, durch Geschenke und Gefälligkeiten beliebt gemacht. Hyrkan II., der in seiner Beschränktheit einen Führer brauchte, hatte Antipater sein Vertrauen geschenkt, und dieser mißbrauchte es mit der Gewissenlosigkeit eines Günstlings, der seinen Einfluß zu seinem Vorteile auszubeuten gedenkt. Er unterließ keine Gelegenheit, Hyrkan das Erniedrigende seiner Lage vorzuhalten, daß er, zum Throne berufen, denselben seinem jüngeren Bruder hatte abtreten müssen. Durch verführerische Mittel brachte Antipater den geängstigten Hyrkan dahin, daß er eidbrüchig auf den teuflischen Plan einging, eine fremde Macht als Schiedsrichterin über Judäas Geschick anzurufen. Antipater hatte alles im voraus mit Aretas Philhellen, dem Könige der Nabatäer, mit der Umsicht eines alle Umstände erwägenden feinen Kopfes geordnet; Hyrkan brauchte sich nur leidend zu verhalten. In einer Nacht entflohen beide aus Jerusalem und erreichten auf mühsamen Wegen

die wie ein Vogelnest auf einem hohen Bergplateau schwebende Hauptstadt Petra. Aretas war bereit, Hyrkans Sache zu unterstützen, da er schon von Antipater durch reiche Geschenke gewonnen worden war, und die Aussicht hatte, nach dem Siege zwölf Städte im Osten und Südwesten des Toten Meeres, deren Eroberung den Hasmonäern so viele Kämpfe gekostet, wieder zu erlangen. Aretas zog also nach Judäa mit einem bedeutenden Heere von 50 000 Mann zu Hyrkans Schutz, dessen Anhänger sich dem fremden Heere anschlossen. Es kam zu einer Schlacht, in welcher Aristobul den Kürzern zog und sich nach Jerusalem retten mußte (66). Die Ruhe, welche Judäa nahe an drei Jahre genossen hatte, war durch Antipaters ränkevollen Ehrgeiz und Hyrkans maßlose Unklugheit auf längere Zeit dahin.

Aretas schritt zur Belagerung Jerusalems im Beginne des Frühjahres. Um dem traurigen Anblicke zu entgehen, flohen viele angesehene Jerusalemer, vermutlich auch Häupter der Pharisäer, aus der Stadt, von denen sich die meisten nach Ägypten begaben. Die Belagerung zog sich mehrere Monate hin, die festen Mauern Jerusalems ersetzten die geringe Zahl der Aristobulischen Kämpfer. Aber es trat Mangel an Lebensmitteln ein und, was für die Frommen noch schrecklicher war, an Opfertieren für den Altar, namentlich für das bevorstehende Passahfest.

Aristobul wendete sich daher an die frommen Gefühle der judäischen Belagerer, sie zu bestimmen, für Bezahlung Opfertiere zu liefern. Hyrkan oder vielmehr Antipater, der die Seele des hyrkanischen Lagers war, scheint anfangs nichts gegen die Opferlieferung gehabt zu haben, namentlich da die Belagerten angeboten hatten, das Stück mit einer hohen Summe zu bezahlen. An jedem Tage wurden daher Körbe an einem Seile von der Mauer mit dem Gelde heruntergelassen und Lämmer dafür heraufgezogen. Da aber die Belagerung sich in die Länge zog, und das Ende derselben nicht abzusehen war, so gab ein schlauer Ratgeber — man kann Antipater dahinter vermuten — den Rat, sich des Opfermangels in der Stadt zu bedienen, um die Übergabe derselben zu erzwingen. Infolgedessen sollen die Hyrkanisten eines Tages anstatt der verlangten Lämmer ein Schwein zum Hinaufziehen in den Korb gelegt haben. Dieser Hohn gegen das Heiligtum erfüllte die Gemüter mit Entrüstung und machte einen so tiefgreifenden Eindruck, daß der hohe Rat später die Schweinezucht ganz verboten hat. Noch einer anderen Rohheit machten sich einige Hyrkanisten zur selben Zeit schuldig. Unter denen, welche die belagerte Stadt verlassen hatten, war auch ein frommer Mann, Onias, welcher vorher zur Zeit der Dürre durch sein Gebet Regen erfleht hatte, und während der Belagerung nahe bei Jerusalem in einer einsamen Gegend lebte. Aus diesem Verstecke zogen ihn die Soldaten

vor Hyrkans Lager und drängten ihn in dem Wahne, daß der Himmel seinen Wunsch diesmal ebenso erhören werde, einen Fluch gegen Aristobul und seinen Anhang auszusprechen. Aber anstatt zu fluchen, sprach der Fromme mit der Kraft sittlicher Hoheit: „Herr der Welt, da die Belagerer sowohl, wie die Belagerten zu deinem Volke gehören, so flehe ich dich an, daß du die Verwünschungen, die sie gegeneinander aussprechen, nicht erhören mögest.“ Die rohen Soldaten erschlugen ihn wie einen Verbrecher.

Bald darauf fiel das Tier „mit eisernen Zähnen, ehernen Klauen und steinernem Herzen, das vieles verzehren und den Rest mit Füßen treten“ sollte, in Judäas Marken ein, um sein Blut zu trinken, sein Fleisch abzunagen und sein Mark auszusaugen. Die Stunde hatte geschlagen, wo der römische Adler mit schnellem Fluge sich auch auf Israels Erbe stürzen, die aus vielen Wunden blutende judäische Nation umkreisen und ihr neue Wunden beibringen sollte, bis er sie zur kalten Leiche gemacht. Wie das unerbittliche Fatum waltete Rom damals über den Schicksalen der vorderasiatischen Völker, plündernd, zerteilend, vernichtend; Judäa war dasselbe Los zugedacht. Mit erstaunlicher Spürkraft witterte der Raubvogel von der Ferne seinen Fraß und eilte herbei, den Lebensfunken auszublasen. Er erschien zum ersten Male in der Gestalt des Scaurus, eines Legaten des Pompejus, der nach Asien ausgezogen war, um sich für seine Unbedeutendheit in der Heimat ein hohes und weites Piedestal in der Fremde zu schaffen. Scaurus suchte für sich und seinen Herrn in Syrien die Gelegenheit zu Reichtümern und Ehren; aber da er dieses Land von anderen Blutsaugern besetzt fand, wendete er sich nach Judäa, und ihn begrüßten die streitenden Brüder als einen Heilsboten, der sie aus der Verlegenheit herausziehen sollte. Beide schickten Gesandte an ihn ab, und da sie die Römer kannten, daß sie für den Glanz des Goldes nicht unempfindlich waren, so sahen sie sich beide vor, nicht mit leeren Händen vor Scaurus zu erscheinne. Aristobuls Geschenke überwogen; er hatte vierhundert Talente gebracht, während Hyrkan oder vielmehr Antipater nur Versprechungen gemacht hatte. Das römische Interesse war auch diesmal nicht im Widerspruche mit Scaurus' Habgier, es verlangte, daß der Nabatäerkönig, welcher über eine bedeutende Macht und Länderstrecke verfügte, durch die Einmischung in den judäischen Bürgerkrieg nicht noch mächtiger werde. So ließ denn Scaurus ein Machtgebot an Aretas ergehen, die Belagerung von Jerusalem sofort aufzuheben, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit Roms Zorn. Unterwürfig gehorchte Aretas, führte sein Heer in sein Land zurück, das von Aristobuls von der Belagerung befreiten Schar verfolgt und aufs Haupt geschlagen wurde (65). Aristobul konnte sich für den Augenblick der Täuschung überlassen, er sei wirklich der siegreiche

König von Judäa. Der sichere Gang der römischen Politik und die langsam bedächtigen Taten des Feldherrn Pompejus gegen Mithradates nährten in ihm den Wahn, daß sein Königtum über Judäa für die Dauer gesichert sei. Kriegslustig wie sein Vater, machte er Einfälle in benachbarte Gebiete und unterhielt Kaperschiffe, um auch zu Wasser Beute zu machen. Zwei Jahre blieb Aristobul in dieser Selbsttäuschung (65 bis 63) und mag auch in dieser Zeit, um seine Selbständigkeit zu beurkunden, Münzen geschlagen haben.

Allein Antipaters erfinderischer Geist wußte ihn bald aus dieser eingebildeten Sicherheit aufzuschrecken. Wenn es auf Bestechung und diplomatische Künste ankam, war er Aristobul bei weitem überlegen. Er hatte bereits Scaurus dafür gewonnen, sich für Hyrkan zu erklären und ihm das Wort bei Pompejus zu reden, der jetzt in Syrien Lorbeeren sammelte. Diesem war der Bruderstreit ein willkommener Anlaß, ein unterjochtes Volk mehr in die Liste seiner Eroberungen einzutragen und damit in Rom zu triumphieren. Wiewohl Aristobul ihm ein ebenso reiches als wegen seiner Kunst wertvolles und berühmtes Geschenk gemacht hatte, das auch angenommen wurde, so war die Streitsache damit noch lange nicht beigelegt. Dieses Geschenk bestand aus einem goldenen Weinstocke mit goldenen Reben und Blättern, an Wert von fünfhundert Talenten, den der König Alexander wahrscheinlich als Zierde für den Tempel hatte verfertigen lassen. Dieses Kunstwerk erregte die Bewunderung aller derer, die es zu Gesichte bekamen, und daher hatte sich Pompejus beeilt, es als Vorbote seiner Triumphe nach Rom zu senden, wo es auf dem Kapitol den Jupitertempel zierte.

So sehr auch das Prachtgeschenk Pompejus' Eitelkeit befriedigte, so war er doch weit entfernt, sich für den Geber desselben zu entscheiden. Mit unverschämter Anmaßung gab er vielmehr Antipater und Nikodem, den Gesandten der feindlichen Brüder, den Bescheid, daß ihre Herren in Person vor ihm in Damaskus erscheinen möchten, wo er die Streitsache prüfen und Recht sprechen würde. Obwohl tief beschämt über die erfahrene Demütigung erschienen beide, der Aufforderung gehorchend, und machten ihr Recht mit beredtem Munde geltend; der eine berief sich auf sein Erstgeburtsrecht, der andere auf seine größere Würdigkeit. Aber auch eine dritte Partei war vor Pompejus erschienen, welche das Recht der Nation gegenüber den wutentbrannten Fürsten vertreten wollte. Eine republikanische Partei hatte sich gebildet, welche der Zänkereien der Hasmonäer überdrüssig, das jehudäische Gemeinwesen ohne erbliches Oberhaupt nur nach dem Organe des Gesetzes regiert wissen wollte. Die Republikaner beklagten sich besonders über die letzten Hasmonäer, daß sie die judäische Staatsverfassung geändert und das Hohenpriestertum in eine Monarchie verwandelt hätten, um das Volk zu knechten.

So hatte denn Jerusalem nach kaum drei Jahren wiederum eine Belagerung zu erdulden. Pompejus rückte nämlich mit seinem Heere heran, und die Stadt wurde ihm von den Hyrkanisten und den friedlich Gesinnten übergeben. Die Patrioten aber zogen sich auf den Tempelberg zurück, brachen die Brücke ab und verteidigten sich von da aus mit erstaunlicher Standhaftigkeit. Pompejus mußte sich wider Willen auf eine förmliche Belagerung einlassen, denn der Tempelberg war von der Nordseite durch Felsen, Schluchten, künstliche Gräben und Türme gut verteidigt. Pompejus mußte von Tyrus Belagerungsmaschinen herbeiholen lassen, um die Mauern zu erschüttern, und in entfernten Wäldern Holz fällen lassen, die Vertiefung der Gräben auszufüllen. So zog sich die Belagerung in die Länge und würde vielleicht noch länger gedauert haben, wenn die Belagerten nicht wegen ängstlicher Beobachtung des Sabbats dem Feinde die Erstürmung erleichtert hätten. Infolge einer Auslegung des Gesetzes hielten es die Belagerten wohl für erlaubt, am Sabbat Waffengewalt mit Waffengewalt abzuwehren, aber nicht Angriffe auf die Mauer zurückzuschlagen. Sobald die Römer diese Bedenklichkeit erkannten, benutzten sie dieselbe zu ihrem Vorteile, ließen stets am Sabbat die Waffen ruhen, um nur an der Erschütterung der Mauer zu arbeiten. An einem Sabbat (im Monat Siwan, Juni 63) wurde ein Turm des Tempels zu Falle gebracht und eine Bresche eröffnet, durch die die kühnsten Römer sich einen Weg zum Tempel bahnten. Mordend drangen die Legionen und Bundestruppen in den Vorhof und streckten die Priester neben den Opfertieren nieder. Die Ahroniden ließen sich nämlich nicht einen Augenblick in ihren heiligen Übungen stören, sondern sahen ruhig dem Tode entgegen. Viele stürzten sich von den Zinnen in die Abgründe, andere zündeten sich selbst Scheiterhaufen an. Im ganzen kamen an diesem Tage zwölftausend Judäer um. Pompejus drang bei dieser Gelegenheit in das Innere des Tempels ein, um seine Neugierde über die Beschaffenheit des judäischen Kultus zu befriedigen, über welchen unter den Heiden die widersprechendsten Gerüchte in Umlauf waren. Der römische Sieger war nicht wenig erstaunt, keinen Eselskopf, ja gar kein Bild von der Gottheit in dem judäischen Heiligtume zu erblicken. Dieser traurige Vorfall hatte demnach eine günstige Seite für das Judentum, daß er die heidnischen Vorurteile und Fabeln, welche durch böswillige Alexandrinische Schriftsteller und Antiochos Epiphanes über das Judentum verbreitet waren, zerstreut hat. War es Scheu vor dem gewaltigen Eindrucke, den die bildlose Erhabenheit des Tempels erweckt hat, oder war es Vorsicht, um nicht von seinen Feinden als Tempelräuber verschrieen zu werden, jedenfalls bleibt es merkwürdig, daß Pompejus, seine Geldgier bezwingend, den Tempelschatz unberührt ließ, in welchem sich nicht weniger

als zweitausend Talente befanden. Dem Zufalle, daß der römische Eroberer Jerusalems nicht zu den Entartetsten gehörte, hatte es Judäa zu verdanken, daß es bloß das Vorspiel der Tempelzerstörung genossen, und daß es damals noch dem Scheine nach als selbständiger Staat fortdauern konnte. Aber die Unabhängigkeit war von dieser Stunde an für immer untergegangen; gerade ein Jahrhundert, nachdem die Makkabäer über die Tyrannei der Syrer obgesiegt hatten, brachten ihre Nachkommen die Tyrannei der Römer über Judäa.

Was hatte nun Hyrkan von der Berufung auf den römischen Schiedsrichter? Pompejus nahm ihm den Königstitel, ließ ihm nur die Hohenpriesterwürde und den zweideutigen Titel Volksfürst (Ethnarch) und setzte ihn unter die Vormundschaft des Antipater, der zum Landesverweser ernannt wurde. Eine gewisse Macht mit einem Titel mußte ihm Pompejus lassen, um ihn in den Stand zu setzen, die Erbitterung der Patrioten gegen die Unterjochung zu dämpfen. Denn bei der Nachricht von Jerusalems Eroberung strömte vom Lande eine große Menge herbei, um ihren Unwillen über die Vergewaltigung mit den Waffen zu betätigen. Diese Erbitterung sollte Hyrkan beschwichtigen. — Die Mauern Jerusalems wurden niedergerissen und Judäa als besiegtes Land betrachtet, wenn auch nicht förmlich als Provinz dem römischen Reiche einverleibt. Jerusalem und ganz Judäa mußte wieder an eine fremde, feindliche Macht Tribut zahlen, von dem es kaum ein Jahrhundert befreit war.

Worin bestand dieser Tribut? Hatte der Sieger nach römischem Brauche Felder, Weinberge und Weideplätze als Staatseigentum erklärt und den Eigentümern nur als Pächtern die Nutznießung gelassen, wofür sie einen Teil der Ernte als Pachtzins den Römern abliefern mußten? Oder sind die Ländereien derer, welche gegen die Römer gekämpft, ihr Leben zur Verteidigung des Vaterlandes gelassen hatten, und derer, welche in die Gefangenschaft geraten waren, fremden Pächtern überlassen worden? Der römischen Hab- und Ländergier ist das Härteste zuzutrauen. Außerdem wurde das judäische Land in engere Grenzen eingeschlossen und auf den geringen Umfang gebracht, den es in der vorhasmonäischen Zeit hatte. Sämtliche Seestädte und andere im Küstenstriche gelegene Ortschaften, die von Griechen bewohnt waren, erklärte Pompejus als Freistädte und überließ sie ihren Bewohnern, ebenso mehrere Binnenstädte und jenseits des Jordans gelegene, welche Hyrkan I. und Alexander nach schweren Kämpfen Judäa einverleibt hatten. S a m a r i a, S k y t h o p o l i s (Betsan) und andere Städte in der Ebene Jesreel, ferner G a d a r a, H i p p o s, P e l l a, D i o n (Diospolis), P h i l a d e l p h i a und andere wurden von Judäa wieder losgerissen, zum Teil in Freistädte verwandelt und der Botmäßigkeit des römischen Statthalters von Syrien unter-

geordnet. Die meisten dieser Städte datierten ihre Freiheit von Pompejus, dem Eroberer Jerusalems. Zehn meistens jenseitige Städte, Dekapolis genannt, verbanden sich untereinander zu Schutz und Trutz. Von den Kriegsgefangenen ließ Pompejus die Schuldigen, d. h. die glühenden Patrioten hinrichten, die übrigen nach Rom führen. Die gefangenen judäischen Fürsten Aristobul, sein Sohn Antigonos, seine zwei Töchter und sein Oheim Absalon mußten in Rom unter den andern besiegten Königen und Königssöhnen Asiens vor Pompejus' Triumphwagen einhergehen (61). Während Zion ihr Haupt in Trauer verhüllte, schwelgte Rom in unendlichem Siegesjubel; aber die nach Rom geschleppten judäischen Gefangenen waren der erste Keim zu einer Gemeinde, welche unter einer anderen Form einen Kampf gegen das römische Wesen aufnahm und es zum Teil besiegte.

Ohne Zweifel lebten schon vor Pompejus' Einmischung Judäer in Rom und andern italienischen Städten; sie mögen wohl von Ägypten und Kleinasien aus infolge der Handelsbeziehungen dahin eingewandert sein und sich angesiedelt haben. Die ersten römischen Judäer waren wohl nicht Gefangene, sondern Geschäftsleute, die mit den römischen Großen durch Getreidelieferung aus Ägypten und Steuerpacht in Kleinasien in Verbindung standen. Aber diese Einwanderer hatten schwerlich eine regelmäßige Gemeindeverfassung, da ihnen wohl vor allem Gesetzeslehrer fehlten. Unter den Gefangenen aber, die durch Pompejus nach Rom geschleppt wurden, befanden sich sicherlich gesetzeskundige Männer, die von den reicheren Stammesgenossen losgekauft und bewogen wurden, sich da bleibend niederzulassen. Die von den Gefangenen abstammenden Geschlechter behielten auch in der Folge nach römischem Gesetze den Namen Freigelassene (Libertini). Das Quartier der Judäer in Rom lag auf dem rechten Tiberufer, am Abhange des Berges Vatikan. Einer der in Rom angesiedelten Judäer, Theodos, führte in der römischen Gemeinde den Brauch ein, anstatt des Passahlammes, das außerhalb Jerusalems nicht genossen werden durfte, und das die Verbannten als liebgewonnene Gewohnheit nicht missen mochten, einen Ersatz desselben zu genießen. Darüber war man in Jerusalem unzufrieden, weil es den Schein hatte, als wenn sie im Auslande Opferähnliches genössen. Es erging ein rügendes Schreiben von Jerusalem an Theodos des Inhalts: „Wärst du nicht Theodos, so würden wir dich in den Bann legen."

Die römischen Judäer blieben nicht ganz ohne Einfluß auf den Gang der politischen Verhältnisse Roms. Da sowohl die früher Ansässigen, als auch die losgekauften Gefangenen Stimmrecht in den Volksversammlungen hatten, so gaben sie durch ihre Eintracht untereinander, nach einem verabredeten Plane zu handeln, und durch ihre Rührigkeit manchmal den Ausschlag bei Volksbeschlüssen. So be-

deutend war ihr stiller Einfluß, daß der eben so engherzige wie beredte Cicero, der von seinem Lehrer Apollonius Molo Judenhaß gelernt hatte, als er einst gegen die Judäer sprechen wollte, sich scheute, seine judenfeindlichen Gesinnungen laut werden zu lassen, um sich die Judäer nicht auf den Hals zu hetzen. Er hatte nämlich die ungerechte Sache eines Prätors Flaccus zu verteidigen, der vielfacher Erpressungen angeklagt war, die er während seiner Verwaltung der kleinasiatischen Provinz sich hatte zuschulden kommen lassen. Unter anderen hatte Flaccus die Tempelspenden der kleinasiatisch-jüdischen Gemeinden — an zweihundert Pfund —, welche in den Städten Apamea, Laodicea, Adramyttium und Pergamum eingesammelt waren, sich angeeignet (62). Er hatte sich dabei auf einen Senatsbeschluß berufen, welcher die Ausfuhr des Geldes aus den römischen Provinzen verbot, und Judäa genoß, obwohl unterjocht, noch nicht die Ehre, unter die Provinzen aufgenommen zu sein. Die römischen Judäer waren bei der Verhandlung des Prozesses gegen Flaccus (59) aufs innigste beteiligt und hatten sich unter das Publikum gemischt. Cicero bemerkte dabei, daß er gern mit gedämpfter Stimme gesprochen hätte, um bloß von den Richtern und nicht von den Judäern gehört zu werden. In seiner Schutzrede bediente er sich einer kleinlichen Sophistik, welche vielleicht auf Stockrömer, aber gewiß nicht auf einsichtsvolle Männer Eindruck gemacht hat. Unter anderm äußerte er sich: „Es gehört ein hoher Ernst dazu, dem barbarischen Aberglauben der Judäer entgegenzutreten, und es zeugt von hohem Charakter, im Interesse des römischen Staates den in Volksversammlungen rührigen Judäern Verachtung zu zeigen. Wenn Pompejus keinen Gebrauch von seinem Siegesrechte gemacht hat und den judäischen Tempelschatz unberührt ließ, so tat er es wohl nicht aus Verehrung der judäischen Heiligtümer, als vielmehr aus Klugheit, um der argwöhnischen und verleumderischen judäischen Nation keine Gelegenheit zu Anklagen zu geben, sonst würde er wohl schwerlich fremde und noch dazu judäische Heiligtümer verschont haben. — Als noch Jerusalem unbesiegt war, und die Judäer in Frieden lebten, zeigten sie eine tiefe Abneigung gegen den Glanz des römischen Reiches, gegen die Würde des römischen Namens, gegen die Gesetze unserer Vorfahren, und in dem letzten Kriege hat die judäische Nation erst recht bewiesen, von welcher feindlichen Gesinnung sie in bezug auf uns beseelt ist. Wie wenig beliebt diese Nation bei den unsterblichen Göttern ist, hat sich gezeigt, daß ihr Land erobert und verpachtet worden ist." Welchen Eindruck diese Rede gemacht und wie das Urteil gegen Flaccus ausgefallen ist, ist nicht bekannt. Ein Jahr später wurde Cicero mit Verbannung bestraft und durfte sich im Umkreise von achtzig Meilen von Rom nicht blicken lassen, sein Haus und seine Villen wurden dem Erdboden gleich gemacht.

Für das zerstückelte Judäa war die Knechtung nach Pompejus' Entfernung noch drückender, weil es in dem Mittelzustande zwischen einer eroberten Provinz und einem selbständigen Lande gelassen war. Die Halbheit und Unbestimmtheit seines Verhältnisses zu Rom machten es von der Laune und Willkür der römischen Beamten abhängig, weil man sich im Senate wenig um Judäa kümmerte. Hyrkans schlauer Minister trug dazu bei, diesen Zustand dauernd und drückend zu machen. Er unterhielt mit den größten Opfern die Verbindung mit Rom, um an ihm eine Stütze gegen seine Unbeliebtheit im Volke zu haben, das ihn als Freiheitsmörder haßte. Mit dem Schweiße Judäas unterstützte Antipater den römischen Feldherrn Scaurus, der von Judäa aus gegen den Nabatäerkönig Aretas einen Feldzug eröffnet hatte. Aristobuls ältester Sohn Alexander II., welcher der Gefangenschaft entronnen und in Judäa angekommen war, zog die Patrioten an sich, bewaffnete zehntausend Fußgänger und eintausendfünfhundert Reiter und führte sie gegen Jerusalem. Hyrkan, oder richtiger sein Herr Antipater, konnte sich nicht gegen ihn halten und verließ die Hauptstadt, welche Alexander befestigen ließ. Um sich zu sichern, befestigte er auch die Hauptkastelle Alexandrion, Hyrkanion diesseits und Machärus jenseits (um 59 bis 58). Für Geld begünstigten die römischen Machthaber damals bald die eine, bald die andere Partei. Alexander fühlte sich so sicher, daß er Münzen prägen ließ mit griechischer und hebräischer Inschrift „König Alexander und Hoherpriester Jonathan“.

Indessen machte Aulus Gabinius als Statthalter von Syrien, der Gewissenloseste unter den damaligen römischen Erpressern, auf Antipaters Klage diesem Aufstreben ein Ende und verbannte Alexander abermals nach Rom. Den Todesstreich, der ihm bereits zugedacht war, wendete seine Mutter nur mit Mühe ab, indem sie, die Knie des Römers umfassend, für ihn um Gnade flehte. — Um das Volk zu schwächen, erließ Gabinius ein Dekret, um die Einheit der judäischen Nation, von den letzten Hasmonäern schlecht vertreten, zu zerreißen. Judäa sollte nicht mehr ein einheitliches Gemeinwesen für Verwaltung und Gesetzgebung bilden; es wurde von Gabinius in fünf Gebiete geteilt (57), von denen jedes einen eigenen Verwaltungsrat für innere Angelegenheiten haben sollte. Dieser Rat erhielt den Titel Synhedrion und sollte seinen Sitz in je einem Vororte haben. Der Süden des Landes oder das engere Judäa, wurde in vier Distrikte geteilt mit vier Vororten, Jerusalem, Gazara, Emmaus und Jericho. Galiläa dagegen, das nicht so dicht von Judäern bevölkert war, hatte nur einen einzigen Vorort Sepphoris. An die Spitze der fünf Synhedrien wurden römisch gesinnte Judäer aus der sadduzäischen Aristokratie gesetzt, in deren Interesse es lag, es mit Rom zu halten.

Obwohl der Zerstücklungsakt des Gabinius von richtigem Blicke zeugt, daß er den Schwerpunkt der judäischen Nation, der im hohen Rate lag, erkannte, so täuschte er sich doch über die Wirksamkeit seiner Maßregel. Da dieser Körper aus dem innersten Leben der Nation hervorgegangen und nicht etwas von außen aufgezwungenes war, so war dessen zusammenhaltender Einfluß nicht so leicht zu brechen. Diese Fünfteilung Judäas war kaum eingeführt, als sie mit Gabinius' Entfernung aus dem Lande sogleich wieder verschwand. Der hohe Rat blieb nach wie vor das Herz des Volkes, nur war seine Macht durch die ungünstige Zeitlage gelähmt. Er scheint seit dieser Zeit die Benennung „Synhedrion" (Synhedrin) und zum Unterschiede von den kleinen Gerichtshöfen das „große Synhedrion" angenommen zu haben. Politische Macht besaß dieses nicht mehr, die Römer hatten diese vollständig an sich gezogen. Die zwei Präsidenten desselben waren nach dem Tode Simons Ben-Schetach dessen vorzüglichste Jünger Schemaja (Sameas) und Abtalion (Pollion). In den Kernsprüchen, welche von ihnen aufbewahrt sind, spiegelt sich die ganze Trostlosigkeit der Zeit ab. Schemaja schärfte den Jüngern ein: „Liebe das Handwerk, fliehe das Herrschen und befreunde dich nicht mit der weltlichen Macht." Abtalion prägte den Gesetzlehrern ein: „Seid vorsichtig in euren Äußerungen, daß ihr euch nicht die Strafe des Exils zuzieht, eure Jünger würden euch dann in ein Land von verführerischem Einflusse (verderblichem Wasser) folgen und ihn in sich aufnehmen, so würde der heilige Gottesname durch sie entweiht werden." Während ihrer beinahe fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit (um 60 bis 35), wo die politische Macht des Synhedrion immer mehr schwand, scheinen sie ihre Tätigkeit nach innen gerichtet zu haben. Sie sammelten einen Kreis von lernbegierigen Jüngern um sich, denen sie das Gesetz, seine Begründung und Anwendung tradierten. Sie genossen wegen ihrer tieferen Beschäftigung mit den Gesetzesbestimmungen in der Folgezeit eine so anerkannte Autorität, daß schon das Zurückführen einer Auslegung auf Schemaja und Abtalion als Beweis der Richtigkeit galt. Einer ihrer größten und dankbarsten Jünger nannte sie „die beiden Größen der Zeit". Mit Schemaja und Abtalion beginnt also jene dem staatlichen Interesse abgewendete, sich mehr in die Tiefe der Gesetzesforschung versenkende Richtung der Pharisäer.

Die äußere Geschichte Judäas hat eine Zeitlang nichts anderes als Auflehnung gegen die römische Gewaltherrschaft und die unglückseligen Folgen derselben, Bedrückung, Räubereien und Tempelschändung, einzutragen; die römischen Machthaber und ihre Helfershelfer machten sie fast zur Tagesordnung. Aristobul war es gelungen, mit seinem Sohne Antigonos aus Rom zu entkommen und in Judäa ein-

zutreffen. So drückend wurde das römische Joch empfunden, daß der früher bei der Nation nicht allzu sehr beliebte Aristobul jetzt mit Begeisterung empfangen und als Retter in der Not begrüßt wurde. Jedermann stellte sich ihm zur Verfügung, so daß nicht genug Waffen vorhanden waren, sämtliche Freiwillige in Krieger umzuwandeln. Ein judäischer Feldherr, Pitholaos, der bisher Aristobul hatte bekämpfen helfen, weihte ihm jetzt sein Schwert. So konnte Aristobul über ein Heer von achttausend Mann verfügen, mit welchem er vor allem versuchte, die Festung Alexandrion wiederherzustellen und von da aus durch einen Guerillakrieg die Römer zu ermüden. Aber sein heißblütiges Temperament riß ihn hin, sich in eine offene Schlacht gegen sie einzulassen, wodurch der größte Teil seines Heeres getötet wurde und der übrige sich zerstreute. Noch immer ungebeugt, warf sich Aristobul mit dem Reste der Krieger in die Festung Machärus und suchte sie in Eile widerstandsfähig zu machen. Aber als die Römer mit ihren Belagerungswerkzeugen heranrückten, mußte er sich nach zweitägiger Belagerung ergeben und wurde zum zweiten Male mit seinem Sohne nach Rom verbannt (56). Ein ebenso klägliches Ende nahm ein zweiter Aufstand, den sein Sohn Alexander gewagt, welcher auf Gabinius' Verwendung vom Senate oder richtiger von dem damals allmächtigen Pompejus die Freiheit erlangt hatte. Er ließ sich unbesonnen vom Ungestüm hinreißen, eine Schlacht am Berge Tabor aufzunehmen, und erlitt gegen Gabinius eine fürchterliche Niederlage (55).

Inzwischen hatten die drei bedeutendsten Männer Roms, Julius Cäsar durch Geistesüberlegenheit, Pompejus durch Kriegsruhm und Crassus durch erstaunlichen Reichtum hervorragend, sich geeinigt und ein festes Bündnis besiegelt, die Macht des Senats und des Adels zu brechen und die Staatsangelegenheiten nach ihrem Willen zu regeln (56). Die Triumvirn teilten sich einander die schönsten Länder als Provinzen und Wirkungskreise zu. Der trotz seines sprichwörtlich gewordenen Reichtums geldgierige Crassus erhielt Syrien, wozu Judäa fortan ohne weiteres gerechnet wurde. Auf seinem Kriegszuge gegen die Parther machte er einen Umweg, um Jerusalem zu berühren, von dessen gefülltem Tempelschatze angelockt. Er machte kein Hehl daraus, daß er die zweitausend Talente heben wollte, die Pompejus unberührt gelassen hatte. Um seine Geldgier zu beschwichtigen, händigte ihm der fromme Schatzmeister Eleasar einen goldenen Balken ein (dreihundert Minen schwer). Crassus beschwor feierlich, den Tempelschatz nunmehr zu schonen. Aber was war für einen Römer ein Judäern gegebenes heiliges Versprechen? Er nahm den goldenen Balken, die zweitausend Talente und außerdem noch die goldenen Tempelgefäße, welche an achttausend Talente wert

waren (54). Mit diesem und anderm Tempelraube beladen, brach Crassus gegen Parthien auf, aber an diesem Volke zerschellte die römische Macht, so oft sie auch einen gewaltigen Anlauf gegen dasselbe nahm. Der unersättliche Crassus wurde erschlagen und sein Heer so sehr zusammengehauen, daß sein Legat Cassius Longinus von hunderttausend Mann kaum den zehnten Teil nach Syrien zurückführte (53). Die Parther verfolgten das geschwächte römische Heer, und die Syrer, des römischen Joches überdrüssig, hielten es heimlich mit ihnen. Auch der judäischen Nation schien der Augenblick zur Abschüttelung des schimpflichen Joches günstig; da aber keiner der judäischen Fürsten zugegen und Hyrkan noch in den Banden des Römlings Antipater bis zur Ohnmacht umstrickt war, so sammelte Pitholaos ein großes Heer, um es gegen Crassus zu führen. Aber das Glück verließ die judäischen Waffen, so oft sie mit den Römern zusammenstießen. Das Heer, das in Tarichea am Tiberiassee eingeschlossen war, mußte sich ergeben. Pitholaos wurde auf Antipaters Drängen zum Tode verurteilt, und dreißigtausend judäische Krieger wurden als Sklaven verkauft (52).

Noch einmal erglänzte dem gefangenen Aristobul die Hoffnung, den Thron seiner Väter einzunehmen und den Verräter Antipater in sein Nichts zurückzuwerfen. — Julius Cäsar, der größte Mann, den Rom erzeugte, hatte dem Senate den Fehdehandschuh hingeworfen und mit seinem Verbündeten Pompejus gebrochen. Der heftige Kampf zwischen den beiden Häuptern Roms warf die Kriegsfackel b's in die entferntesten Teile des römischen Reiches. Um Pompejus' Einfluß zu schwächen, hatte Cäsar den in Rom weilenden Aristobul in Freiheit gesetzt und ihm zwei Legionen übergeben, damit er in Judäa und Syrien für ihn tätig wirke. Aber die Pompejaner räumten den judäischen Fürsten durch Gift aus dem Wege. Seine Freunde legten seine Leiche in Honig, bis sie später nach Jerusalem geführt und in dem Erbbegräbnis der Hasmonäer beigesetzt wurde. Sein ältester Sohn Alexander wurde zur selben Zeit von dem Pompejaner Scipio auf Pompejus' Geheiß mit dem Beile enthauptet (49). Die noch übrigen Glieder von Aristobuls unglücklicher Familie, seine Frau Alexandra und sein Sohn Antigonos, fanden Schutz bei dem Fürsten von Chalkis, Ptolemäus, dessen Sohn Philippion sich in Aristobuls Tochter Alexandra verliebt und sie heimgeführt hatte.

Von diesem Riesenkampfe der zwei mächtigen Rivalen um die Alleinherrschaft in Rom blieben die Judäer nicht verschont, nicht bloß die im Heimatlande, sondern auch die im Römerreiche zerstreut wohnenden. Er hat sich indes günstiger für sie gestaltet, als zu erwarten war. In Kleinasien wohnte eine zahlreiche judäische Bevölkerung, besonders in Ephesus, der Hauptstadt Asiens in der römischen Zeit, in Sardes,

der ehemaligen Hauptstadt des lydischen Reiches, in Pergamum und andern Orten. Zur Zeit, als Julius Cäsar sich Roms bemächtigt hatte (April 49), wurde der Konsul Lucius Cornelius Lentulus in diese Provinz beordert, für Pompejus Truppen auszuheben. Die Judäer dieser Provinz sollten ebenfalls zum Kriegsdienste gepreßt werden. Ihnen war aber der Kriegszwang entsetzlich. Sie sollten sich für Pompejus schlagen oder geschlagen werden, der ein Feind ihrer Nation war, der Knechtschaft über Judäa gebracht und zwei hasmonäische Fürsten hatte umbringen lassen. Sodann sollten sie im Kriege gezwungen werden, ihre Religionsgesetze zu übertreten, am Sabbat die Waffen tragen und unerlaubte Speisen genießen. Die in Ephesus wohnenden angesehenen Judäer wußten indes diesen Zwang von ihren Religionsgenossen abzuwenden.

So wie die römischen Kriegstribunen die judäischen Jünglinge und Männer in Ephesus, wo der Konsul Lentulus sein Standquartier hatte, ausheben wollten, trat ein Redner Dositheos, Sohn Kleopatridas' aus Alexandrien, wahrscheinlich ein Judäer, mit der Auseinandersetzung auf, daß die Judäer römische Bürger wären, vermöge ihrer Religionsgesetze von alters her einen Priesterstand bilden und als Priester nicht zum Kriegsdienste angehalten werden dürften. Für die Befreiung der Judäer vom Kriegsdienste bemühte sich infolgedessen mit erstaunlichem Eifer Titus Ampius Balbus, welcher zum Legaten befördert und mit dem Geschäfte der Aushebung betraut worden war. Er bewog den Konsul, die Befreiung der kleinasiatischen Judäer zu genehmigen und zu verkünden (19. Sept. 49). Dieser dienstbeflissene Freund der Judäer beeilte sich Tags darauf, das Edikt überall bekannt zu machen. So wurden auch die Judäer in Sardes und die auf der Insel Delos vom Kriegsdienste befreit (Mai 48). Die judäische Gemeinde in Sardes erlangte auch ein günstiges Edikt des Quästors und Prokonsuls Lucius Antonius, daß ihre alten Gerechtsame, religiöse Versammlungen zu halten und eigene Gerichtsbarkeit zu genießen, erneuert wurden.

Antipater dagegen, welcher durch Pompejus eine Macht geworden war, sandte ohne Skrupel dienstbeflissen judäische Truppen zu dessen Hilfe auf den Kriegsschauplatz bei Pharsalus, wo (August 48) die Entscheidung erfolgen sollte, ob Pompejus oder Cäsar Herr der römischen Welt bleiben sollte. Sobald aber dem ersteren das Glück den Rücken gekehrt, und er in Ägypten einen schmählichen Tod gefunden hatte, nahm der idumäische Ränkeschmied keinen Anstand, dessen Gegner Cäsar gegen die pompejanische Partei zu unterstützen. In der gefährdeten Lage, in welcher Cäsar sich in Ägypten ohne hinlängliche Truppenzahl, ohne Nachricht von Rom, inmitten einer feindlichen Bevölkerung befand (Oktober 48 bis März 47), entwickelte Antipater

für ihn eine rührige Tätigkeit. Er versah das Hilfsheer, das Mithridat, der pergamenische König, Cäsar zuführte, mit allen Bedürfnissen, ließ dreitausend judäische Truppen zu dessen Heer stoßen, half ihm Pelusium erobern, machte die Treue der ägyptischen Judäer, die Besatzungstruppen von Onion, gegen ihren König, den letzten der Ptolemäer, wankend und trug überhaupt sehr viel zum Siege Mithridats bei. Dafür wurde er auch von dem allmächtigen Cäsar mit dem römischen Bürgerrechte, der Steuerfreiheit für seine Familie und dem Amte eines Landesverwesers belohnt; er konnte jetzt Hyrkans Gunst entbehren und allen Ernstes als dessen Gönner angesehen werden. Vergebens suchte Aristobuls noch übriggebliebener Sohn Antigonos eine Unterredung mit Cäsar, worin er an die Treue seines Vaters und Bruders für die cäsarianische Sache erinnerte, in deren Dienst beide ihr Leben verloren haben, während Hyrkan und Antipater seinem Feinde Pompejus anhingen. Antipater zeigte dagegen Cäsar die Wunden, die er im gegenwärtigen Kampfe für ihn empfangen, und trug den Sieg davon. Der tiefe Menschenkenner Cäsar wußte nur zu gut Antipaters Dienstbeflissenheit und Energie zu schätzen, als daß er, der selbst die Legitimität gebrochen, die Rechtsansprüche Antigonos' hätte unterstützen sollen. — Aus Gefälligkeit für Antipater bestätigte Cäsar (47) Hyrkan als Hohenpriester und Ethnarch; auch Judäa erhielt einige Erleichterung. Die Mauern Jerusalems durften wiederhergestellt werden, die Gebiete, die früher zu Judäa gehört hatten, namentlich eine Reihe von Städten in der Ebene Jesreel und die Stadt Lydda, wurden wieder dazu geschlagen. Von Kriegslasten und namentlich von den beschwerlichen Winterquartieren für die römischen Legionen befreite Cäsar die Judäer, doch mußten die Grundbesitzer jedes zweite Jahr den vierten Teil der Ernte für die Truppen nach Sidon hin abliefern. Nur an dem Erlaßjahre waren sie von dieser Naturaliensteuer befreit, weil an demselben die Äcker nicht bestellt wurden. Indessen war das nicht die einzige Abgabe vom Grundbesitze, der Zehnte der jährlichen Ernte mußte an Hyrkan geleistet werden, ein Einkommen, das ihm Cäsar bestätigte.

Der kluge Antipater mochte aber seine erlangte Machtstellung nicht von Cäsars Glück allein abhängig machen. Wie leicht konnte der gewaltige Diktator, zu dessen Sturz die Republikaner und Pompejaner mit Aufgebot aller Kräfte sich anstrengten, unterliegen oder umkommen? Der römische Senat und ein Volksbeschluß sollten die scheinbar dem Ethnarchen Hyrkan bewilligte, im Grunde aber ihm zufallende Macht für ewige Zeiten bestätigen. Der Diktator kann verschwinden, aber ein Senatsbeschluß, noch dazu bestätigt durch einen Volksbeschluß, ist bleibend. Auf Cäsars günstige Stimmung und auf die Leichtigkeit, mit der ein solcher Beschluß zu veranlassen war, konnte er rechnen.

Aber wie sollte der Alleinherrscher im Drange der Geschäfte, das zerrüttete römische Reich wieder einzurenken, seine Feinde überall niederzuwerfen und die republikanische Verfassung sanft in die Monarchie hinüberzuleiten, dazu bewogen werden, sich auch noch mit den Judäern zu befassen? Dafür mußten Cäsars Freunde gewonnen werden. Antipater drängte daher seinen Schützling Hyrkan, Geld, recht viel Geld für Rom flüssig zu machen. Aber die Geldgeschenke an Cäsars Freunde, welche Hyrkans Gesandte überbrachten, wurden in Antipaters Namen übergeben. Diese sorgten nun für eine öffentliche Kundgebung zugunsten der Judäer. Der römische Senat bestätigte selbstverständlich alles, was ihm vorgelegt wurde und was Cäsar bereits bewilligt hatte, daß die Judäer Freunde und Bundesgenossen der Römer seien, daß Hyrkan schon früher und besonders während seiner Verlegenheit ihm wesentliche Dienste geleistet, daß ihm und seinen Nachkommen die Hohenpriesterwürde verbleibe und er zugleich als Ethnarch der Judäer auch außerhalb Judäas anerkannt werden möge, daß wenn in irgend einer römischen Provinz den Judäern Unbill zugefügt würde, Hyrkan sie zu verteidigen berechtigt sei, und über die Frage, was zu der ihnen bewilligten Religionsfreiheit gehöre, zu entscheiden habe, daß ferner er, seine Nachkommen und Gesandten ehrenvoll in Rom aufgenommen werden, einen Ehrenplatz bei den Gladiatoren- und Tierkämpfen einnehmen sollten, daß die Judäa einverleibten Gebietsteile unangefochten bleiben möchten, daß das Land von Kriegsaushebung, Gelderpressung und Winterquartieren für die römischen Feldherren verschont werde, daß alle diese Gerechtsame und Vergünstigungen in eine Tafel eingegraben in griechischer und lateinischer Schrift auf dem Kapitol und in den Tempeln in Sidon, Tyrus und Askalon aufgestellt werden, und daß endlich den judäischen Gesandten in Rom Gastgeschenke gereicht werden sollten.

Der Senatsbeschluß zugunsten der Juden wurde mit derselben Leichtigkeit, da er auf Cäsars Wunsch erfolgte, vom Volke bestätigt.

Aber alle diese Judäa und Hyrkan gewährten Gunstbezeigungen und Gerechtsame gereichten lediglich Antipater zum Vorteile, und nur die Judäer in den römischen Provinzen genossen Vorteil von Cäsars Gunstbezeugung.

Der Schöpfer des Cäsarentums war überhaupt ordentlich wohlwollend gegen die Judäer oder suchte sie für sich zu gewinnen, weil sie zuverlässiger waren, als die stets falschen und windbeutligen Griechen in den griechisch redenden Provinzen. Den alexandrinischen Judäern bestätigte er für die ihm geleisteten Dienste die längst genossene Gleichstellung mit den Griechen, sowie sämtliche Privilegien, und dazu gehörte die Gerechtsame, von ihrem stammgenössischen Volksfürsten (Ethnarchen, Arabarchen) regiert zu werden und unter dessen Gerichts-

barkeit zu stehen. Diese Privilegien wurden zum Andenken in eine Säule eingegraben. Die Ausfuhr der Tempelspenden, welche mehrere Jahre vorher Anfechtung gefunden hatte, gestattete er durch besondere Verfügungen. Die kleinasiatischen Judäer, denen ihre griechischen Mitbewohner die Religionsfreiheit streitig machten, schützte Cäsar in ihren alten Rechten, daß sie am Sabbat nicht vor Gericht geladen werden dürften und daß es ihnen freistände, Versammlungen zu halten — was besonders wegen befürchteter Aufstände untersagt war —, sie dürften endlich Synagogen bauen und überhaupt die gottesdienstlichen Gebräuche ungehindert beobachten (47 bis 44).

Wurden sie von den boshaften Griechen in Kleinasien gehindert, ihre religiösen Satzungen zu beobachten, und konnten sie einmal von den römischen Prokonsuln oder Prätoren nicht die Abstellung ihrer Unbilde erlangen, so wendeten sie sich mit ihren Klagen an den zu ihrem Beschützer eingesetzten Ethnarchen Hyrkan, und dieser richtete durch seine Gesandten Ermahnungsschreiben an die römischen Statthalter, welche mit Berufung auf Cäsar oder den Senatsbeschluß die judenfeindliche Stadt zwangen, den Judäern Religionsfreiheit zu gewähren. Infolge einer solchen Gesandtschaft befahl ein Prokonsul den Bewohnern von Laodicea in Großphrygien und Tralles in Carien, die Judäer nicht zu stören, ihre Sabbate und andere Religionsgesetze zu beobachten. Die Griechen von Milet und Parium (einer Stadt in Mysien) hatten den Judäern geradezu Religionszwang in bezug auf Sabbatheiligung und Versammlung zu religiöser Andacht auferlegt. Ein scharfes Wort des römischen Statthalters, welcher wußte, daß Cäsar die Judäer ernstlich begünstigt wissen wollte, genügte, um ihre Unduldsamkeit zu brechen. In manchen Städten bedurfte es nicht der Ermahnung oder der Zwangsmittel; die Vorstellung von seiten der Judäer und ihre Berufung auf Cäsar und den Senatsbeschluß genügte, die Bürger willfährig zu machen. So räumte ihnen die Stadt Sardes einen Platz zum Baue einer Proseuche ein, und die Marktmeister wurden verpflichtet, dafür zu sorgen, daß die Judäer Nahrungsmittel nach ihrem Ritus fänden. Hyrkan, in der Heimat ein Schatten, war den Religionsgenossen in der Fremde ein schirmender Schild.

Auch der römisch-judäischen Gemeinde muß Cäsar Wohltaten erwiesen haben, da sie seinem Andenken eine so tiefe Anhänglichkeit bezeigte. Während er in Rom jede Versammlung der Bürgerschaft untersagte, weil er Auflehnung und Aufstände gegen die von ihm erstrebte monarchische Gewalt befürchtete, gestattete er den Judäern religiöse Vereinigung. Aber alle diese Freiheiten ließen die judäische Nation als solche kalt, eben weil sie Gunstbezeugungen waren. Die außerpalästinensischen Judäer mochten Cäsar als ihren Wohltäter

segnen, die palästinensischen hingegen sahen in ihm nur den Römer, den Gönner des verhaßten Idumäers. Kein Laut der Begeisterung begrüßte die Verkündigung der von ihm gewährten Freiheiten, kein Akt, keine Feier bezeugte die Freude der Nation an dem Geschenkten. So mürrisch und finster blickte das Volk auf alle diese Vorgänge, daß Antipater sich herausgefordert sah, den Unzufriedenen mit dem dreifachen Zorne, seinem eigenen, dem Hyrkans und Cäsars zu drohen. Eine zersprengte Schar des aristobulischen Heeres, darunter Jerusalemer, hatte sich unter einem Häuptling Ezekia auf dem galiläischen Gebirge zu behaupten gewußt, fügte Römern und Syrern vielen Schaden zu und lauerte nur auf eine Gelegenheit, um die Fahne des Aufstandes gegen Rom zu erheben. Die Römer nannten freilich diese Schar eine Räuberbande und Ezekia einen Räuberhauptmann, aber die Judäer betrachteten sie als die Rächer ihrer Ehre und Freiheit. Sie wurden noch empfindlicher verletzt, als Antipater seinen Söhnen die Verwaltung des Landes übertrug und auf nichts anderes sann als auf die Machtvergrößerung seines Hauses. Von den vier Söhnen, die ihm die Nabatäerin Kypros geboren, setzte er den ältesten, Phasaël, zum Statthalter von Jerusalem und Judäa und den zweiten fünfundzwanzigjährigen Herodes zum Statthalter von Galiläa ein.

Dieser junge Mann wurde der böse Dämon für die judäische Nation und schien dazu berufen, sie an allen Gliedern gebunden der Römerherrschaft zu überantworten und ihr den Fuß auf den Nacken zu setzen. Gleich einer unheilschwangern Wolke wirft er bei seinem ersten Auftreten einen düstern Schatten auf das Leben der Nation. Treu der ränkevollen Politik seines Vaters beginnt er damit, den Römern kriechend zu schmeicheln und die judäischen Gemüter zu verletzen. Um sich die Gunst der Fremdherrschaft zu erwerben, unternahm er einen Kriegszug gegen die Freischar des Ezekia, machte ihn zum Gefangenen und ließ ihn mit seinen Genossen ohne Verhör, ohne Untersuchung ihrer Vergehen enthaupten. Die Syrier und Römer hatten nicht Worte des Dankes genug für den Räuberbändiger, wie sie ihn nannten. Sextus Cäsar, ein Verwandter des römischen Diktators und von ihm als Statthalter von Syrien eingesetzt (Juli 47 bis Frühjahr 46), überhäufte Herodes wegen dieser Tat mit Gunstbezeugungen. Aber die Vaterlandsfreunde trauerten; sie sahen mit Schrecken, daß aus dem Basiliskenei des Antipater eine giftgefüllte Schlange ausgekrochen war, daß die Söhne ihren Vater an Frechheit noch übertrafen; sie ahnten, daß, wenn den Antipatriden Spielraum gelassen würde, der Nationalkörper sich zu Tode verbluten werde. Der Schmerz über die tiefe Demütigung, welche Hyrkan und die Nation durch die Idumäerfamilie erfuhr, gab angesehenen Männern den Mut, den schwachsinnigen Hyrkan auf seine traurige Lage aufmerksam zu

machen. Sie stellten ihm vor, wie seine Würde ein leerer Klang geworden, die Fülle der Macht hingegen sich bei Antipater und seinen Söhnen befände und wie sie ihm selbst Gesetze vorschreiben würden. Sie wiesen auf die Hinrichtung des Ezekia und seiner Genossen als auf eine dem Gesetze zugefügte Verhöhnung hin. Diese Worte hätten wohl nicht den erwünschten Eindruck auf den Schwächling Hyrkan gemacht, wenn die Mütter der Erschlagenen nicht sein Herz durch Jammergeschrei zerrissen hätten. So oft er sich in dem Tempel blicken ließ, warfen sie sich vor ihm nieder und beschworen ihn unter Wehklagen, den Tod ihrer Söhne nicht ungeahndet zu lassen.

Solchen Bestürmungen konnte Hyrkans nur zu schwaches Herz nicht widerstehen; er erteilte dem Tribunal die Erlaubnis, Herodes vor den Richterstuhl zu laden. Der Gerichtshof säumte nicht, Hyrkan zu veranlassen, den übermütigen Idumäer aufzufordern, sich in einer bestimmten Frist zu stellen und sich wegen der Hinrichtung des Ezekia und seiner Mannen zu rechtfertigen. Antipater aber verfehlte nicht, seinen Sohn von dem gewaltigen Groll, der sich über seinem Haupte zusammengezogen, in Kenntnis zu setzen und ihn zu warnen, nicht ohne sichere Bedeckung in Jerusalem einzutreffen, aber auch nicht zu viel Truppen mitzubringen, um nicht Hyrkan argwöhnisch zu machen. Herodes stellte sich zur bestimmten Frist, aber unter bewaffneter Begleitung und brachte ein Schreiben an Hyrkan von Sextus Cäsar mit, worin derselbe den König für das Leben seines Schützlings verantwortlich machte. So nahte denn der Tag der Gerichtsverhandlung heran, welche Jerusalem in fieberhafte Spannung versetzte. Als die Mitglieder des Gerichtshofes ihre Sitze eingenommen hatten, erschien der Angeklagte im Purpurgewand, bewaffnet und von bewaffneten Trabanten umgeben, mit herausfordernder Miene. Bei diesem Anblick entsank den meisten der Mut, und selbst diejenigen schlugen die Augen zu Boden, die am meisten Erbitterung gegen ihn gezeigt hatten. Selbst Hyrkan war betroffen. Ein peinliches Stillschweigen trat ein. Nur ein enziger fand das Wort, die niedergetretene Würde des Gerichtshofes zu retten, der Synhedrist S ch e m a j a. In ruhiger Haltung sprach er die Worte: „Steht der auf den Tod Angeklagte nicht da, als wollte er uns sofort dem Tode weihen, wenn wir das Schuldig über ihn aussprechen? Und doch kann ich ihn weniger tadeln als euch und den König, daß ihr eine solche Schmähung der Gerechtigkeit duldet. So wisset denn, daß derselbe, vor dem ihr jetzt zittert, euch alle einst dem Henkerbeile überliefern wird.“ Diese Worte rüttelten den Mut und das Gewissen der Richter wieder auf, und sie zeigten sich im nächsten Augenblicke ebenso erbittert, als sie früher feige waren. Hyrkan aber fürchtete diesen auflodernden Zorn des Tribunals und befahl, die Sitzung zu vertagen. Inzwischen entzog sich Herodes der gegen

ihn gerichteten Feindseligkeit und kehrte nach Damaskus zurück, wo ihn Sextus Cäsar mit offenen Armen aufnahm und ihn zum Statthalter von Cölesyrien ernannte (46). Mit Ehren überhäuft, war Herodes im Begriffe, die ihm angetane Schmach an dem König und den Richtern blutig zu rächen. Nur mit Mühe konnten ihn sein Vater und sein milder gesinnter Bruder Phasaël von diesem Vorhaben abbringen. Aber er grub die Rache tief in sein Herz, um sie später auszuführen.

Die tiefgreifende Erschütterung, welche die Ermordung Cäsars (44) nach sich gezogen hatte, brachte Judäa nur neue Drangsale, und mit Recht waren die Judäer Roms über Cäsars Tod so untröstlich, daß sie mehrere Nächte hindurch bei seinem Aschenhügel trauerten. Für Rom waren die krampfhaften Zuckungen, die blutigen Kriege, die Proskriptionen nichts weiter, als die schweren Geburtswehen einer neuen Ordnung der Dinge, für Judäa hingegen waren sie gewissermaßen der neue Anfall eines auflösenden Siechtums. Wie an vielen Punkten des römischen Reiches, so verdrängten auch in Judäa die republikanischen Gewalthaber die cäsarianische Partei, um ihr bald darauf wieder das Feld zu räumen. Der Republikaner Cassius Longinus war (Herbst 44) nach Syrien gekommen, um Legionen und Geld aufzutreiben, und legte Judäa auf, in der kürzesten Zeit siebenhundert Talente herbeizuschaffen. Cassius hatte Eile, jeder Augenblick konnte ihm die Machtvollkommenheit entreißen. Er ließ daher die Einwohner von vier Städten des judäischen Südens Gophna, Emmaus, Lydda und Thamna, fesseln und als Sklaven verkaufen, weil die Brandschatzung nicht rasch genug eingetrieben wurde.

Auch den blöden Augen des unglücklichen Schattenkönigs war endlich offenkundig geworden, daß die idumäischen Emporkömmlinge unter dem Deckmantel der Dienstbeflissenheit für ihn nur ihrer Selbstsucht dienten. Er fing daher an, mißtrauisch gegen dieselben zu werden und suchte sich, der immer eine Stütze brauchte, an eine hervorragende Persönlichkeit, Malich, anzulehnen, der die Tücke der Idumäerfamilie längst durchschaut hatte. Und doch wußte Hyrkan noch nichts von dem teuflischen Anschlage, daß er entthront und Herodes von den Römern als König anerkannt werden sollte. Malich hatte Wind davon bekommen und ließ bei einem Mahle, das Hyrkan seinen Getreuen gab, Gift in die für Antipater bestimmte Schüssel werfen, woran dieser starb (43). Er war im Wahne, mit dem Tode des alten Ränkeschmiedes die Wurzel des Übels abzuschneiden, und darin hatte er sich getäuscht. Herodes war seinem Vater, sowie an Entschlossenheit und Frechheit, so auch an Klugheit und Verstellung überlegen. Malich wurde auf Herodes' Befehl ebenfalls bei einem Mahle von römischen Legionären niedergemacht. Alle Versuche, die idumäischen Brüder zu stürzen, mißlangen. Während Herodes erkrankt war, besiegte Phasaël alle Feinde.

Ein Versuch, den Antigonos, der Sohn Aristobuls II. gemacht, unterstützt von seinem Verwandten Ptolemäus, Fürsten von Chalcis, um die Idumäer ihrer Macht zu entkleiden, mißlang ebenfalls, und Herodes mußte von Hyrkan bei seinem Einzuge in Jerusalem mit der Siegespalme bekränzt werden. Um sich der Furcht vor diesem Mächtigen zu entschlagen, wollte ihn Hyrkan an sein Haus fesseln und verlobte ihm seine Enkelin, die wegen ihrer Schönheit so berühmte und später so unglückliche Mariamne (Mariamme). Das Schlachtopfer sollte mit dem Henker durch eheliche Bande vereint werden. Alexandra, ihre Mutter, betrieb dieses so tränenreiche Bündnis. So sehr überhäufte das Glück die Idumäer mit seinen Gunstbezeugungen, daß alle Wechselfälle in der damaligen politischen Welt, so sehr sie auch dem Anscheine nach ihnen nachteilig zu werden drohten, ihnen nur noch größere Macht verliehen. Das republikanische Heer war bei Philippi völlig geschlagen (im Spätherbst 42), die Führer Brutus und Cassius hatten sich entleibt, die römische Welt lag dem zweiten Triumvirat, Oktavian, Cäsars Neffen, Antonius und Lepidus, zu Füßen. Wie zitterten Herodes und Phasaël vor den Folgen dieses Umschwunges für sich! Hatten sie ja für die Gegner des Triumvirats den größten Eifer an den Tag gelegt. Außerdem waren die judäischen Großen zu dem Sieger Antonius nach Bithynien geeilt, um bei ihm wegen der Anmaßung der idumäischen Brüder Klage zu führen. Aber Herodes wußte bald die Wolken zu zerstreuen. Auch er erschien vor Antonius mit glatter Zunge und blankem Gelde, und infolgedessen erinnerte sich Antonius, daß er früher Antipaters Gastfreundschaft genossen. Er wies die Ankläger ab und entließ Herodes mit Ehrenbezeugungen. Die Stimme der Nation, welche sich wiederholentlich durch Gesandtschaften vernehmlich machte, wurde nicht gehört. Antonius ließ die Gesandten teils in den Kerker werfen, teils hinrichten. Die beiden Brüder aber ernannte er zu Verwaltern von Judäa, unter dem Titel Tetrarchen (Vierfürsten, 41).

Einmal schien es, als wenn das Glück den idumäischen Brüdern den Rücken kehren und das gesunkene hasmonäische Haus wieder emporheben wollte. Die Parther, von dem flüchtig gewordenen römischen Republikaner Labienus aufgestachelt, hatten unter dem Königssohne Pacorus und dem Feldherrn Barzaphernes einen glücklichen Einfall in Syrien und Kleinasien gemacht, während Marc Antonius in den Armen der verführerischen Königin Kleopatra schwelgte. Waren die Parther schon an sich gegen die Idumäer, Herodes und Phasaël, als Bundesgenossen der Römer, eingenommen, so wurden sie es noch mehr durch Lysanias, Sohn des mit dem Aristobulschen Hause verschwägerten Ptolemäus, welcher den parthischen Feldherren große Summen versprochen hatte, wenn sie die verhaßten

Brüder aus dem Wege räumen, Hyrkan entthronen und Antigonos die Krone aufsetzen würden. Die Parther willigten ein und zogen in zwei Abteilungen am Meeresstrande und durch das Binnenland auf Jerusalem zu. Am Berge Karmel stießen viele Judäer zum parthischen Heere und erboten sich als Mitkämpfer für die Befreiung vom Joche der Eindringlinge. Die Schar der judäischen Kämpfer wuchs mit jedem Schritte; da ihnen aber der Marsch der parthischen Vorhut zu langsam schien, eilten sie ihr nach Jerusalem voraus, belagerten mit vielen Jerusalemern vereinigt den Palast der Hasmonäer und warfen sich auf den Tempelberg. Das niedrige Volk Jerusalems, obwohl unbewaffnet, unterstützte die Kämpfer für Antigonos. Indessen nahte das Wochenfest (40) heran, und eine Menge Volkes aus allen Teilen Judäas strömte nach der Hauptstadt, und diese alle nahmen Partei für Antigonos. Die Antigonianer hatten die Stadtteile inne, die idumäische Partei war auf den Palast der Hasmonäer und die Burg Baris beschränkt. Indessen rückte Pacorus, Mundschenk des Königs, in Jerusalem ein und überredete Hyrkan und Phasaël, sich als Gesandte zu Barzapharnes zu begeben, um mit demselben die streitigen Angelegenheiten zu schlichten; Herodes aber ließ er nicht aus den Augen. In Ekdippa (Kesib) wurden sie sofort in Fesseln geworfen. Phasaël entleibte sich selbst, und Hyrkan wurde als Gefangener zurückbehalten, nachdem ihm die Ohren verstümmelt worden, um ihn künftighin zum Hohenpriester untauglich zu machen. Auch Herodes sollte durch List gefangen genommen werden, aber von den Getreuen, die sein Bruder ihm zugeschickt, gewarnt, entzog er sich der Gefangenschaft duch die Flucht in dunkler Nacht. Er hatte die weiblichen Mitglieder seiner Familie und seine Braut Mariamne mitgeführt und eilte auf die Feste Masada zu. Die Verwünschung des Volkes folgte ihm nach. Antigonos wurde sofort zum König von Judäa eingesetzt. Den Schattenkönig Hyrkan führten die Parther nach Babylonien. Antigonos, mit dem hebräischen Namen Matthatia, fühlte sich als König; er ließ Münzen schlagen mit seinem hebräischen und griechischen Namen „Matthatia, der Hohepriester, und die Gemeinde der Judäer", und „König Antigonos", im Kranze einen blühenden Stengel oder ein Füllhorn als Emblem. Die parthischen Hilfstruppen waren abgezogen, die römische Besatzung, welche noch in einigen Festungen zurückgeblieben war, vernichtete Antigonos. So war Judäa wieder von fremden Truppen gesäubert und konnte sich einen Augenblick dem süßen Traume wiedererlangter Unabhängigkeit nach fast dreißig schweren Jahren innerer Reibungen und schwerer Kämpfe hingeben.

Wie Judäa seine Unabhängigkeit weniger der Kriegsüberlegenheit der ersten Hasmonäer, als vielmehr ihrer Gewandtheit verdankte, so erfuhr es Demütigung und Knechtung durch die Kurzsichtigkeit

des letzten Hasmonäerkönigs, der die sich darbietenden Vorteile nicht wahrzunehmen verstanden hat. Die Zeitlage war für Antigonos höchst günstig zur Erwerbung einer Machtstellung. Die römischen Machthaber waren gegeneinander in Hader und Krieg entbrannt. Das Morgenland, von Octavian mit gleichgiltigen Augen betrachtet, war für Antonius, dem es zugefallen war, mehr eine liebgewonnene Stätte der Üppigkeit. Die weichen Arme der Buhlerin Kleopatra hatten ihm das rauhe Lager der Kriegsgöttin widerwärtig gemacht. Die Parther, nach deren Ländern Roms Gier lüstern war, hatten die Römer tapfer abgewiesen. Hätte es also Antigonos verstanden, den gegen die idumäische Familie und die Römer entflammten Zorn des Volkes zu unterhalten, so würden die Römer selbst, anstatt in ihm einen Feind zu erblicken, ihn gern zum Freunde oder Bundesgenossen gemacht haben, um mit seiner Hilfe den Parthern Verlegenheiten zu bereiten. Schon hatten sich die Gebirgsbewohner von Galiläa für Antigonos ausgesprochen. Sepphoris in Galiläa war von Antigonos' Anhängern in einen Waffenplatz verwandelt worden. Außerdem hausten in den Höhlen von Arbela unermüdliche Freischärler, welche dem Feinde im Rücken gefährlich werden konnten. Antigonos aber hatte nichts von einem Staatsmanne und nichts von einem Feldherrn. Er verstand nicht einmal die kriegerischen Hilfsmittel, die ihm so reichlich zu Gebote standen, vorteilhaft und entscheidend zu verwenden. Seine ganze Tätigkeit zersplitterte sich an kleinlichen Zielen, seine vorherrschende Leidenschaft war Rachegefühl gegen Herodes und dessen Brüder, und sie lähmte seine Tatkraft, anstatt sie zu steigern. Er wußte sich nicht zu jener wahrhaft königlichen Höhe zu erheben, von welcher herab er gegen die idumäischen Emporkömmlinge mehr Verachtung als Haß hätte empfinden müssen. Während seiner Regierung, die dreiundeinhalbes Jahr dauerte (40 bis 37), unternahm er nichts Entscheidendes, obwohl die römischen Unterfeldherren, die zum Scheine Herodes unterstützten, sich öfter neutral verhielten.

Auch im Innern verstand es Antigonos nicht, Männer von Einfluß zu gewinnen, daß sie seine Sache zu der ihrigen machten. Selbst die Führer des Synhedrion, Schemaja, und Abtalion, obwohl sie Herodes wegen dessen alles Maß überschreitender Frechheit nicht liebten, waren gegen Antigonos eingenommen.

Von ganz anderem Teige war sein Nebenbuhler Herodes, der alles besaß, was jenem mangelte. Es zwang stets das Glück, so wie es ihn auf einen Augenblick verlassen hatte, ihm wieder zuzulächeln. Herodes' Lage nach der nächtlichen Flucht aus Jerusalem war so verzweifelt, daß er, als er noch dazu von den judäischen Bewohnern angegriffen worden war, im Begriffe stand, sich zu entleiben. Sein Schritt, den Nabatäerkönig Malichos für sich zu gewinnen, mißlang.

So durchwanderte Herodes die judäisch-idumäische Wüste allein, ohne Geldmittel, aber doch ungebeugt sich in weitgreifenden Plänen wiegend. Er begab sich nach Ägypten. Den Vorschlag, den ihm die Ägypterkönigin Kleopatra gemacht, in ihren Dienst als Feldherr zu treten, wies er zurück; seine Träume hingen der Krone von Judäa nach. Zu Schiffe begab er sich nach Rom. Unterwegs mit Sturm und Unwetter kämpfend, traf er gerade in einem günstigen Zeitpunkte in Rom ein, als Octavian und Antonius sich wieder in dem brundisischen Vertrage geeinigt hatten. Es fiel ihm nicht schwer, Antonius zu überzeugen, von welchem Nutzen ihm seine Dienste gegen die Parther sein könnten und daß Antigonos, durch die Parther auf den Thron gehoben, ein unversöhnlicher Feind der Römer sein und bleiben werde. Er legte daher ein günstiges Wort für ihn bei Octavian ein, und dieser durfte ihm nichts abschlagen. So setzte es Herodes durch, daß er innerhalb sieben Tagen förmlich vom Senate als König von Judäa anerkannt, und Antigonos als Feind Roms erklärt wurde (Winter 40). Dies war der zweite Todesstoß, den Rom der judäischen Nation versetzt hat, indem es sie einem Halbjudäer, einem Idumäer, der persönliche Beleidigungen zu rächen hatte, auf Gnade und Ungnade preisgab. Sie mußte dafür noch Tribut an Rom zahlen.

Herodes, der seinen Ehrgeiz mit dem schönsten Erfolge gekrönt sah, entriß sich den Aufmerksamkeiten, mit denen ihn Antonius in Rom behandelte, um den eben erlangten Titel eines Königs von Judäa zu verwirklichen. Er verließ Rom und traf in Akko ein (39); seine Freunde, die er sich zu gewinnen gewußt hatte, unterstützten ihn mit dem zu einem Prätendentenkriege so unentbehrlichen Gelde, namentlich der reichste Judäer in Antiochien, Saramalla. Mit diesen Hilfsquellen besoldete er Mietstruppen, unterwarf einen großen Teil von Galiläa und begab sich nach dem Süden, um die Festung Masada, wo sein Bruder Joseph von den Antigonianern hart bedrängt war, zu entsetzen.

Bei der Unentschiedenheit der Römer, sich tatkräftig an dem Kriege zwischen Antigonos und Herodes zu beteiligen, zog sich dieser aber in die Länge. So sah sich denn Herodes genötigt, sich persönlich in Antonius' Lager zu begeben, welcher damals Samosata am Euphrat belagerte. Infolge der Dienste, die er ihm bei dieser Gelegenheit leistete, beauftragte Antonius einen seiner Feldherren, Sosius, mit zwei Legionen Antigonos ernstlich zu bekämpfen und den König römischer Wahl einzusetzen.

Diesen Krieg führte Herodes mit unerbittlicher Grausamkeit; fünf Städtchen um Jericho mit ihren Bewohnern, zweitausend an der Zahl, welche für Antigonos Partei genommen, ließ er verbrennen. Mit dem herannahenden Frühjahr (37) schritt er zur

Belagerung Jerusalems. Vorher aber feierte er in Samaria, die Hand befleckt von dem Blute seine Landsleute, sein Beilage mit seiner ihm früher verlobten Braut Mariamne.

Sobald Sosius mit einem zahlreichen Heere von römischem Fußvolk, Reiterei und syrischen Hilfstruppen in Judäa eingerückt war, wurde die Belagerung Jerusalems ernstlich betrieben. Das Belagerungsheer betrug nahe an hunderttausend Mann. Es errichtete Wälle, füllte die Gräben aus und legte Mauerbrecher an. — Die Belagerten, obwohl Mangel leidend, verteidigten sich mit Löwenmut. Sie machten öfter Ausfälle, vertrieben die Arbeiter, zerstörten die begonnenen Belagerungswerke, richteten eine neue Mauer auf und erschwerten die Arbeit der Belagerer so sehr, daß diese nach Verlauf eines Monats noch nicht weiter gerückt waren. Die beiden Hauptsynhedristen, Schemaja und Abtalion, sprachen sich aber gegen den Widerstand aus und rieten dem Volke, Herodes die Tore zu öffnen. Antigonos scheint nicht die Macht oder den Mut gehabt zu haben, die Aufwiegler zu bestrafen. Diese Spaltung im Innern, verbunden mit den Angriffen von außen, mag dazu beigetragen haben, daß die äußere nördliche Stadtmauer nach vierzig Tagen den Stößen der Belagerungsmaschinen nachgab und zusammenstürzte. Die Belagerer drangen in die Unterstadt und die Außenwerke des Tempels ein. Die Belagerten mit dem Könige verschanzten sich in der Oberstadt und auf dem Tempelberge. Gegen die zweite Mauer stürmten die Römer wieder einen halben Monat. Die Jerusalemer kämpften mit Todesmut, aber sie unterlagen. An einem Sabbat, als die judäischen Krieger keinen Angriff erwarteten, fiel ein Teil der zweiten Mauer, und die Römer stürzten wie Rasende in die Altstadt und den Tempel, alles niedermetzelnd, ohne Schonung und Mitleid für Geschlecht und Alter und die Priester bei den Opfertieren würgend. Jerusalem wurde verhängnisvoll an demselben Tage eingenommen, an welchem Pompejus siebenundzwanzig Jahre vorher den Tempel erobert hatte (Siwan, Juni 37). Kaum gelang es Herodes, die wütenden römischen Soldaten von Plünderung und Tempelschändung zurückzuhalten, und nur durch reiche Geschenke an jeden einzelnen wendete er die Zerstörung Jerusalems ab, um nicht über Ruinen zu herrschen. Antigonos geriet in Gefangenschaft. Den gefangenen König schickte Sosius zu Antonius, der ihn auf Herodes' dringendes Bitten gegen Sitte und Brauch geißeln und ihm mit dem Beile das Haupt abschlagen ließ — ein schimpflicher Tod, der bei den Römern selbst Entrüstung erregte. Antigonos war der letzte der acht fürstlichen Hohenpriester aus dem hasmonäischen Hause, welches mehr als ein Jahrhundert geherrscht und zuerst Größe und Glanz und dann Erniedrigung und Elend über Judäa gebracht hat.

Die herodianische Epoche.

Erstes Kapitel.

H e r o d e s I.

(37 bis 4.)

Herodes, oder wie ihn das Volk nannte, der idumäische Sklave, war also am Ziele seiner hochfliegenden Wünsche; sein Thron ruhte zwar auf Trümmern und Leichen, aber er fühlte in sich die Kraft, ihn zu behaupten, auch wenn es sein mußte, ihn mit einem breiten Blutstrome zu umgeben. Der Haß des judäischen Volkes, dem er sich ohne das geringste Verdienst, ohne Rechtstitel als gebietenden Herrscher aufgezwungen hatte, war ihm nichts gegen Roms Zuneigung und Antonius' freundliches Lächeln. Den Gang seiner Politik faßte er mit klarem Blicke; er war ihm gewissermaßen von den Umständen vorgezeichnet, sich ganz hingebend an die Machthaber Roms anzuschließen, um an ihnen eine kräftige Stütze gegen den Volksunwillen zu haben, diesen Unwillen wiederum durch scheinbare, unschädliche Zugeständnisse allmählich zu bändigen oder ihn durch unerbittliche Strenge unwirksam zu machen. Diese Politik verfolgte er vom ersten Augenblicke seines Sieges, seine ganze vierunddreißigjährige Regierungszeit hindurch bis zu seinem letzten Atemzuge, kalt und herzlos wie das Schicksal, mit erschreckender Konsequenz. Selbst in der ersten Verwirrung bei der Eroberung des Tempelberges verlor er seine Kaltblütigkeit nicht und befahl seinem Trabanten K o st o b a r , die Ausgänge aus Jerusalem mit Wachen zu umstellen und alle Flüchtlinge einzufangen. Haufenweise wurden Antigonos' Anhänger hingeschlachtet, darunter fünfundvierzig aus den angesehensten Geschlechtern. Dabei vergaß Herodes seinen alten Groll nicht: die Synhedristen, welche zwölf Jahre vorher, von Schemajas mannhafter Rede aufgerüttelt, entschlossen waren, ihn des Mordes wegen zu verurteilen, ließ er sämtlich hinrichten mit Ausnahme der beiden Häupter Schemaja und Abtalion, weil sie sich als Gegner des Antigonos erwiesen hatten.

Das Vermögen aller Verurteilten und Bestraften ließ er für seinen Schatz einziehen, er hatte von den Römern, seinen Lehrmeistern, die Vorteile der Proskriptionen und Güterkonfiskationen gründlich erlernt. Mit den täglich sich anhäufenden Schätzen konnte er Antonius' Gunst stets lebendig erhalten, der für sein schwelgerisches Leben und die

Befriedigung von Kleopatras Habgier nie zu viel Geld hatte. Alle diese Gewalttätigkeiten ertrug das Volk, es war der Aufstände und Kriege müde, welche mit geringen Unterbrechungen dreiunddreißig Jahre, seit dem Tode der Königin Salome, die Lebensverhältnisse erschüttert, den Wohlstand heruntergebracht hatten. Man sehnte sich nach Ruhe und war froh, wenigstens von einem König beherrscht zu werden, der sich äußerlich doch zum Judentume bekannte und die Sitte der Väter, wie man hoffte, unangetastet lassen würde. Nicht wenige waren auch, von Herodes' alle Schwierigkeiten besiegender Gewandtheit und Tatkraft zur Bewunderung hingerissen, ihm zugetan, und er verfehlte nicht, dieselben für ihre Anhänglichkeit reich zu belohnen. Im ganzen aber hatte er wenig Vertrauen zu den Einheimischen; er fühlte es, daß ihre Unzufriedenheit mit der Art, wie er zur Herrschaft gelangt war, und wie er sie behauptete, nicht ganz zu entwurzeln war; er gab daher bei Besetzung von Ehrenstellen ausländischen Judäern den Vorzug.

Zum Hohenpriester ernannte er mit Übergehung des hasmonäischen Hauses einen gewissen Ananel, zwar von ahronidischem Geschlechte, aber weder von der hasmonäischen, noch von einer anderen angesehenen priesterlichen Familie. Um aber die Empfindlichkeit der Nation nicht zu reizen, welche im Punkte der Religion, namentlich des Tempels und der hohenpriesterlichen Würde sehr rege war, gab er ihn für einen Babylonier aus, weil man in Palästina den babylonischen Ahroniden den Vorzug eines höheren Geschlechtsadels einräumte, in der Voraussetzung, daß sie sich niemals durch Mischehen befleckt haben. Ob es mit der babylonischen Abkunft dieses Ananel seine Richtigkeit hatte, ist zweifelhaft; eine glaubwürdigere Quelle läßt diesen Hohenpriester aus Ägypten abstammen. Herodes gab auch sein eigenes Geschlecht für ein altjudäisches aus, das aus Babylonien eingewandert sei, und wollte dadurch den Schandfleck verwischen, daß er von den zum Judentum gewaltsam bekehrten Idumäern abstammte. Wenn es auch die Einheimischen nicht glaubten, die ein gutes Gedächtnis für seine niedrige Abkunft hatten, so gelang es ihm doch, Auswärtige und Heiden zu täuschen. Sein vertrauter Freund, der Geschichtsschreiber Nikolaos von Damaskus, erzählte die Märe weiter, wie er sie aus Herodes' Munde vernommen. Wie zum Hohenpriestertum, so berief er auch nach dem Tode von Schemaja und Abtalion zu Synhedrialpräsidenten Ausländer, und wie es scheint, Babylonier aus der Familie Bene-Bathyra.

Zwei Personen konnten Herodes' Herrschaft noch gefährden, ein Greis und ein Jüngling, Hyrkan, welcher Krone und Priesterdiadem getragen, und dessen Enkel Aristobul, der Anspruch auf beides hatte. So lange diese noch nicht unschädlich gemacht waren, konnte

er sich nicht dem ruhigen Genusse seiner Errungenschaften hingeben. Hyrkan war zwar in parthische Gefangenschaft geraten und noch dazu verstümmelt, d. h. untauglich zur Priesterwürde. Aber die Parther waren großmütig gewesen, ihm die Freiheit zu schenken, und die babylonischen Judäer, froh dem unglücklichen König das Leid vergessen zu machen, hatten ihn in ihrer Mitte mit Zuvorkommenheit und Ehren überhäuft Dessen ungeachtet hatte Hyrkan eine tiefe Sehnsucht nach seinem Heimatlande, und Herodes fürchtete daher, daß er oder die babylonischen Judäer die Parther bewegen könnten, ihm den Thron wiederzugeben, von dem diese ihn weggerissen hatten.

Herodes wollte daher der Gefahr zuvorkommen. Er wollte Hyrkan dem parthischen Einflusse entziehen, ihn lieber in seiner Nähe sehen. Mit der ihm eigenen Verstellung ließ er durch seinen Freund Saramalla aus Antiochien Hyrkan einladen, nach Jerusalem zurückzukehren, Thron und Macht mit ihm zu teilen und den Dank zu empfangen, den er ihm wegen so vieler Wohltaten schulde. Vergebens mahnten die babylonischen Judäer den leichtgläubigen Hyrkan ab, sich zum zweiten Male in den Strudel der politischen Händel zu stürzen; er eilte seinem Verhängnis entgegen. In Jerusalem angekommen (36), nahm ihn Herodes aufs freundlichste auf, gab ihm den Ehrensitz bei Tafel und in Ratsversammlungen, und diese Zuvorkommenheit täuschte den schwachen Mann so sehr, daß er den lauernden Blick nicht merkte, mit welchem ihn der Idumäer beobachtete.

Hyrkan war also entwaffnet und unschädlich, er war in einem goldenen Käfig. Gefährlicher schien Herodes dessen Enkel A r i st o b u l, der wegen seiner Abkunft, seiner Jugend und seiner Bewunderung erregenden Gestalt alle Herzen für sich einnahm. Herodes hatte ihm zwar allen Einfluß zu entziehen geglaubt, indem er ihm die ihm gebührende Hohenpriesterwürde vorenthielt, aber dieses Mittel verfehlte seine Wirkung. Seine Schwiegermutter Alexandra, in Ränken ebenso gewandt wie er selbst, hatte Antonius für ihren Sohn einzunehmen gewußt. Sie hatte die Bildnisse ihrer zwei Kinder, der Mariamne und des Aristobul, der schönsten ihres Volkes, dem Antonius zustellen lassen, überzeugt, daß man auf diesen verweichlichten Helden durch Sinnenreiz am besten einwirken könne. Antonius, von den Bildern betroffen, verlangte den Jüngling zu sehen, und Herodes konnte nicht umhin, um ihn aus des Machthabers Nähe fern zu halten, ihn zum Hohenpriester zu ernennen (35). Natürlich wurde Ananel gegen Gesetz und Herkommen seiner Würde enthoben. Diese Erhebung ihres Sohnes genügte der ehrgeizigen Alexandra noch nicht, sie sann heimlich darauf, ihm auch die Krone, welche ihre Väter getragen, zuzuwenden.

Desto eifriger mußte Herodes daran denken, sich des gefährlichen Jünglings zu entledigen. Ohnehin hatte Aristobul das Herz des Volkes

für sich eingenommen. Mit Gewalt konnte Herodes gegen diesen Nebenbuhler nicht verfahren, da die vielvermögende Kleopatra Aristobuls Gönnerin war. So nahm er denn zur List seine Zuflucht. Er lud ihn nach Jericho ein und gab seinen Dienern die Weisung, dem Jünglinge im Bade spielend den Garaus zu machen, die auch pünktlich ausgeführt wurde (Herbst 35). Mit dem siebzehnjährigen Aristobul III. starb der letzte Stammhalter des Hasmonäerhauses; Ananel wurde zum zweiten Male Hoherpriester. Vergebens heuchelte Herodes die tiefste Trauer um den Tod seines jungen Schwagers, vergebens verschwendete er Wohlgerüche für dessen Leiche. Verwandte wie Freunde der Hasmonäer klagten ihn des Mordes an, aber die Lippen wagten nicht, den Gedanken laut werden zu lassen.

Diese Untat hatte aber eine traurige Folge für ihn und machte ihm das Leben bis an sein Ende zur Höllenpein. Selten hat sich ein Verbrechen in so sichtbarer Verkettung, mit so brennenden Zügen an seinem Urheber gerächt, wie an Herodes. Aber was bei einem minder verstockten Herzen Veranlassung zur Umkehr gewesen wäre, das war für ihn ein Sporn, Verbrechen auf Verbrechen zu häufen. Alexandra, die ihren Ehrgeiz auf die Erhebung ihres Sohnes gesetzt hatte und sich in ihren Hoffnungen betrogen sah, verfehlte nicht, Herodes bei Kleopatra als Mörder anzuklagen, und diese maßlos leidenschaftliche Königin, welche auf Herodes' Länder ein lüsternes Auge geworfen hatte, benutzte diese Freveltat, ihn bei ihrem Anbeter Antonius verhaßt zu machen. Antonius lud hierauf Herodes zu sich nach Laodicea ein, sich über das Geschehene zu rechtfertigen. Für sein Leben zitternd, reiste Roms Vasallenkönig dahin, wußte aber durch reiche Geschenke und Beredsamkeit Antonius so sehr für sich einzunehmen, daß er ihm nicht nur Aristobuls Tod nachsah, sondern ihn auch mit Ehren auszeichnete (34). Frohen Mutes kehrte Herodes nach seiner Residenz zurück. Er büßte zwar eine kostbare Perle seiner Krone ein. Die wegen ihres hochgeschätzten Balsams und ihres Palmenwuchses berühmte Gegend von Jericho hatte Antonius ihm denn doch entzogen und sie Kleopatra geschenkt, die er auch mit fast dem ganzen Küstenstriche des Mittelmeeres belehnte. Herodes mußte von ihr den Ertrag des Bodens um zweihundert Talente in Pacht nehmen. Aber dieses Lösegeld konnte nicht in Betracht kommen gegen den großen Verlust, der ihm gedroht hatte. Er konnte zufrieden sein.

Allein an der Schwelle seines Palastes erwartete ihn der Dämon der Zwietracht, um sein Inneres mit Verzweiflung zu erfüllen. Er hatte vor seiner Abreise seine Gattin Mariamne dem Gemahl seiner Schwester Salome anvertraut, und ihm den geheimen Auftrag gegeben, falls er bei Antonius in Ungnade fallen und sein Haupt verwirken sollte, seine Gemahlin und ihre Mutter zu töten. Liebe zu

diesem schönen Weibe, das er keinem Nachfolger gönnen mochte, sowie Haß gegen die Hasmonäerinnen, die nicht Schadenfreude über ihn erleben sollten, gaben ihm diesen teuflischen Gedanken ein. Als Herodes erfuhr, daß Mariamne Kunde von dieser eigentümlichen Zärtlichkeit erhalten hatte, kannte sein Zorn keine Grenzen; Alexandra ließ er in Gewahrsam halten und hätte auch Mariamne dem Tode geweiht, wenn seine Liebe zu ihr nicht stärker als sein Zorn gewesen wäre. Von dieser Zeit an (34) war der Same des Mißtrauens und des Hasses im engsten Kreise seiner Familie ausgestreut.

Äußerlich zwar blieb Herodes das Glück treu und half ihm über die traurigsten Lagen hinweg. Ehe das sechste Jahr seiner Thronbesteigung abgelaufen war, hatten sich drohende Wolken über seinem Haupte zusammengezogen. Eine noch überlebende Schwester des letzten Hasmonäerkönigs Antigonos hatte sich zur Rächerin ihres Bruders und ihres Geschlechtes aufgeworfen, Truppen gesammelt und, man weiß nicht auf welche Weise, die Festung Hyrkanion in ihre Gewalt bekommen (um 32). Kleopatra sann auf einen anderen Plan, ihn ohne große Anstrengung zu verderben. Sie machte Herodes zum Bürgen für die ihr zugewiesenen Einnahmen von einem Teile des Gebietes des Nabatäerkönigs Malich und verwickelte ihn in Kriege mit diesem.

Kaum hatte er von dieser Seite Ruhe, als sich ein Sturm erhob, welcher die römische Welt aufs tiefste erschütterte, und den Günstling der römischen Machthaber fortzuwirbeln drohte. Seitdem Rom und die ihm untertänigen Völker den Dreimännern Octavianus Cäsar, Markus Antonius und Ämilius Lepidus, zu Füßen lagen, und diese drei einander hinwegzuräumen trachteten, um die Alleinherrschaft zu erhalten, war die politische Atmosphäre mit verderbenschwangern Elementen erfüllt, die jeden Augenblick losbrechen konnten. Dazu kam noch das unerhörte Schauspiel, daß einer dieser drei Gewaltigen von dem buhlerischen und teuflischen Weibe Kleopatra beherrscht war, und diese ihren Liebeszauber über ihn benutzte, um Herrin von Rom zu werden, sollten auch Länder und Inseln deswegen in Flammen aufgehen. In dieser tieferregten Zeit verkündete ein judäischer Dichter in Form sibyllinischer Weissagung in schönen griechischen Versen den Untergang der sündhaften römischen und griechischen Welt und den Anbruch des herrlichen Morgens des Messias. Schreckliche Tage verkündete die Sibylle oder dieser judäisch-griechische Seher, in denen Beliar (Beliaal), der Gegenmessias, die Menschen verführt und verderbt.

„Wenn fürwahr Rom dereinst auch herrschet über Ägypten
„Und es zusammen regiert, dann wird das größte der Reiche
„Des unsterblichen Königs unter den Menschen erscheinen,

„Und es kommt ein heiliger Fürst, der die Länder der Erde
„Alle beherrscht, alle Zeiten hindurch, wie die Zeiten verrinnen.
„Und dann herrscht unerbittlicher Zorn lateinischer Männer:
„D r e i werden Rom alsdann mit schrecklichem Lose vernichten,
„Und in den eignen Häusern gehen alle Menschen zugrunde.
„Weh' Dir, Elenden, weh', wenn jener Tag Dir erscheinet."

Eine Zeit des Unheils brach allerdings herein, auch eine Art Beliar war aufgetreten, aber sie brachten nicht die messianische Morgenröte. Mit der Kriegserklärung Octavians und Antonius' entbrannte ein heftiger Kampf des römischen Westens und Ostens gegeneinander; es war ein Völkerkrieg. Er endete aber schnell mit Antonius' Sturz in der Schlacht bei Actium (2. September 31). Dieser Sturz traf auch Herodes mit niederschmetternder Gewalt. Er selbst wie seine Freunde zweifelten nicht daran, daß er in den Fall seines Hauptgönners mit hineingerissen werden würde. War er doch Antonius' treuester Bundesgenosse gewesen.

Er war aufs äußerste gefaßt, aber sein boshaftes Herz wollte auch die letzten Sprößlinge der Hasmonäer, den achtzigjährigen Greis Hyrkan, seine Gattin Mariamne und ihre Mutter Alexandra, seinen Sturz nicht überleben lassen. Hyrkan klagte er an, er habe ein strafbares Einverständnis mit dem Nabatäerkönig gepflogen. Der Unschuldige wurde für schuldig erklärt und hingerichtet. Mariamne und ihre Mutter ließ Herodes in der Festung Alexandrion unter Aufsicht eines Ituräers mit dem Befehle, bei der Nachricht von seinem Tode sie hinzurichten. Noch ehe er sich zur Reise zum Sieger, wovon Tod oder Leben abhing, anschickte, war er von den Umständen gezwungen, einen Personenwechsel im Synhedrion zuzulassen, den er sonst wohl schwerlich zugegeben haben würde. Durch diesen eigentümlichen Zwischenfall wurde ein bis dahin unbekannter Babylonier H i l l e l Synhedrialoberhaupt, welcher dem Judentume eine Richtung gab, die in tausendfacher Verzweigung und Verkettung bis auf den heutigen Tag nachwirkt.

H i l l e l (geb. um 70 vor, starb um 5 nachchristl. Zeit) führte seinen Stammbaum mütterlichen Geschlechts bis auf den König David zurück. Obwohl von hoher Herkunft, soll er in dürftigen Verhältnissen gelebt und von seinem reichen Bruder Schebna unterstützt worden sein. Wahrscheinlich mit Hyrkan aus Babylonien nach Jerusalem eingewandert (36), wurde er einer der eifrigen Zuhörer der Synhedristen Schemaja und Abtalion, deren Überlieferung er mit gewissenhafter Wörtlichkeit mitzuteilen pflegte. — Hillels hervorstechender Charakter war jene herzbezwingende Taubensanftmut, welche dem aufwallenden Zorne nicht einen Augenblick die Herrschaft über das Gemüt einräumt, jene tiefinnige Menschenliebe, die aus der eigenen Demut und der

günstigen Beurteilung anderer entspringt, endlich jener aus tiefstem Gottvertrauen hervorgegangene Gleichmut, der im Anblick des hereinbrechenden Unglücks unerschütterlich bleibt. Die spätere Zeit kannte kein vollkommeneres Ideal der Milde und Bescheidenheit als Hillel. Demjenigen, welcher das ganze Judentum nur in einem einzigen Satze zusammengefaßt annehmen mochte, gab Hillel den goldenen Spruch: „Was dir unangenehm ist, das tue auch anderen nicht." Das ist das Hauptgebot, alles andere nur Ausführung desselben. Den friedfertigen Charakter betätigte Hillel, so oft seine Ansicht auf Widerspruch stieß. Seine Mildtätigkeit hatte keine Grenzen, er verfuhr dabei mit jener Zartheit, den Empfänger der Wohltaten nicht durch die Gabe zu beschämen, sondern ihn seinem Stande gemäß zu ehren.

In diesem Geiste sind auch die Sinnsprüche gehalten, die Hillel mehr noch als seine Vorgänger in kerniger Kürze hinterlassen hat. Einer derselben lautet: „Sorge ich nicht für mich (meine Seele), wer tät's? Tu' ich's nur für mich, wieviel vermag ich? Wenn nicht jetzt, wann sonst?" — „Sei von den Jüngern Ahrons, liebe den Frieden, suche den Frieden, liebe die Menschen, so führst du sie zur Lehre." Die Lehre des Juden ums stand ihm so hoch, daß er empört darüber war, wenn er sie als Mittel zur Befriedigung des Ehrgeizes und der Ruhmsucht mißbraucht sah. „Wer se nen Namen zu erhöhen trachtet, erniedrigt ihn, wer sich nicht der Lehre befleißigt, verdient nicht zu leben, wer nicht zulernt, verkümmert, wer die Krone der Lehre benutzt, vergeht "

Wie Hillel wegen seiner hohen Tugenden den Spätern als Ideal vorschwebte, so gilt er wegen der Entwicklung, die er dem gesetzlichen Judentum gegeben, als ein Wendepunkt; er wird daher nächst Esra als der geistige Wiederhersteller der Lehre betrachtet. Nach zwei Seiten hin wirkte er erfrischend und belebend. Den Stoff der mündlichen Lehre, den er in dem Umgange mit den Synhedristen Schemaja und Abtalion in sich aufgenommen hatte, bereicherte er durch uralte Überlieferungen. Doch bei weitem bedeutender war die formale Ausbildung, die er den überlieferten Gesetzesbestimmungen gab. Er führte sie auf allgemeine Prinzipien zurück und erhob sie aus dem Kreise des Herkömmlichen und des bloß in der Sitte Wurzelnden zur Höhe der Erkenntnis. Die Überlieferung trägt nach Hillels Ansicht den Grund ihrer Rechtfertigung und ihrer bindenden Kraft in sich, sie braucht sich nicht bloß auf Autorität zu berufen. Er bahnte dadurch gewissermaßen eine Versöhnung zwischen Pharisäertum und Sadduzäertum an, indem er gemeingültige Grundsätze aufstellte, denen beide ihre Zustimmung nicht versagen konnten. Es dürfte fortan nach seiner Auffassungsweise kein Schulstreit über die Verbindlichkeit überlieferter

Gesetze mehr möglich sein. Hillel gab einerseits das sadduzäische Prinzip zu, daß jedes Gesetz nur dann Gültigkeit habe, wenn es in der Schrift begründet erscheint, er behauptete aber anderseits, daß diese Begründung nicht bloß in dem toten Buchstaben liege, sondern in allgemeinen Voraussetzungen, welche der heilige Text selbst andeute. Vermittelst sieben Auslegungsregeln könne ein mündliches Gesetz aus der Schrift abgeleitet sein und durch sie dieselbe Berechtigung wie ein ausdrücklich vorgeschriebenes beanspruchen. Die Hillelschen Regeln, die später vielfach ausgebildet und erweitert wurden, legten den Grund zu jener Methode scharfsinniger Erörterungen und Folgerungen, die man Talmud im engeren Sinne nennt.

Seine Auslegungsregeln scheinen anfangs keinen Beifall gefunden zu haben. Indessen hatte Hillel Gelegenheit, sie bei einer Frage öffentlich zu vertreten, auf deren Austrag die ganze Nation gespannt war, und diese Gelegenheit brachte ihm die Würde des Synhedrialvorsitzes ein. Der Vorabend des Festes, an welchem die Passahlämmer geopfert werden sollten, war — damals ein höchst seltener Fall — auf einen Sabbat gefallen, und das bathyrenische Synhedrion wußte keine Auskunft darüber zu geben, ob das Opfer am Sabbat geschlachtet werden dürfte. Hillel, dessen Bedeutung wohl schon die Aufmerksamkeit der Einsichtsvollen erregt haben mochte, hatte sich in die Verhandlung darüber gemischt und bewiesen, daß nach den Regeln der Schriftauslegung das Passah, wie jedes Gesamtopfer, den Sabbat verdränge. Die Debatte war so hitzig, weil sich die zur Begehung der Feier eingefundene Menge dafür interessierte, daß dabei ermutigende und tadelnde Äußerungen über Hillel laut wurden. Die einen riefen: „Von dem Babylonier haben wir die beste Auskunft zu erwarten"; andere sprachen ironisch: „Was haben wir Gutes von dem Babylonier zu erwarten?" Da das Synhedrion nicht geneigt war, auf die Beweisführung einzugehen, berief sich Hillel endlich auf eine aus dem Munde von Schemaja und Abtalion vernommene Tradition, welche seine Folgerung bestätigte. Hillels Name wurde seit diesem Tage so volkstümlich, daß die bathyrenischen Synhedristen ihre Stellen niederlegten — man weiß nicht ob freiwillig oder vom Volke gezwungen — und Hillel den Vorsitz überließen (um 30). Hillel, weit entfernt, auf diese Rangerhöhung stolz zu sein, äußerte seine Unzufriedenheit damit und schalt di Synhedristen aus: „Was hat zuwege gebracht, daß ich unbedeutender Babylonier Synhedrialvorsitzender werden muß? Eure Trägheit, den Belehrungen von Schemaja und Abtalion keine Aufmerksamkeit zu schenken." Herodes scheint dieser Wahl kein Hindernis entgegengesetzt zu haben, teils weil er, um seine Krone und seinen Kopf vor dem Zusammentreffen mit Octavian besorgt, die Nation nicht gegen sich reizen mochte, teils weil Hillel als Babylonier und als Lehrer

der Friedfertigkeit ihm nicht unlieb war. Infolge dieser bedeutungslosen Veranlassung kam ein Mann an die Spitze des Synhedrion, der diese Würde mit den glänzendsten Tugenden zierte, der einen tiefen Einfluß auf die Entwicklung des Judentums ausübte und dessen Nachkommen beinahe vier Jahrhunderte würdige Vertreter desselben wurden.

Unter den von Hillel während seiner Wirksamkeit ausgegangenen Verordnungen ist eine von allgemeinem Interesse und zeugt, daß er den Lebensverhältnissen Rechnung getragen hat. Im Sabbatjahre sollten sämtliche Schulden verfallen. Aber diese für einen auf Ackerbau und Viehzucht, sowie auf Sittlichkeit basierten Staat so weise Maßregel der Ausgleichung verschobener Vermögensverhältnisse hatte in der Zeit, als das Geld eine Macht geworden war, den Nachteil, daß Vermögende Anstand nahmen, die Mindervermögenden durch Darlehen aus der Verlegenheit zu ziehen. Wegen dieser Rücksicht verordnete Hillel, ohne das Schuldenerlaßgesetz ganz aufzuheben, daß der Gläubiger vor dem Eintritte der Verfallzeit dem Gericht schriftlich die Schuld übertragen sollte, damit dieses sie einziehen könne, ohne daß der Gläubiger das Gesetz zu verletzen brauche. Diese zeitgemäße Verordnung, für Gläubiger und Schuldner gleich vorteilhaft, führt den griechischen Namen Prosbol (Übergabe), weil die Schuld übergeben werden sollte.

Den zweiten Rang als Stellvertreter nahm neben Hillel der Essäer Menahem ein, gewiß auf Herodes' ausdrücklichen Wunsch, denn dieser war ihm in einem hohen Grade gewogen. Den Grund seiner Zuneigung zu diesem Essäer erzählte man sich später folgendermaßen. Menahem habe Herodes im Kindesalter vermöge des den Essäern zugeschriebenen Blickes in die Zukunft nachdrücklich prophezeit, er werde einst König von Jerusalem werden, eine glanzvolle Regierung führen, aber gegen Frömmigkeit und Gerechtigkeit fehlen. Was dem Knaben fabelhaft geschienen, dessen hätte sich der Mann erinnert, als er die Krone trug. Er habe sofort den Seher zu sich gerufen und ihn nach der Dauer seiner Regierung gefragt. Da aber Menahem ein hartnäckiges Schweigen beobachtete, habe Herodes die Zahl der Jahre fragweise genannt, ob er zehn, zwanzig oder dreißig Jahre regieren werde, und da jener durch keinen Zug dieselbe verneinte, habe es Herodes als eine gute Vorbedeutung hingenommen, daß er mindestens dreißig Jahre regieren werde. Indessen scheint sich Menahem in seinem Amte nicht behaglich befunden zu haben; er schied aus, um sich in die Einsamkeit (der Essäer) zurückzuziehen. Sein Nachfolger wurde Schammai, der das Gegenstück und doch die notwendige Ergänzung zu Hillel bildete. — Er war sicherlich ein Palästinenser und daher an allen politischen und religiösen Verwicklungen seines

Geburtslandes aufs innigste beteiligt. Seine religiösen Anschauungen waren streng bis zur Peinlichkeit. Doch war Schammai keineswegs von finsterer, menschenfeindlicher Gemütsart. Er empfahl vielmehr freundliches Entgegenkommen gegen jedermann, wie der Sinnspruch bezeugt, der sich von ihm erhalten hat: „Mache deine Beschäftigung mit der Lehre zur Hauptsache, sprich wenig, aber leiste viel und empfange jeden Menschen mit freundlichem Blicke." Diese beiden Synhedristen, Hillel und Schammai, bildeten eigene Schulen, welche in vielen religiösen, sittlichen und Rechtsfragen auseinander gingen und später in der Kriegszeit einen mächtigen Einfluß auf den Gang der geschichtlichen Ereignisse nach entgegengesetzten Richtungen ausgeübt haben. Herodes ahnte nicht, welche unversöhnlichen Elemente für sein Haus sich in der Abgeschiedenheit des Lehrhauses unbemerkt heranbildeten.

Mit angsterfülltem Herzen hatte er sich zu Octavian Cäsar, der nach dem Siege über Antonius bei Actium alleiniger Herr des römischen Länderkomplexes geworden war, nach Rhodus begeben. Der in seiner Heimat Hochfahrende erschien vor dem Gewaltigen demütig, des Schmuckes beraubt, doch nicht ohne männliche Entschlossenheit. In der Unterredung mit Octavian verschwieg Herodes keineswegs sein enges Verhältnis zu Antonius, aber er konnte sich auch darauf berufen, daß er sich nach der Nachricht von der Schlacht bei Actium von ihm abgewendet hatte, und ließ durchblicken, welchen Nutzen der Sieger von seiner Dienstbeflissenheit ziehen könnte, die er von Antonius auf dessen Besieger zu übertragen gedächte. Octavian war weder edel genug, feile Kreaturen zu verachten, noch hielt er sich für allzu sicher, um ihrer entbehren zu können. Er nahm daher den Reuigen gnädig auf, befahl ihm, das Diadem wieder anzulegen und ließ ihn, mit Ehren überhäuft, in sein Land zurückkehren (30). Herodes, der sich in die Umstände zu schicken wußte, wurde ein ebenso treuer Anhänger Octavians, wie er es Antonius zwölf Jahre lang hindurch gewesen war. Auf Octavians Zug nach Ägypten gegen seine Feinde ging er ihm mit reichen Geschenken nach Akko entgegen, versorgte sein Landheer während des Marsches durch die wasserlose Gegend mit Wasser und Wein, und Antonius konnte, ehe er sich entleibt hatte, erfahren, daß Herodes' Treue nicht gerade felsenfest war. Herodes genoß auch die Schadenfreude, daß es seiner hartnäckigen Feindin Kleopatra nicht gelingen konnte, den Sieger mit ihren verführerischen Reizen zu umstricken, und daß ihr nichts anderes übrig blieb, als sich selbst den Tod zu geben. Die alexandrinischen Judäer teilten diese Freude, denn auch sie hatten von deren Hasse zu leiden. Noch kurze Zeit vor ihrem Tode wünschte dieses entmenschte Weib nichts sehnlicher, als daß sie sämtliche Judäer der ägyptischen Hauptstadt, weil sie zu Octavian hielten, mit ihrer Hand hätte niedermetzeln können. Dafür

erhielten die ägyptischen Judäer wegen ihrer Anhänglichkeit an Octavian die Bestätigung ihrer Gleichstellung mit den übrigen hellenischen Einwohnern und auch andere Begünstigungen; er hatte zu ihrer Treue so viel Vertrauen, daß er den judäischen Arabarchen die Aufsicht über die Hafenzölle auf dem Nil und dem Meere ließ, die sie von dem ägyptischen Königen, von Ptolemäus Philometor und den beiden älteren Kleopatra, erhalten hatten. Es war dies ein um so größerer Beweis von Vertrauen, als dem ersten Kaiser an dem Besitze Ägyptens, der römischen Kornkammer, und besonders Alexandriens als Hafenplatz, so viel gelegen war, daß kein Senator ohne kaiserliche Erlaubnis dahin reisen durfte. Als der damalige Arabarch starb, gestattete Octavian, daß ihm ein Nachfolger von den alexandrinischen Judäern ernannt werden dürfe, und ließ demselben, Namens Nikanor, alle Vorrechte seiner Vorgänger. Während er die griechischen Alexandriner wegen ihrer Verdorbenheit, ihres Wankelmutes und ihres zum Aufruhr geneigten Geistes außerordentlich beschränkte und ihnen keinerlei behördliche Gewalt ließ, sondern sie unter den von ihm eingesetzten Richter stellte, ernannte er selbst einen judäischen Rat, welcher dem Arabarchen oder Ethnarchen zur seite stand. Dieser regierte die judäische Gemeinde selbständig, entschied die Rechtsstreitigkeiten und sorgte für die Ausführung der kaiserlichen Verordnungen und Verträge.

Auch den in Rom zahlreich angesiedelten Judäern, den Libertini, gewährte der erste Kaiser, wenn auch nicht besondere Begünstigung, so doch Duldung ihrer religiösen Übungen, und sein Beispiel war für die Folgezeit maßgebend. Sie durften ihre eigenen Gotteshäuser haben und gottesdienstliche Versammlungen abhalten, obwohl Zusammenkünfte in Rom ungern gesehen wurden; sie durften ferner ihre Spenden für den Tempel alljährlich nach Jerusalem senden, obwohl sonst Versenden von großen Summen von Rom ins Ausland verboten war. Die römischen Judäer erhielten auch ihren Anteil an der Verteilung von Getreide für das Volk. Fiel die Verteilung auf einen Sabbat, so wurde es ihnen am darauffolgenden Tage verabreicht. So hatte es der erste römische Kaiser angeordnet.

Dem judäischen König schenkte Octavian die Leibwache der Kleopatra, vierhundert Gallier (oder Kelten) und gab ihm sämtliche von Judäa losgerissene Seestädte und das Gebiet von Jericho zurück. Auch Samaria, Gadara und Hippos jenseits des Jordans wurden Judäa einverleibt. So hatte es wieder denselben Umfang, den es vor dem Bruderkriege und der Einmischung der Römer eingenommen hatte; aber unter welch veränderten Umständen!

Herodes stand jetzt auf dem Gipfel seiner Macht; das Mißgeschick war nicht nur von ihm abgewendet, sondern hatte auch beigetragen,

ihn noch mehr zu erhöhen. Aber er sollte das Glück nicht genießen; die Strafe seiner Verbrechen heftete sich an seine Ferse und verwandelte ihm den Freudenkelch in Wermut. Es ereignete sich in dem engen Kreise seines Hauses ein Trauerstück, wie es die Phantasie des Dichters nicht tragischer erfinden kann, und erfülle sein Herz mit stechenden Schmerzen. Mariamne, welche während seiner Abwesenheit mit ihrer Mutter wie eine Gefangene behandelt wurde, hatte von ihrem Kerkermeister den geheimen Befehl erfahren, den Herodes schon zum zweiten Male gegeben hatte, sie nicht seinen Tod überleben zu lassen. Bei seiner Rückkehr machte sie kein Hehl aus ihrem Hasse gegen ihn, und wenn er ihr von zärtlicher Liebe sprach, hielt sie ihm den Tod ihres Bruders und ihres Großvaters, den Tod aller ihrer Verwandten entgegen. Herodes' Herz war gefoltert von der Liebe zu diesem schönen Weibe und von Haß gegen diese Feindin seiner Person und seiner Macht. In diesem sein ganzes Wesen erfüllendem Mißmute war er nur allzu sehr geneigt, einer Intrige seiner schadenfrohen Schwester Salome ein offenes Ohr zu leihen, daß Mariamne seinen Mundschenk bestochen habe, ihm Gift zu geben. Bei dem Verhöre, das darauf erfolgte, kam dann an den Tag, daß Mariamne um seinen geheimen Auftrag wußte, und dieser Verrat eines seiner vertrautesten Diener erregte seine Eifersucht noch mehr und entfesselte ein ganzes Heer wilder Leidenschaften in seiner Brust. Erschüttert von diesen schmerzlichen Empfindungen, klagte er vor einem von ihm zusammenberufenen Rate seine Frau des Ehebruchs und des Vergiftungsversuches gegen ihn an; die Richter glaubten ihm gefällig zu sein, das Todesurteil so rasch als möglich zu fällen. Den Aufschub der Hinrichtung, welchen Herodes beabsichtigte, verhinderte Salome, welche ihren Bruder zu überreden gewußt, daß das Volk zur Befreiung Mariamnes einen Aufstand machen würde, wenn er sie der Sicherheit des Kerkers anvertrauen sollte. So wurde denn das schönste Weib Judäas, die Hasmonäerfürstin, der Stolz des Volkes, in der Jugendblüte zum Richtplatze geführt. Sie betrat ihn in standhafter Fassung, ohne Schwäche und weibische Furcht, ihrer Ahnen würdig (29). Mariamne war das getroffene Bild Judäas, das durch arglistige Ränke und Leidenschaften dem Henkerbeile überliefert wurde.

Mariamnens Tod hatte aber die Rachegeister in Herodes Brust nicht gebändigt, sondern zur größeren Wut aufgestachelt. Er konnte ihren Verlust nicht ertragen und verfiel deswegen in Raserei und Krankheit. Da bei ihm die innere Aufregung nur durch Blutvergießen gestillt werden konnte, ließ er ihre Richter, die zu seinen vertrautesten Freunden gehörten, hinrichten. Die Gemütsbewegung warf ihn endlich aufs Krankenlager, daß die Ärzte für sein Leben fürchteten. Diese gute Gelegenheit wollte Alexandra benutzen, um sich in den

Besitz Jerusalems zu setzen und ihren Todfeind zu entthronen. Die Nähe der Gefahr, die ihm verraten wurde, weckte Herodes' Lebensgeister wieder auf. Hatte er ja Gelegenheit gefunden, sich der letzten Hasmonäerin zu entledigen. Alexandras Tod wurde ebenso schnell vollzogen wie verhängt (um 29 oder 28). Mit ihr erlosch das letzte Reis des hasmonäischen Stammes. Sie entging dem Verhängnis ihres Hauses nicht. Nicht lange nachher wurden auch die noch übrigen Seitenverwandten des hasmonäischen Hauses, die Bene-Baba, enthauptet, so daß man mit Recht später sagen durfte, wer sich auf die Abstammung von den Hasmonäern beruft, verrate eben dadurch seine unedle Abkunft von dem idumäischen Sklaven Herodes. Mit den Bene-Baba wurden auch einige von Herodes' Vertrauten und Henkersknechten hingerichtet.

Die noch übrigen zwei Dritteile der herodianischen Regierung bewegen sich ohne Fortschritte und bilden eine lange Kette von kriechender Schmeichelei gegen Augustus und Rom, von Bau- und Schaulust, von tief eingerissener Sittenverderbnis, von unglücklichen Verschwörungen und Hofintrigen und von dadurch herbeigeführten neuen Verbrechen und Hinrichtungen. Um sich die Gunst des allmächtigen Augustus zu erhalten, führte er in Jerusalem die Feier der vierjährigen Actiaden ein (2. Sept. 28) zur Erinnerung an Augustus' Sieg über seinen Nebenbuhler, baute Theater und Rennbahn, veranstaltete Kampfspiele mit Athleten und wilden Tieren und erregte den Unwillen der Nationalen, welche darin mit Recht die Symptome erblickten, das Judentum allmählich in den heidnisch-römischen Kultus umzuwandeln, wie sie in den römischen Trophäen und Adlern, die im Theater aufgestellt wurden, die Einführung des römischen Götterwesens befürchteten. Zehn todesverachtende Männer verschworen sich, Herodes inmitten seiner Schaulust zu ermorden, denen sich ein Blinder anschloß, welcher sein Leben nicht besser verwerten zu können glaubte, als wenn er es dem Morde des Tyrannen und des Sittenverderbers weihte. Die Verschwörung wurde verraten, die Verschworenen, welche sich ihrer Unternehmung rühmten, unter Qualen hingerichtet. Das Volk aber zerriß den Angeber in Stücke, die es den Hunden vorwarf. Noch ein anderes Ärgernis gab Herodes dem Volksgefühle, indem er die Stadt Samaria, die von alters her in Judäa tief verhaßt war, nicht nur in dem Umfange einer halben Meile neu und mit den schönsten Bauten zieren (25), sondern auch den Gedanken ahnen ließ, sie zur Hauptstadt des Landes zu machen, wozu ihre Lage besonders geeignet war. Dies hieß der Stadt Jerusalem eine Nebenbuhlerin erwecken und sie ihres Ansehens und ihrer Heiligkeit berauben. Auch einen heidnischen Tempel ließ er darin erbauen. Das neuerbaute Samaria nannte Herodes zu Ehren Augustus'

Sebaste, so wie er früher zu Ehren Antonius' die Burg Baris, die Waffenburg der Hasmonäer an der Nordwestseite des Tempels, Antonia genannt hatte. Judäa wurde durch ihn gefüllt mit Städten und Denkmälern, welche die Namen seiner römischen Gönner oder die seiner Familie erhielten. Stratonsturm am Meere ließ er mit verschwenderischen Kosten zu einer der schönsten Städte und Hafenplätze erbauen und gab ihr den Namen Cäsarea. Herodes scheute sich nicht, einen römischen Tempel auf dem Boden des heiligen Landes zu errichten. Cäsarea wurde mit zwei Kolossen geschmückt, von denen der eine das Bild Augustus' in den riesigen Verhältnissen des olympischen Jupiter und der andere das der Stadt Rom nach dem Vorbilde der argivischen Juno trug. Bei der prunkhaften Einweihung von Cäsarea, dessen Erbauung nahe an zwölf Jahre dauerte (21 bis 12) glaubte man sich in eine heidnische Stadt versetzt, und mit Recht nannten die Nationalen diese Stadt wegen ihres Namens, ihres Ursprunges und ihrer Bedeutung Kleinrom. Sie wurde später die Nebenbuhlerin Jerusalems, endlich ihre Siegerin. So oft Cäsarea jubelte, trauerte Jerusalem. Den Hafenplatz bei Cäsarea, der allmählich sich zu einer eigenen Stadt erweiterte, nannte er Sebastos. — Sich selbst setzte er ein Monument etwa zwei Meilen südwestlich von Jerusalem auf einem Hügel, wo er über den ihn verfolgenden Volkshaufen nach seiner Flucht obgesiegt hatte. Auf dieser Anhöhe, Herodium genannt, baute er einen Prachtpalast mit hohen Türmen, in welchem für Bequemlichkeit und Luxus gesorgt war. Zweihundert Stufen von weißem Marmor führten vom Fuße hinauf, eine Wasserleitung wurde mit vielen Kosten angelegt, um Herodium mit Wasser zu versehen. Herodes hatte allerdings Judäa verschönert, doch wie man ein Opfer bekränzt, das man dem Tode geweiht hat.

Seiner Prachtliebe war mit all diesen Bauten Genüge geschehen, aber nicht seiner Ruhmsucht. Auf die Zuneigung seiner Nation einigermaßen verzichtend, wollte Herodes die Bewunderung fremder Nationen auf sich ziehen und seinen Namen unter ihnen volkstümlich machen. Er erschöpfte die Steuerkraft des judäischen Volkes, häufte Erpressungen, suchte nach Schätzen in den alten Königsgräbern, verkaufte die des Diebstahls Angeklagten als Sklaven ins Ausland und verschwendete alle diese Einnahmen, um syrische, kleinasiatische und griechische Städte zu schmücken. Unermeßliche Summen hat Herodes auf diese Weise dem Lande entzogen. Er ließ Gymnasien bauen in Tripolis und Damaskus, Wälle um Byblos, Theater, öffentliche Plätze, Tempel in Sidon. Er setzte Preise für die in Verfall geratenen olympischen Spiele aus, um deren erloschenen Glanz wieder aufzufrischen. Dafür haben ihn auch die leichtsinnigen Syrer und Griechen in den Himmel gehoben. Augustus

war zufrieden mit ihm und äußerte sich, Herodes sei würdig, die Krone von Syrien und Ägypten zu tragen. Einen handgreiflichen Nutzen erlangte er durch diese gesinnungslose Ergebenheit, indem Augustus ihm die Landschaft Batanäa (Basan), das Hochland Auranitis (Hauran) und das vulkanisch zerrissene, wilde Trachonitis, nördlich von Hauran, schenkte (24 bis 23), weil sie von Räuberbanden wimmelten und kein anderer als Herodes imstande war, dieselben zu bändigen. Es war kein angenehmes Geschenk, denn er mußte viele Kämpfe mit den Bewohnern, welche wie wilde Tiere hausten, bestehen und zuletzt dreitausend Idumäer nach Trachonitis senden, sie im Zaume zu halten. Auch später, nicht lange vor seinem Tode, mußte Herodes noch Vorkehrungen treffen, um die räuberischen Einfälle der Trachoniten zu verhindern. Einen babylonisch-judäischen Häuptling, Zamaris, welcher mit hundert Familiengliedern und fünfhundert Mann berittener und bewaffneter Gefolgschaft über den Euphrat eingewandert, sich nördlich vom See Merom angesiedelt hatte, bewog Herodes, in Batanäa Wohnsitz mit den Seinigen zu nehmen, um die Trachoniten im Zaume zu halten. Wie Herodes' Dichten und Trachten nur dahin gerichtet war, den Fremden zu gefallen, die Gunst der Römer zu gewinnen und sich bei den Griechen beliebt zu machen, so umgab er sich im Innersten seiner Hofhaltung nur mit Fremden, besonders Griechen. Nikolaos von Damaskus, ein zu seiner Zeit berühmter philosophisch gebildeter Redner und Geschichtsschreiber, war sein zweites Ich, der ihn öfter vertrat und ihn bei Octavian Cäsar nötigerweise verteidigte, dessen Bruder Ptolemäus war sein Ratgeber und Verwalter des Reiches. Ein Grieche Andromachos und ein Römer Gemellus waren die Erzieher seiner Söhne von Mariamne, zu denen diese mehr Vertrauen hatten als zu ihrem Vater.

Mochte Herodes sich auch der Bewunderung und Zuneigung der Griechen, Römer und der auswärtigen Judäer, denen sein Ansehen bei dem Machthaber von Nutzen war, erfreuen, das Volk von Judäa empfand nichts als Abscheu gegen den anmaßenden Emporkömmling, der die Sitte der Väter zu entfremden trachtete. Hatte er sich auch während einer gewaltigen Hungersnot (24), die seuchenartige Krankheiten erzeugt hatte, als freigebigen Wohltäter gezeigt, so machte er durch sein ganzes Benehmen diese Wohltaten bald wieder vergessen, und die Nation sah in ihm nur den Thronräuber, den Mörder der Hasmonäer, den Würger aller Bessern, den Unterdrücker der Freiheit. Die drei Würden, Königtum, Priestertum und Synhedrion, hatte er eine nach der andern geschändet. Die erste hatte er sich selbst angemaßt, die zweite, bis zu seiner Zeit mit geringen Ausnahmen erblich, verlieh er nach Gutdünken und Vorteil; die Macht des

Synhedrions beschränkte er so sehr, daß demselben nur wenig Spielraum blieb. Nach Ananel hatte er Josua aus dem Geschlechte Phiabi zum Hohenpriester eingesetzt, weil ihn aber ein schönes Mädchen bezaubert hatte, eine andere Mariamne, Tochter eines unbekannten Priesters Simon, so erhob er dessen Vater zum Hohenpriester, um eine einigermaßen ebenbürtige Ehe eingehen zu können (24). Dieser Hohepriester Simon, durch welchen Josua Phiabi verdrängt wurde, war aus Alexandrien, Sohn des Boëthos, der den Grund zu der Größe des Hauses Boëthos legte, welches noch einige Hohepriester aufstellte. Diese rücksichtslosen Eingriffe, die Herodes sich erlaubte, waren nicht geeignet, ihn bei der Nation beliebt zu machen. Er kannte diese Mißstimmung gegen ihn, da er sie aber nicht unterdrücken konnte, wollte er sie wenigstens unschädlich machen. Er ließ sich daher vom Volke den Eid der Treue schwören (20) und bestrafte diejenigen hart, welche ihn zu verweigern suchten. Nur den Essäern, welche die Eidesleistung überhaupt als Mißbrauch des heiligen Gottesnamens scheuten, erließ er sie; er hatte von ihrer friedfertigen, beschaulichen Lebensweise nichts zu fürchten. Von den Pharisäern haben die Anhänger des friedfertigen Hillel und noch mehr die des strengen Schammai den Eid verweigert. Aber mit Rücksicht auf den allgemein beliebten Hillel entband er sie davon. Sonst wurden die Eidverweigerer selbst mit dem Tode bestraft.

Aber trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln traute er dem Volke nicht und besoldete daher ein Heer von Spionen, die sich unter die Volksgruppen mischten und auf ihre Reden lauschten. Er selbst pflegte verkleidet sich in Volksversammlungen einzuschleichen, und wehe dem, der sich eine Äußerung der Unzufriedenheit entschlüpfen ließ; er wurde sofort festgenommen, in die Festung Hyrkanion gebracht oder heimlich aus dem Wege geräumt. Volksgunst ist aber so süß, daß sie auch der Tyrann nicht entbehren mag, und Herodes lag umsomehr daran, als er gern in den Augen der Römer als ein volksbeliebter Fürst erscheinen mochte, zumal in Augustus' Augen, mit welchem er in Syrien zusammenkam (20). Um sich beim Volke beliebt zu machen, erließ er den dritten Teil der Steuern, angeblich weil das Land vorher durch anhaltende Dürre gelitten hatte. Diese Rücksicht, verbunden mit seiner Baulust, gab ihm den Gedanken ein, den Tempel, der bereits fünfhundert Jahre alt, klein und in altertümlichem Stile erbaut war, neu und glänzend umzuschaffen. Die Vertreter der Nation, denen er seinen Willen, den Tempel zu erneuern, kund gab, nahmen die Botschaft mit Schrecken auf; sie fürchteten, daß es Herodes nur darum zu tun sei, den alten abzubrechen, oder daß sich der Neubau in die Länge ziehen werde, und sie so oder so des Heiligtums beraubt sein würden. Indessen beruhigte er sie durch die Versicherung, daß er den alten Tempel so

lange werde unberührt lassen, bis die Baumaterialien herbeigeschafft und Arbeiter in Masse angeworben sein würden. Bald sah man Tausende von Wagen, welche Quadersteine und Marmor auf den Bauplatz herbeiführten. Zehntausend Arbeiter, im Baufache unterrichtet, waren zur Hand, ans Werk zu gehen. Im achtzehnten Jahre seiner Regierung (Januar 19) wurde der Bau in Angriff genommen, und das Innere des Tempels war in anderthalb Jahren vollendet. Der äußere Bau, Mauern, Hallen, Säulengänge erforderten einen Zeitraum von acht Jahren, und lange nachher bis kurz vor dessen Zerstörung wurde noch an dem äußern Tempelraume gearbeitet.

Der Herodianische Tempel war ein Prachtwerk, dessen erhabene Schönheit diejenigen, welche ihn noch gesehen, nicht genug bewundern konnten. Er unterschied sich von dem abgebrochenen Serubabelschen Tempel durch ein gesteigertes Größenverhältnis und erhöhten Glanz. Der ganze Umfang des Tempelberges, welcher mit einer hohen und festen Mauer umgeben war, betrug mit der damit verbundenen Burg Antonia sechs Stadien[1]) und stieg terrassenförmig auf. Vermöge dieser Lage konnte das Heiligtum aus weiter Ferne gesehen werden, und es machte auf das Auge einen imposanten Eindruck. Längs der ganzen äußersten Mauer innerhalb waren geräumige, mit Zedern gedeckte und mit bunten Steinen gepflasterte Hallen und Säulengänge, an drei Seiten doppelte, an der Südseite, an welcher der Raum größer war, dreifache. Der erste freie Vorhof, durch die Säulengänge eingefaßt, diente dem Volke zum Sammelplatze, wo wichtige Fragen verhandelt wurden. Heiden, wie Verunreinigte durften sich nur hier aufhalten; daher ließ Herodes auf Säulen griechische und römische Inschriften anbringen, welche die Heiden warnten, weiter vorzudringen, weil sie, den levitischen Reinheitsgesetzen nicht unterworfen, als Verunreinigte galten. Die Inschrift auf den Säulen lautete in sieben Zeilen mit großen in die Augen fallenden Buchstaben: „Kein Volksfremder darf innerhalb des Gitterwerkes um das Heiligtum und der Umwallung gehen; wer betroffen würde, der hätte es selbst verschuldet, daß der Tod ihn ereile.“ Der zweite Vorhof früher von einer gitterartigen Holzmauer eingeschlossen, erhielt unter Herodes eine feste Mauer, die nicht hoch war. Die Räume des Tempels wurden wenig geändert und bestanden wie in dem älteren von Serubabel erbauten aus drei unbedeckten inneren Höfen und aus dem überdachten Heiligtum. Dieses behielt im Innern dasselbe Maßverhältnis wie das ältere, der heilige Raum für Leuchter, Schaubrottisch und goldenen Altar vierzig Ellen Länge und zwanzig Breite und

[1]) 1125 Meter.

das Allerheiligste im äußersten Westen zwanzig Ellen im Geviert. Äußerlich aber erhielt das Heiligtum einen viel größern Umfang, hundert Ellen Höhe und ebensoviel Länge von Ost nach West — eine Vorhalle im Osten mitgerechnet — aber nur siebzig Ellen Breite von Nord nach Süd. Die Mauern des Heiligtums bestanden aus leuchtend weißem Marmor, und da sie auf der höchsten Höhe des Tempelberges errichtet waren und den Vorbau überragten, so boten sie dem Auge von ferne von allen Seiten einen prachtvollen Anblick. Der weite Raum vor dem Heiligtum oder der Vortempel zerfiel in Abteilungen für Frauen, Laien, Priester und Opferdienst. Innerhalb und außerhalb des inneren Vortempels waren offene und geschlossene Hallen zu verschiedenen Zwecken und auch für die Schatzkammern. Längs der südlichen und nördlichen Wand im Inneren waren bedeckte Säulengänge mit Steinsitzen, wohin die diensttuenden Priester bei Nässe und drückender Hitze sich zurückziehen konnten. Der Raum für das weibliche Geschlecht, das sich mehr als früher am Tempelbesuche beteiligte, war ganz besonders abgeschlossen, und von außen waren im Weibervorhofe nach drei Richtungen Balkone zum Zuschauen bei Festlichkeiten angebracht.

Eine große Pracht wurde auf die Flügeltüren, Pfosten und Oberschwellen der Pforten im Tempel verwandt. Zum Frauenraume führte von Ost nach West eine Pforte, deren Türen aus glänzendem korinthischen Erze gegossen waren, die ein reicher und frommer Alexandriner, wohl der damalige fürstliche Arabrach Nikanor, geweiht hatte. Es führte daher den Namen Nikanortor. Von diesem führten fünfzehn Stufen zum Raume für die Laien durch eine Pforte, welche wegen ihrer hohen Lage das „hohe Tor“ genannt wurde. Die Vorhalle war nicht durch Flügeltüren geschlossen. Von ihr ab führte eine Pforte zum Heiligtume, welche, höher und breiter als die übrigen, mit Doppelflügeltüren von außen und innen zu öffnen versehen war, die mit einer starken Goldlage belegt waren. Sie führte den Namen das „große Tor“ oder das „Tempeltor“ schlechthin. Wegen der Höhe und Wuchtigkeit der Flügeltüren dieser Pforte war sie schwer zu öffnen und zu schließen; mehrere Leviten mußten sich dabei anstrengen. Das Heiligtum war vom Allerheiligsten nicht durch eine Pforte, sondern durch einen Doppelvorhang geschieden, welcher aus Byssus-, himmelblauen, roten und hochroten babylonischen Purpurfäden gewoben, einen prächtigen Anblick darbot. Das hohe Dach des Tempels war mit vergoldeten Spitzen versehen, welche den Zweck hatten, Vögel abzuhalten, sich darauf Nester zu bauen. Diese Spitzen verliehen dem Gebäude einen besondern Glanz, wenn von der Sonne beschienen, und dienten nebenher, ohne daß die Erbauer daran gedacht haben mögen, als Blitzableiter, welche die Entladung elektrischer Wolken auf den Tempel verhinderten.

Der Pomp der Einweihung des auf Herodes' Befehl erbauten Heiligtums übertraf bei weitem den, welchen Salomon nach Vollendung des von ihm errichteten veranstaltet hatte. Hekatomben auf Hekatomben wurden geopfert und das Volk gespeist. Er wurde gerade an dem Tage eingeweiht, an welchem Herodes sich etwa zwanzig Jahre vorher mit blutigen Händen Jerusalems bemächtigt hatte (Juni 18) — eine unheilvolle Erinnerung. Die Hand, welche den Tempel erbaute, hat auch schon die Fackel zu dessen Zerstörung angezündet. Herodes stellte ihn unter Roms Schutz. Ein goldner Adler, Symbol der römischen Macht, war oberhalb des Haupteinganges zum Ärger der Frommen angebracht. Täglich wurde auf Herodes' Befehl im Tempel ein Opfer für den Kaiser Augustus dargebracht, eine Huldigung, die diesem selbst vielleicht gleichgültig war. Mit der Zeit wurde dieses Opfer ein Zeichen der Untertänigkeit, das nicht unterbleiben durfte.

Von der Antonia, welche dazu bestimmt war, den Tempel zu überwachen, ließ Herodes noch einen unterirdischen Gang ausbauen, um auch von hier aus die Vorgänge im Heiligtum überwachen und jede feindselige Bewegung gegen ihn plötzlich niederschlagen zu können. Mißtrauen gegen das von ihm geknechtete Volk erfüllte seine Seele.

Der Tempelbau war Herodes' einziges Werk, für welches das Volk ihm Dank wußte, ohne jedoch ihm Liebe zuzuwenden. Sonst kam seine Regierung nur den auswärtigen Judäern zustatten. Die kleinasiatischen Griechen hörten nämlich nicht auf, die Judäer in ihren Gemarken mit ihrer boshaften Unduldsamkeit zu plagen trotz der ihnen von den römischen Machthabern zugegangenen Weisung, deren Religionsübungen nicht zu stören. Ja, sie gingen auf nichts weniger aus, als die Gleichstellung der Judäer aufzuheben. Ganz besonders zeigte die Hauptstadt Ephesus immer wieder einen feindseligen Geist gegen die Judäer, zwang sie, an Sabbaten und Feiertagen vor Gericht zu erscheinen, Kriegsdienst zu leisten, lästige, wie kostspielige Ämter zu übernehmen, verbot ihnen, die für den Tempel in Jerusalem gesammelten Spenden dahin abführen zu lassen, und wollte diese für städtische Bedürfnisse, wohl für Festspiele, verwendet wissen. Eigen ist es, daß sich die kleinasiatischen Judäer mit ihren Klagen über Religionszwang nicht an Herodes um Abhilfe wandten; sie scheinen kein Vertrauen zu ihm gehabt zu haben, da er durchweg die Griechen begünstigte. Indessen stand er ihnen doch bei. Er stand bei Marcus Agrippa, Augustus' Schwiegersohn und gewissermaßen Teilhaber der Macht, ebenso in Gunst wie beim Kaiser. Man sagte, Herodes sei dem Augustus nach Agrippa der liebste und ebenso dem Agrippa nach Augustus. Auf Agrippas Rundreise lud Herodes ihn ein, auch Jerusalem zu besuchen, bezeigte ihm die ausgesuchteste Aufmerksamkeit (Herbst 15) und begleitete ihn auf der Rückreise nach Kleinasien. Diese

Gelegenheit benutzten die dortigen Judäer, um ihre Beschwerden gegen die boshaften Griechen vor ihm in Herodes' Beisein vorzubringen. Der letztere konnte nicht umhin, als ihr Beschützer aufzutreten, und bewog seinen Freund, den Redner Nikolaos von Damaskus, zu ihren Gunsten zu sprechen. Die Jonier in Kleinasien bestritten gar nicht, den Judäern Unbilde angetan zu haben, aber sie erkannten ihnen überhaupt das Recht nicht zu, in diesem Lande zu wohnen, sie seien völlig rechtlose Fremde, obwohl diese seit Jahrhunderten dort angesiedelt waren. Darauf erklärte Agrippa in öffentlicher Versammlung, daß er aus Freundschaft für Herodes mindestens die Religionsfreiheit der Judäer bestätigen und den Griechen verbieten wolle, sie zu kränken. Er richtete auch ein strenges Schreiben an die Behörden von Ephesus, sich ja nicht an den von den Judäern gesammelten Tempelspenden zu vergreifen, da ein solches Verfahren als Tempelschändung verurteilt werden würde, und erteilte dem Prätor die Weisung, die Judäer am Sonnabend nicht vor Gericht zu laden.

Die Kleinasiaten scheinen sich aber wenig daran gekehrt, sondern ihren bösen Willen gegen die Judäer fortgesetzt zu haben. Die letzteren schickten daher eine Gesandtschaft an Augustus selbst, um ihre Beschwerden vorzubringen. Darauf erließ dieser selbst ein Edikt, daß den Judäern, welche sich immer als treue Parteigänger des Cäsarischen Hauses bewährt hatten und denen infolgedessen vom Senate und Volke Religionsfreiheit eingeräumt wurde, diese ihre Gerechtsame unangetastet bleiben sollten. Sie sollen am Sabbat und selbst am Rüsttage desselben von Nachmittag an nicht vor Gericht geladen werden und Spenden für das Heiligtum sammeln und nach Jerusalem senden dürfen. Wer sich an diesen Spenden vergreift oder ihre heiligen Bücher aus dem Schrein entwendet, soll als Heiligtumsschänder bestraft werden. Augustus bestimmte, daß sein Edikt an einem sichtbaren Platze zur Nachachtung veröffentlicht werden sollte. Er gab auch dem Prokonsul von Asien, N o r b a n u s F l a c c u s, die Weisung, daß er darauf halten möge, die Gerechtsame der Judäer nicht antasten zu lassen, und dieser erließ ein Machtwort in diesem Sinne an die Bürgerschaft von Ephesus und Sardes. Aber so hartnäckig waren besonders die Ephesser gegen ihre judäischen Mitbewohner, daß sie sich nicht daran kehrten, und die Judäer einige Jahre später genötigt waren, sich persönlich darüber bei dem Prokonsul J u l i u s A n t o n i u s (dem Sohne des Triumvirn Antonius) zu beklagen. Auch dieser erließ einen Befehl an dieselben mit strengem Ernste. Ob dieser einen wirksameren Erfolg hatte?

Auch in der Provinz Kyrenaika in Afrika, wo die Judäer unter den ersten Ptolemäern angesiedelt waren, hatten sie sich in dieser Zeit über Unbill von seiten der Griechen zu beklagen. Sie bildeten in

dieser Landschaft einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung und hatten ihre eigene bürgerliche Verfassung. Als die Römer Besitz von diesem Gebiete genommen hatten, ließen sie den Judäern selbstverständlich ihre politische Gleichstellung und ihre Gerechtsame. Diese wurden ihnen auch hier mit einem Male von den Griechen streitig gemacht, und wiederum waren es die gesammelten Tempelspenden für Jerusalem, welche die Bürgerschaft nicht absenden lassen wollte. Trotzdem Augustus' Rundschreiben auch dahin gesandt worden war, daß die Judäer ungestört nach ihren Religionsgesetzen leben durften, vergriffen die heidnischen Bewohner sich doch an den für das Heiligtum bestimmten Geldern. Als aber judäische Gesandte sich zu Agrippa begaben und Beschwerde darüber führten, verbot er diese Übergriffe und befahl, solche den Juden entzogene Gelder wieder zurückzuerstatten. War es eine Folge dieser von Augustus und Agrippa anerkannten Religionsfreiheit der Judäer, daß der Statthalter von Kyrenaika Marcus Tittius sich so außerordentlich wohlwollend gegen sie zeigte? Die judäischen Archonten der Hauptstadt Berenike haben nämlich wegen seines gütigen Verhaltens gegen die Gemeinde und gegen jeden einzelnen ihm eine Olivenkrone geweiht und bestimmt, seinen Namen bei allen Zusammenkünften am Sabbat und Neumond preisend zu nennen. Eine mit der kurzen Inschrift dieses Beschlusses versehene Säule von parischem Marmor haben sie auf einem ausgezeichneten Platze im Amphitheater aufgestellt.

Als Herodes von seiner Zusammenkunft mit Agrippa nach Jerusalem zurückgekehrt war, berief er eine Volksversammlung und verfehlte nicht hervorzuheben, welche Begünstigung er für die kleinasiatischen Juden von Agrippa erwirkt hatte. Auch erließ er den vierten Teil der Steuern denjenigen, welche im abgelaufenen Jahre sie noch nicht geleistet hatten. Bei dieser Gelegenheit wurde das Volk mit ihm ausgesöhnt und jauchzte ihm zu. Aber als er die Volksbeliebtheit genießen zu können glaubte, verbitterten ihm die Rachegeister diese kurze Freude.

Das letzte Drittel der Herodianischen Regierung beschwor ein grausiges Unglück auf das Haupt des bereits sechzigjährigen Sünders herab, und dieses versetzte ihn in jenen Zustand dumpfer Verzweiflung, wo der Mensch aufhört und das wilde Tier beginnt. Die Leichen der unschuldig Gemordeten richteten sich gespenstisch gegen ihn auf, verfolgten ihn wachend und träumend und machten aus seinem Leben eine beständige Höllenqual. Vergebens sah er sich nach einem liebenden Herzen, einer treuen Seele um, die ihn leiten und trösten sollte. Sein eigenes Fleisch und Blut, seine Geschwister, Salome und Pheroras, die er so hoch gestellt, seine eigenen Kinder waren sogar seine Feinde und verschworen sich gegen seine Ruhe und sein Leben. Dieses qual-

volle Dasein machte ihn noch schonungsloser und blutgieriger gegen alle, die in seine gefährliche Nähe kamen. Die Hauptveranlassung zu seinem Unglück war Mariamnes Tod. Sie hatte ihm zwei Söhne hinterlassen, Alexander und Aristobul, welche, wie sie zu Verstand gekommen waren, den Tod ihrer unschuldigen Mutter sich tief zu Herzen nahmen und kein Gefühl für ihren Vater hatten. Herodes hatte sie, weil sie mütterlicherseits von hasmonäischer Abkunft waren, zu seinen Nachfolgern bestimmt und sie nach Rom zur Erziehung geschickt, damit sie sich frühzeitig in Augustus' Gunst sonnen und in das römische Wesen einleben sollten. Er verheiratete sie hierauf, den älteren Alexander mit Glaphyra, Tochter des kappadozischen Königs Archelaus, den jüngern mit Salomes Tochter Berenice. Er beabsichtigte dadurch Einigkeit unter die Glieder seiner Familie zu bringen. Aber der Haß der rachsüchtigen Salome und ihres Bruders Pheroras gegen die hasmonäische Mariamne, der auch nach ihrem Tode nicht erloschen war, ließ diese Eintracht nicht aufkommen; sie übertrugen ihn auf deren zwei Söhne, obwohl einer derselben Salomes Schwiegersohn war. Sie wußten Herodes dahin zu bringen, daß er seinen Sohn aus seiner ersten Ehe mit Doris, welchen er samt seiner Mutter bei seiner Verheiratung mit der hasmonäischen Mariamne verstoßen hatte, wieder zu sich nahm und ihn als Prinzen behandelt wissen wollte. Dieser Sohn der Doris, mit Namen Antipater, hatte in seinem Blute die ganze Tücke, Herzlosigkeit und Verstellung der idumäischen Familie und er kehrte seine Bosheit gegen Vater und Brüder. Diese drei, Salome, Pheroras und Antipater, obwohl Todfeinde untereinander, vereinigten sich im Hasse gegen Mariamnes Söhne. Je mehr der Vater jene vorzog, und je mehr die Augen des Volkes auf den Hasmonäern von mütterlicher Seite mit Wohlgefallen weilten, desto mehr waren sie diesen ein Gegenstand der Furcht und des Abscheues. Antipater erfand Anschuldigungen gegen Alexander und Aristobul, daß sie den Tod ihrer Mutter an dessen Urheber rächen wollten. Unbedachtsame Äußerungen, in einem Augenblicke des Unmutes entfahren, gaben Veranlassung zu der Verdächtigung. Herodes' argwöhnische Seele sog diese Verleumdung gierig ein; er fing an, seine Söhne zu hassen, und um sie zu bestrafen, erteilte er Antipater gleiches Recht auf die Nachfolge, was aber die Söhne der Hasmonäerin noch mehr erbitterte und sie zu rücksichtslosen Ergüssen gegen ihren Vater hinriß. Diese Ergüsse wurden hinterbracht, vergrößert und zu einer förmlichen Verschwörung gegen das Leben ihres Vaters geformt. Antipater sorgte dafür, daß Beweise von der Verschwörung der zwei Brüder gegen ihren Vater vorgelegt werden konnten. Vergebens verwendeten sich der König von Kappadozien und Augustus selbst für die Freisprechung der angeklagten Brüder. Antipater wußte, immer mit der

Miene der herzlichsten Liebe für seine Brüder, neue Ränke gegen sie zu schmieden. Die Diener und Freunde derselben, welche Herodes auf die Folter spannen ließ, sagten aus, was man von ihnen verlangt hatte. Auf diese Aussage der Gefolterten hin wurden Alexander und Aristobul in Berythus von einem Rate, der aus hundertundfünfzig von Herodes' Freunden zusammengesetzt war, verurteilt. Herodes beeilte ihre Hinrichtung, ließ sie nach Samarien schleppen — gerade da, wo ihr Rabenvater dreißig Jahre vorher die Hochzeit mit ihrer Mutter gefeiert hatte — ließ sie enthaupten (um 7) und ihre Leichen in Alexandrien beisetzen.

Ihr Tod hatte das Ränkespiel gegen Herodes nicht erschöpft, sondern ihm neue Nahrung gegeben. Er hatte nämlich Antipater zu seinem Nachfolger bestimmt; aber diesem schien die Thronfolge nicht gesichert, so lange der Vater noch lebte, und er lebte ihm zu lange. Er verband sich daher mit Pheroras zu einer Verschwörung gegen das Leben seines Vaters und Wohltäters. Pheroras war mit seinem Bruder zerfallen, weil dieser seine Mißehe mit einer Sklavin mißbilligt hatte. Salome aber hatte sich von ihnen getrennt und warnte ihren Bruder vor deren Ränken und Schlichen, die sie gut kannte. Herodes' Auge war aber bereits so getrübt, daß er sich gerade gegen Antipater ungläubig verhielt. Ja, er sah nicht einmal ein ganzes Gewebe von Verschwörung gegen sich, welches in seiner nächsten Nähe gewoben wurde. Vier Weiber, die mit Antipater und Pheroras in stetem Verkehre waren, faßten einen Plan gegen Herodes' Leben: Antipaters Mutter, Doris, die wieder im Palaste weilte, Pheroras' Frau und deren Mutter und Schwester. Diese Weiber hielten geheime Zusammenkünfte; sie gewannen Herodes' Eunuchen Bagoas für ihre Verschwörung und auch einen schönen Jüngling Carus, mit welchem der König einen widernatürlichen Verkehr hatte. Aber auch mit den allerstrengsten Pharisäern, welche ihn wegen der Entfremdung vom Judentum und Schändung desselben bitter haßten, verbanden sich die vier Weiber. Man weiß nicht recht, haben sie Herodes' pharisäische Gegner aufgesucht oder sind sie von ihnen aufgesucht worden. Als an diese und ihre Anhänger der Befehl ergangen war, dem König den Eid der Treue zu schwören, verweigerten sie ihn, und als sie eine hohe Geldstrafe wegen der Weigerung erlegen sollten, gab Pheroras' Weib die Summe dazu her. Es waren mehr als sechstausend, wahrscheinlich Anhänger des Hauses Schammaï, welche einen ingrimmigen Haß gegen den idumäischen König hatten. Um ihn zu stürzen, verkündeten einige Fanatiker unter ihnen heimlich Pheroras' Frau, daß der Untergang des herodianischen Hauses von Gott beschlossen sei und daß die Herrschaft auf ihre Nachkommen übergehen werde. Dem Eunuchen verkündeten sie wieder, daß er berufen

sei, Vater und Wohltäter des judäischen Volkes zu werden, er werde nicht bloß als König die Herrschaft haben, sondern auch auf wunderbare Weise Kinder erzeugen können. Ihre Verheißungen, gleichviel ob es Eingebungen eines verschrobenen Geistes oder Vorspieglungen des Betruges waren, fanden Glauben und ermutigten die Hoffenden, Herodes' Tod zu beschleunigen.

Er aber hatte keine Kunde von den Wühlereien in seiner nächsten Nähe. Seine Schwester mußte ihm das Intrigengewebe enthüllen. Selbstverständlich ging er nicht gerade schonend mit den entdeckten Verschworenen um. Die Pharisäer, welche sich am tiefsten darin eingelassen hatten, so wie der Eunuch, sein Schandbube Carus und auch sämtliche Verwandte, welche zu der Verkündigung der Pharisäer sich zustimmend verhalten hatten, mußten es mit ihrem Leben büßen. Gegen Pheroras' Frau hätte er gern ebenfalls den Todesstreich geführt; aber er war von einer unbegreiflichen Schwäche gegen seinen Bruder und konnte ihn nicht einmal zwingen, sich von ihr zu trennen. Nur gegenüber dem Hauptschuldigen, seinem Sohn Antipater, verharrte er in Verblendung, verbot ihm allenfalls den Umgang mit Pheroras und den „Weibern“ und verbannte denselben auf sein Gebiet, das er ihm unter dem Namen eines Vierfürstentums Peräa von Augustus verschafft hatte. — Um sicher zu sein und dem Hasse des Volkes zu entgehen, veranlaßte Antipater, daß ihn der Vater nach Rom sandte, um für seine Nachfolge Augustus' Bestätigung zu erwirken. Von Rom aus zettelte er neue Ränke gegen seine noch übrigen Brüder an. Endlich aber kam sein teuflisches Spiel an den Tag. Pheroras wer unerwartet gestorben (5), und da man seiner gegen Herodes' Willen geheirateten Frau seinen Tod zur Last legte, wurde eine Untersuchung gegen dieselbe eingeleitet. Die Untersuchung brachte ein anderes Geheimnis ans Licht, als man erwartet hatte. Die Frau gestand ein, daß Pheroras und Antipater beschlossen hatten, den König zu vergiften. Das Gift war schon bereit, aber gerührt von den Besuchen, die Herodes seinem Bruder während seiner Krankheit gemacht, habe Pheroras befohlen, es zu verschütten; den Rest zeigte die Frau zur Bestätigung ihrer Aussage vor. Vernommene Zeugen und noch andere Umstände machten Antipaters Plan, seinen Vater zu vergiften, sonnenklar. Diese Offenbarung war ein harter Schlag für Herodes. Also gerade der Sohn, den er aus der Niedrigkeit erhoben, den er zum König bestimmt, um dessenwillen er die Söhne der noch immer nicht vergessenen Mariamne hatte hinrichten lassen, war sein Todfeind! Die Aufregung seines Gemütes war grenzenlos, und doch mußte er sich verstellen und Liebe für Antipater heucheln, um ihn zu bewegen, nach Jerusalem zurückzukehren. Sobald dieser aus Rom eingetroffen war, klagte ihn der Vater vor einem Tribunal, dessen Vorsitz der römische Statthalter

Quintilius Varus führte, des veranlaßten Brudermordes und versuchten Vatermordes an. Da das Ungeheuer seine Unschuld beteuerte, trat Herodes' Freund Nikolaos von Damaskus als unerbittlicher Ankläger gegen ihn auf. Antipaters Todesurteil wurde hierauf gefällt, und Herodes bat Augustus, es zu bestätigen. In diese Anklage war auch eine von Herodes' acht Frauen, die zweite Mariamne, verwickelt, deren Sohn Herodes zum Nachfolger bestimmt war, falls Antipater vor seinem Vater sterben sollte. Hierauf wurde diese zweite Mariamne verwiesen, ihr Sohn aus dem Testament gestrichen und ihr Vater, der Hohepriester Simon Ben-Boëthos, seiner Würde entkleidet. Zum Nachfolger wurde Matthia, Sohn Theophils, ernannt (4).

So viele und so anhaltende Gemütserschütterungen warfen Herodes, der indes dem siebzigsten Lebensjahre nahe war, aufs Krankenlager. Alle seine Hoffnungen waren zertrümmert, das Werk so vieler Mühsale, so vieler Verbrechen, so vielen Blutvergießens war ihm selbst widerwärtig geworden, da er es seinen Söhnen mißgönnte, die er durchweg für seine Feinde hielt. Zu welchem von ihnen sollte er jetzt Vertrauen haben? Zum dritten Male änderte er die Nachfolge und bestimmte den Thron für seinen jüngsten Sohn Antipas, weil er die älteren sämtlich für seine Feinde hielt. Allein ein Gemütszustand, der bei jedem andern Milde und Erbarmen erzeugt hätte, stimmte ihn nur noch wilder und grausamer. Ein geringes Vergehen feuriger Jünglinge ahndete er in dem Zustande des Lebensüberdrusses, an der Pforte des Grabes mit derselben Gefühllosigkeit und Härte wie zur Zeit, als noch die kühnen Träume des Ehrgeizes seine Brust schwellten. Die Pharisäer waren seine Freunde nicht, namentlich diejenigen nicht, welche Anhänger der strengen Schule Schammaïs waren. Sie unterließen nicht, in ihren Hörsälen die Jugend gegen die Idumäer und Römlinge aufzureizen. Sie konnten dies ohne Gefahr in verblümter Redeweise tun, wenn sie die Strafandrohung der Propheten gegen das Volk der Idumäer auf Herodes und sein Haus, die gegenwärtigen Idumäer, anwendeten.

Unter den Herodes und den Römern feindseligen Pharisäern zeichneten sich zwei durch Eifer und Rücksichtslosigkeit aus, Juda Ben-Sariphaï und Matthia Ben-Margalot, und waren deshalb sehr beliebt. Sobald sie von Herodes' schwerer Krankheit hörten, stachelten sie ihre Zuhörer auf, den römischen Adler über dem Tempelportale herunterzuschleudern. Ein Gerücht, das sich in Jerusalem verbreitete, Herodes sei verschieden, begünstigte das gewagte Unternehmen. Sofort drangen viele Jünglinge mit Äxten zum Tempelportale, ließen sich an Seilen hinaufziehen und schlugen den Adler herunter. Bei der Nachricht von dem Volksauflaufe ließ ein

Hauptmann die Herodianischen Truppen aufmarschieren, auf die Adlerzerstörer fahnden und vierzig derselben samt den zwei Führern gefangen nehmen. Herodes' erschöpfte Lebensgeister blitzten wieder auf beim Anblick der Opfer, die seinem Rachegefühle verfallen waren. Beim Verhöre mußte er Worte hören, die ihm bewiesen, daß er doch zu schwach war, den zähen Volkswillen zu brechen. Die Gefangenen gestanden ohne Furcht ihre Tat ein, rühmten sich derselben, und auf die Frage, wer sie dazu gereizt, antworteten sie: „Das Gesetz". Er ließ sie sämtlich als Tempelschänder lebendig verbrennen und machte Miene, die Verfolgung weiter auszudehnen, von der ihn jedoch wohl eher die Furcht als die Milde zurückgehalten haben mag. Der Hohepriester Matthia, welcher bei dieser Adlerzerstörung irgendwie beteiligt war, wurde abgesetzt und dafür ein römisch gesinnter Hoherpriester, Joasar, Sohn des Simon, aus dem Geschlechte der Boëthos, mit der Würde bekleidet, der sechste Hohepriester während der Herodianischen Regierung.

Wie sehr Herodes aber auch den Mund verstummen machte, welcher ihm seine Ruchlosigkeit vorwarf, und die darüber entrüsteten Verkünder den Flammen überlieferte, er konnte es doch nicht verhindern, daß einer seiner Zeitgenossen ein Bild von seinen Untaten und seiner verzweifelten Gemütsstimmung in seinen letzten Regierungsjahren der Nachwelt hinterlassen hat. Dieses Bild, wie vorsichtig verhüllt, auch gezeichnet, ist doch so lebenswahr gehalten, daß Herodes, wenn es ihm zu Gesichte gekommen wäre und er es verstanden hätte, vor Entsetzen über seine eigene Verworfenheit hätte vergehen müssen. Es war ein bedeutender Künstler, der dieses Schattenbild gezeichnet und in den Rahmen der Zeit eingefügt hat mit allem Elend und Jammer, welchen dieser König von Römergnaden über alle Klassen der Bevölkerung Judäas gebracht hatte. Auch die Verzerrungen, welche die Herodianische Trug- und Blutregierung im Volksleben erzeugt hat, verstand dieser Künstler in dem Zeitbilde kenntlich hervortreten zu lassen. Hätte er seine oft überraschenden Gedanken in zusammenhängender Reihenfolge entwickelt und in einen abgerundeten Guß gebracht, so hätte sich sein Werk den vollendeten Kunstwerken anreihen können. Er stellte aber seine Betrachtungen und Nutzanwendungen über die Verkehrtheit seiner Zeit sprunghaft dar, ohne vermittelnde Übergänge, öfter in rätselhafter Sprache, bald in spöttischem Tone und in ironischen Wendungen, dann wieder mit Schmerzensausrufen. Kohélet wird dieser Künstler und sein eigenartiges Buch genannt, welches alles dieses und noch viel Gedankenanregendes enthält. Kohhéet ist aber der Name des Königs, dem der unbekannte Verfasser die Betrachtungen über die Verkehrtheiten eines Königs und der Zeit in den Mund legte. Er läßt den König, der so hoch und weit hinausstrebte

und so kläglich mit Verzweiflung im Herzen seinem Ende entgegensah, sich selbst geißeln, sich selbst zum Warnungsbilde aufstellen. Er läßt ihn, nachdem er sich lebenslänglich abgemüht, das Bekenntnis ablegen: „Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel“.

Kohélet ist aber nicht bloß eine Satire auf den König, seine Mißregierung, den Mißerfolg seiner Bestrebungen und auf die Verkehrtheit der Zeit, sondern auch eine philosophische Ermahnung, sich nicht von den trostlosen Erscheinungen der Zeit niederdrücken zu lassen, den Gleichmut nicht zu verlieren. Das Buch geht dabei von einer eigenen religiösen Anschauung aus, die nicht nur von der seiner Zeit, sondern auch von der aller Zeiten abweicht. Die darin dargestellte Frömmigkeit trägt nicht die angekränkelte Farbe des düsteren Brütens und der Traurigkeit über die Schlechtigkeit der Welt, sondern die gesunde des sicheren Vertrauens auf den Lenker derselben, daß dieser von Anfang an alles zum besten gefügt und geordnet habe. Bei allem Elende, welches Herodes über die judäische Nation gebracht, bei aller Zersetzung, die er verursacht hatte, war denn doch so viel Geisteskraft im Volke geblieben, ein so durchdacht angelegtes literarisches Erzeugnis zu schaffen — wohl das letzte aus der nachexilischen Zeit.

Nach einer kurzen und spannenden Einleitung über den ewigen Bestand der Welt in dem ewigen Fluß aller Dinge führt das Buch den König Kohélet ein, wie er zum Bewußtsein der Eitelkeit seiner Bestrebungen gekommen ist. „Ich, Kohélet, bin König über Jerusalem geworden und gab mein Herz hin, mit Weisheit zu erforschen und zu erspähen alles, was unter dem Himmel geschieht — ein böses Geschäft, das Gott den Menschen gegeben, sich damit zu quälen. Ich habe nämlich alles Tun gesehen, das unter dem Himmel geschieht, und sieh' da, alles ist Hauch und Jagd nach dem Wind“. Das Selbstgeständnis des Königs von der an sich selbst erfahrenen Enttäuschung geht noch weiter. „Ich sprach mit meinem Herzen: „„Sieh' da, ich bin groß geworden und habe mehr Weisheit erlangt als alle vor mir in Jerusalem. Wohlan, ich will mein Herz in Freuden und Genüssen des Angenehmen erproben ... Alles, was meine Augen begehrten, entzog ich ihnen nicht. Denn mein Herz ollte sich an meiner Mühe freuen““. Da sah ich aber nach allen meinen Werken, die meine Hände geschaffen, und sieh' da — alles Hauch und Jagd nach Wind und kein Gewinn unter der Sonne ... Und ich hasse das Leben, denn mir mißfällt das Tun, welches unter der Sonne geschieht; ich hasse all' mein Mühen, daß ich es einem überlassen soll, der nach mir sein wird, und wer weiß, ob er weise oder töricht sein wird, und er soll über alles herrschen, um was ich mich gemüht? Das ist eben Eitelkeit.“

Noch öfter läßt der Verfasser den König solche düstere Betrachtungen über die Zukunft anstellen: „Da gibt es einen einzigen, der

keinen zweiten über sich hat, auch nicht Sohn und Bruder, und kein Ende ist allen seinen Mühen. Aber für wen mühe ich mich denn ab und lasse meine Seele darben? Das ist aber Eitelkeit und eine schlimme Sache." Sollte Herodes an diesen Zügen noch nicht zu erkennen sein, so sollten noch derbere Anspielungen auf seine verkehrte Regierung, wie er die Angesehensten heruntergebracht und gemeines Gesindel hoch erhoben hatte, die erwünschte Deutlichkeit geben: „Der Niedrige ist auf erhabene Höhe gehoben, und die Reichen sitzen in Niedrigkeit; ich sah Sklaven auf Rossen und Fürsten auf der Erde gehen wie Sklaven." Und noch deutlicher: „Weh dir, o Land, dessen König ein Sklave ist, und dessen Fürsten schon des Morgens schmausen! Glücklich, o Land, dessen König ein Freier ist, dessen Fürsten zur Zeit speisen in Tapferkeit und nicht in Trunk". — „Besser ein armseliges und kluges Kind als ein alter und törichter König, der gar nicht mehr gewarnt werden kann." Welche Ironie liegt eben darin, daß ein König selbst einen solchen König, oder ein König sich selbst an den Pranger stellt! Weil der Verfasser aber fürchtete, Opfer seiner Satire zu werden, so bricht er plötzlich ab, so oft er auf den König eine grelle Beleuchtung geworfen hat, und spricht von einem anderen Gegenstand in scheinbar harmloser Weise.

Freier durfte er sich bewegen, wenn er von den Untaten und Verkehrtheiten der Zeit sprechen wollte. „Und auch das habe ich unter der Sonne erfahren: An der Stätte des Rechtes da ist die Ungerechtigkeit und an der Stätte der Frömmigkeit da ist die Sünde. — Wiederum habe ich alle Bedrückungen unter der Sonne gesehen, da sind die Tränen der Bedrückten, die keinen Tröster haben, und in der Hand ihrer Bedrücker ist Macht, und sie haben keinen Annehmer. Da pries ich die Toten, die längst gestorben, glücklicher als die noch Lebenden und glücklicher als beide diejenigen, die noch gar nicht geboren und die die bösen Taten nicht gesehen haben, die unter der Sonne geschehen." Ironisch läßt der Verfasser den König sprechen — immer den König Kohélet selbst — „wenn du Druck des Armen und Raub an der Stätte des Rechtes und der Gerechtigkeit siehst, so wundere dich über das Ding nicht, denn ein Hoher wacht über einen anderen, und über diesen sind noch Höhere." Auch die Spioniersucht und die Angeberei der Herodianischen Regierungsweise, wodurch so viele dem dunkeln Kerker oder dem heimlichen Tode verfielen, läßt das Buch nicht ungegeißelt: „Selbst unter deinen Bekannten sollst du den König nicht verwünschen und in deinem Schlafgemach den Vornehmen nicht schmähen, denn ein Vogel des Himmels kann die Stimme entführen und der Mann der Flügel[1]) das Wort verraten."

---

[1]) Der Mann der Flügel ist wahrscheinlich eine Anspielung auf die Essäer, welche ihr Schurzzeug in zwei Zipfeln trugen.

Indessen da die Aufgabe des Verfassers nicht allein war, eine Satire auf den König zu schreiben, sondern ganz besonders die Übel zu heilen, welche dessen Mißregierung erzeugt hatte, so mußte er auch nach dieser Seite hin scharf zufahren und die Dinge beim rechten Namen nennen. Es ist nicht erstaunlich, daß beim Anblick der eingerissenen Zerrüttung aller Lebensverhältnisse im judäischen Gemeinwesen sich eine düstere, lebenssatte Stimmung in die Gemüter eingenistet hatte. Was soll aus Juda und dem Judentum werden, wenn ein Fremdling, ein Römerknecht alle Gewalt in Händen hat und diese mißbraucht, um nicht bloß das Volk zu knechten, sondern es sich selbst zu entfremden, das Gesetz zu verletzen, das Hohepriestertum zu schänden und die Patrioten noch dazu zu zwingen, ihm den Eid der Treue zu leisten und ihm die Hand zu seiner Verruchtheit zu bieten? Weh', wer das erlebt hat! Das war die Stimmung der Gemüter derer, welche Sinn und Herz für die Nation und die Lehre hatten. Jede Freude war aus Judäa gewichen, stumm ging einer neben dem anderen einher, um nicht dem Unmut unwillkürlich einen Laut zu leihen und sich und den Freund ins Unglück zu stürzen. Die Anhänger der schammaïtischen Schule, welche von ihrer strengen Lebens- und Religionsanschauung noch finsterer auf die Vorgänge blickten, faßten daher ihre Verdüsterung in den Worten zusammen: „Es wäre besser für den Menschen, wäre er gar nicht geboren." Der Tod schien vielen und besonders der in den Schulen gebildeten Jugend erwünscht. Gegen diese Lebensverachtung, welche jede Tatkraft lähmt und die Zukunft erst recht bedrohlich macht, führte der Verfasser von Kohélet einen heftigen Kampf, und ihr ist ein großer Teil des Buches gewidmet. An einer Stelle führt er die Redeweise der Vertreter dieser düstern Lebensanschauung an, um sie zu verspotten:

„Besser ein guter Name als gutes Öl,
„Und der Todestag als der Geburtstag.
„Besser ins Trauerhaus als ins Hochzeitshaus zu gehen;
„Denn das ist das Ende aller Menschen,
„Und der Lebende kann sichs zu Herzen nehmen.
„Besser Harm als Scherz;
„Denn bei trübem Blick kann das Herz glücklich sein.
„Das Herz des Weisen im Trauerhause,
„Das Herz des Toren im Freudenhause."

Darauf der Verfasser oder die von ihm eingeführte Figur: „auch das ist eitel" und Spruch gegen Spruch aufführend:

„Besser das Ende einer Sache als der Anfang,
„Besser ein Langmütiger als ein Trübsinniger."

„Sei nicht übereilt in deinem Gemüt, dich zu härmen, denn der Harm ruht im Herzen der Toren. Sprich nicht, wie ists doch, daß die

frühern Tage besser als diese waren? Denn nicht mit Weisheit fragst du so ... Sieh' das ist Gottes Werk; denn wer könnte besser machen, was er schlecht gemacht hätte? Am Tage des Glückes genieße das Glück und am Tage des Unglückes beachte, daß Gott eins dem andern entsprechend gemacht hat. „Das war die Philosophie des Verfassers, wahrscheinlich eines Sadduzäers, dem die pharisäische und essäische Überfrömmigkeit und düstere Lebensanschauung zuwider waren. Beim Anblick der Frevel und der Übel nur nicht verzweifeln und den Tod herbeirufen; da alles von Gott stammt, so hat auch das Übel seine Notwendigkeit. Alles hat Gott zu seiner Zeit gut gemacht, denn es gibt für alles eine Zeit, so soll der Mensch über das wie und warum nicht grübeln. Denn das Verkehrte kann er doch nicht besser machen und das Mangelhafte nicht ergänzen. Nur nicht grübeln! Denn je mehr Weisheit, desto mehr Harm, je mehr Wissen, desto mehr Schmerz". Der Mensch kann einmal den Grund der Dinge nicht erforschen.

Wie es kommt, daß die früheren Zeiten besser waren? „Was da war, wird wieder sein, und was geschehen ist, wird wieder geschehen, es gibt nichts ganz neues unter der Sonne. Es gibt einmal eine Sache, von der man spricht: „„Sieh', das ist neu!““ „Es war längst in frühern Zeiten, die vor uns waren; aber es ist keine Erinnerung an das Frühere blieben, und auch an das Spätere, das sein wird, wird keine Erinnerung bleiben bei denen, die noch später sein werden." „Da die Welt sich nun gleich bleibt, da ein Geschlecht vergeht und das andere kommt und die Erde für immer stehen bleibt, so ist in einer unglücklichen Zeit kein Grund zu verzweifeln, ins Trauerhaus zu gehen und sich den Tod zu wünschen. Auch sich zu härmen und zu kasteien ist kein Grund. Das Leben, da es von Gott stammt, hat seinen Wert. Für alle Lebenden gibt es eine Hoffnung; einem lebendigen Hunde geht es besser als einem toten Löwen. Die Lebenden wissen, daß sie sterben werden. Die Gestorbenen wissen aber gar nichts." Schroff stellt sich der Verfasser in Gegensatz zu denen, welche den Todestag für erwünschter hielten als den Geburtstag. „Süß ist das Licht und angenehm für die Augen, die Sonne zu schauen. Wenn der Mensch viele Jahre lebt, sollte er sich aller freuen; denn die Tage der Finsternis werden noch mehr sein. Darum freue dich, Jüngling, deiner Jugend!" — so redet der Verfasser die Träger der Zukunft an, daß sie sich nicht von den Schwarzsehenden verdüstern lassen mögen. — „Laß dich dein Herz froh machen in den Tagen deines Mannesalters, entferne Trübsinn aus deinem Leibe; denn Jugend und Manneskraft sind vergänglich."

Gegenüber den Lebensverächtern und den sich Kasteienden hielt es der Verfasser für nötig, nach der nüchternen sadduzäischen Anschauung sich recht derb auszusprechen: „Nichts ist besser im Leben

als zu essen und zu trinken und sich seines Lebens zu freuen. Denn es ist eine Gabe Gottes" und darum nicht zu verachten. — „Geh, iß in Freuden dein Brot und trinke mit freudigem Herzen deinen Wein. Genieße das Leben mit dem Weibe, das du liebst, alle Tage deines vergänglichen Lebens." — Wie sehr muß die Weltflucht und die Enthaltsamkeit von der Ehe um sich gegriffen haben, daß ein Sittenlehrer es für seine Pflicht hielt, eine Ermahnung, die Freuden des Lebens zu genießen, an seine Zeitgenossen zu richten!

Dieser Sittenlehrer hat auch gegen den Unsterblichkeitsglauben angekämpft. Keck leugnet er das Fortleben der Seele nach dem Tode, gegenwärtig Ausgangs- und Zielpunkt der herrschenden Religionsanschauung. „Das Geschick der Menschen und der Tiere ist gleich; wie diese sterben jene, einen Vorzug des Menschen vor dem Tiere gibt es nicht. Alles ist vergänglich, alles geht zu einem Orte, alles aus Staub gewordene kehrt zum Staube zurück. Wer weiß, ob der Geist der Menschensöhne nach oben steigt und der Geist der Tiere nach unten unterhalb der Erde fährt?" Es sind offenbar gespitzte Pfeile gegen eine oder mehrere Religionsparteien gerichtet, gleichviel ob gegen Pharisäer oder Essäer. Den Überfrommen sagt er überhaupt unangenehme Dinge: „Ein und dasselbe Geschick ist für den Gerechten wie für den Frevler, für den Guten wie für den Bösen, für den Opferbringenden wie für den Nichtopferer, für den Schwörenden wie für den, der den Eid scheut." Das letzte ist an die Essäer gerichtet. „Sei nicht zu fromm und klügle nicht zu viel; warum willst du dich aufreiben? Denn es gibt keinen Frommen auf Erden, der nur gut handelte und nicht sündigte." Kohélet geißelt alle häßlichen Auswüchse, welche die Zeitlage, die Herodianische Frevelregierung, dem judäischen Volkskörper angesetzt hatte.

Aber die ewige Gerechtigkeit züchtigte Herodes noch empfindlicher, als es ein von Entrüstung und Strenge geleitetes irdisches Gericht vermocht hätte. Selbst die Freude, die sie ihm, ehe er seiner überhandnehmenden, Ekel erregenden Krankheit erlag, noch gewährte, war eine herbe Züchtigung. Von Augustus war die Erlaubnis eingelaufen, den verruchten Antipater nach Gutdünken zu bestrafen. Die Freude, an seinem Sohne Rache nehmen zu können, linderte für einen Augenblick Herodes' Schmerzen, aber im nächsten Augenblicke übermannten sie ihn derart, daß er nahe daran war, seinem Leben mit einem Messer ein Ende zu machen. Das Wehklagen, das sich infolge dieses Vorfalles im Palaste zu Jericho erhoben hatte, drang auch zu den Ohren des in demselben Palaste gefangenen Antipater. Dieser faßte wieder Hoffnung für sein Leben und beschwor seinen Kerkermeister, ihn in Freiheit zu setzen. Dieser, der nicht leichtfertig sein eigenes Leben verwirken mochte, eilte in die Gemächer des Königs, um sich von

dessen Leben oder Tod zu überzeugen. Sobald Herodes aus dessen Mund erfuhr, daß Antipater der Hoffnung Raum gegeben, ihn zu überleben, befahl er seinen Trabanten, ihn ohne Aufschub zu töten, was auch geschah. Obwohl Antipater den zehnfachen Tod verdient hatte, so war doch jedes Gemüt empört, daß ein Vater schon über seinen dritten Sohn das Todesurteil verhängte und es vollstrecken ließ. Augustus äußerte bei der Nachricht von Antipaters Hinrichtung, er möchte lieber Herodes' Schwein sein als dessen Sohn. Eine spätere Sage spann Herodes' Wut gegen seine Kinder noch grausiger aus und ließ ihn sämtliche Kinder unter zwei Jahren von Bethlehem und der ganzen Umgegend abschlachten, weil er vernommen habe, der Messias sei in diesem Flecken aus davidischem Sprosse geboren worden. Nun, von diesem Kindermorde wenigstens ist der große Verbrecher freizusprechen.

Herodes' letzte Gedanken beschäftigten sich indes noch mit einem Mordbefehle. Er ließ die angesehensten Männer Judäas zu sich nach Jericho entbieten, sie in der Rennbahn bewachen und gab seiner Schwester Salome und ihrem dritten Gatten A l e x a s den Auftrag, sie nach seinem Tode von seiner Leibwache niederhauen zu lassen, damit die ganze Nation und jede Familie den Tod ihrer Lieblinge zu beweinen habe und sich nicht der Freude über seinen Hingang überlassen sollte. Mordgedanken beherrschten ihn vom ersten Augenblicke seines öffentlichen Auftretens bis zu seinem letzten Hauche. Vier Tage nach Antipaters Hinrichtung starb Herodes (im Frühjahr 4 vorchr. Z.) im neunundsechzigsten Jahre seines Lebens. Seine Schmeichler nannten ihn „Herodes den Großen", die Nationalen aber nannten ihn nicht anders als den „hasmonäischen Sklaven". Während seine Leiche mit allem Pomp in die Ruhestätte nach Herodium unter Begleitung der thrazischen, germanischen, gallischen Leibwache und der a u g u s t e i s c h genannten Truppe geführt wurde, beging das Volk seinen Todestag festlich als einen Halbfeiertag.

Zweites Kapitel.

Archelaus und die ersten römischen Landpfleger.

(4 v. Chr. bis 37 n. Chr.)

So unglücklich auch die herodianische Regierung war, so konnte sie doch im Vergleiche zu der nachfolgenden eine glückliche genannt werden. Sie hatte wenigstens eine blendende Außenseite, war im großen Stile gehalten und entbehrte nicht eines gewissen Schwunges. Judäas Grenzen reichten unter Herodes viel weiter hinaus, als zur glücklichsten Zeit der Hasmonäerregierung. Die Städte Judäas erhoben sich in neuem Glanze, ausgestattet mit allem, was die griechische

Baukunst für den Schönheitssinn darbot, nur daß sie mehr dem Ruhme der römischen Machthaber und der herodianischen Familie, als der Nation zustatten kamen. Die Hafenplätze der Meeresküste, namentlich der von Cäsarea, wimmelten von Schiffen und belebten den Handel; freilich vermehrten die daraus gewonnenen Einkünfte nicht den Nationalreichtum. Der Tempel strahlte in verjüngter Schönheit und konnte äußerlich an die Wiederkehr der Salomonischen Zeit erinnern, nur daß die Priester gezwungen waren, für das Heil derer zu opfern, welche sie im Herzen verwünschten. Das Land genoß sogar eine gewisse Selbständigkeit; denn die römischen Fesseln waren dem oberflächlichen Blicke unsichtbar.

Dieser ganze Schein, und eben weil alles Schein war, zerrann nach dem Ableben dessen, der ihn zu behaupten gewußt. Sobald der Tod seinen Händen die Zügel entrissen hatte, trat eine Zerfahrenheit in dem öffentlichen Leben ein, welche der Vorbote neuer und anhaltender Unglückstage war. Der äußerlich zusammengehaltene Staatsbau löste sich alsbald auf, stürzte zusammen und begrub unter seinen Trümmern alles, was noch an Freiheit und Nationalität in Judäa geblieben war.

Herodes hatte von seinen zehn Frauen sechs Söhne (neben mehreren Töchtern) noch am Leben gelassen, die er in seinem Testamente zum Teil begünstigte, zum Teil hintansetzte. Wie wenig ihm an der Größe Judäas gelegen war, und wie sehr ihn in allen Angelegenheiten nur die Selbstsucht leitete, zeigte die Eröffnung des Testamentes, mit dem Ptolemäus, Bruder des berühmten Geschichtsschreibers Nikolaos von Damaskus, betraut war. Anstatt Judäa in seiner Einheit zusammenzuhalten, zerstückelte er es, um drei seiner Söhne mit Teilen desselben zu belehnen; die übrigen bedachte er gar nicht. Seinem Sohne A r c h e l a u s von der Samaritanerin M a l t h a k e hinterließ er Judäa und Samaria, seinen Bruder H e r o d e s A n t i p a s bedachte er mit dem Landesteile Galiläa und Peräa und P h i l i p p von der Jerusalemerin eine andere Tetrarchie, jenseits des Jordans, größtenteils von einer wilden Völkerschaft bewohnt, Batanäa Trachonitis, Auranitis und das Quellgebiet des Jordan unter dem Namen P a n i a s. Seiner Schwester Salome vermachte er als Belohnung für ihre Treue die Einkünfte der Städte Jamnia, Azotus und Phasaelis (im Norden von Jericho). Indes hatte Herodes diese letztwillige Verfügung und die anderweitigen Schenkungen nur als Wunsch ausgesprochen und es dem Kaiser Augustus überlassen, sie zu bestätigen oder anderweitig über Land und Nachfolger zu bestimmen. — Diese brüderlichen Erben, wie sie ohne Liebe erzogen worden, so waren sie auch nicht durch das Band geschwisterlicher Liebe untereinander vereinigt. Jeder beneidete den Anteil

des anderen; namentlich gönnte Herodes Antipas seinem Bruder Archelaus weder die größeren Landesteile, noch den Königstitel, da er in einem früheren Testamente als Thronfolger bestimmt war. Salome, die Vielvermögende, empfand ebenfalls Haß gegen Archelaus und trachtete danach, ihm die Nachfolge streitig zu machen. Weil Herodes' Verfügung von einem höheren Willen abhing, bestrebten sich die dabei interessierten Personen, die Volksgunst zu erlangen, um an ihr eine Fürsprecherin bei Augustus zu haben. Salome und ihr Gatte Alexas gingen so weit, Herodes' Mordbefehl wider die in Haft gehaltenen Vornehmen des Landes unausgeführt zu lassen.

Archelaus, der noch mehr Grund hatte, sich mit dem Scheine der Volksgunst zu umgeben, betrat nach der Trauer den Tempelvorhof und versprach, auf einem in Gestalt eines Thrones errichteten Rednerstuhle stehend, die Unbill, die das Volk von seinem Vater erlitten, abzustellen und alles auf das Befriedigendste zu ordnen. Allein die Volksmenge, durch diese Nachgiebigkeit ermutigt, begnügte sich nicht mit leeren königlichen Versprechungen, sondern formulierte die Beschwerden in faßbaren Punkten und verlangte schleunige und sichere Abhilfe. Fünf Punkte waren es besonders, auf welchen das Volk hartnäckig bestand, die drückenden, regelmäßigen jährlichen Steuern sollten vermindert, die Zölle auf öffentliche Käufe und Verkäufe ganz aufgehoben, die Gefangenen, welche seit Jahren in den Kerkern schmachteten, in Freiheit gesetzt, die Räte, welche für den Feuertod der Adlerzerstörer mitgestimmt, sollten bestraft, endlich der mißliebige Hohepriester Joasar abgesetzt und ein Würdigerer an seine Stelle eingesetzt werden. Damit war aber nicht weniger verlangt, als ein neues, volkstümliches Regierungssystem einzuführen und die herodianische Tyrannei öffentlich zu brandmarken.

Wenn Archelaus auch der gute Ruf seines Vaters nicht sehr am Herzen lag, war er doch nicht imstande, auf solche Wünsche einzugehen, aber um das Volk nicht zu reizen, versprach er alles und schob die Ausführung auf, bis das Testament die Bestätigung erhalten haben würde. Aber die Volksmenge, die am Vorabende des Passah zu Tausenden zur Festfeier aus allen Teilen Judäas in Jerusalem zusammengeströmt war, aufgestachelt von den strengen Pharisäern, welche mit der Erinnerung auf den Märtyrertod der Adlerzerstörer Juda, Matthia und ihrer Jünger auf das Gemüt wirkten, ließ sich nicht abweisen, sondern trat trotzend auf. Archelaus hatte einen Aufstand zu fürchten, und um diesem vorzubeugen, sandte er eine Schar Soldaten, die Zusammenrottung auseinanderzutreiben. Aber die Soldaten wurden mit Steinwürfen empfangen und in die Flucht geschlagen. Indessen nahte der Nachmittag heran, und das Volk, mit dem Passahopfer beschäftigt, hatte vorläufig seinen Zorn

fahren lassen. Da ließ Archelaus die opfernde Menge von sämtlichen in Jerusalem weilenden Fußtruppen plötzlich überfallen und niederhauen; die Reiterei stand in der Ebene, die Flüchtigen niederzutreten. Dreitausend kamen an diesem Tage auf dem Tempelberge und in den angrenzenden Stadtteilen um, die übrigen zerstreuten sich. Herolde machten darauf in der ganzen Stadt bekannt, daß Archelaus die Passahfeier für dieses Jahr (4) verböte, jedermann sollte sich vom Tempel fernhalten. Das war die Einweihung der Archelausschen Regierung.

Obwohl seine Verwandten an seiner Stelle nicht milder verfahren wären, so tadelten sie doch seine Grausamkeit nnd bedienten sich derselben als Waffe, um als Ankläger gegen ihn vor Augustus aufzutreten und ihm die Thronfolge streitig zu machen. Die ganze Sippschaft reiste nach Rom, um Judäa zu den Füßen des Kaisers zu legen und von ihm die Bestätigung oder Änderung des Testamentes zu erflehen. Während ihrer Abwesenheit traten Ereignisse ein, welche den Preis ihrer Bewerbungen beinahe in andere Hände gelegt hätten. Judäa glich einem großen Kampfplatze, worauf erbitterte Gegner gegeneinander losrennen. Häuptlinge warfen sich in mehreren Teilen als Könige oder Volksführer auf, für und gegen die Freiheit kämpfend. Das Blut der erschlagenen Kämpfer, das Geschrei der wehrlos Erwürgten, der Rauch der eingeäscherten Städte erfüllten jedes Herz mit Grauen und schienen den Untergang Judäas herbeizuführen. Die tragischen Ereignisse des ersten Jahres nach Herodes' Tod bezeichnet die Chronik mit dem Ausdrucke „Kriegsepoche des Varus", des Statthalters von Syrien, bekannt durch seine spätere Niederlage gegen die Germanen. Die Leiden, die infolge der Einmischung dieses Legaten Quintilius Varus über Judäa hereinbrachen, standen in keinem Verhältnis zu der Dauer des Aufstandes und Kampfes. Er war nach der Abreise der herodianischen Familie auf Archelaus' Veranlassung in Jerusalem geblieben, um den Ausbruch eines Aufstandes in Abwesenheit der Fürsten im Keime zu ersticken. Die Arbeit fiel ihm nicht schwer, da die den Herodianern feindlichen Patrioten weder nach einem Plane handelten, noch bewaffnet waren, sondern sich von ihrem Hasse zu unklugen Demonstrationen hatten hinreißen lassen. Hierauf hielt Varus seine Anwesenheit in der judäischen Hauptstadt für überflüssig und begab sich auf seinen Posten nach Antiochien, ließ aber doch eine hinlängliche Truppenzahl zurück, um jedem erneuerten Versuch zu begegnen. Kaum war der Statthalter abgezogen, so traf ein anderer römischer Plagegeist in Jerusalem ein, Augustus' Schatzmeister Sabinus, welchen sein Herr abgesandt hatte, Herodes' Schätze und vermutlich auch den Tempelschatz mit Beschlag zu belegen, als wenn der Kaiser der rechtmäßige Erbe des herodianischen

Nachlasses gewesen wäre. Sabinus muß nichts gutes im Sinne gehabt haben, denn obwohl er Varus versprochen hatte, bis zur Entscheidung des herodianischen Testamentes in Cäsarea zu verweilen, beschleunigte er doch seine Reise nach Jerusalem. Weil ihm aber die von Archelaus bestellten Hüter der Schätze nicht willfährig waren, reizte er die Menge förmlich zu einem Aufstande, um Veranlassung zum Einschreiten zu haben.

Indessen rückte das Wochenfest heran, welches abermals eine Menge Volkes nach Jerusalem führte, von der die meisten mit dem Gedanken gekommen waren, gegen die Römer und Herodianer einen Schlag zu führen. Der Kampf blieb nicht aus; die Volksmassen, welche Führer gefunden hatten, nahmen den Tempelberg und den Hippodrom ein und bedrohten die Römer, welche im Palaste des Herodes in der Oberstadt ihr Quartier hatten. Sabinus hielt sich für verloren, ermunterte einerseits von der Höhe eines Turmes, wohin er sich zur Sicherheit zurückgezogen hatte, die Römer zum Angriffe auf den Tempel und sandte anderseits Eilboten an Varus, Verstärkung zu ihm stoßen zu lassen. Die judäischen Angreifer wären vermittelst der Geschosse und Steine, die sie von der Tempelmauer auf die Römer schleuderten, Sieger geblieben, wenn die Feinde nicht brennbare Stoffe auf das Dach der Säulengänge geworfen hätten, wodurch diese in Brand gerieten. Das Feuer griff so schnell um sich, daß die Kämpfenden nicht Zeit hatten, sich zu retten, und teils im Feuer, teils durch die Schwerter der Römer, teils durch Selbstmord aus Verzweiflung umkamen. Sobald der Tempel von seinen Verteidigern verlassen war, stürzten sich die Römer, von dem Schatze angezogen, in die Vorhöfe. Sabinus allein soll sich vierhundert Talente angeeignet haben. Andere Verwüstungen, die die Römer im Tempel angerichtet, sind in den Quellen nur angedeutet. — Der Raub des Tempelschatzes, die Entweihung des Heiligen und die Zerstörung der Tempelhallen kaum zehn Jahre nach ihrer Vollendung fachten Wut und Mut zu neuem Angriffe gegen Sabinus an. Selbst die meisten herodianischen Truppen gingen zu den Unzufriedenen über und halfen die Römer bekämpfen. Nur Gratus, Anführer des herodianischen Fußvolks, und Rufus, ein Reiterhauptmann, die zusammen dreitausend Soldaten befehligten, blieben den Römern treu. Die Aufständischen belagerten hierauf den herodianischen Palast, legten Minen, die Türme zum Sturze zu bringen, und drohten den Römern mit dem Schlimmsten, wenn sie nicht sofort abzögen. Sabinus schwankte zwischen der Furcht, von den Judäern besiegt, und der Hoffnung, mit dem von Varus erwarteten Zuzug Meister des Aufstandes zu werden, und hielt sich in den Zitadellen des Palastes.

Diese Vorgänge entfesselten in allen Teilen Judäas alle Gräuel der Anarchie, die indessen, wenn sie von einsichtsvollen Führern zu einem, die ganze Nation elektrisierenden Ziel geleitet worden wäre, den Streit der Herodianer um die Krone noch auf eine andere Weise entschieden hätte, als diese erwartet haben. Aber weil die im ganzen Lande herrschende Aufregung und Erbitterung keinen Sammelpunkt fand und von Abenteurern selbstsüchtig ausgebeutet wurde, schadete sie der Nation mehr, als den Feinden. Zweitausend Soldaten, die von Herodes kurz vor seinem Tode entlassen worden waren, vermutlich Idumäer, beunruhigten den Süden. Ein gewisser Simon, ein Sklave des Herodes, imposant durch seine Gestalt und Schönheit, sammelte eine Schar Unzufriedener um sich, die ihn als König anerkannte, und verbrannte den königlichen Palast in Jericho und andere Burgen. Ein Namenloser aus Peräa verbrannte mit seiner Horde den königlichen Palast in Bethramta (Livias) unweit des Jordans. Ein dritter Abenteurer, ein Hirte mit Namen Athronges, von riesiger Größe und Körperkraft, von vier ähnlichen Brüdern unterstützt, setzte sich das Diadem auf, band mit den Römern an, schnitt ihnen die Zufuhr ab und hielt sich so tapfer, daß er am schwersten zu besiegen war und sein Unwesen am längsten fortsetzen konnte. Nur ein einziger Freischarenführer hatte ein festes Ziel im Auge und hätte den Römern und Herodianern am meisten schaden können, wenn er von Gleichgesinnten und dem Glücke unterstützt worden wäre. Es war Juda, bekannt unter dem Namen der Galiläer, aus Gamala in Gaulanitis gebürtig, ein Sohn jenes Ezekia, an dessen Besiegung und Hinrichtung Herodes sich seine ersten Sporen verdient hatte. Von Haß gegen Rom und das herodianische Haus und von Liebe zu der Nation mit der Muttermilch genährt, rief Juda der Galiläer eine Partei ins Leben, welche später die ganze Nation beherrschte und den Römern mehr zu schaffen machte, als die Gallier und Germanen — die Partei der Eiferer (Zeloten). Mit seinem Feuereifer und glühenden Römerhaß entzündete er die Gemüter und gewann einen beträchtlichen Anhang unter dem kräftigen Menschenschlage der Galiläer. Mit diesem überfiel er die Waffenkammern der galiläischen Hauptstadt Sepphoris, bewaffnete seine Leute, besoldete sie mit dem vorgefundenen Gelde und wurde der Schrecken der römisch Gesinnten.

Dringender noch als Sabinus mahnten die Vorgänge in der Nähe von Syrien den Statthalter, dem Aufstande zu begegnen und den gefährdeten römischen Truppen zu Hilfe zu eilen. Wie sehr muß die Schilderhebung der Judäer Varus in Angst versetzt haben, daß er nicht nur die ganze verfügbare römische Truppenmacht, über 20 000 Mann, ausrücken ließ, sondern auch die Hilfstruppen der be-

nachbarten kleinen Fürsten unter die Waffen rief. Der Nabatäerkönig Aretas, froh, eine Gelegenheit zur Rache an den Judäern, seinen Besiegern unter Herodes, zu haben, stellte von selbst seine Truppen dem römischen Feldherrn zur Verfügung, und da er die Vorhut des römischen Heeres bildete, so verheerte er die Städte und Dörfer, die seine Truppen durchzogen, durch Plünderung und Brände. Eine Abteilung seines Heeres hat Varus nach Galiläa detachiert, welche gegen Juda, den Galiläer, operieren sollte. Der Kampf um den Besitz von Sepphoris scheint sehr heiß gewesen zu sein, denn Varus ließ die Stadt in Flammen aufgehen und die Einwohner als Sklaven verkaufen; Juda der Galiläer entkam aber glücklich. Ebenso erging es der Stadt Emmaus im Westen, wo Athronges gehaust hatte, die Einwohner hatten sich jedoch durch die Flucht gerettet. In Jerusalem angekommen fand Varus leichte Arbeit, indem die Belagerer des Sabinus, von den einrückenden Truppen erschreckt, den Kampf aufgaben. Er ließ nichtsdestoweniger auf die Schuldigen fahnden und zweitausend Gefangene ans Kreuz schlagen. Das war das Ende des Aufstandes, der dem aufwallenden Zorne sein Entstehen verdankte, wobei aber die Klugheit nicht zu Rate gezogen worden war. Er brächte Judäa nur noch in schimpflichere Abhängigkeit von Rom; eine Legion blieb zur Überwachung von Jerusalem. — Während dieser Zeit bettelten die Herodianer vor Augustus' Thron um die judäische Krone und überzeugten ihn durch ihre kriechende Gesinnung und ihre gegenseitige Beschuldigung, daß sie allesamt unwürdig zum Herrschen waren. Ehe noch Augustus die Entscheidung getroffen hatte, kam eine judäische Gesandtschaft, aus fünfzig der angesehensten Männer bestehend, von Varus ermutigt, nach Rom, um gegen das herodianische Regiment Klage zu führen und den Machthaber zu bitten, Judäa als eine mit Syrien verbundene römische Provinz zu erklären, im übrigen aber der judäischen Nation Freiheit in inneren Angelegenheiten zu gewähren. Da das Verlangen der Gesandtschaft von 8000 römischen Judäern unterstützt wurde, mußte sie Augustus zu Worte kommen lassen. Die Gesandten ergossen sich in Anklagen gegen Herodes, der die Besten des Landes getötet und den Reichtum ausgesogen, um fremde Städte damit zu beschenken, und im Lande Verarmung zurück gelassen habe. Dennoch bestätigte Augustus, nachdem er sie und die Kronprätendenten angehört hatte, im Ganzen das herodianische Testament, nur daß er Archelaus nicht den Königstitel bewilligte, sondern ihn nur als Volksfürsten (Ethnarchen) anerkannte, mit dem Versprechen jedoch, wenn er sich dessen würdig zeigen sollte, ihm den Glanztitel später hinzuzufügen. Augustus mußte aus Anstandsrücksichten gegen einen Fürsten, der nächst seinem Egoismus den Römern mit Eifer und Ergebenheit gedient, und den er als Freund behandelt hatte, dessen letztwillige

Verfügung ehren. Der kaiserliche Schatz büßte nichts dabei ein, ob Judäa unter dem Titel einer Ethnarchie oder einer Provinz von Rom abhängig war.

Archelaus' Regierung war kurz und bedeutungslos (4 v. Chr. bis 6 n. Chr.). Von Herodes' Eigenschaften sind nur seine Baulust und seine Kriecherei gegen die Römer auf seine Kinder und Enkel übergegangen; im übrigen waren sie Schwächlinge, und selbst ihre Tyrannei hatte etwas Kleinliches und Kümmerliches. Anfangs schien Archelaus die gegen ihn wegen des Gemetzels im Tempelvorhofe entstandene Unzufriedenheit beschwichtigen zu wollen. Er gab der öffentlichen Meinung nach, den mißliebigen Hohenpriester Joasar aus dem Hause Boëthos abzusetzen, und ernannte an seiner Stelle dessen Bruder Eleasar, der sich auch nicht lange behauptete und einen gewissen Josua aus der Familie Seth zum Nachfolger erhielt. Dieser mußte wiederum Joasar Platz machen — drei Hohepriester in dem kurzen Zeitraume von neun Jahren. — Die Empfindlichkeit der Frommen verletzte er durch seine Heirat mit seiner Schwägerin Glaphyra, der Witwe seines hingerichteten Bruders Alexander, die nach jüdischem Gesetze verpönt ist. Sonst ist aus Archelaus' Leben wenig bekannt; er wurde, von Judäern und Samaritanern des tyrannischen Verfahrens angeklagt, von Augustus zur Verantwortung gezogen, entthront und ins Exil nach Gallien unter die Völkerschaft der Allobroger nach der Stadt Vienna verbannt (6 nachchristl. Zeit). Die Landesteile Judäa und Samaria wurden zum Reichskörper geschlagen. Die Fürstentümer des Herodes Antipas und des Philipp blieben aber in ihrem frühern Verhältnisse. Nur die Städte, welche Salome gehörten, besonders Jamnia (Jabneh), gingen in das Privateigentum des Augustus über, weil diese sie bei ihrem Ableben der Kaiserin Livia geschenkt hatte.

Judäa war also, nachdem es seit hundertundfünfzig Jahren unter eigenen Fürsten eine wirkliche oder scheinbare Unabhängigkeit behauptet hatte, vollständig unter römische Botmäßigkeit gebracht und mit der Statthalterschaft von Syrien vereinigt, in welchem Verhältnisse es mit Abzug von wenigen Jahren bis zum letzten Aufstande verblieb. Der kaiserliche Vertreter in Judäa, welcher den Titel Prokurator (Landpfleger) führte, hatte seinen Sitz in der Küstenstadt Cäsarea, welche von dieser Zeit an die gehässige Nebenbuhlerin Jerusalems wurde. Der römische Landpfleger hatte über die Ruhe und Ordnung des Landes zu wachen, die pünktliche Ablieferung der Abgaben aller Art zu betreiben, und besaß auch die Befugnis, Todesstrafe zu verhängen und die peinliche Gerichtsbarkeit des judäischen Gerichtshofes zu überwachen. Dadurch war die Autorität des Synhedrialkörpers und seine politische Bedeutung, die er

schon während der herodianischen Regierung eingebüßt hatte, fast auf nichts heruntergebracht. — Wie in die Synhedrialfunktion, so maßten sich die Römer auch die Einmischung bei Besetzung des Hohenpriestertums an. Der Landpfleger ernannte fortan die Hohenpriester und entsetzte sie wieder, je nachdem sie den römischen Interessen förderlich oder hinderlich waren, hielt den hohenpriesterlichen Ornat in Gewahrsam, um ihn nur zu den drei Hauptfesten und für den Versöhnungstag auszuliefern. Die hohenpriesterlichen Gewänder lagen in einem Saale der Burg Antonia unter Schloß und Riegel, welche von den Tempelbeamten vor der Festeszeit gelöst und nach Ablieferung derselben im Beisein eines römischen Aufsehers wieder angelegt wurden. Der erste Landpfleger, den Augustus für Judäa ernannt hatte, war der Reiteroberst Coponius. Mit ihm zugleich kam der syrische Statthalter Quirinius (6 bis 7), um Archelaus' Privatvermögen als konfisziertes Gut mit Beschlag zu belegen und den römischen Zensus einzuführen, d. h. die Volkszahl aufzunehmen und die Ländereien abzuschätzen, um demgemäß die Steuerfähigkeit des Landes zu ermessen. Für jede Person sollte eine Kopfsteuer erhoben werdne, selbst für die Frauen und Sklaven, wovon nur weibliche Kinder unter zwölf, männliche unter vierzehn Jahren und Greise ausgenommen waren. Außerdem wurde noch Einkommensteuer eingefordert und von den Viehzüchtern ein Teil der Herde. Die Steuern von Grund und Boden sollten in Abgaben von der Ernte geliefert werden. Diese Zumutung empörte alle Klassen der Bevölkerung in gleichem Grade, weil jeder darin einen Eingriff nicht bloß in die Staatsangelegenheiten, sondern in die Privatverhältnisse erblickte, als wenn Köpfe, Land und Vermögen Aller Eigentum des römischen Herrschers wäre, über welches er nach Belieben verfügen könnte. Man kann es den mit der römischen Staatsverfassung Unbekannten nicht verdenken, wenn sie den Zensus als eine Form der Sklaverei betrachteten und ein dem babylonischen ähnliches Exil mit bangem Herzen erwarteten. Diese, wenn auch übertriebene, doch nicht ganz ungerechtfertigte Auffassung des Zensus rief, wie keine Maßregel vorher, eine tiefe Bewegung im ganzen Lande hervor. Andere Gefühle, andere Stichwörter kommen jetzt an die Reihe. Die Frage, ob den mündlichen Gesetzesbestimmungen Gültigkeit zukomme oder nicht, weicht vor der brennenden Frage, ob man sich von den Römern knechten oder ihnen energischen Widerstand leisten sollte, und die Antwort darauf spaltet die Pharisäer selbst in zwei Lager. Die infolge des Zensus entstandene neue Parteistellung ging aus dem Schoße des Synhedrions, aus dem Kreise des Lehrhauses hervor; sie knüpft sich an die Namen Hillel, Schammaï und Juda, den Galiläer.

Hillel und Schammaï haben wohl kaum die Katastrophe

erlebt, welche Judäa in das Provinzialverhältnis zu Rom brachte. Hillels Tod hat in weiten Kreisen Trauer verbreitet; die Gedächtnisrede an seinem Grabe begann mit dem Schmerzensrufe: „O frommer, o sanftmütiger, o würdiger Jünger Esras!“ Die Anhänglichkeit des Volkes erstreckte sich auch auf seine Nachkommen; das Synhedrialpräsidium wurde seitdem in seinem Hause erblich, und es behauptete sich in dieser Würde mehr als vier Jahrhunderte. Von Hillels Sohn und Nachfolger Simon I. ist bis auf den Namen nichts bekannt; desto mehr Bedeutsamkeit erlangte die von Hillel gegründete Schule, welche den Geist ihres Gründers geerbt und treu fortgepflanzt hat. Ihre Anhänger zeigten im öffentlichen Leben dieselbe Friedfertigkeit, Sanftmut und Nachgiebigkeit wie ihr Meister und bewährten diesen Charakter während der großen Reibungen und Stürme, denen Judäa preisgegeben war.

Wie ein Unglück selten allein eintrifft, so gesellte sich zu dem Leid der Fremdherrschaft für die judäische Nation das Mißgeschick der Spaltung innerhalb des Synhedrialkollegiums, das doch die Einheit vertreten sollte. Es ging in zwei Richtungen auseinander. Neben der Schule Hillels bildete sich die Schule Schammaïs, welche den Keil bildete, um die bis dahin einheitliche Lehre für die Auslegung und Anwendung des gegebenen Gesetzes in Schrift und Überlieferung in zwei zu spalten. Diese Spaltung, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert zunahm, später zwar tief beklagt, aber nicht gehemmt, wurde auf den Umstand zurückgeführt, daß die Jünger der beiden Schulen der Belehrung ihrer Meister nicht die volle Aufmerksamkeit zugewendet, sondern sich in politische Händel gegen die Herodianer eingelassen hatten, die sie tief gehaßt und verabscheut haben.

Wie die Hilleliten die Sanftmut ihres Meisters zur Richtschnur genommen, so eiferte die Schule Schammaïs ihrem Stifter in Strenge nach und übertraf noch dieselbe. Als wenn den Religionsvorschriften gar nicht genügt und die Grenzen des religiös Verbotenen nicht weit genug ausgedehnt werden könnten, verfuhren die Schammaïten bei der Gesetzesauslegung so erschwerend, daß diejenigen ihrer Entscheidungen, welche einen erleichternden Charakter haben, als merkwürdige Ausnahmen aufgezählt werden. So dürfe nach ihrer Ansicht keine Arbeit vor dem Sabbat begonnen oder übergeben werden, die am Sabbat auch ohne Hinzutun eines Judäers vollendet wird. Man dürfe am Sabbat weder Geldsummen zu wohltätigen Zwecken aussetzen, noch Unterhandlungen über Verlöbnisse oder Unterricht der Kinder pflegen, noch Kranke besuchen, noch Leidtragende trösten. In den Bestimmungen über levitische Reinheit von Personen, Gefäßen und Kleidern hatten die Schammaïten Übertreibungen, welche sie den Essäern näher brachten. Ebenso er-

schwerend waren sie in betreff der Ehegesetze. Scheidungen ließen die *Schammaiten* nur in Fällen unzüchtigen Betragens von seiten der Frau zu. Eine kaum faßbare Peinlichkeit machten sie für die Beobachtung der religiösen Gesetze zur allgemeinen Regel. Die Empfehlung der großen Versammlung, einen Zaun um das Gesetz zu ziehen, daß es nicht übertreten werde, überboten sie in Übereifer, machten Gesetze um Gesetze, Zaun um Zaun und verboten das Gestattete, weil im alleräußersten Falle ein Gesetz verletzt werden könnte. Dabei waren sie stets von Gewissensbissen gequält, ob sie nicht unwissentlich sich hätten etwas zuschulden kommen lassen. Die Schule *Schammais* hat das pharisäische Prinzip auf die Spitze getrieben und da ihr Anhang im Synhedrion zahlreich war, so setzte sie meistens ihre Beschlüsse gegen die maßhaltende Ansicht der Hilleliten durch.

Einzig und allein der milden Nachgiebigkeit der Hillelschen Schule ist es zuzuschreiben, daß nicht infolge der Schulstreitigkeiten der innere Frieden gestört wurde und zwischen den Anhängern beider Schulen, die in so vielen Punkten auseinander gingen, ein leidliches Verhältnis herrschte. So streng die *Schammaiten* in betreff der Gesetzesauslegung waren, ebenso düster waren sie in ihren Lebensansichten und abstoßend gegenüber denen, welche sich als Proselyten dem Judentume anschließen wollten. Kam ein Heide zu einem *Schammaiten*, um von ihm in das Judentum aufgenommen zu werden, so konnte er auf einen unfreundlichen, abweisenden Empfang gefaßt sein. Die *schammaitische* Schule liebte die Proselyten nicht, sie hatte an den proselytischen Herodianern traurige Beispiele, wie verderblich dem Judentume Halbjudäer werden können. So strenge sie aber auch in der Auslegung des Gesetzes waren, so entbanden sie doch von dieser Strenge das judäische Heer, das gegen die Nationalfeinde in den Krieg zog. Hatte man früher Bedenklichkeiten in bezug auf Kriegführen am Sabbat, ob man einen versuchten Sturm auf die Besatzung abwehren dürfe, so sprachen sich die *Schammaiten* unbedingt dafür aus, wenn man eine Belagerung einer feindlichen Stadt vor Sonnabend unternommen habe, so dürfe man mit Verletzung sämtlicher Sabbatbestimmungen die Belagerung fortsetzen, bis die Festung zum Falle gebracht ist. Die *Schammaiten* hatten auch im Volke einen so großen Anhang, wie unter den Synhedristen; ihre religiöse Strenge wie ihr Heidenhaß fanden mehr Anklang als die Nüchternheit und Friedfertigkeit der Hilleliten. Jene bildeten daher immer die Mehrzahl und konnten daher ihre Beschlüsse durchsetzen. Mit ihnen geistesverwandt war die Partei der Zeloten, welche *Juda, der Galiläer*, von fanatischem Römerhasse erfüllt, stiftete. Diese *Eiferer* nannten sich nach dem Namen ihres Hauptstifters auch *Galiläer*. Das Stichwort, das Juda

der Zelotenpartei gab, und das von einem Schammaïten (Zaddok) gierig aufgenommen worden zu sein scheint, war, daß es das göttliche Gesetz verletzen hieße, wenn man den römischen Herrschern Gehorsam leistete, nur Gott allein gebühre die Herrschaft, und nur er könne Gehorsam verlangen. Man müsse daher mit dem Aufgebot aller Kräfte, mit Aufopferung des Vermögens, der Familie und des eignen Lebens die Anmaßer bekämpfen, welche an Gottes Statt Untertanenpflicht von den Judäern verlangen. Als Vorbild eines Eiferers wurde „Pinehas“ aufgestellt, welcher ganz allein einem pflichtvergessenen Stamme und der schlaffen Nation gegenüber für Gott geeifert hat, den Stammesfürsten Simri zu töten, welcher mit den Midjaniterinnen Buhlerei getrieben hatte. Der judäische Staat, dessen Oberherr Gott und dessen Verfassung sein Gesetz sein oll, müsse republikanisch regiert werden. Solche Grundsätze, dilə jedermann faßlich waren, fanden um so mehr Eingang, da das römische Joch auf der Nation immer drückender wurde. Das Ziel, die Erringung der Freiheit, elektrisierte Jünglinge und Männer. Anfangs nur von den Schammaïten unterstützt, vergrößerte sich die zelotische Partei, als die Römer die Zügel noch straffer anzogen.

Sobald Quirinius den Befehl erlassen hatte, daß ein jeder die Zahl seiner Familienglieder, seiner Ländereien und sein Vermögen auf einer Rolle angeben sollte, gaben die Zelotenführer Zaddok und Juda Zeichen zum energischen Widerstande. An einigen Orten scheint es zu Widersetzlichkeiten gekommen zu sein. Die Gemäßigten dagegen und der Hohepriester Joasar suchten die Gemüter zu beruhigen und die Aufregung zu dämpfen. Aber so verhaßt blieb das römische Abgabensystem, daß jeder, der sich dabei beteiligte, sei es als Steuerpächter oder als Zöllner, für ehrlos erklärt, in der guten Gesellschaft nicht gelitten wurde und als Zeuge keinen Glauben fand. Nur solche, welche aus Eigennutz oder Leichtsinn einen unfrommen Lebenswandel führten, gaben sich dazu her, das Zollamt zu übernehmen; Zöllner und Gesetzübertreter wurden daher gleichbedeutende Schimpfnamen. Eine andere Veränderung trat durch die römische Besitznahme von Judäa ein, daß die öffentlichen Urkunden, selbst Scheidebriefe, nach den Regierungsjahren der Kaiser ausgestellt werden mußten, während man bisher nur nach den Jahren der judäischen Regenten zählte. Auch dagegen waren die Zeloten empfindlich und warfen den gemäßigten Pharisäern, die sich auch darin nachgiebig gezeigt hatten, Lauheit in religiösen Dingen vor. „Wie dürfe man die Schändung begehen, in der Formel des Scheidebriefes „„nach dem Gesetze Moses und Israels““ Mose neben den Namen des heidnischen Herrschers zu reihen und solchergestalt den geheiligten Namen des größten Propheten auf gleiche Stufe mit dem des Herrschers

zu setzen." Um die feindliche Stimmung im Volke wegen des Zensus einigermaßen zu beschwichtigen, mußte Quirinius ein Zugeständnis machen. Er setzte den mißliebigen Hohenpriester Joasar ab und ernannte an dessen Stelle einen Namens Anan aus der Familie Seth.

Der Verlust des letzten Restes der Selbständigkeit nach Herodes' Tod übte einen Rückschlag auf das innere Leben des Volkes aus. Während der anarchischen Zerfleischung wanderten die Ruheliebenden nach den Nachbarländern, Syrien, Kleinasien und auch nach den Euphratländern aus; die ersten Ansiedler zogen andere nach, und das heilige Land war durch die häufigen Auswanderungen mit Entvölkerung bedroht. Diesem Übelstande gedachten die Vertreter des Judentums entgegenzuwirken. Es gab aber in dieser Zeit nur ein einziges Mittel, irgend welche Maßregel durchzusetzen, die Bedrohung mit dem Verluste der levitischen Reinheit. Das Heiligtum des Tempels mit dem Opferwesen galt als das Höchste, wurde wie der Augapfel vor jedem Hauche von Verunreinigung und Trübung bewahrt. Vom Besuche des Tempels ausgeschlossen oder an der Darbringung eines Opfers wegen levitischer Unreinheit gehindert sein, galt als eine Art Strafe, der niemand sich aussetzen mochte. Diese Stimmung benutzten die pharisäischen Führer des Volkes, die Schammaiten und Hilleliten gleicherweise, die Auswanderung aus Palästina zu hemmen. Sie erklärten, wer auch nur einen Schritt ins Ausland gesetzt hat, wird als levitisch unrein betrachtet. Wenn diese Maßregel, welche zunächst gegen die Ahroniden gerichtet war, die Auswanderung auch vermindert hat, völlig verhindert hat sie sie keineswegs. Kleinasien, wo es vermögende und angesehene Glaubensgenossen in nicht geringer Zahl gab, übte eine Anziehungskraft aus. Diese Auswanderung nach Kleinasien führte indes religiöse Verwicklungen herbei. Ehemänner verließen ihre Frauen in Palästina, oder diese mochten nicht mit auswandern, und sie konnten nach dem Gesetze nicht dazu gezwungen werden. Es erfolgten darauf Ehescheidungen; aber die Gesetze über die Ausfertigung des Scheidebriefes waren bereits so sehr mit skrupulöser Umständlichkeit erschwert, daß ein solcher, in Kleinasien ausgestellt, Bedenken über seine religiös-gesetzliche Gültigkeit erregte. Die gesetzgebende Behörde in Jerusalem bestimmte daher, daß der Bote, welcher einen Scheidebrief für eine Ehefrau aus Kleinasien überbringt, vor Zeugen versichern müsse, daß das Schriftstück gesetzmäßig ausgestellt sei.

Durch den Übereifer der Schammaiten und die Nachgiebigkeit der Hilleliten erhielt das Judentum ein ganz anderes Gepräge, eine finstere Gestalt; es wurde eine Religion, welche die Weltflucht lehrte und empfahl. Es wurde nicht mehr gefragt, was ist

nach Moses' Fünfbuch (der Thora) erlaubt oder verboten, sondern lediglich was lehrt das „Haus Schammaïs" oder das „Haus Hillels".

Diese peinliche Religiosität veranlaßte ein für die Zukunft ersprießliches Werk, welches diese Richtung überwinden helfen sollte. Es gab nämlich in dieser Zeit bereits neben dem hochverehrten Fünfbuch Moses und den ihm nahestehenden neunzehn prophetischen Schriften, aus welchen in den Bethäusern vorgelesen zu werden pflegte, noch eine Reihe von Schriften erbaulichen Inhalts, die aber, weil sie nicht von Propheten stammten, nicht zur öffentlichen Vorlesung verwendet und daher nicht als ein Schrifttum höherer Art angesehen wurden. Es waren die Psalmen aus dem Altertume bis zu der Makkabäer Zeit gedichtet, von denen eine Auswahl im Tempel von den Levitenchören täglich und bei verschiedenen Anlässen bald in freudigen, bald in traurigen Weisen gesungen wurde. Es war das unter dem Namen des Königs Salomo angelegte Spruchbuch mit weisen Ermahnungen und Warnungen. Ferner das sinnige Buch Hiob, in welchem das Rätsel des Menschenlebens zuerst in einer anziehenden und erhabenen Dichtung zu lösen versucht wurde. Dazu gehörten noch die Klagelieder Jeremias beim Untergange Jerusalems und beim Eintritte in die babylonische Gefangenschaft, die schöne Idylle des Buches Ruth aus der Zeit nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft; das Dreibuch Chronik, Esra und Nehemia, welche die Zustände und Vorgänge nach der Rückkehr aus dem Exile darstellen. Ferner das Hohelied, welches ebenfalls unter dem Namen Salomos in einer den stürmischen Tagen vorangehenden ruhigen Zeit gedichtet wurde. Dann die beiden Bücher Daniel und Esther in der Drangsalszeit der Makkabäerkämpfe zur Tröstung und Erhebung gedichtet, und endlich das Buch Kohélet, das die trübe Zeit der letzten Vergangenheit vergegenwärtigt. Alle diese Schriften wurden nur zum Privatgebrauche benutzt; die Tierfelle, auf welchen sie geschrieben waren, dienten auch als Sattel zum Reiten oder sonstwie.

Das Synhedrialkollegium aus den beiden Schulen Schammaïs und Hillels schien aber der Mißbrauch solcher Schriften, welche doch in der heiligen Sprache verfaßt sind, und in denen — mit Ausnahme des Buches Esther — der heilige Gottesname genannt wird, als eine Entwürdigung. Aber wie dem Unfug steuern? Abermals vermöge der Strenge der levitischen Reinheitsgesetze. Diese Schriften waren nämlich meistens in den Händen der Priester (Ahroniden), welche von Abgaben für sie (Hebe, Opferfleisch) ihre Nahrung zogen. Die beiden Schulen erklärten mit einem Male, wer ein heiliges Buch auch nur berührt, gilt insoweit als unrein, daß er von den Gaben

nicht zehren dürfe, bis er sich gebadet. Das war aber zu umständlich; sie zogen es daher vor, lieber so selten als möglich mit diesen Schriften in Berührung zu kommen. Drollig genug klang diese Maßregel, daß heilige Schriften eine verunreinigende Wirkung haben sollen! Die Pharisäer, welche sie eingeführt, sind auch wirklich von ihren Gegnern, den Sadduzäern, ausgelacht wurden. Diese spotteten: „Wer ein heiliges Buch anrührt, dessen Hände sind unrein, wer aber Blätter von Tagesneuigkeiten liest, ist nicht unrein!“ Aber der Spott hat noch niemals den religiösen Übereifer entwaffnet. Die Maßregel der beiden Schulen blieb so lange in Kraft, bis die Gesetze über Reinheit und Unreinheit in Verfall kamen.

So seltsam diese Maßregel auch ist, so hatte sie doch eine ersprießliche Seite, daß diese Schriften vor dem Untergange bewahrt blieben. Es gab also seitdem drei Gattungen von biblischen Schriften: das hochheilige Fünfbuch, oder Moses Lehre, die Propheten mit der Heiligkeit zweiten Grades und die genannten Bücher mit der Heiligkeit dritten Grades. Diese wurden heilige Schriften schlechthin genannt (Hagiographen). Eine Regel (Kanon) dafür, was zu dieser Gattung gehören soll, wurde anfangs nicht aufgestellt, sondern das höhere Altertum oder der religiöse Inhalt waren eine Empfehlung für die Aufnahme und Einreihung unter die Hagiographen. Wahrscheinlich hatte Sirachs Spruchbuch, welches noch wärmer als die Salomonischen Sprüche den hohen Wert des „Gesetzes“ betont, ebenfalls einen Platz in der Sammlung gefunden. Für die Anerkennung wegen des höheren Alters richteten sich die Sammler nach der Aufschrift, die an der Spitze der Schriften angegeben war. Nur zwei Bücher erregten Bedenken, ihnen den Charakter der Heiligkeit zu verleihen, das Hohelied, welches zwar Salomos Namen trägt, aber äußerlich betrachtet, nur ein weltliches Liebeslied zu sein scheint, und der Prediger (Kohélet), der auch diesen König als Verfasser desselben andeutet, aber in seiner Zweifelsucht selbst den Glauben an die Unsterblichkeit und an eine gerechte Weltordnung in den Zweifel hineinzieht. Die Schammaïtische Schule war daher gegen die Zulassung dieser Bücher zur Sammlung der Hagiographen, und ihr Urteil scheint durchgedrungen zu sein, da die Frage über die Zulässigkeit derselben später wieder angeregt wurde. Die Gunst, die sie bei den Hilleliten gefunden, hat diese beiden Bücher, welche eine andere Tonart als die übrigen biblischen Schriften anschlagen, vor Untergang geschützt.

Am meisten beliebt wurden zwei hagiographische Schriften, der Psalter und das Buch Daniel. Die Psalmen, von denen die Zeitgenossen glaubten, daß sie größtenteils von dem königlichen Sänger David stammen, wurden fast den prophetischen Büchern

gleichgestellt. Die Leser fanden und suchten darin Anspielungen und Andeutungen auf die verschiedenen Lagen der Nation in dem Verlaufe der langen Geschichtsreihe, als wenn der Sänger diese prophetisch vorausgeschaut und auch für trübselige Zeitläufe Trost und Hoffnung angedeutet hätte. Priester und Leviten, zumeist pharisäisch gesinnt und der einen oder andern der beiden Schulen angehörig, wählten daher aus dem Psalter für den Chorgesang der Leviten für Wochentage und für Feste Klage- und Bittpsalmen aus, welche die unglückliche Lage unter der Römerherrschaft widerspiegeln, überzeugt, daß die göttliche Gnade für ihr Volk in denselben verheißen worden sei. — Das mystische Buch Daniel wurde ebenfalls in diesem Lichte betrachtet und gab Anhalt für Anwendung seiner Bilder auf die Gegenwart. Das vierte Tier, eine Allegorie für das vierte Reich, welches nach dem babylonischen, medo-persischen und griechisch-mazedonischen auftreten und alles mit Füßen niedertreten werde, das „kleine Horn“ (eine Allegorie in diesem Buche), welches Lästerungen gegen Gott ausstößt, wurde auf das länderbezwingende und völkerknechtende Rom bezogen, dessen jäher Sturz zugleich verkündet werde. Rom stand damals unter der Alleinherrschaft Augustus' auf dem Höhepunkte seiner Macht und schien für die Ewigkeit gefestigt. In der Brust derer, welche von der göttlichen Gerechtigkeit tief durchdrungen waren, lebte aber die Gewißheit, daß ein Staat, der auf Ungerechtigkeit, Knechtung und Lastern beruht, den verdienten Untergang finden werde. Die argwöhnisch jede Bewegung in Judäa überwachenden Römer hatten keine Ahnung davon, daß die Levitenchöre das baldige Ende des sündenbelasteten Rom herbeiwünschten.

Augustus' Tod (14) änderte an den judäischen Verhältnissen gar nichts; Judäa fiel dem neuen Cäsar Tiberius unter so vielen Ländern als Erbschaft zu. Äußerlich mögen sich die Provinzen unter Tiberius' Regierung nicht übel befunden haben. Er erleichterte auch auf die Klagen der Judäer wegen des unerträglichen Steuerdruckes die Abgaben und sandte einen andern Landpfleger in Valerius Gratus, der sein Amt elf Jahre verwaltete (15 bis 26). Innerlich aber war Tiberius mehr noch als sein Vorgänger und Adoptivvater gegen das Judentum eingenommen, als ahnten die cäsarischen Träger des Römertums, daß das römische Wesen und der römische Kultus durch das Judentum den Todesstoß empfangen werde. Diese Abneigung mag sich vermehrt haben, als Römer, besonders aber römische Frauen, sich dem Judentume zuneigten. Die Begeisterung der Judäer für ihre Religion und ihren Tempel bildete einen scharfen Gegensatz zu der Nüchternheit der Römer, Priester wie Laien, gegen ihren Nationalkultus. Diese religiöse Wärme verfehlte nicht, religionsbedürftige Gemüter unter den Heiden hinzureißen und Proselyten

zu erwecken. Der Untergang der Freiheit im monarchischen Rom hatte das Ideale, wofür hochgestimmte Seelen erglühten, vertilgt und das Leben so reizlos gemacht, daß sich die tiefer empfindenden Gemüter nach etwas sehnten, wofür sie schwärmen könnten. Unter Tiberius gab es daher mehrere römische Proselyten, die, den religiösen Herzensdrang zu befriedigen, Geschenke für den Tempel zu Jerusalem sandten. Gerade das Unbekannte, Fremde, Mystische übte auf die aller Idealität baren Römer eine mächtige Anziehungskraft aus. Die römischen Proselyten erregten nun Tiberius' besonderes Mißfallen. Als einmal vier jüdische Betrüger eine Proselytin Namens Fulvia, Gemahlin eines bei Tiberius angesehenen Senators Saturninus, beschwindelten, indem sie die ihnen von ihr übergebenen Geschenke für den Jerusalemischen Tempel für sich behielten, entbrannte der Zorn des Kaisers gegen sämtliche Judäer in Rom. Sie und die Proselyten wurden aus der Stadt verbannt. Tiberius' Minister Sejan, der ihn mit dämonischer Gewalt beherrschte, hat ihn dazu aufgestachelt. Tausende judäischer Jünglinge wurden infolgedessen nach der Insel Sardinien verbannt, um gegen die dortigen Räuberbanden zu kämpfen (19). Es war vorauszusehen, daß die Verbannten in dem ungewohnten rauhen Klima untergehen würden, allein dies war kein Grund für Senatoren und den harten Tiberius, milder gegen sie zu verfahren. Die Judäer in ganz Italien wurden mit Ausweisung bedroht, wenn sie nicht ihren religiösen Ritus aufgäben. Ganz besonders wurden die Jünglinge und Männer kräftigen Alters gezwungen, auch am Sabbat die Waffen im Heere zu gebrauchen, und wenn sie aus religiösen Bedenken sich dessen weigerten, wurden sie dafür hart bestraft. Das war die erste Religionsverfolgung der Judäer in Rom und überhaupt im Abendlande, der Vorläufer unzähliger anderer. — Der neue von Tiberius delegierte Landpfleger Gratus mischte sich, wie seine Vorgänger in die inneren Angelegenheiten Judäas ein; er setzte während seines elfjährigen Prokuratoramtes nicht weniger als fünf Hohepriester ab, von denen einige nicht länger als ein Jahr in der Würde blieben. Manchmal war die Beliebtheit oder Mißliebigkeit der Hohenpriester der Beweggrund für den Wechsel, öfter aber Bestechung oder launenhafte Willkür. Ausnahmsweise fungierte Joseph Kaiphas längere Zeit (ungefähr 19 bis 36). Von parteiischen Quellen wird dieser als strenger Pharisäer von blutdürstigem Charakter geschildert.

Während Judäa mit den dazu gehörigen Landesteilen Samaria und Idumäa von Landpflegern regiert wurde, behielten die davon losgetrennten Glieder, die Tetrarchie Galiläa und Peräa unter Herodes Antipas, und die andere, Batanäa mit andern Teilen unter Philipp, einen Schein von selbständiger Regierung.

Diese Glieder wurden fortan vom Staatskörper so sehr getrennt, daß sie zu Judäa in das Verhältnis des Auslands traten. Durch die Feindseligkeit der Samaritaner, deren Land als Keil zwischen Judäa und Galiläa mitten inne lag, war der Verkehr zwischen beiden losgetrennten Landesteilen noch mehr gehemmt. — Die beiden Fürsten Antipas und Philipp zeichneten sich durch nichts weiter als Baulust und Ergebenheit gegen die Römer aus. Antipas hatte zuerst Sepphoris zur Hauptstadt seiner Tetrarchie erhoben, als aber Tiberius Kaiser geworden war, baute er, obwohl er von seinem Lande nur 200 Talente bezog, eine neue Stadt in der paradiesischen Ebene des Genesarethsees, nannte sie Tiberias und verlegte seinen Sitz dahin (um 24 bis 26). Fromme Judäer scheuten aber den Aufenthalt in der neuerbauten Stadt, weil sich daselbst vielleicht von einer Schlacht her Menschengebeine fanden, wodurch die Einwohner am Tempelbesuche und an anderer, levitische Reinheit erfordernder Übung verhindert worden wären. Antipas mußte daher durch lockende Versprechungen und durch Zwang Bewohner für Tiberias herbeiziehen, und doch wurde es mehr als ein Jahrhundert von Gewissenhaften gemieden. — Philipp, der nur hundert Talente Einnahme bezog, erbaute ebenfalls zwei Städte, die eine in der reizenden Gegend der Jordanquelle nannte er Cäsarea, zum Unterschiede von der gleichnamigen Stadt am Meere mit dem Zusatze Cäsarea Philippi genannt. Die andere nordöstlich vom Genesarethsee, die früher Beth-Saida hieß, nannte Philipp Julias nach Augustus' Tochter. Die cäsarische Familie hatte nicht viel mehr Denkmäler in Rom als in Judäa. Philipp besaß indessen einen stillen Charakter, war ohne starke Leidenschaften und verwaltete sein Fürstentum siebenunddreißig Jahre (4 vor— 33 nachchr. Z.) ruhig. Antipas hingegen hatte etwas von seines Vaters Hang nach Ausschweifung und Blutgier.

Gratus' Nachfolger im Amte, Pontius Pilatus, der durch eine während seiner zehnjährigen Verwaltung (26 bis 36) vorgefallene Begebenheit eine weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt hat, zeigte gleich bei seinem Antritte, daß die judäische Nation bisher noch nicht genug Demütigung erfahren hatte, und daß sie sich gefaßt machen müßte, den Leidenskelch bis auf die Hefe zu leeren. Es genügt, um Pilatus zu charakterisieren, daß er den Posten übernahm, als der tückische Minister Sejan Kaiser und Senat erzittern machte, folglich dessen Kreatur war und von demselben nach Judäa abgeordnet wurde. Pilatus blieb hinter seinem Herrn nicht zurück. Er versuchte, was kein Landpfleger vor ihm gewagt hatte, die empfindlichste Seite der judäischen Nation zu verletzen, sie in ihren religiösen Gefühlen anzugreifen; er wollte die Judäer daran gewöhnen, den Kaiserbildern

göttliche Verehrung zu zollen. Bis dahin hatten die Führer der römischen Truppen die Scheu der Judäer vor Bildnissen, in denen sie nicht mit Unrecht Menschenvergötterung erblickten, soweit geschont, daß sie dieselben beim Einzuge in Jerusalem von den Fahnen abzunehmen pflegten. Dieser Empfindlichkeit mußten auch Herodes nnd seine Söhne Rechnung tragen; sie durften nicht auf ihre Münzen die Köpfe Augustus' oder Tiberius' prägen, so gern ihre Liebedienerei es getan hätte. Das alles wußte Pilatus recht gut, daß bis dahin auf die Bilderscheu der Judäer Rücksicht genommen wurde. Er aber gedachte diese zu verhöhnen. Heimlich ließ er die Kaiserbilder, welche auf den Standarten der Legionen waren, nach Jerusalem bringen, um sie daselbst aufzustellen. Diese Ausstellung mit göttlich verehrten Menschenbildern brachte bei den Einwohnern Jerusalems und, wie sich die Nachricht davon verbreitete, im ganzen Lande eine tiefe Aufregung hervor. Abgeordnete des Volkes eilten zum Landpfleger nach Cäsarea, ihn um Entfernung der Bilder anzuflehen. Ihnen schlossen sich auch die noch lebenden Glieder des herodianischen Hauses an. Fünf Tage lagerten die Flehenden vor dem Palaste des Landpflegers, ihn mit Bitten bestürmend. Am sechsten Tage ließ Pilatus sie durch seine Legionen erschrecken und drohte, sie niederhauen zu lassen, wenn sie nicht von ihren Bitten abstünden. Da er aber die Judäer standhaft fand, ihr Leben für Heilighaltung ihrer religiösen Überzeugung einzusetzen, vielleicht auch aus Furcht, von Tiberius zur Rechenschaft gezogen zu werden, gab er den Befehl, den Gegenstand des Anstoßes zu entfernen.

Zum zweitenmale brachte er die Einwohner Jerusalems in Aufregung. Unter dem Vorwande, eine Wasserleitung von einer zweihundert Stadien von Jerusalem entfernten Quelle anzulegen, nahm er den Tempelschatz in Beschlag. Da er selbst in Jerusalem anwesend war, so belagerte ihn die Volksmenge und stieß Verwünschungen gegen ihn aus. Er wagte aber nicht, seine Legionen einschreiten zu lassen, sondern ließ viele Soldaten, in judäische Tracht verkleidet, sich unter die Menge mischen und auf sie einhauen. Viele Judäer fanden dabei Wunden und Tod.

Drittes Kapitel.

Die Entstehung des Christentums. Johannes der Täufer und Jesus von Nazareth. (30 bis 37.)

Während Judäa noch zitterte, den Landpfleger Pontius Pilatus irgend einen Streich der Gewalttätigkeit ausführen zu sehen, der eine neue Aufregung und neue Leiden zur Folge haben könnte, rang

sich eine Erscheinung ins Leben, so klein in ihren Anfängen, daß sie nach ihrer Geburt kaum beachtet wurde, nahm aber durch die eigentümliche Art des Auftretens und von Umständen begünstigt, allmählich einen so gewaltigen Anlauf und erlangte eine so riesige Macht, daß sie der Weltgeschichte neue Bahnen vorzeichnete. Es war nämlich die Zeit gekommen, in welcher die Grundwahrheiten des Judentums, bisher gebunden und nur von Tieferdenkenden in ihrem wahren Werte erkannt, sich der Fessel entschlagen und frei hinaustreten sollten, die Völker der Erde zu durchdringen. Die Fülle hehrer Gedanken von Gott und einem heiligen Leben für den Einzelnen, wie für den Staat sollte in die Leerheit anderer Völker überströmen und ihnen einen reichen Inhalt bringen. Israel sollte seine Aufgabe, Lehrer der Völker zu werden, ernstlich zu verwirklichen anfangen. Diese uralte Lehre, sollte sie in die gottentfremdete und entsittlichte Heidenwelt Eingang finden, mußte aber neue Namen und neue Formen annehmen, wenn die Gemüter und Geister dafür empfänglich werden sollten, weil das Judentum in seinem ausgeprägten Wesen mit seinem alten Namen im allgemeinen unter den Heiden nicht beliebt war. Die neue Erscheinung, welche unter Pilatus' Landpflegerschaft auftauchte, war es nun, welche eine größere, innigere Teilnahme der Heidenwelt an der Lehre des Judentums anbahnen sollte. Aber diese Erscheinung trat durch Aufnahme fremder Elemente, durch Entfernung von ihrem Ursprunge bald in einen schroffen Gegensatz zu ihm. Die judäische Religion, welche diese Geburt in die Welt gesetzt hat, konnte keine Mutterfreuden an ihr haben, weil die Tochter sich bald unfreundlich von ihrer Erzeugerin abwandte und Richtungen einschlug, wohin zu folgen dieser unmöglich war. Diese neue Erscheinung, diese alte Lehre im neuen Gewande, oder richtiger dieses mit fremden Elementen versetzte Essäertum ist das Christentum, dessen Entstehung und erster Verlauf innerhalb der judäischen Geschichte dieser Zeitepoche fallen.

Das Christentum verdankt seinen Ursprung einem dunkeln Gefühle, das die höheren Schichten der judäischen Nation beherrschte und mit jedem Tage mächtiger wurde, je unbehaglicher und unerträglicher der politische Zustand mit seinen Folgen dem damaligen Geschlechte wurde. Die gehäuften, täglich sich erneuernden Leiden, welche die Schonungslosigkeit der Römerherrschaft brachte, und noch dazu die Schamlosigkeit der herodianischen Fürsten, die Selbstentwürdigung der hohenpriesterlichen Familien hatten die Sehnsucht nach dem in den prophetischen Verkündigungen verheißenen Erlöser, nach dem Messias (Meschiach), in einem so hohen Grade gesteigert, daß es jedem höher Begabten leicht gelingen konnte, messianisch-gläubige Anhänger zu finden, insofern er nur, sei es durch

äußere Erscheinung, sei es durch sittlich-religiöse Haltung, für sich einzunehmen vermochte. Waren die tieferen Geister ja ohnehin gewöhnt, den ganzen politischen Zustand, wie er sich nach dem babylonischen Exil gestaltete, als einen nur vorübergehenden, als eine bloße Vorbereitung zu betrachten, bis der wahre Prophet erscheinen, bis Elia wiederkommen werde, die Herzen der Väter mit den Herzen der Kinder zu versöhnen und die Stämme Jakobs wiederherzustellen.

Die messianische Zeit, die so bestimmt erwartet wurde, sollte eine ganz neue Ordnung herbeiführen, gewissermaßen „einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen". Mit dem Erscheinen Elias, welcher des Messias Vorläufer sein sollte, werde die Auferstehung der Toten eintreten und eine zukünftige Welt sich gestalten.

Daher traten denn auch innerhalb des kurzen Zeitraums von dreißig Jahren eine Reihe schwärmerischer Männer auf, welche ohne betrügerische Absicht das Joch der Leiden vom Nacken der Nation abschütteln zu können vermeinten, sich als Propheten oder als Messiasse ausgaben und Gläubige fanden, die ihren Fahnen bis in den Tod treu blieben. So leicht es aber auch war, messianisch-gläubige Anhänger zu finden, so schwer war es, sich bei der ganzen Nation als Auserwählter geltend zu machen und zu behaupten. Die Erkenntnis war durch die Vertiefung in die heiligen Bücher zu sehr geweckt, das Volk zu sehr in Parteien gespalten, von denen jede andere Ansprüche an den künftigen Erlöser stellte, als daß eine mit Messiaszeichen auftretende Persönlichkeit die ganze Nation hätte befriedigen können. Die republikanischen Zeloten, die Jünger Judas des Galiläers, erwarteten zunächst, der Messias werde dem Römerreiche ein Ende machen und das goldene Zeitalter davidischer Regierung wiederherstellen. Die Schammaïten mochten zu diesem Bilde vom Messias noch die äußerst strenge Religiosität und die tiefste Sittenreinheit hinzufügen. Die Hilleliten, minder politisch und minder fanatisch, dachten sich wohl unter dem Messias einen Friedensfürsten für die innern und äußern Reibungen. Sie alle aber waren darin einig, daß der Messias aus davidischem Geschlechte entstammt sein müsse, wie denn der Ausdruck Sohn Davids im Laufe der Zeit gleichbedeutend mit Messias geworden war. Die messianische Erfüllung müsse sich, so glaubte man damals allgemein, auch bewähren durch das Heimkehren der in alle Enden zerstreuten Stämme Israels, reich von den Völkern mit Geschenken beladen, als Sühne für die ihnen auferlegten langen Leiden. Selbst die Gebildeten, welche vom griechischen Geiste angehaucht waren, statteten die zukünftige Zeit der Herrlichkeit mit Wundern aus. Eine übermenschliche Erscheinung, nur den Frommen sichtbar, werde die verbannten und

reuigen Nachkommen Israels aus griechischen und barbarischen Landen heimführen.

Am meisten ideal malten sich wohl die Essäer den Messias und die messianische Gnadenzeit aus, sie, deren ganzes asketisches Leben nur dahin zielte, das Himmelreich und die kommende Zeit zu fördern. Ein Messias, der die Zuneigung der Essäer gewinnen wollte, müßte der Welt und ihrer Nichtigkeit entsagen, Gewalt über Dämonen besitzen und einen Zustand der Gütergemeinschaft herbeiführen, in welchem der Mammon nichts gelte, dagegen Armut und Hablosigkeit die Zierde der Menschen seien.

Von den Essäern ging auch in dieser Zeit der erste Ruf aus, der Messias müsse in kurzer Zeit erscheinen, „das Himmelreich ist nahe". Derjenige, welcher seine schwache Stimme zuerst in der Wüste erhob, dachte aber nicht daran, daß sie weithin über Länder und Meere erschallen und die Völker der Erde um das Panier eines Messias scharen würde. Er verkündete das Himmelreich nur, um die Sünder im judäischen Volk zur Buße und Besserung einzuladen. Der Essäer, welcher diesen Aufruf ergehen ließ, war Johannes der Täufer (nichts anderes, als der Essäer, der täglich im Quellwasser sich reinigte). Seine Lebensweise war ganz nach essäischem Zuschnitte. Er nährte sich von Heuschrecken und wildem Honig und trug die Tracht der alten Propheten, ein Kleid von Kamelhaaren und einen Gürtel von Leder. Johannes scheint von der Überzeugung belebt gewesen zu sein, wenn erst das ganze judäische Volk sich im Jordan unter Bekenntnis seiner Sünden baden, d. h. die essäische Lebensregel annehmen würde, daß dann die verheißene Messiaszeit nicht ausbleiben könne. Daher lud er das Volk ein, die Taufe im Jordan zu nehmen, die Sünden zu bekennen und abzulegen nnd so auf das baldige Herannahen des Himmelreiches gefaßt zu sein (um 29?).

Johannes mochte wohl mit anderen Essäern in der Wüste, in der Nähe des Toten Meeres, seinen beständigen Aufenthalt gehabt haben, um zu jeder Zeit bereit zu sein, Bußfertige über die tiefere sittliche Bedeutung der Wassertaufe zu belehren. Sicherlich war damit die Aufnahme in den Essäerorden verbunden. Es werden sich wohl nicht wenige gefunden haben, tiefere, schwärmerische Gemüter, überdrüssig der Jämmerlichkeit der Gegenwart, die zu dem essäischen Täufer hinausströmten. Wer wollte nicht zu dem großen Werke der Erlösung und der Förderung des Himmelreiches beitragen, wenn es durch etwas erreicht werden kann, was in dem Kreise des Hergebrachten und Gewohnten lag? Ob die Menge gebessert von der Jordantaufe heimkehrte und ob der symbolische Akt einen tiefen sittlichen Eindruck hinterlassen hat? Im Ganzen brauchte das judäische

Volk, namentlich in den mittleren Klassen der Städtebewohner gar nicht diese krampfhafte Erschütterung zur inneren Besserung, es war keineswegs so lasterhaft und entartet, und die Mittel, welche ihm die ausgeprägte Religionsform reichte, waren hinlänglich, es auf dem Wege des Guten zu erhalten. Nach zwei Seiten hin hätte vielleicht Johannes Aufruf zur Bußfertigkeit heilsam wirken können, nach oben und nach unten, auf die durch die Römer verdorbenen Aristokraten und Reichen und auf das durch die vielfachen Kämpfe verwilderte Landvolk. Aber die Großen verlachten wohl den Schwärmer, welcher durch die Jordantaufe die Wunder der messianischen Zeit herbeizuführen gedachte, und die Söhne der Scholle waren zu stumpfsinnig, um dem Rufe zur Besserung zu folgen.

Johannes' Aufruf war viel zu harmlos und ging zu wenig über den Kreis gewohnter Vorstellungen hinaus, als daß er Anstoß bei der herrschenden Partei der Pharisäer hätte erregen können. Die Jünger, die sich ihm näher angeschlossen und die Lebensweise des Meisters fortgeführt haben, beobachteten das Gesetz in aller Strenge und fügten sich selbst den äußerlichen Fastengeboten. Wenn die Pharisäer, d. h. in der damaligen Zeit die Hilleliten und Schammaïten, auch nicht sehr von der essäischen Schwärmerei und Übertreibung eingenommen waren, so befanden sie sich doch mit den Morgentäufern in keinem Gegensatze.

Von dieser Seite her hatte Johannes wohl kein Hindernis für seine Wirksamkeit, aber die Herodianer waren argwöhnisch gegen einen Mann, der einen Volkszudrang hatte, und der durch Schlagwörter, welche die Herzen aufs tiefste berührten, zu jeder Unternehmung hätte hinreißen können. Herodes Antipas, in dessen Gebiet Johannes sich aufgehalten, soll seine Trabanten abgesandt haben, ihn gefangen zu nehmen und in Haft zu bringen. Ob er längere Zeit im Kerker geblieben und noch erlebte, wie einer seiner Jünger als Messias verehrt worden, wie man sich später erzählte, das alles ist wegen Unzuverlässigkeit der Quellen zweifelhaft. Gewiß ist es aber, daß ihn Antipas enthaupten ließ. Die Erzählung von Herodias und ihrer jungen Tochter, welche der Mutter das blutige Haupt des Täufers auf einer Schüssel überbrachte, kann unmöglich geschichtlich wahr sein. — Nach der Gefangennahme des Täufers haben einige seiner Jünger sein Werk fortgesetzt, unter denen keiner einen so gewaltigen Erfolg hatte, wie Jesus aus Galiläa. Der Jünger wurde bald größer als der Meister.

Jesus (Jeschu, abgekürzt von Jeschua, geb. um 4 vorchristl. Zeit) aus Nazareth, einem Städtchen in Niedergaliläa südlich von Sepphoris, war der erstgeborene Sohn eines sonst unbekannten Zimmermeisters Joseph von seiner Frau Mirjam oder Maria, den sie mit noch

vier Söhnen, Jakob, José, Simon und Juda, und einigen Töchtern geboren hatte. Ob Joseph, Jesu Vater, oder seine Mutter von davidischem Geschlechte abstammte, ist geschichtlich unerwiesen und auch unerweisbar. Aus Jesu Jugendzeit ist auch nicht eine einzige Spur bekannt geworden.

Das Maß seiner Kenntnisse läßt sich nur aus dem Bildungszustande seines engeren Vaterlandes einigermaßen ermitteln. — Die Galiläer, von der Hauptstadt und dem Tempel entfernt, standen in Kenntnissen und Gesetzeskunde weit hinter Judäa zurück. Der lebendige Austausch der religiösen Gedanken und der Gesetzesdiskussionen, welche für die Tempelbesucher die Lehre und Schrift zum Gemeingut machten, fehlten in Galiläa. Das Land, welches später die großen Hochschulen Sepphoris und Tiberias besitzen sollte, war vor der Tempelzerstörung arm an kenntnisverbreitenden Anstalten. Aber dafür waren die Galiläer streng und zähe in Gebräuchen und Sitten, sie ließen sich nicht ein Tüttelchen wegklügeln; auch das, was in Judäa für erlaubt galt, gestatteten sich die Galiläer nicht. Sie waren als jähzornig und rechthaberisch verrufen. Von der heidnischen Nachbarschaft der Syrer lernten die Galiläer allerhand Aberglauben. Es gab in Galiläa viele Besessene, von bösen Geistern Geplagte, weil die galiläische Beschränktheit Krankheitsformen dem Einfluß der Dämonen zuschrieb. Wegen der Nachbarschaft mit Syrien war auch der galiläische Dialekt verdorben und mit aramäischen Elementen vermischt. Die Galiläer vermochten das Hebräische nicht rein auszusprechen, verwechselten und verwischten die Kehllaute so sehr, daß sie sich öfter den Spott der Judäer zuzogen, welche viel auf eine korrekte Aussprache hielten. Man erkannte den Galiläer am ersten Worte, das er sprach, und ließ daher solche nicht gern zum Vorbeten zu, weil ihre verwahrloste Aussprache Lachen erregte. — Jesu Geburtsort Nazareth bot nichts besonderes dar; es war ein kleines Gebirgsstädtchen und keineswegs fruchtbarer als die übrigen Teile von Galiläa. Es hielt keineswegs den Vergleich mit dem quellenreichen Sichem aus.

Vermöge seiner galiläischen Abstammung kann Jesus unmöglich auf der Höhe der Gesetzeskunde gestanden haben, wie sie die Schulen Schammaïs und Hillels in Judäa heimisch gemacht hatten. Er war mit dem geringen Maß seiner Kenntnisse und der verwahrlosten, halbaramäischen Sprache seiner Heimat auf Galiläa angewiesen. Was ihm indes an Kenntnissen abging, das ersetzte wohl bei ihm das Gemüt. Tiefsittlichen Ernst und Lebensheiligkeit muß er besessen haben. Jesu Sanftmut und Demut erinnern an Hillel, den er sich überhaupt zum Muster genommen zu haben scheint, und dessen goldenen Spruch: „Was Du nicht willst, daß man Dir tue, tue auch anderen nicht“ er zum Ausgangspunkte seiner Lehren machte.

Wie Hillel betrachtete Jesus die Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit als die höchste Tugend. Sein Wesen war wohl erfüllt von jener höheren Religiosität, die Gott nicht bloß die Gebetsstunde, einen Tag weiht. Er war wohl durchdrungen von jener Nächstenliebe, welche das Judentum auch gegen den Feind einschärft. Er mag in den leidenden Tugenden das Ideal erreicht haben, welches selbst das pharisäische Judentum aufstellt: „Zähle Dich zu den Unterdrückten und nicht zu den Unterdrückern, höre Schmähung an und erwidere sie nicht, tue alles aus Liebe zu Gott und freue Dich der Leiden." Jesus mag auch ein sympathisches, herzgewinnendes Wesen gehabt haben, wodurch sein Wort einen Eindruck machen konnte.

Seine ganze Gemütsrichtung mußte Jesus zu den Essäern hinziehen, die ein beschauliches Leben führten, der Welt und ihrer Eitelkeit fremd waren. Als daher Johannes der Täufer oder richtiger der Essäer zur Taufe in dem Jordan, zur Buße und zur Förderung des Himmelreiches einlud, begab sich Jesus zu ihm und wurde von ihm getauft. Wenn auch nicht förmlich in den Essäerorden aufgenommen, so muß er sich doch essäische Grundsätze angeeignet haben. Wie die Essäer stellte Jesus die freiwillige Armut hoch und verachtete den Reichtum, den Mammon. Es werden ihm Aussprüche in den Mund gelegt: „Selig sind die Armen, denn ihnen wird das Himmelreich." „Leichter ist es, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in den Himmel kommt." „Man kann nicht zwei Herren dienen, Gott und dem Mammon." Mit den Essäern teilte Jesus die Scheu vor der Ehe: „Es ist nicht gut, sich zu verheiraten." Er labte diejenigen, welche um des Himmels willen sich selbst entmannen. Die Gütergemeinschaft, eine Eigentümlichkeit der Essäer, muß Jesus ebenfalls nicht bloß gebilligt, sondern geradezu empf hlen haben. Er schärfte ferner, gerade wie die Essäer, die Scheu vor jedem Eide ein. „Schwört überhaupt nicht," so lehrte Jesus, „weder beim Himmel, noch bei der Erde, noch bei eurem Haupte, sondern euer Ja sei ja, und euer Nein sei nein". Wunderheilungen, die ihm zugeschrieben werden, namentlich das Austreiben von Dämonen aus Besessenen durch Besprechen, waren in dem essäischen Kreise heimisch.

Als Johannes von dem herodianischen Fürsten Herodes Antipas als staatsgefährlich in Gefangenschaft gebracht worden war, gedachte Jesus ganz einfach das Werk seines Meisters fortzusetzen. Er verkündete wie dieser: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nah," vielleicht ohne daran zu denken, daß er im Himmelreich, d. h. in der bevorstehenden Messiaszeit eine Hauptrolle haben werde. Indessen mag Jesus eingesehen haben, daß, wenn sein Ruf nicht wie der des Täufers in der Wüste verhallen, sondern eine Wirkung hervorbringen sollte, er sich damit nicht an das judäische Volk im allgemeinen, son-

dern an eine bestimmte Volksklasse wenden müsse. Der judäische Mittelstand, die Bewohner kleinerer und größerer Städte, war größtenteils der Art von Gottergebenheit, Frömmigkeit und leidlicher Sittlichkeit durchdrungen, daß die Aufforderung, die Sünden zu bereuen und fahren zu lassen, für sie gar keinen Sinn hatte. Die Äußerung, die jener junge Mann, der das ewige Leben suchte, gegen Jesus getan haben soll: „Von Jugend auf habe ich die Gebote Gottes beobachtet, habe nicht gemordet, nicht Ehebruch getrieben, nicht gestohlen, nicht falsches Zeugnis abgelegt, habe Vater und Mutter geehrt, meinen Nächsten wie mich selbst geliebt," diese Äußerung kann für die durchschnittliche sittliche Haltung des judäischen Mittelstandes in jener Zeit gelten. Die Jünger Schammaïs und Hillels, die Anhänger des Eiferers Juda, die erbitterten Feinde der Herodianer und Römer waren nicht sittlich krank und bedurften allerdings des Arztes nicht. Mit Recht dachte Jesus gar nicht daran, diese bessern zu wollen. Aber ebensowenig warf er sich zum Verbesserer der Reichen und Vornehmen, der Freunde der Römer und Herodianer auf. Diese würden den ungelehrten Sittenrichter und Prediger mit Spott und Hohn behandelt haben, wenn er sie an ihren Hochmut, ihre Käuflichkeit und Gesinnungslosigkeit gemahnt hätte. Jesus hat daher mit richtigem Takt sich lediglich an diejenigen gewendet, welche von der judäischen Gesellschaft abgestoßen wurden. Es gab im judäischen Lande solche, welche gar keine Kunde von den Heilswahrheiten des Judentums, von seinem Gesetze, seiner alten glanzvollen Geschichte und von seiner Zukunft hatten. Es gab Gesetzesübertreter, oder wie sie in der damaligen Sprache hießen, Sünder, welche wegen religiöser Vergehungen aus der Gesellschaft ausgestoßen, ihre Rückkehr entweder nicht suchten oder nicht fanden. Es gab Zöllner und Steuerpächter, die, wegen ihrer Vorschubleistung der römischen Interessen, von den Patrioten gemieden, dem Gesetze den Rücken kehrten und ein sittlich wildes Leben führten, unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft. Für diese hatte der Sinaï nicht geflammt, die Propheten nicht geeifert, denn die Gesetzeslehrer, mehr mit dem Ausbau der Lehre als mit Belehrung beschäftigt, machten ihnen Gesetz und Propheten nicht verständlich, stießen sie vielmehr mit ihrer Überfrömmigkeit ab.

An diese Volksklassen wollte sich Jesus wenden, um sie aus der Verdumpfung ihrer Unwissenheit und Gottvergessenheit herauszureißen. „Die verlorenen Schafe des Hauses Israel retten" wollte er; „die Gesunden, d. h. die Gesetzeskundigen und Gesetzesbeflissenen, brauchten den Arzt nicht", so äußerte er sich offenherzig, „sondern die Kranken, damit keines von den geringsten verloren gehe".

Von dieser Aufgabe erfüllt, das gesetzesunkundige, gottver-

gessene Volk, die Sünder, Zöllner und Dirnen vermöge der halbessäischen Lebensweise zur Buße und zur Vorbereitung für die nahe Messiaszeit zu erwecken, trat Jesus zuerst in seiner Geburtsstadt Nazareth auf. Aber hier, wo man ihn von Kindesbeinen an kannte, fand er nur hämische Verachtung. Als er in der Synagoge am Sabbat von Buße sprach, fragten die Zuhörer einander: „Ist das nicht der Sohn des Zimmermanns Joseph? Sind nicht seine Mutter und Geschwister bei uns?" Man rief ihm die Worte zu: „Arzt heile Dich selbst zuerst." — Diese wegwerfende Behandlung in der eigenen Vaterstadt gab Veranlassung zu dem Spruche: „Der Prophet gilt am wenigsten in seiner Heimat." Er verließ Nazareth, um nie wieder darin aufzutreten.

Einen besseren Erfolg fand Jesu Tätigkeit in der an der Westküste des Tiberiassees gelegenen Stadt Kapernaum. Die Einwohner dieser in einem paradiesischen Landstrich gelegenen Stadt unterschieden sich von den Nazarethanern, wie ein mildes Küstenklima von einer rauhen Gebirgslandschaft. Es gab wohl in Kapernaum mehr Verweichlichte, mehr in Laster Versunkene und wohl einen größeren Gegensatz von Reichtum und Armut. Diese Stadt bot daher seiner Wirksamkeit mehr Spielraum. Seine eindringliche, ernste, aus dem Gemüt entströmende Belehrung fand hier mehr Eingang. Zuhörer aus dem niedrigen Kreise fanden sich zu ihm, schlossen sich ihm an und „folgten ihm nach". Zu seinen ersten Anhängern aus Kapernaum gehörten Simon, mit dem Beinamen Kephas oder Petrus, sein Bruder Andreas, die Söhne Jonas, beide Fischer; ferner die zwei Söhne eines gewissen Zebedaï, Namens Jakobus und Johannes. Auch ein reicher Zöllner, den die Quellen bald Matthäus, bald Levi nennen, folgte ihm, in dessen Haus Jesus beständig weilte und mit anderen Genossen von dem verachtetsten Stande verkehrte. Auch Frauenzimmer von zweideutigem Rufe gehörten zu seinem Gefolge, von denen am berühmtesten geworden ist Maria Magdalena (aus der Stadt Magdala bei Tiberias), aus welcher sieben Teufel, d. h. nach dem damaligen Sprachgebrauch, sieben Laster ausgetrieben werden mußten. Jesus machte aus diesen verworfenen Sünderinnen reuevolle Büßerinnen. Es war dieses allerdings etwas Unerhörtes zur damaligen Zeit, daß ein judäischer Lehrer mit Frauen und noch dazu von solchem Rufe verkehrte.

Indessen wußte Jesus diese Sünder und Zöllner, diese verwahrlosten und unsittlichen Geschöpfe durch Wort und Beispiel zu sich zu erheben, ihren Sinn mit Liebe zu Gott zu erfüllen, „daß sie würdige Kinder des Vaters im Himmel seien", ihr Herz durch Innigkeit und Heiligkeit zu veredeln, ihren Lebenswandel durch die Aussicht, „in das Himmelreich einzugehen" zu bessern. Das war das

größte Wunder, das er vollbracht hat. Jesus lehrte vor allem seinen männlichen und weiblichen Jüngern die essäischen leidenden Tugenden der Selbstverleugnung, der Demut, der Güterverachtung, der Verträglichkeit und Friedfertigkeit. Seinen Anhängern befahl er, weder Gold, noch Silber, noch Erzgeld in ihren Gürteln zu halten, noch zwei Kleider zu besitzen, noch Schuhe an ihren Füßen zu tragen. Er stellte ihnen Kinder als Muster auf, daß sie so sündenrein wie diese werden und eine Wiedergeburt an sich vollziehen möchten, um Mitglieder des im Anzuge begriffenen messianischen Reiches werden zu können. Das Gebot der Nächstenliebe und der Verträglichkeit steigerte er bis zur Selbstlosigkeit. „So Dir jemand einen Streich auf eine Wange gibt, so reiche ihm auch die andere hin, und so Dir jemand das Oberkleid nimmt, so gib ihm auch das Hemd.“ Die Armen lehrte er, nicht für Speise und Trank und nicht für Kleidung zu sorgen; er wies sie auf die Vögel des Himmels und die Lilien des Feldes hin, die ohne Sorgen genährt und gekleidet werden. Die Reichen lehrte er auf die rechte Art Almosen zu geben, „daß die Linke nicht wisse, was die Rechte tut.“ Er gab die Weisung, wie sie im stillen Kämmerlein beten sollten, und stellte dafür eine kurze Formel auf (Vater unser), die möglicherweise bereits bei den Essäern üblich war.

An dem bestehenden Judentum rüttelte Jesus keineswegs, er dachte gar nicht daran, Verbesserer der judäischen Lehre zu werden oder überhaupt etwas neues zu stiften, sondern lediglich die Sünder für G e r e c h t i g k e i t und L e b e n s h e i l i g k e i t zu erziehen, um sie für die messianische Zeit würdig zu machen. Die Einheit Gottes betonte er nachdrücklich und wollte nicht im Entferntesten an dem Gottesbegriffe des Judentums modeln. Als ihn einst ein Gesetzeskundiger fragte, welches der Inbegriff des Judentums sei, antwortete er: „Höre Israel, unser Gott ist einzig, und du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.“ Das seien die Hauptgebote. Seine dem Judentum treu gebliebenen Anhänger überlieferten von ihm die Äußerung: „Ich bin nicht gekommen das Gesetz zu vermindern oder zu vermehren. Eher würden Himmel und Erde vergehen, denn ein Jota vom Gesetze.“ Gegen das bestehende Opferwesen hatte Jesus nichts einzuwenden, er verlangte lediglich, wie es auch die Pharisäer nicht anders lehrten, daß Aussöhnung mit den Menschen der Versöhnung mit Gott vorangehen müsse. Selbst das Fasten verwarf Jesus nicht ganz und gar sondern wollte es ohne Schaustellung und Scheinheiligkeit geübt wissen. Er hatte an seinem Gewande die vom Gesetze vorgeschriebenen Quasten. Er stand so ganz im Judentum, daß er sogar die Beschränktheit der damaligen Zeit teilte, die Heidenwelt gründlich zu verachten Er wollte mit den Heiden nichts zu tun haben. „Man sollt nicht“

das Heilige den Hunden, die Perlen nicht den Säuen vorwerfen, auf daß sie dieselben nicht mit Füßen treten und vernichten."

Jesu Verdienst besteht vorzüglich darin — und es ist nicht gering anzuschlagen — daß er, wie Hillel, die Vorschriften des Judentums verinnerlichte, sie mit Herz und Gemüt auffaßte, das Verhältnis der Israeliten zu ihrem Gotte, als Kinder zu ihrem Vater, nachdrücklich betonte, die Brüderlichkeit der Menschen scharf hervorhob, die Sittengesetze in den Vordergrund gestellt wissen wollte und endlich diese Lehre von der Gottinnigkeit und Heiligkeit entsittlichten Geschöpfen zugänglich machte.

Allein durch die bloße Belehrung würde Jesus schwerlich einen so hingebenden Anhang und eine so erfolgreiche Wirksamkeit gefunden haben, wenn er nicht durch etwas Außerordentliches die Gemüter zum Staunen hingerissen hätte. Seine äußere Erscheinung, sein schwärmerisches Wesen, seine eindringliche Lehrweise mögen einen mächtigen Eindruck hervorgebracht haben. Allein um eine nachhaltige Begeisterung in dumpfen und gegen Ideale gleichgültigen Volksklassen zu erwecken, um bei ihnen unbedingten Glauben zu finden, dazu bedurfte es wohl eines außerordentlichen, die Einbildungskraft der Massen gefangennehmenden Vorganges. Nun sind die christlichen Quellennachrichten voll von Erzählungen unter den mannigfaltigsten Wendungen und Einkleidungen, Jesus habe Wunderheilungen zustande gebracht. Wunderheilung, namentlich an Besessenen, gehörte so sehr zum Inbegriffe der Jesus zugeschriebenen Wirksamkeit, daß seine Nachfolger sich dieser Kraft mehr rühmten, als eines besonders heiligen Lebenswandels. Die Menge bewunderte mehr Jesus' Macht über die Dämonen und den Satan, als seine sittliche Größe. Erst dadurch erschien er den Personen von niedrigem Bildungsgrade als ein außerordentliches Wesen, als er ein oder mehrere Mal einen Besessenen, vielleich durch seelische Einwirkung geheilt hatte.

Ermutigt von dem guten Erfolge in Kapernaum, wo Jesus zuerst einen Jüngerkreis fand, reiste er in den galiläischen Städten umher, hielt sich längere Zeit in der zweiten Hauptstadt Betsaida (Julias) in Magdala und in Chorazin auf und warb da Anhänger.

Indessen muß sein Erscheinen in Betsaida und Chorazin keinen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben, denn es wird ihm ein Weh über diese Städte wegen ihrer Unwillfährigkeit in den Mund gelegt. Sie wurden von ihm gleich Sodom und Gomorrha verflucht. Aber seine treuen männlichen wie weiblichen Jünger, die ihm überall hin folgten, taten alles was er ihnen vorschrieb. Wie sie sich ihres früheren unsittlichen und unfrommen Lebenswandels entwöhnten, so entäußerten sie sich auch ihrer Habe, um in Gütergemeinschaft zu leben.

Die Gemeinsamkeit in Speise und Trank war das äußere Band, welchen Jesu Anhänger aneinander kettete. Durch die Beisteuer der reichen Zöllner waren auch die armen Anhänger der Nahrungssorgen enthoben, was sie noch mehr an Jesus fesselte. Unter seinen Anhängers wählte sich Jesus diejenigen zu besonders vertrautem Umgange aus, welche vermöge ihrer größeren Fassungsgabe oder ihres festeren Charakters ihm zur Förderung seines Zieles dienlich schienen.

Das Ziel, der Mittelpunkt aller seiner Gedanken, das in seiner Brust verschlossene Geheimnis eröffnete Jesus eines Tages diesem engsten Jüngerkreise. Er führte sie in eine entlegene Gegend am Fuße des Hermongebirges, unweit Cäsarea Philippi, der Hauptstadt des Tetrarchen Philipp, da wo der Jordan aus mächtigen Felskolossen hervorsprudelt; in dieser einsamen Umgebung wollte er ihnen seinen geheimsten Gedanken erschließen. Aber er veranstaltete es in der Art, daß die Jünger ihm diesen Gedanken, daß er selbst der erwartete Messias sei, gewissermaßen entlockten. Er fragte sie, wofür ihn seine Anhänger hielten. Die Einen sagten, er sei der erwartete Elia, der unmittelbare Vorläufer des Messias, wieder andere, er sei der Prophet, den Mose verheißen habe. Darauf fragte sie Jesus: „Wofür haltet ihr mich?“ Simon Petrus antwortete: „Du selbst bist der Messias“ (Christus). Den Scharfblick des Petrus lobte Jesus, gestand seine Messianität ein, verbot aber den Jüngern, es zu verraten, noch überhaupt für jetzt davon zu sprechen. Das war die in geheimnisvolles Dunkel gehüllte Geburtsstunde des Christentums. Als später die vertrautesten Jünger Simon Petrus und die Zebedaiden Jakobus und Johannes schüchtern die Bemerkung an ihn richteten, daß doch dem Messias wohl Elia als Vorläufer vorangehen müsse, deutete Jesus darauf hin, daß er bereits in dem Täufer erschienen sei, ohne daß man ihn erkannt hätte.

Jesus nannte sich selbst nie Messias, sondern gebrauchte dafür andere Ausdrücke, die ohne Zweifel im Essäerkreise geläufig waren. Er nannte sich Menschensohn mit Anspielung auf einen Vers im Buche Daniel „Siehe mit den Wolken des Himmels kam ein Menschensohn und gelangte bis zum Alten der Tage“. Dieser Vers bezeichnet zwar im Zusammenhange das Volk Israel als Messiasvolk, aber zu dieser Zeit wurde er dem Sinne zuwider auf eine messianische Persönlichkeit bezogen. Noch eine andere Benennung gebrauchte Jesus für seine Messianität, nämlich das verhängnisvolle Wort „Sohn Gottes“ vermutlich ebenfalls eine Anspielung auf den Psalmenvers „Gott sprach zu mir: „„Du bist mein Sohn, ich habe Dich heute geboren.““ Hat Jesus diesen Ausdruck bloß bildlich für Messias oder im eigentlichen Wortsinn genommen wissen wollen? Er hat sich nie näher darüber erklärt, selbst später nicht, als er wegen desselben zum

Verhör geladen war. Seine Anhänger waren selbst später über den Sinn des Wortes uneinig, und die verschiedene Auffassung desselben spaltete sie in Parteien; eine neue Vergötterung entwickelte sich daraus.

Als sich Jesus von seinen Jüngern als Messias anerkennen ließ und doch ihnen Geheimhalten empfohlen hatte, vertröstete er sie, daß die Zeit noch nicht da sei, aber es werde eine Zeit kommen, „wo sie das werden im Lichte mitteilen können, was er ihnen im Dunkeln gesagt, und sie werden dann das von den Dächern predigen können, was sie mit den Ohren erlauscht haben". Allein es trat das Gegenteil von dem ein, was sowohl Jesus als seine Jünger erwartet hatten. Sobald es kundig geworden — die Jünger waren wahrscheinlich nicht verschwiegen — Jesus von Nazareth bereite nicht bloß das Himmelreich vor, sondern sei selbst der erwartete Messias, ward die öffentliche Meinung gegen ihn eingenommen. Man erwartete von ihm Zeichen und Beweise seiner Messianität, die er nicht geben konnte, und er wich den Fragen aus. Viele seiner Anhänger sollen sogar ein Ärgernis an ihm genommen haben und von ihm abgefallen sein, ohne ferner „seines Weges zu gehen".

Wollte er seinen Jüngern gegenüber sich keine Blöße geben, so mußte er etwas tun, um sein Werk zu krönen oder dabei untergehen. Sie erwarteten von ihm zunächst, daß er in der Hauptstadt des Landes vor den Augen der ganzen Nation als Messias auftreten werde. Seine eigenen Brüder sollen ihn beschworen haben, nach Jerusalem zu gehen, damit seine Jünger sein Werk endlich sehen. „Denn niemand tut etwas im Verborgenen, sondern will sich offenbar machen, wenn Du solches tust, so offenbare Dich der Welt." So mußte denn Jesus sich endlich entschließen, den peinlichen Weg anzutreten. Ohnehin war er in Galiläa nicht sicher und scheint, von den Häschern des Tetrarchen Herodes Antipas aufgesucht und verfolgt, von Ort zu Ort geflohen zu sein. Als sich ihm in dieser Bedrängnis einer anschließen wollte, äußerte Jesus ihm gegenüber: „Die Füchse haben Gruben, die Vögel Nester, der Menschensohn aber hat nichts, wo er sein Haupt hinlegen soll." Wie um jedem Mißverständnis vorzubeugen, als wollte er das Gesetz aufheben, erwiderte er einem Pharisäer, der sich ihm anschließen wollte und nach den Bedingungen fragte: „Wenn Du ewiges Leben erlangen willst, so beobachte das Gesetz, verkaufe Deine Habe und gib es den Armen," d. h. teile es mit meinen der Armut beflissenen Anhängern. Über Jericho in der Nähe Jerusalems angekommen, ließ er sich nicht in der Mitte der Hauptstadt nieder, sondern nahm seinen Aufenthalt in der Nähe der Mauer in einem Dorfe Bethanien am Ölberge, wo damals die Aussätzigen, welche die heilige Stadt meiden mußten, ihre Ansiedlung hatten. Im Hause eines solchen

Aussätzigen Namens Simon, fand er Obdach. Die anderen Anhänger, die er in Bethanien fand, gehörten ebenfalls dem niedern Stande an, Lazarus und seine Schwestern Maria und Martha.

Über Jesu Einzug in Jerusalem und sein Auftreten in dem Tempel hat die Sage einen Dämmerschein der Verherrlichung verbreitet, welche nur wenig Geschichtliches enthält. Das Volk soll ihn im Triumphe unter Hosiannagesang nach Jerusalem geleitet haben. Aber auch dasselbe Volk soll einige Tage später seinen Tod verlangt haben. Das eine wie das andere ist erdichtet, das eine, um seine Anerkennung als Messias von seiten des Volkes zu beglaubigen, das andere, um die Blutschuld seiner Hinrichtung auf das ganze Volk Israel zu wälzen. Ebensowenig geschichtlich ist der Zug, daß Jesus gewalttätig im Tempel aufgetreten sei, Wechseltische für die Tempelspenden umgeworfen und die Taubenverkäufer aus dem Tempel verjagt habe.

Überhaupt ist gerade der wichtigste Abschnitt seines Lebens, die Stellung, welche Jesus in Jerusalem dem Volke, dem Synhedrion und den Parteien gegenüber eingenommen, ob er sich öffentlich als Messias ausgegeben hat, und wie dieses aufgenommen worden, in den Quellen in so schillernden Farben gehalten, daß man den geschichtlichen Kern von den sagenhaften Ausschmückungen gar nicht unterscheiden kann. Vorurteile mögen allerdings in der Hauptstadt gegen ihn geherrscht haben. Von einem gesetzesunkundigen Galiläer hat der gebildete Teil des Volkes das messianische Erlösungswerk am allerwenigsten erwartet. Es verstieß überhaupt gegen die jahrhundertelang gehegten Vorstellungen, den Messias aus Galiläa kommen zu sehen, während man ihn aus Bethlehem aus dem Stamme Davids erwartete. Das Sprüchwort: „Was kann Gutes aus Nazareth kommen?" mag sich damals gebildet haben. Die Frommen nahmen allgemeines Ärgernis an ihm, weil er mit Sündern, Zöllnern und Dirnen Umgang gepflogen und mit ihnen gegessen und getrunken hat. Selbst die Johannesjünger, d. h. die Essäer, scheinen an seinem Heraustreten aus der Regel Anstoß genommen zu haben. Alle diese auffallenden Eigentümlichkeiten, die man sich mit dem Messias nicht zusammenreimen konnte, ließen die Angesehenen der Nation, die Schriftgelehrten, kalt gegen ihn, und er hat wohl keine freundliche Aufnahme in Jerusalem gefunden. Allein alle diese Ärgernisse gaben noch keinen Grund zu einer Anklage gegen ihn, und man konnte ihm deswegen nichts anhaben. Die freie Meinungsäußerung war durch die häufigen Debatten der Schule Schammaïs und Hillels so sehr Gewohnheit geworden, daß nicht leicht jemand wegen einer abweichenden religiösen Ansicht verfolgt wurde, vorausgesetzt, daß er nicht allgemein

anerkannte Religionsgesetze übertrat oder gegen den Gottesbegriff des Judentums verstieß.

Und eben an diesem Punkte bot Jesus dem Angriffe eine schwache Seite dar. Das Gerücht hatte sich wohl verbreitet, daß er sich als „Sohn Gottes“ bezeichnete, ein Wort, das, wenn es in seinem schlichten Sinne genommen worden sein sollte, zu tief in die religiöse Überzeugung der judäischen Nation einschnitt, als daß die Vertreter derselben gleichgültig darüber hätten hinwegsehen können. Allein wie sollte sich das Tribunal Gewißheit darüber verschaffen, ob er sich wirklich als solchen ausgab, und welche Bedeutung er dem Worte beilegte? Wie sollte man das erfahren, was ein Geheimnis seines Kreises war, und in welchem Sinne er es verstanden wissen wollte? Dazu brauchte man einen Verräter aus eben diesem Kreise, und dieser wurde in Judas Iskariot (Ischariot) gefunden, der, wie erzählt wird, von Habgier ergriffen, denjenigen dem Gerichte überlieferte, den er bis dahin als Messias verehrt hatte.

Sobald die Häscher ihn ergriffen hatten, verließen ihn sämtliche Jünger und suchten ihr Heil in der Flucht, nur Simon Petrus folgte ihm von ferne. Als es Tag geworden war am 14. Nissan, am Passahfeste, d. h. an dem Rüsttage vor dem Feste der ungesäuerten Brote, wurde Jesus vor das Synhedrion geführt, in welchem der Hohepriester Joseph Kaiphas den Vorsitz führte. Das Verhör bestand darin, daß der Gerichtshof sich vergewissern wollte, ob Jesus sich als den Sohn Gottes ausgab, wie Zeugen ausgesagt hatten. Es klingt ganz unglaublich, daß ihm deswegen der Prozeß gemacht worden sein soll, weil er vorher verkündet hätte, er vermöge den Tempel zu zerstören und in drei Tagen wieder aufzubauen. Eine solche Äußerung, wenn wirklich von ihm ausgesprochen, konnte höchstens Gegenstand des Gelächters sein. Die Anklage lautete vielmehr auf Gotteslästerung, ob Jesus sich als Gottessohn anerkannt wissen wollte. Auf die an ihn in diesem Sinne gerichtete Frage schwieg Jesus und gab gar keine Antwort. Als der Vorsitzende ihn noch einmal fragte, ob er der Sohn Gottes sei, soll er erwidert haben: „Du sagst es,“ und soll hinzugefügt haben, „man werde bald den Menschensohn zur Rechten des Gottesthrones sitzen sehen, auf den Wolken des Himmels einherfahrend.“ Aus dieser Äußerung, wenn er sie wirklich getan haben sollte, konnten die Richter entnehmen, daß er sich selbst als Gottessohn betrachtete. Der Hohepriester zerriß darauf seine Kleider ob der vernommenen Gotteslästerung, und der Gerichtshof verurteilte ihn als Gotteslästerer. Der Schein war gegen ihn. Die Bestätigung des Todesurteils oder vielmehr die Erlaubnis zur Hinrichtung holte das Synhedrion von dem Landpfleger Pontius Pilatus ein, der gerade zur Festeszeit in Jerusalem anwesend war.

Pilatus, vor den Jesus geführt wurde, fragte ihn nach der politischen Seite seines Auftretens, ob er als Messias sich als König der Juden ausgebe, und da Jesus darauf zweideutig erwiderte: „Du sagst es," verhängte auch der Landpfleger das Todesurteil über ihn. Nur das war seines Amtes. Erdacht ist aber der Zug, Pilatus habe Jesus unschuldig befunden und ihn retten wollen, aber die Judäer hätten auf seinem Tod bestanden.

Wenn Jesus verhöhnt wurde und die Dornenkrone als Spott auf seine messianische Königswürde hat tragen müssen, so ging diese Rohheit nicht von den Judäern, sondern von den römischen Kriegsknechten aus, die wohl froh waren, in ihm die judäische Nation zu verhöhnen. Bei den judäischen Richtern hingegen herrschte so wenig leidenschaftlicher Haß gegen seine Person vor, daß man ihm, wie jedem Verurteilten den Becher mit Wein und Weihrauch gab, um ihn zu betäuben und seine Todesschmerzen zu mildern. Da Jesus noch vor dem Tode gegeißelt wurde, so muß Pilatus ihn nach römischen Strafgesetzen behandelt haben, denn nach den judäischen wurde die Geißelstrafe keineswegs einem zum Tode Verurteilten aufgelegt. Die römischen Büttel (Lictoren) waren es also, die den angeblichen „König der Judäer" schadenfroh mit Ruten oder Stricken gegeißelt haben. Diese waren es auch, welche auf Pilatus' Befehl ihn ans Kreuz nagelten und den schimpflichen Tod nach römischen Gesetzen an ihm anwendeten. Denn mit dem Todesspruche von seiten des über Leben und Tod eingesetzten römischen Beamten gehörte der Verurteilte nicht mehr seiner Nation an, sondern verfiel der römischen Staatsgewalt. Nicht das judäische Synhedrion, sondern Pilatus hat Jesus als Aufwiegler und Staatsverbrecher hinrichten lassen. Die christlichen Quellen wollen wissen, er sei lebend um neun Uhr vormittags gekreuzigt worden, und erst um drei Uhr nachmittags habe er seinen Geist ausgehaucht (um 30 bis 35?). Sein letztes Wort sei ein Psalmwort in aramäischer Sprache gewesen: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! (Eli eli lama schebaktani). Zum Hohn hätten die römischen Soldaten auf das Kreuz eine Aufschrift gesetzt: „Jesus von Nazareth, König der Judäer." Die Kreuzigung und wahrscheinlich auch die Beisetzung der Leiche fand außerhalb der Stadt auf einem für Verurteilte bestimmten Begräbnisplatze statt, welcher den Namen Golgatha (Schädelstätte) führte. Das war das Ende des Mannes, der an der sittlichen Besserung der Verwahrlosten seines Volkes gearbeitet und vielleicht das Opfer eines Mißverständnisses geworden war. Sein Tod wurde die, wenn auch unschuldige Veranlassung von unzähligen Leiden und mannigfachen Todesarten der Söhne seines Volkes. Er ist der einzige Weibgeborene, von dem man ohne Übertreibung sagen kann, er hat mit seinem Tode

mehr gewirkt als mit seinem Leben. Die Schädelstätte Golgatha wurde für die geschichtliche Welt ein neuer Sinaï. Übrigens machten diese für die christliche Welt so wichtigen Vorgänge zur Zeit in Jerusalem so wenig Aufsehen, daß die judäischen Geschichtsschreiber Justus von Tiberias und Josephus, welcher auch die geringsten Vorfälle unter Pilatus berichtet, Jesu und dessen Hinrichtung mit keiner Silbe gedenken.

Als der erste Schrecken über die Gefangennahme und die Kreuzigung Jesu, welcher seine Jünger auseinandergesprengt hatte, vorüber war, sammelten sie sich wieder, um über den Tod ihres geliebten Meisters zu weinen. Der ganze Anhang Jesu, wenigstens derjenige, welcher sich damals in Jerusalem befand, betrug nicht mehr als hundertundzwanzig Glieder, und wenn alle zusammen gerechnet werden, die in Galiläa an ihn glaubten, nicht mehr als fünfhundert. Weit entfernt, ihren Glauben an ihn, als einen Traum, fahren zu lassen, begeisterten sie sich immer mehr für ihn; ihre Verehrung für Jesus steigerte sich bis zur Schwärmerei. Das einzig Anstößige lag für sie noch in dem Umstande, daß der Meister, der Israel erlösen und die Herrlichkeit des Himmelreiches bringen sollte, eines schimpflichen Todes gestorben war. Der leidende Messias war für sie ein gewichtiges Bedenken. Dieser Anstoß an Jesus mußte erst beseitigt werden, ehe seine Anhänger sich dem vollen Glauben an seine Messianität hingeben konnten. Da mag denn ein Schriftkundiger unter ihnen sich und sie damit beruhigt haben, daß es in einer jesajanischen Prophezeiung heißt: „Er wird entrissen aus dem Lande der Lebenden und für die Sünden seines Volkes erleidet er Wunden"; denn auch dieser Vers wird sinnwidrig auf den Messias gedeutet. Dieser Schriftgelehrte hat wohl der entsetzten und haltlosen Schar der Jünger Jesu aus der größten Verlegenheit geholfen. Er hat das Neue und Wunderliche vermittelst der Schriftdeutung alt und schriftgerecht gemacht. Er hat dem gleich im Beginne in Auflösung begriffenen jungen Christentum einen Stützpunkt gegeben. Die Schriftdeutung war in dieser Zeit eine Macht, welche das Unsinnigste annehmbar machen und das Unglaublichste als notwendig erscheinen lassen konnte. Ohne einen, noch so schwachen Anhalt aus der heiligen Schrift konnte Neues keinen Anklang finden und sich behaupten. Mit der wenn auch wunderlichen Ausdeutung aus dem Propheten Jesaia, daß dem Messias ein Leidensstand verkündet worden sei, war für die Jesu-Gläubigen das Rätsel gelöst: es mußte alles so kommen. Selbst daß Jesus als Verbrecher hingerichtet wurde, erschien bedeutungsvoll, damit die Prophezeiung vom Messias buchstäblich erfüllt werde. War es nicht vorher verkündet, daß er unter die Übeltäter gerechnet werden würde? Seine Jünger wollten sich erinnern, von Jesus bei seinem Leben

gehört zu haben, daß er Verfolgungen und sogar dem Tode entgegen gehe. So gehörten also Leiden und Tod mit zum Beweise seiner Messianität. Seine Anhänger gingen sein Leben durch und fanden in jedem geringen Umstande eine nähere messianische Beziehung; selbst daß er nicht in Bethlehem, sondern in Nazareth geboren war, sollte die Erfüllung einer Prophezeiung sein, „damit er Nazaräer (Nasiräer?) genannt werde." So waren denn die Anhänger überzeugt, daß Jesus der Nazaräer Christus (Messias) sei. War das Gemüt der Gläubigen von dieser Seite aus beruhigt, so fiel es nicht schwer, einer anderen Frage zu begegnen: „Wann soll denn aber das verheißene Himmelreich einkehren, wenn der Träger und Vollbringer desselben den Kreuzestod gestorben?" Die Hoffnung gab Antwort darauf der Messias werde in seinem Glanze wiederkommen mit den Engeln des Himmels und dann werde er jedem nach seiner Tat vergelten. Sie glaubten, „einige von den damals Lebenden werden den Tod nicht kosten, bis sie den Menschensohn in sein Reich kommen sehen werden". Jeden Augenblick erwarteten die Gläubigen daher die Wiederkunft Jesu und unterschieden sich in diesem Punkte durchaus nicht von den Judäern, nur daß sie die Messianität auf eine schon bekannte Persönlichkeit übertrugen. Nach seiner Wiederkunft werde Jesus das tausendjährige Reich gründen, das Sabbatjahrtausend nach Ablauf der sechs Jahrtausende der Welt, das den Gläubigen alle Wonnen des Friedens und jede irdische Glückseligkeit bringen werde. Um diesen Glauben zu erhalten, durfte Jesus nicht dem Tode verfallen, sondern mußte wieder erstanden sein. Vielleicht in Anlehnung an die biblische Erzählung von dem Propheten Jonas, daß er drei Tage im Bauche des Fisches zubrachte, bildete sich die Sage, Jesus habe drei Tage in der Gruft gelegen und sei dann wieder auferstanden, sein Grab sei leer gefunden worden. Mehrere Anhänger wollten ihn nach seinem Tode bald hier, bald da gesehen, mit ihm gesprochen, seine Wunden betastet und sogar mit ihm Fische und Honigseim gegessen haben. Die Gläubigkeit fand so auch nicht den geringsten Grund, an seiner Messianität zu zweifeln.

Indessen, so hoch die ersten Gläubigen Jesus verehrten und so sehr sie ihn verherrlichten, so haben sie ihn doch nicht über die menschliche Sphäre hinausgehoben; ihre Begeisterung ging nicht so weit, ihn als Gott zu betrachten. Sie hielten ihn nur für einen höherbegabten M e n s c h e n , der nur, weil er wie keiner vor ihm das Gesetz erfüllt habe, würdig befunden worden, der Messias Gottes zu sein. Sie wichen daher von dem Gesetze des Judentums nicht ab, beobachteten Sabbat, Beschneidung, Speisegesetze und hielten Jerusalem und den Tempel heilig. Doch hatten sie auch neben den Glauben an den bereits erschienenen Messias einige von den Essäern entle nte

Eigentümlichkeiten. Die freiwillige Übernahme der Armut, die sie Jesus gelehrt, war ein hervorstechender Zug an ihnen. Von dieser freigewählten Armut hießen sie Ebioniten (Arme), ein Name, den sie entweder sich selbst gegeben oder von den Außenstehenden erhielten. Dadurch war von selbst das Zusammenleben in Gütergemeinschaft erforderlich, so daß jeder Hinzutretende sein Hab und Gut verkaufte und den Erlös der gemeinschaftlichen Kasse überwies. Nach dieser Seite hin entfernten sich die ersten Christen oder Judenchristen — von den Judäern Nazaräer oder Nazarener genannt — nicht von ihrem Ursprunge, dem Essäertum. Zur Verwaltung der Gelder und Besorgung der gemeinsamen Mahlzeiten bestellten sie, wie es in jeder judäischen Gemeinde üblich war, sieben Verwalter. Die essäische Lebensweise der ersten Anhänger Jesu zeigte sich auch in ihrer Enthaltsamkeit von Fleisch und Wein, in dem ehelosen Leben, in Verachtung des Öles zum Salben und überflüssiger Gewänder; ein einziges weißes Linnengewand genügte ihnen. Von Jakobus, Jesu Bruder, welcher wegen seiner Blutsverwandtschaft zum Vorsteher der ersten judenchristlichen Gemeinde gewählt worden war und ihr als Muster galt, wird erzählt, er habe weder Wein, noch sonst Berauschendes getrunken, kein Tierfleisch gegessen, ein Scheermesser sei nie über sein Haupt gekommen, er habe kein Kleid von Wolle, sondern von Linnen getragen und überhaupt nur ein Kleid besessen. Er lebte streng nach dem Gesetze und war ungehalten darüber, wenn Judenchristen sich Vergehungen gegen dasselbe erlaubt hatten. Neben ihm standen der ersten ebionitischen Gemeinde noch vor Simon Kephas oder Petrus Ben-Jonas und Johannes Ben-Zebedaï. Diese bevorzugten Jünger wurden „die Säulen des Christentums" genannt. Simon Petrus war der tätigste unter sämtlichen Jüngern Jesu, und er gab sich Mühe, Anhänger für den Glauben an Jesus und für die christliche Lebensregel zu werben. Er wird indes als schwankender Charakter geschildert. Die christlichen Quellen sagen von ihm aus, er habe bei Jesu Gefangennahme ihn dreimal verleugnet, und sein Meister habe ihn selbst kleingläubig genannt. Er, sowie die anderen Jünger wollten von Jesus dazu beauftragt worden sein, zu den „Verlorenen des Hauses Israel" zu gehen, um sie der Gemeinschaft des Gottesreiches teilhaftig zu machen. Sie sollten gleich Jesus und Johannes dem Täufer das Himmelreich verkünden. Kaum geboren ging das Christentum schon auf Eroberung von Proselyten aus; es war die Erbschaft vom Essäerorden. Die Jünger behaupteten, von Jesus die Gabe empfangen zu haben, Kranke zu heilen, böse Geister zu vertreiben und Tote zu erwecken. Die Dämonenbeschwörung machten sie zu einer stehenden Funktion der Oberen und verbreiteten den von Galiläa aus mitgebrachten Glauben

an die Macht des Satans und der bösen Geister, welche durch diesen Glauben erst recht wesenhaft wurden. Innerhalb des Judentums war der Dämonenglaube harmloser Natur, ohne religiösen Anstrich, erst im Christentume wurde er zum Glaubensartikel erhoben, dem Hekatomben von Menschenopfern fielen. Der Aufnahme eines neuen Mitgliedes ging eine Dämonenbeschwörung voran, als wenn dasselbe bis dahin vom Teufel besessen gewesen wäre. Das unschuldige Baden im Flusse nach der essäischen Regel wurde im christlichen Kreise ein wichtiger, mystischer Akt. Kein Wunder, daß die Judäer die Nazaräer und die Heiden die Christianer als Teufelsbeschwörer und Magier ansahen. Doch in den ersten Jahrzehnten nach Jesu Tod wurden sie in judäischem Kreise wenig beachtet. Wegen des niedrigen Standes, dem sie angehörten, entgingen sie der Aufmerksamkeit. Sie bildeten eine eigene Sekte und wurden wohl den Essäern zugezählt, mit denen sie so viele Berührungspunkte hatten. Sie würden sich überhaupt verloren haben, wenn nicht später ein Mann aufgetreten wäre, welcher der Sekte eine Verbreitung gab und sie zu einer Höhe erhob, die ihr die Weltherrschaft sicherte.

Ein Unstern waltete über dem judäischen Volke seit einem Jahrhundert, seitdem der Bruderkrieg der letzten Hasmonäer die römische Zwingherrschaft über Judäa gebracht hatte. Jedes neue Ereignis schlug zu immer größerem Unglücke für dieses aus. Kohélets Trostwort, es gebe nichts Neues unter der Sonne, erwies sich auch als eitel. Das in phantastischer Verschwommenheit in den Gemütern webende messianische Gebilde, das eine greifbare Gestalt angenommen hatte, war doch etwas neues, das bis dahin noch nicht auf der Welt war, und diese Neugeburt mit der Totenmaske sollte dem judäischen Volke neue und schmerzliche Wunden schlagen. Das Messiastum aus Nazareth war aus dem Mutterschoße der essäischen Seke hervorgegangen, und da diese bereits einen Groll gegen das von pharisäischen Grundlehren gestaltete Leben des Volkes hatte, so erbte das Kind diesen Groll und steigerte ihn noch, von dem Schmerze gestachelt, den es durch den Tod seines Stifters empfand. Nicht wenig hat der Landpfleger Pontius Pilatus zu der feindseligen Stimmung der christlichen Sekte gegen ihr eigen Fleisch und Blut beigetragen. Er hatte zum Tode noch Schmach und Hohn hinzugefügt, hatte ihren Messias gegeißelt und gekreuzigt wie den niedrigsten Sklaven und hatte ihm zum Hohn für den „König der Judäer" die Dornenkrone aufgesetzt. Dieses Bild des bluttriefenden Jesus mit der Dornenkrone schwebte dessen Anhängern stets vor Augen und flößte ihnen Rachegedanken ein. Anstatt aber ihren Unwillen gegen das grausame, blutdürstige Römertum zu kehren, machten sie die Vertreter des judäischen Volkes und allmählich dieses selbst in seiner Gesamtheit dafür verantwortlich.

Sie machten sich vergessen oder vergaßen mit der Zeit, daß Pilatus der Mörder ihres Meisters war, und wälzten die Blutschuld auf das Haupt des ganzen jüdischen Stammes. — Pilatus wütete zur selben Zeit oder etwas später gegen einen samaritanischen Messias oder Propheten, welcher seine Glaubensgenossen in einem Dorfe Thirathaba zusammenberufen und ihnen verheißen hatte, ihnen auf dem Berge Garizim die heiligen Gefäße aus Moses' Zeit zu zeigen. Der römische Landpfleger, welcher jede Volksversammlung und jede schwärmerische Erregung innerhalb seines Gebietes als eine Auflehnung gegen die Römerherrschaft betrachtete, führte Truppen gegen die Samaritaner und ließ die Vornehmsten, welche auf der Flucht ergriffen worden waren, grausam hinrichten (36).

Auf die Anklage der Judäer und Samaritaner gegen Pilatus bei dem Statthalter von Syrien, Vitellius, entsetzte ihn dieser seines Amtes und schickte ihn nach Rom, sich wegen seiner Grausamkeit beim Kaiser Tiberius zu rechtfertigen. Vitellius, der Vater des nachmaligen Kaisers dieses Namens, war überhaupt von erstaunlicher Zuvorkommenheit gegen die Judäer. Er hörte nicht bloß ihre Beschwerden wohlwollend an, sondern schonte ihre Empfindlichkeit mit einem, bei Römern ungewöhnlichen Zartgefühl. Als er in Jerusalem eingetroffen war, um sich von dem Stande der Dinge zu überzeugen, brachte er ein Opfer im Tempel. Er milderte soviel als möglich das römische Joch. Er erließ den Jerusalemern die Steuer von den Marktfrüchten. Er befreite die hohenpriesterlichen Gewänder von Schloß und Riegel in der Burg Antonia und übergab sie dem Priesterkollegium, den fungierenden Hohenpriester damit zu bekleiden. Allerdings das Recht, die Hohenpriester zu ernennen, vergab Vitellius nicht. Es war wichtig für die römischen Interessen, daß nur eine den Römern genehme oder wenigstens nicht feindliche Persönlichkeit damit belehnt werde. Denn der Hohepriester galt nach Beseitigung des Königtums als die Spitze der judäischen Aristokratie, dem die Verwaltung im Innern anvertraut war. — Den Hohenpriester Joseph Kaiphas setzte Vitellius ab, der während Pilatus' Landpflegerschaft diese Würde bekleidete und mit ihm auf gutem Fuße stand, beim Volke aber nicht beliebt war.

War Vitellius aus eigenem Antriebe wohlwollend gegen die Judäer, oder hatte er Weisung oder wenigstens einen Wink vom kaiserlichen Hofe für ein solches Verhalten? Es scheint, daß Tiberius nach dem Sturze seines Gebieters, des Sejan, sein Übelwollen gegen sie aufgegeben hat. Den Achtbefehl gegen die Judäer in Rom und Italien hob er auf. Sie hatten eine sie begünstigende Fürsprecherin an Tiberius' Hof an der jüngern Antonia, des Kaisers Schwägerin und Tochter des Triumvirn Mark Antonius von der Octavia. Antonia

hatte nämlich viel Einfluß bei dem auf einer Insel vereinsamten Kaiser, weil sie ihm Sejans verräterischen Plan, ihn zu stürzen, hinterbracht hatte. Sie war die Freundin einer edlen judäischen Prinzessin, welche in Rom weilte. Der Arabarch Alexander Lysimachos in Alexandrien hatte ihre in Ägypten liegenden Erbgüter zu ihrer Zufriedenheit verwaltet. Diese Antonia als Gönnerin der Judäer hat wohl eine Umstimmung zu deren Gunsten bei Tiberius bewirkt.

Dieser erteilte Vitellius den bestimmten Auftrag, den Fürsten Herodes Antipas mit der ganzen verfügbaren römischen Kriegsmacht gegen den Nabatäerkönig Aretas zu unterstützen und zwar für eine ungerechte Sache. Antipas hatte die Tochter des Aretas zur Frau; nichtsdestoweniger verliebte er sich in Herodias, die Frau seines Halbbruders Herodes, welcher, von seinem Vater, Herodes I. enterbt, als Privatmann in Cäsarea lebte. Auf einer Reise nach Rom hatte er sie kennen gelernt, und die ehrgeizige Herodias, die sich im Privatstande unglücklich gefühlt haben mochte, hatte treulos ihren Gatten, nachdem sie ihm eine Tochter geboren, verlassen und war gewissenlos eine Ehe mit dessen Bruder — gegen das Gesetz — eingegangen. Antipas' nabatäische Gemahlin, mit Recht über dessen Treulosigkeit erzürnt, war zu ihrem Vater Aretas entflohen und hatte ihn zu einem Kriege gegen ihren treulosen Gatten gereizt, in welchem Antipas eine große Niederlage erlitt. Sobald es dem Kaiser kund geworden war, gab er Vitellius Befehl, Antipas gegen den Nabatäerkönig beizustehen. Als Vitellius mit zwei Legionen von Ptolemaïs durch Judäa ziehen wollte, nahmen die Judäer abermals Anstoß an den Kaiserbildern, welche die Legionen an den Standarten hatten und mit denselben durch Judäa und Jerusalem ziehen sollten. Der römische Feldherr trieb die Gefälligkeit so weit, das Heer nicht durch das judäische Land, sondern jenseits des Jordans ziehen zu lassen.

Viertes Kapitel.

Agrippa I.

(37 bis 44.)

Als der römische Kaiser Tiberius durch Ersticken getötet worden war (11. März 37), und der Senat sich einen Augenblick dem süßen Traume hingab, die alte Freiheit wieder zu gewinnen, ahnte Rom nicht, daß ihm in Jerusalem an der kaum noch fertigen christlichen Gemeinde ein Feind geboren worden war, welcher einst sein Wesen zersetzen, seine Götter stürzen, seine Macht brechen und es selbst dem langsamen Hinsiechen und der völligen Auflösung zuführen würde. Ein Gedanke, von einem Sohne des Judentums erfaßt und ans Licht gesetzt, von einer verachteten Menschenklasse großgezogen, sollte Roms

Machtfülle und Herrlichkeit in den Staub treten. Der dritte römische Kaiser, Cajus Caligula Germanicus, trug selbst dazu bei, das römische Götterwesen, die Hauptstütze des Römerreiches, der Verachtung preiszugeben. Auf Tiberius' finstern Menschenhaß war der Wahnsinn und die grausame Feigheit auf dem Thron der Cäsaren gefolgt. Keines der von den Römern unterjochten Völker empfand den Thronwechsel in Rom tiefer, als das judäische. Die erste Zeit nach Caligulas Regierungsantritt schien für Judäa eine günstige Wendung herbeiführen zu wollen. Caligula überhäufte einen der besseren judäischen Prinzen, Agrippa, mit Gunstbezeugungen, welche die Aussicht auf einige Erleichterung vom römischen Drucke erhoffen ließen. Bald aber zeigte es sich, daß diese Gunstbezeugung, dieses Wohlwollen und diese Zutunlichkeit nur flüchtige Launen waren, welche eine andere, blutigere, verdrängte und die Judäer im römischen Reiche in Angst und Schrecken versetzte.

Agrippa (geb. um 10 v. Chr., gest. 44 n. Chr.) war der Sohn des von Herodes hingerichteten Aristobul und Enkel der Hasmonäerin Mariamne; erstammte also von hasmonäischem und idumäischem Blute, und d iese beide feindlichen Elemente seines Wesens machten sich sein Inneres streitig, bis das Edlere den Sieg davontrug. In Rom erzogen und im Umgange mit Tiberius' Sohn Drusus aufgewach sen entwickelte sich zuerst in Agrippa das herodianische Wesen. Er wurde ein Römerknecht, verschwendete sein Vermögen, um sich die römische Gunst zu erkaufen, und der von seiner Großmutter ererbte Edelsinn beförderte nur noch seine Verschwendung. Nachdem er das Vermögen seiner Mutter Berenice, Tochter der Salome, vergeudet hatte, stürzte er sich in Schulden. Als er nach dem Tode seines Freundes Drusus (23 n. Chr.) Rom verlassen mußte und nach Judäa zurückgekehrt war, geriet er in solche Not, daß er in einem Winkel von Idumäa leben mußte, er, der gewöhnt war, auf großem Fuße zu leben und mit Cäsarensöhnen umzugehen. In dieser Not trug er sich mit dem Gedanken des Selbstmordes, der ihm Erlösung bringen sollte. Seine hochherzige Gattin Kypros verwendete sich indes für ihn, um ihn der Verzweiflung zu entreißen, bei seiner Halbschwester Herodias. So wurde Agrippa Marktaufseher von Tiberias. Als ihm aber einst Antipas seine Abhängigkeit von ihm vorhielt, verließ ihn Agrippa und schmarotzte bei dem syrischen Statthalter Flaccus.

Aus der zweideutigen Stellung eines Freundes des syrischen Statthalters wurde Agrippa ebenfalls durch seinen Bruder Aristobul verdrängt. Von den Seinigen verlassen und angefeindet, wollte Agrippa sein Glück wieder in Rom suchen, aber nur mit Not entging er dem Schuldturm. Der reichste und angesehenste Judäer der alexandrinischen Gemeinde, der Arabarch Alexander Lysimachos, zu

dem er Zuflucht genommen, versah ihn hierauf mit den nötigen Mitteln zur Reise. Dieser muß soviel Verdienste um die kaiserliche Familie gehabt haben, daß er in dieselbe als Wahlsohn aufgenommen wurde; er durfte daher seinem Namen den des Kaiserhauses hinzufügen: Julius Alexander. — Dieser Arabarch hatte eine so tiefe Anhänglichkeit an den Tempel Jerusalems, daß er sämtliche Türflügel der Pforten, welche von dem äußersten Vorhofe in den Vortempel, den innersten Vorhof, führten, mit gediegenem Golde belegen ließ. — Alexander wollte also Agrippa, der ebenfalls als Wahlsohn des julischen Hauses aufgenommen war, nicht untergehen lassen. In Rom angekommen (Frühjahr 36), begann für Agrippa ein neues Abenteurerleben. Anfangs vom Kaiser Tiberius auf der Insel Capri freundlich empfangen, in Erinnerung an Agrippas Umgang mit seinem verstorbenen Sohne, fiel er gleich darauf in Ungnade, als der Kaiser erfuhr, welche Summen er dem kaiserlichen Schatz schuldete. Aus dieser neuen Verlegenheit half ihm seine Gönnerin, die jüngere Antonia, welche für Agrippas Mutter ein freundliches Andenken bewahrt hatte. Durch ihre Vermittlung kam der abenteuernde Fürstenenkel zu Ehren und wurde der vertraute Freund des Thronfolgers Cajus Caligula. Und als wollte das Glück alle seine Launen an ihm auslassen, wurde Agrippa dem Umgange mit dem künftigen Kaiser entrissen und in den Kerker geworfen, weil er einst, um Caligula zu schmeicheln, den Wunsch geäußert hatte: „Wenn doch Tiberius bald aus dem Leben schiede und einem Würdigeren das Reich überließe.“ Einer seiner Sklaven hatte die unbesonnene Äußerung dem Kaiser hinterbracht. Im Kerker blieb Agrippa sechs Monate, bis Tiberius' Tod (März 37). Mit der Thronbesteigung seines Freundes Caligula ging für Agrippa der Glücksstern auf. Der neue Kaiser befreite ihn aus dem Kerker, schenkte ihm zum Andenken an die seinetwegen erduldeten Leiden eine goldene Kette statt der eisernen, setzte ihm das Diadem auf, womit der Königstitel verbunden war, und überließ ihm Philipps Fürstentum, das an Rom heimgefallen war. Der römische Senat verlieh ihm den Titel eines Prätors (37). So anhänglich war ihm der Kaiser Caligula, daß er ihn erst nach einem Jahre in sein Königtum reisen ließ und ihm das Versprechen abnahm, bald zu ihm zurückzukehren.

Als Agrippa als König und Günstling des Kaisers in Judäa erschien (im August 38), das er tief verschuldet und bettelarm verlassen hatte, erregte sein Glückswechsel den Neid seiner Schwester Herodias, die von Ehrgeiz verzehrt, ihren Gemahl bestürmte, sich ebenfalls nach Rom zu begeben und sich von dem gunstspendenden jungen Kaiser mindestens ein Königreich schenken zu lassen. Aus Furcht, Antipas könnte sich ebenfalls in Caligulas Gunst setzen, oder

aus Rache wegen der von ihm erlittenen Beschimpfung verläumdete Agrippa seinen Oheim Antipas beim Kaiser. Infolgedessen wurde dieser seines Fürstentums verlustig und zur Verbannung nach Lyon in Frankreich verurteilt (39), wohin ihm seine Gattin mit unerwarteter Treue folgte. Ihre Erbschaft überließ der Kaiser seinem Freunde Agrippa, der durch den Zuwachs der Fürstentümer Galiläa und Peräa ein nicht unbeträchtliches Gebiet besaß.

Die Gunst, welche Caligula dem verarmten Agrippa gewährt hatte, und die, wie man vermuten konnte, auch auf seine Religionsgenossen übergehen würde, erregte den Neid der Heiden und brachte namentlich den längst in der Brust der alexandrinischen Griechen schlummernden bodenlosen Haß gegen die Judäer zum Ausbruch. Die Judäer hatten zwar im ganzen römischen Reiche heimliche und öffentliche Gegner. Es war eine Mischung von blindem Rassen- und Religionshaß und einer geheimen Angst, daß dieser, wenn auch verachtete, doch so stolze Volksstamm, einmal zur Herrschaft gelangen werde. Aber nirgends hatte die feindselige Stimmung gegen sie einen so hohen Grad erreicht wie unter der unruhigen, dem Müßiggang und der Spottsucht fröhnenden griechischen Bevölkerung Alexandriens. Mit mißgünstigem Auge blickte sie auf die Betriebsamkeit und den Wohlstand ihrer judäischen Nachbarn, die ihr darin den Rang abliefen, wie sie in schöngeistiger und philosophischer Bildung ihr gleich kamen. Diese Abneigung wurde durch die Bevorzugung der Judäer von seiten der ersten römischen Kaiser nur noch vermehrt, weil diese mehr Vertrauen zu ihrer Zuverlässigkeit hatten, als zu den leichtsinnigen Griechen. Schmähsüchtige Schriftsteller hatten diesen Haß geschürt, um die Judäer zu verkleinern und deren uralte Geschichte, worauf sie stolz waren, boshaft entstellt.

In verschiedenen Zeiten waren solche Schmähschriften gegen sie aufgetaucht. Posidonius aus Apamea zur Zeit des verruchten Antiochus Epiphanes, Apollonius Molo zur Zeit Ciceros, der diesen gallsüchtigen und wankelmütigen Redner mit seinem Übelwollen gegen die Judäer angesteckt hatte, Chäremon zu Cäsars Zeit und andere Alexandriner. Bald verunglimpften sie den Ursprung des israelitischen Volkes, als wäre es wegen Aussatzes oder eines andern Übels aus Ägypten ausgewiesen worden, bald den größten Propheten Moses, als wäre er ein Gaukler und Zauberer gewesen, ein andermal das Judentum, als lehrte es Lieblosigkeit und Haß gegen Fremde, lästerten auch den Gott Israels und nannten die Judäer ein barbarisches Volk, daß keinerlei Erfindung zum allgemeinen Nutzen gemacht habe. Gierig nahmen alexandrinische Griechen solche Schmähungen auf, übertrieben sie noch und gaben ihnen eine unangenehme Anwendung.

Drei angesehene griechische Schriftsteller hatten zwar außerordentlich Günstiges über die Juden und ihren Ursprung geschrieben. Aber für die boshaften Alexandriner waren deren Werke nicht vorhanden. Sie beachteten sie nicht, obwohl sie sie kannten. Agrippas Zeitgenosse, Strabo, der bedeutendste Geograph im Altertum, hat besonders in seinem geographischen, mit Geschichte untermischtem Werke dem Judentume ein schönes Blatt gewidmet. Wiewohl er die Judäer als von Ägyptern stammend ansah, so wiederholte er doch nicht die ihm gewiß bekannte Fabel von deren Ausweisung wegen Aussatzes und Unreinheit. Er stellte vielmehr den Auszug so dar, daß Mose mit den von ihm Geleiteten das Nilland verlassen habe, weil ihm die unwürdige Gottesverehrung der Ägypter zuwider gewesen sei. Mit sichtlicher Billigung hob Strabo die Einheit Gottes gegen die Vielgötterei und die bildlose Verehrung der Gottheit, wie sie Mose gelehrt, gegen den Tierkultus der Ägypter und der Verähnlichung der Gottheit mit dem Menschen bei den Griechen hervor. „Wie vermöchte einer, der Verstand hat, sich erdreisten, irgend ein menschliches Abbild des göttlichen Wesens zu erdichten?“ ruft er aus. Strabo bezeichnete die Lehre des Judentums als Beförderin der Tugend. Sie verheiße Gutes von der Gottheit für diejenigen, welche in Tugend und Gerechtigkeit leben. Strabo erzählt, daß Moses Nachfolger einige Zeit in den von diesem gegebenen Gesetzen in gerechter Handlung und wahrhafter Gottesfurcht geblieben wären. Von dem Heiligtum in Jerusalem sprach Strabo mit einer gewissen Hochachtung. Obwohl die Gewalthaber als Abtrünnige von Moses reiner Lehre das Volk mißhandelt hätten, sei doch der Hauptstadt der Judäer eine gewisse Würde geblieben, welche sie nicht als Sitz der Zwangsherrschaft verabscheuten, sondern als Tempel Gottes heilig hielten und verehrten.

Diese an Bewunderung für die Lehre des Judentums streifende Auseinandersetzung machte keinen Eindruck auf die Haß erfüllten Alexandriner. Ja, es tauchte damals ein schamloser Wicht Namens Apion auf, welcher an Frechheit der Verläumdung gegen die Judäer alles frühere übertraf. Er frischte alle Fabeln seiner Vorgänger wieder auf, überbot sie noch und betörte die Menge mit seiner Zungenfertigkeit und Marktschreierei. Apion war einer jener Aufschneider, welche sich nach dem Grundsatze richteten, die Welt will betrogen sein, darum soll sie betrogen werden. Alles wollte er mit eigenen Augen gesehen oder von glaubwürdigen Personen vernommen haben; er wollte sogar Homers Schatten heraufbeschworen haben, der ihm die Offenbarung gebracht, welche Stadt den ältesten Dichter Griechenlands geboren hätte. Dabei war Apion von einer so aufgeblasenen Eitelkeit besessen, daß man ihn die Trompete seines

eigenen Ruhmes nannte. Was Wunder, wenn ein solcher Aufschneider und Lügenschmied den Judenhaß der Alexandriner benutzte, um das Lügengewebe über das Altertum und den Charakter des Judentums noch mehr auszuspinnen; je unverschämter, desto wirksamer. Von alten Ägyptern wollte er gehört haben, Mose sei ein Priester von Heliopolis gewesen; die judäische Nation habe keineswegs ein so graues Alter, sondern sei erst zur Zeit der Erbauung Karthagos entstanden, sie habe an Geschwüren an den Schamteilen gelitten und erst nach sechstägiger beschwerlicher Wanderung durch die Wüste in Judäa Ruhe gefunden. Sie feierten den Sabbat, weil auf ägyptisch diese häßliche Krankheit Sabbathosis genannt werde; so deutete Apion sprachwidrig den Sabbat.

Diese aus Neid, Religionshaß und Nationalantipathie zusammengesetzte feindliche Stimmung der Alexandriner gegen die Judäer, wie sie im Mittelalter in der christlichen Welt herrschte, mußte unter Augustus und Tiberius an sich halten, weil die kaiserlichen Statthalter in Ägypten Ruhestörungen und Tätlichkeiten streng niederhielten. Unter Caligula änderte sich das Verhältnis, da die heidnischen Alexandriner wußten, daß der Statthalter Flaccus als Freund des Tiberius und Anhänger von dessen durch Caligula hingerichteten Enkel dem argwöhnischen Auge dieses Kaisers verdächtig war, und dieser jeder Anklage über ihn ein offenes Ohr leihen würde. Er ließ sich daher von dem alexandrinischen Pöbel einschüchtern und drückte ein Auge über dessen gewalttätiges Vorhaben zu. Bei der Nachricht, daß Agrippa mit dem Königsdiadem geschmückt worden, empfanden die heidnischen Alexandriner besonders einen stechenden Neid, als wenn ihnen dadurch ihr angestammtes Reich entrissen worden wäre. Der Jubel der alexandrinischen Judäer über dessen Rangerhöhung, mit welchen Agrippa durch ihren Arabarchen Alexander in Beziehung stand, hatte ihre heidnischen Mitbürger noch mehr gereizt und zu Tätlichkeiten gegen sie aufgestachelt. Urheber und Anführer der judenfeindlichen Demonstrationen waren zwei nichtswürdige Geschöpfe, ein bestechlicher Geschichtsschreiber Isidoros, den der Volkswitz die Blutfeder nannte, weil er mit seiner Federfuchserei so manchem das Leben geraubt, und Lampo, einer jener gewissenlosen Wüstlinge, wie sie eine entsittlichte Hauptstadt unter einem heißen Klima erzeugt. Diese beiden Wühler beherrschten einerseits den willenlos gewordenen Statthalter und lenkten anderseits die Volkshefe, daß sie auf einen Wink von ihnen ihren Judenhaß befriedigte.

Unglücklicherweise berührte Agrippa, dessen Glückswechsel den Alexandrinern in die Augen gestochen hatte, auf seiner Reise von Rom nach Judäa (Juli 38) auch Alexandrien. Der Statthalter, der

sich durch Agrippa verdunkelt sah, freute sich innerlich über die Zusammenrottung gegen die judäischen Alexandriner. Sie begannen mit einer Posse und endeten für die Judäer mit blutigem Ernste. Zuerst wurde Agrippa und mit ihm die Judäer auf eine empfindliche Weise verspottet. Die Menge setzte einem harmlosen Narren Carabas, Spielball der alexandrinischen Gassenjugend, eine Krone aus Papyrus auf, hängte ihm ein Binsengeflecht als Mantel um, gab ihm die erste beste Peitsche als Zepter in die Hand, stellte ihn auf einen hohen Punkt des Gymnasions, begrüßte ihn mit komischen Geberden als König und nannte ihn auf chaldäisch Marin (unser Herr). Darauf stürmte der aufgeregte Pöbel in die Synagogen (Proseuchen) und stellte Kaiserbilder daselbst auf mit dem Vorgeben, sie Caligula weihen zu wollen. Auf das Drängen der Judenfeinde entzog Flaccus noch dazu den judäischen Bewohnern Alexandriens ihr jahrhundertelang ausgeübtes, von den ersten Kaisern gewährleistetes Bürgerrecht und erklärte sie als Fremde und Rechtlose. Es war dies ein um so empfindlicherer Schlag für die auf ihre bürgerliche Gleichberechtigung stolze Judenschaft Alexandriens, als sie zum Ruhme dieser Hauptstadt durch Wissenschaft, Kunst, Gewerbe und Schiffahrt ebensoviel beigetragen hatte, wie die griechischen Bewohner. Flaccus war damit aus der Rolle des gleichgültigen Zuschauers herausgetreten und beteiligte sich fortan selbst an den gesetzwidrigen Aufläufen.

Die Judäer wurden aus den vier Stadtteilen Alexandriens herausgejagt und in das von ihnen bewohnte Quartier Delta am Hafen zusammengedrängt. In die verlassenen Häuser und Werkstätten stürzte sich die beutelustige Menge, plünderte, zerstörte und vernichtete, was der Fleiß von Jahrhunderten angesammelt hatte. Mehr als dreihundert Häuser judäischer Besitzer wurden zerstört. Die wohlhabendsten, darunter drei angesehene Männer, Mitglieder des judäischen Rates, Euodios, Tryphon und Andron, welche durch die Zerstörung und Plünderung ihrer Häuser um ihre ganze Habe gekommen waren, verfielen in Dürftigkeit. Das Delta belagerte der Pöbel, um niemanden herauszulassen, und dachte die in einen engen Raum zusammengedrängte judäische Bevölkerung durch Hitze und Hunger aufzureiben. Trieb der Mangel an Lebensmitteln einige aus dem belagerten Quartier heraus, so wurden sie aufs grausamste mißhandelt, gefoltert, mitleidslos ins Feuer geworfen oder ans Kreuz geschlagen. Dieser Leidensstand dauerte über einen Monat. Plötzlich ließ der Statthalter achtunddreißig Mitglieder des hohen Rates, unter ihnen auch die drei genannten in ihren Wohnungen überfallen, in Fesseln schlagen, ins Theater schleppen und in Gegenwart des ganzen Pöbels geißeln (31. August 38). Dieser Gewaltstreich war um so härter, als die von den Kaisern bestätigten Privilegien

der alexandrinischen Judäer sie vor entehrenden Strafen schützten. Außerdem war die Geißelung an des Kaisers Geburtstag vollstreckt worden, der selbst für Verbrecher einen Aufschub der Strafe herbeizuführen pflegte. Einige Ratsglieder hauchten unter Schmerzen das Leben aus. Andere hatten später noch davon zu leiden. Selbst das weibliche Geschlecht wurde mißhandelt und beschimpft. Sobald judäische Frauen oder Mädchen sich blicken ließen, gab man ihnen Schweinefleisch zu essen, und wenn sie sich weigerten, es zu genießen, wurden sie unbarmherzig gefoltert. Damit noch nicht zufrieden, ließ Flaccus einen Centurio mit Soldaten die Häuser der Judäer im Delta überfallen und untersuchen, ob sie nicht Waffen verborgen hielten. Nicht einmal die Gemächer schamhafter Jungfrauen entgingen der Untersuchung. Diese Leiden zogen sich bis über die Mitte des Septembers hin. Da kam plötzlich ein kaiserlicher Abgeordneter an, Flaccus zu entsetzen und ihn zur Verantwortung nach Rom zu bringen, aber nicht um das himmelschreiende Unrecht zu sühnen, sondern weil er dem Kaiser verhaßt war. Am Hüttenfeste erhielten die Unglücklichen, in einem Winkel zusammengepfercht, die frohe Nachricht von Flaccus' Entsetzung. Er wurde zum Exil verurteilt und später getötet.

Sein Nachfolger B a s s u s (?) wird wohl die Ordnung wiederhergestellt und die Judäer vor neuen Ausbrüchen der Volkswut geschützt haben, aber zu Ende war das Trauerspiel noch nicht. Namentlich war der Punkt über die Gleichberechtigung der Judäer, die Flaccus ihnen entzogen hatte, noch immer Gegenstand eines heftigen Streites. Bei dieser Gelegenheit setzte der Hauptjudenfeind Apion in einer Schrift gegen die Judäer mit sophistischen Kniffen auseinander, daß die Judäer nur als Gefangene nach Alexandrien gekommen wären, und daß ihnen wegen ihrer Niedrigkeit der schlechteste Teil der Stadt, die Nachbarschaft der Meereswogen, zugewiesen worden wäre. Mit Übergehung des Wohlwollens, mit welchem mehrere ägyptische Herrscher die Judäer behandelt hatten, und mit Schmähung der um die Förderung des ägyptischen Reiches verdienten judäischen Großen, Onias und Dositheos, führte Apion nur die den Judäern übelwollenden Herrscher, wie Ptolemäus Physkon und die letzte Kleopatra auf, von denen der erstere die Judäer Alexandriens beinahe von Elefanten hätte zertreten lassen, die letztere ihnen während einer Hungersnot keine Getreideunterstützung hatte zukommen lassen.

Den Streit um das Bürgerrecht hätte nur der Kaiser schlichten können, aber er befand sich damals in Germanien und Gallien, um knabenhafte Siege zu feiern und Muscheln der britannischen Meeresküste für seinen Triumph zu sammeln. Als er nach Rom zurückgekehrt (31. August 40) und auf den wahnsinnigen Gedanken gekommen war, sich als Halbgott, dann als einen der Vollgötter verehren, sich

Tempel weihen zu lassen und für seine Bildsäulen einen abgöttischen Kultus zu erzwingen, glaubten die heidnischen Griechen gewonnenes Spiel gegen die Judäer zu haben. Sie stellten wiederum mit Gewalt Kaiserbilder in die alexandrinischen Synagogen, überzeugt, daß die Judäer sich dagegen sträuben und so den Zorn des Kaisers auf sich laden würden. Dies gab Veranlassung zu neuem Streite, indem der damalige Statthalter von Ägypten sich hinein mischte, um sich bei dem Kaiser in Gunst zu setzen. Er wollte den Judäern die göttliche Verehrung des Kaiserbildes aufzwingen, und da sie ihre Religionsgesetze dagegen geltend machten, wollte er das Ruhen am Sabbat verbieten, indem er darin den Schwerpunkt des Judentums erblickte. Zu den Angesehensten der Judäer sprach er: „Wie, wenn ein plötzlicher Überfall von Feinden, oder eine reißende Überschwemmung, oder eine wütende Feuersbrunst, wenn Hunger, Pest, Erdbeben über euch kämen, würdet ihr den Sabbat dann auch so streng beobachten, auch dann die Hände in den Schoß legen, und nichts zu eurer Rettung unternehmen? Würdet ihr auch dann in euren Synagogen müßig sitzen, das Gesetz zu lesen und dunkle Stellen durch lange Reden zu erklären? Oder würdet ihr nicht alles von euch abschütteln und zur Rettung eurer Eltern und Kinder, eurer Habe und Güter, eures eigenen Lebens euch rüsten? Nun sehet, ich werde das alles für euch sein, der Überfall von Feinden, die reißende Überschwemmung, das wütende Feuer, der Hunger, die Seuche, das Erdbeben, die sichtbare Gestalt des unerbittlichen Schicksals, wenn ihr nicht meinem Befehle nachkommt.“ Aber die Gemeinde blieb treu und war bereit, die schwerste Pein über sich ergehen zu lassen. Nur einige scheinen aus Furcht oder Ehrgeiz zum Heidentum übergegangen zu sein. Auch der Sohn des Arabarchen Alexander mit Namen Tiberius Alexander verließ das Judentum und erreichte später hohe Würden im römischen Staate.

Um dem bösen Beispiele des Abfalles entgegen zu wirken, verfaßte ein alexandrinischer Judäer in dieser Prüfungszeit eine Schrift in griechischer Sprache, welche durch ihre Darstellung des Eindruckes nicht verfehlen konnte. Der namenlose Verfasser wollte einerseits das Volk durch den Hinweis auf die göttliche Hilfe zum Ausharren im Judentum ermutigen, anderseits die Untreue gegen das väterliche Gesetz ächten. Diese Gedanken kleidete er in eine Geschichte ein, die halb Wahrheit, halb Dichtung ist. Die Farben waren der düsteren Gegenwart entnommen und in Geschichtsform auf die Vergangenheit übertragen. Diese Schrift, das dritte Makkabäerbuch, setzt die Leidensgeschichte der alexandrinischen Gemeinde in helles Licht. Sie erzählt, der ägyptische König Philopator habe nach einem Siege den Tempel in Jerusalem trotz der Bitten des judäischen Volkes betreten. Auf das Flehen des Hohenpriesters habe

Gott, um die Tempelentweihung zu verhüten, den König mit Betäubung und Erschütterung bestraft. Bei seiner Rückkehr nach Alexandrien habe Philopator dafür an den Judäern dieser Stadt Rache nehmen wollen und einen Befehl erlassen, daß diejenigen, welche nicht den Götzen opfern würden, ihr Bürgerrecht verlieren, zu der niedrigen Volksklasse gezählt, als Knechte des Königs mit dem Zeichen des Efeublattes, des Sinnbildes des Bacchus, an einem Körperteile gebrandmarkt werden sollten; diejenigen hingegen, welche sich dem Befehle unterwürfen, sollten ihre bürgerliche Gleichstellung behalten. Die meisten Judäer seien trotz schimpflicher Zurücksetzung treu geblieben. Die Judenfeinde hätten auch ausgesprengt, weil die Judäer nicht die heidnischen Götter verehrten und sich der Teilnahme an heidnischen Gelagen enthielten, seien sie Feinde des Königs und aller Menschen. Dann habe der König befohlen, sämtliche Judäer von wütend gemachten Elefanten zertreten zu lassen. Die Elefanten seien aber, von Engeln getrieben, anstatt auf die Judäer auf die Zuschauer losgestürzt, und der König, von diesem Anblicke erschreckt, habe sein Vorhaben bereut, den Judäern wieder sein Wohlwollen zugewendet und ihnen erlaubt, gegen die Abtrünnigen nach Belieben zu verfahren. — Das Buch schließt mit den ermutigenden Worten: „Gepriesen sei der, der Israel zu allen Zeiten erlöst."

Indessen waren die hartbedrängten alexandrinischen Judäer darauf bedacht, durch eine Gesandtschaft an den Kaiser Caligula sich aus ihrer verzweifelten Lage zu befreien (im Winter 40). Mehrere Männer wurden dazu auserwählt, welche durch Stellung und Bildung sie am besten zu vertreten vermochten. Einer der Gesandten war der judäische Philosoph P h i l o, der durch Geburt, gesellschaftliche Stellung, tiefe Bildung und glänzende Beredsamkeit so sehr hervorragte, daß kein besserer Anwalt für die gerechte Sache gewählt werden konnte. Philo hat vermöge seiner Schrift nicht nur auf seine Zeitgenossen, sondern auf die Folgezeit und auch über den judäischen Kreis hinaus tief eingewirkt.

Als Bruder des Arabarchen Alexander gehörte Philo (geb. um 10 vor-, starb um 60 nachchr. Zeit) zu der angesehensten und reichsten Familie der alexandrinischen Gemeinde. Von unersättlicher Lernbegier getrieben, eignete er sich griechische und philosophische Bildung vollkommen an. Philo gehörte zu den wenigen Auserwählten, die nicht auf der Erde kriechen, sondern in hohem Geistesfluge sich von den Banden des Irdischen frei zu machen wissen. Obwohl er für Philosophie schwärmte, stand ihm das Judentum noch höher, das er die „w a h r e W e i s h e i t" nannte. Wenn er auf der reichen Flur der griechischen Philosophie Gedankenblumen pflückte, so wand er daraus einen Kranz, um das Judentum damit zu schmücken.

Das philosophische Streben Philos gab nicht bloß seinem Geiste Nahrung, sondern flößte ihm auch einen hohen Gesinnungsadel ein und bildete ihn zu einem jener sittlichen Charaktere aus, denen die Torheit, Laster und Gemeinheit der Menschen als ein unauflösbares Rätsel erscheinen.

Das war der Mann, welchen die alexandrinische Gemeinde zu ihrem Fürsprecher beim Kaiser wählte. Die heidnischen Alexandriner hatten auch ihrerseits eine Gesandtschaft an den Kaiser abgehen lassen, um die Gleichstellung der Judäer zu hintertreiben. An der Spitze derselben stand der Erzjudenfeind Apion, Verfasser der Schmähschrift gegen die alexandrinische Judenschaft, und zu ihr gehörte auch der giftige Isidorus. Zum ersten Male in der Geschichte trat das Judentum mit dem Heidentum in die Schranken, vollständig vertreten von zwei Männern, welche beide von der Milch der griechischen Kultur genährt waren. Philo, voller Würde und Ernst, vertrat das verkörperte Streben nach Wahrheit und dem sittlichen Ideale, Apion, voller Leichtfertigkeit und Schmähsucht, repräsentierte das verkörperte Bild der zungenfertigen Ruhmredigkeit und der eitlen Selbstgenügsamkeit des gesunkenen Griechentums.

Der Ausgang des Streites zwischen den heidnischen und judäischen Alexandrinern ist zweifelhaft; Caligula, welcher Schiedsrichter der streitenden Parteien hätte sein sollen, war selbst leidenschaftliche Partei in dieser Sache. Er haßte die Judäer, weil sie ihn nicht als Gott anerkennen und verehren wollten, während alle übrigen seinem Zepter unterworfenen Völker in niedriger Gesinnung ihm göttliche Verehrung zollten. Kaum konnten die judäischen Gesandten zu Worte kommen, als sie zur Audienz zugelassen wurden. Sein erstes Wort an die judäischen Gesandten war in grinsendem Tone: „Ihr seid also die Gottverächter, die mich nicht als Gott anerkennen wollen, sondern lieber einen Namenlosen verehren?“ Darauf brach er mit aufgehobenen Händen in eine so schnöde Lästerung gegen den Gott Israels aus, daß der Geschichtsschreiber sich scheute, das Wort niederzuschreiben. Zuletzt soll er die Gesandtschaft in heftigem Zorn entlassen haben, und Philo, welcher nichts Gutes ahnte, habe seine Mitreisenden ermahnt, ihre gerechte Sache von jetzt an Gott anheim zu stellen. Der Arabarch Alexander wurde in den Kerker geworfen.

Während die judäischen Gesandten noch den wahnsinnigen Kaiser bei seinem kindischen Treiben auf Schritt und Tritt nachfolgten, um zu Worte zu kommen, wurden sie von einer Schreckensnachricht fast betäubt. Ein Judäer stürzte auf sie zu und teilte ihnen unter Schluchzen in gebrochener Rede mit: „Unser Tempel in der heiligen Stadt ist hin, auch ihn läßt Caligula entweihen!“

Caligulas Zorn, sich gerade von den Judäern, denen er durch

die Erhebung Agrippas Wohlwollen gezeigt hatte, als Gott verschmäht zu wissen, kannte keine Grenzen. Nicht bloß in den Synagogen, auch im Tempel zu Jerusalem sollte seine Bildsäule aufgestellt und der Widerstand mit militärischen Mitteln gebrochen werden. Der Statthalter von Syrien, Petronius, erhielt den Befehl, mit seinen Legionen in Judäa einzurücken und mit ihrer Hilfe die Verwandlung des judäischen Heiligtums in einen Götzentempel durchzusetzen. Man kann sich den Todesschrecken der judäischen Nation bei dieser Nachricht denken. Allen schwebten die düstersten Bilder der kommenden Dinge vor. Am Vorabend des Hüttenfestes (Oktober 40) traf die Botschaft in Jerusalem ein, und die festliche Stimmung verwandelte sich in die tiefste Niedergeschlagenheit. Petronius rückte auch mit zwei Legionen an die Grenze Judäas in Akko ein, aber da die Regenzeit des Herbstes bevorstand, und ein verzweifelter Widerstand der Judäer vorauszusehen war, beschloß er, da zu überwintern, um Caligulas Befehl, wenn es zum Kampfe kommen sollte, im Frühjahr mit Nachdruck durchzusetzen. Viele tausend Judäer strömten zu ihm und verhehlten es nicht, daß sie lieber alle Todesarten erdulden wollten, als die Entweihung ihres Tempels durch ein Menschenbild zuzugeben. Petronius, in Verlegenheit, wie er das ihm selbst wahnsinnig scheinende Edikt durchsetzen sollte, ging mit den Räten des Königs Agrippa in Tiberias zu Rate. Auch in diesem Aufenthaltsorte des Statthalters strömten viele tausend Judäer zusammen, ohne feindliche Absicht, nur als Flehende, um auf Petronius' Gemüt zu wirken. Wiederholentlich erklärten sie, das ganze Volk sei entschlossen, lieber zu sterben, als die Entweihung mit anzusehen. Daß es dem Volke Ernst damit war, bewies es durch die Vernachlässigung des Ackerbaues, indem es vierzig Tage vorübergehen ließ, ohne die Saat zu bestellen. Die judäische Aristokratie hielt diesmal zum Volke.

Auf den Rat der judäischen Großen schilderte Petronius dem Kaiser die Sachlage und glaubte, ihn milder stimmen zu können. Das Volk beruhigte er und ermahnte es, an den Feldbau zu denken, um ein Notjahr zu verhüten. Ehe noch Petronius' Schreiben in den Händen des Kaisers war, hatte er durch Agrippas Vermittlung seinen Sinn in bezug auf die Gewaltmaßregel gegen das Judentum geändert. Der judäische König hatte einen so mächtigen Einfluß auf Caligula, daß die Römer ihn und Antiochos von Commagene als seine Lehrer in der Tyrannei bezeichneten. Agrippa weilte in dieser Zeit wieder in der Nähe des Kaisers. Als der Wahnsinnige auf dem Throne der Cäsaren befohlen hatte, sein Bildnis auch im Tempel zu Jerusalem aufzustellen, war es Agrippa gewiß nicht gleichgültig, aber er war zu sehr Höfling, als daß er dessen wahnwitzigen Launen geradezu hätte entgegentreten sollen. Er stellte sich vielmehr, als ob

ihn der Notschrei seiner Stammesgenossen nichts anginge, veranstaltete einen verschwenderischen Schmaus für den Kaiser und dessen Günstlinge und setzte für sie die seltensten Leckerbissen auf die Tafel. Aber unter diesem Scheine der Gleichgültigkeit erreichte er sein Ziel. Caligula, durch die Aufmerksamkeit bestochen, forderte Agrippa auf, sich eine Gunst von ihm zu erbitten, er wolle sie ihm gern gewähren. Er kannte ihn nur von der leichtsinnigen Seite und wähnte, Agrippa werde sich Vergrößerung seines Reiches ausbitten. Wie erstaunte er aber, als dieser nichts weiter wünschte, als daß er das Edikt bezüglich der Bildsäule zurücknehmen solle. Der schlaue Caligula war überlistet. Sein Wort zurückzunehmen, mußte er sich als Kaiser schämen, und so erließ er (November-Dezember 40) ein Schreiben an Petronius des Inhalts, wenn seine Bildsäule noch nicht im judäischen Tempel aufgestellt wäre, die Angelegenheit ruhen zu lassen. Inzwischen bekam er das Schreiben, in welchem Petronius seine Bedenklichkeit aussprach. Mehr brauchte es nicht, um diese leidenschaftlich erregte, eigensinnige Natur in Wut zu versetzen. Ein Statthalter sollte wagen, dem Kaiser von Schwierigkeiten zu sprechen! Ein neuer, drohend strenger Befehl wurde erlassen, daß der ungehorsame Statthalter zum warnenden Beispiel für andere sich selbst den Tod geben sollte. Ehe aber Petronius dieses für die Judäer, wie für ihn selbst gleich gefahrvolle Schreiben zu Händen bekam, war bereits die Nachricht eingelaufen, daß der Tollhäusler Caligula durch die Hand des Prätorianertribuns Chäreas einen schmählichen Tod gefunden hatte (24. Januar 41). Die Nachricht traf am 22. Schebat (März 41) ein: „Cajus Caligula ist ermordet worden, und seine Befehle sind aufgehoben.“ Dieser Tag, welcher unverhoffte Erlösung von einem sicher geglaubten Untergang gebracht, wurde seit der Zeit als erhöhter Freudentag begangen.

Caligulas Nachfolger auf dem Throne der Cäsaren war Claudius, der Blödsinn gepaart mit gelehrter Pedanterie. Er schuldet seine Krone dem Zufalle und der diplomatischen Vermittlung des Königs Agrippa, welcher den widerstrebenden Feigling dahin gebracht hatte, die Wahl der Prätorianer anzunehmen, und den widerstrebenden Senat, sie anzuerkennen. Wie gesunken war Rom, daß ein winziger judäischer Fürst, den die stolzen Patrizier aus der Zeit der Republik kaum eines Blickes gewürdigt hätten, jetzt in der Senatskurie sprechen und verhandeln durfte und gewissermaßen Rom einen Herrscher geben konnte! Claudius war auch nicht unerkenntlich gegen den judäischen Fürsten. Er lobte ihn in öffentlicher Senatssitzung, bekleidete ihn mit der Konsularwürde und machte ihn zum König von ganz Palästina, indem er Judäa und Samaria, Galiläa und Peräa zu seinem Reiche hinzufügte. Herodes II., dem Bruder und

Schwiegersohne des Königs Agrippa, erteilte Claudius den Rang als Prätor und machte ihn zum Fürsten von Chalkis am Libanon.

Der Umschwung der Dinge in Rom nach Caligulas Tod kam auch den Judäern Alexandriens zustatten. Der Kaiser Claudius, mit dem Arabarchen Alexander befreundet, befreite ihn aus dem Kerker, in den ihn sein Vorgänger hatte werfen lassen, und schlichtete den Streit in Alexandrien zugunsten der Judäer. Ehe die Nachricht von dem Thronwechsel in der ägyptischen Hauptstadt bekannt war, hatten nämlich die judäischen Alexandriner zu den Waffen gegriffen, um den täglichen Leiden und der Schmach ein Ende zu machen. Caligulas Parteilichkeit gegen sie hatte sie zur Selbsthilfe herausgefordert. Der neue Kaiser erließ indes ein Edikt, welches die Gleichstellung der alexandrinischen Gemeinde bestätigte und die Ruhe wiederherstellte. Die Arabarchenwürde, welche den alexandrinischen und ägyptischen Judäern überhaupt von außerordentlicher Wichtigkeit war, stellte dieser Kaiser wieder her. Auf Agrippas Anregung gewährte Claudius den Judäern im ganzen Reiche Religionsfreiheit, daß sie von ihren heidnischen Nachbarn in der Ausübung ihrer Riten nicht gestört werden sollten. Claudius soll sich auch so sehr für Philo und seine blühende griechische Beredsamkeit interessiert haben, daß er ihn aufforderte, seine Darstellung von den Leiden seiner judäischen Brüder unter Flaccus und seinen Bericht über die Gesandtschaft an Caligula im Senate vorzulesen.

Als Agrippa, mit Ehren überhäuft von dem Kaiser entlassen, von Rom nach Judäa zurückkehrte, um Besitz von seinem Königreiche zu ergreifen, merkte man an seinen Handlungen, daß eine Umwandlung mit ihm vorgegangen war, und daß der stürmische Thronwechsel in Rom, der einen übermütigen Kaiser gestürzt und einen Schwächling emporgehoben hatte, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Aus dem leichtsinnigen Agrippa war ein ernster Mann geworden, der Höfling war verschwunden und an seine Stelle trat der Patriot, der gewissenhafte Fürst. Der Hasmonäer in ihm hatte den Herodianer überwunden. Unter Agrippa genoß Judäa zum letzten Male eine Spanne Zeit ungetrübten Glückes. Er bestrebte sich so sehr mit der Nation zu gehen, selbst auf die Gefahr hin, die Gunst der Römer einzubüßen, daß er die erbittertsten Königsfeinde entwaffnete und sie zu seinen Freunden machte. Es schien, als bestrebte er sich, das wieder gut zu machen, was sein Ahn Herodes verbrochen hatte. Die ganze Nation fühlte sich nämlich in der Zeit nach Caligulas gewaltsamen Ende gehoben und hochgestimmt. Abermals hatte sich der Finger Gottes in ihrem Geschicke gezeigt. Die Hoffnungen ihrer erbitterten Feinde waren zu schanden geworden. Daher

beging sie in diesem Jahre die gelegentlichen Feste mit freudigem Herzen und dankbarem Gefühle.

Das Darbringen der Erstlinge von den Früchten im Tempel, bis dahin ohne festlichen Charakter, wurde in diesem Jahre besonders feierlich mit Sang und Klang den ganzen Sommer hindurch begangen. Die Gartenbesitzer in Städten und Dörfern sammelten sich in Gruppen mit den Erstlingsfrüchten in zierlichen Körben — die Reichen in silbernen und goldenen, — und zogen nach dem Hauptort des Kreises. Der versammelten Menge rief ein Führer zu: „Auf! Wir wollen nach Zion, dem Tempel unseres Gottes, wallen.“ Unter Flötenspiel zogen sie nach Jerusalem. Während die Gartenbesitzer ihre mit Kränzen geschmückten Körbe mit den Erstlingsfrüchten den Priestern überreichten und dabei ein Dankbekenntnis ablegten, sangen die Levitenchöre den Dankpsalm (30), welcher die Erlösung vom Untergange zum Inhalt hat.

„Ich preise dich, Herr, daß du mich errettet,
„Und meine Feinde nicht über mich hast triumphieren lassen.“

Allen gleich begab sich der König Agrippa mit seinem Korbe von Erstlingsfrüchten auf der Schulter in den Tempel und legte sein Dankbekenntnis ab. Der alexandrinische Philosoph und Verteidiger seiner Gemeinde vor Caligula, Philo, welcher das tiefe Herzeleid empfunden und den günstigen Umschwung erlebt hat, fand sich ebenfalls in dieser Zeit in Jerusalem ein und beschrieb das „Korbfest“ mit anziehenden Farben.

Im Herbst des darauf folgenden Jahres (42) wurde ein anderes Fest in freudiger Stimmung begangen. Die Vorschrift für Schluß des Sabbatjahres und des Hüttenfestes, daß der König dem Volke aus dem Gesetzbuche öffentlich vorlesen soll, war seit dem Untergange der Makkabäerfürsten nicht zur Ausführung gekommen. Agrippa frischte das halbverschollene Gesetz wieder auf. Im Tempel auf einer Emporbühne stehend, las er aus einer Thorarolle, welche ihm der Hohepriester ehrerbietig überreicht hatte, die vorgeschriebenen Abschnitte vor dem versammelten Volke. Bei dem Verse von der Wahl des Königs, daß er aus den eigenen Volksgenossen abstammen müsse, übermannte ihn die Erinnerung, daß er, halb von idumäischer Abkunft, nicht würdig sei, judäischer König zu sein; er brach in Tränen aus. Aber die anwesende Menge und selbst die Pharisäer riefen ihm begeistert zu: „Du bist unser Bruder, du bist unser Bruder!“

Agrippa machte von seinem Rechte, die Hohenpriester zu ernennen, den richtigen Gebranch. Er wählte statt Theophilos, den noch Vitellius eingesetzt hatte, Simon Kantheras, welcher ebenfalls Simon der Fromme genannt wurde, wie der drei

Jahrhunderte vorher, noch vor der Makkabäerzeit regierende. Agrippas gesinnungsvolle Regierung machte sich dem ganzen judäischen Gemeinwesen fühlbar. Das Synhedrion erhielt von ihm ohne Zweifel wieder die Freiheit, die inneren Angelegenheiten nach dem Gesetze zu regeln. Synhedrialpräsident war unter Agrippa Hillels würdiger Enkel, Gamaliel I. oder der ältere, Simons Sohn. Das Präsidium erlangte unter Gamaliel eine höhere Bedeutsamkeit, indem das Synhedrion nach dem Muster der politischen Verfassung eine mehr monarchische Form erhielt. Ein Schaltjahr durfte jetzt nur mit Zustimmung des Präsidenten eingesetzt werden. Die Sendschreiben an die nahen und fernen Gemeinden gingen von ihm aus. Das Formular solcher Sendschreiben ist wegen seines Inhaltes und seiner Form interessant; es zeigt, daß die auswärtigen, wie die judäischen Gemeinden das Synhedrion und dessen Vorsitzenden als höchste Autorität anerkannt haben. Gamaliel ließ nämlich durch seinen sprachkundigen Geheimschreiber Jochanan schreiben: „An unsere Brüder in Ober- und Niedergaliläa, Gruß. Wir tun euch kund, daß die Zeit gekommen ist, den Zehnten von euren Ölbehältnissen abzuscheiden.“ „An unsere Brüder, die Exulanten in Babylonien, Medien, Jonien und an alle übrigen Exulanten Israels, Gruß. Wir tun euch kund, da die diesjährigen Lämmer noch zart, die Tauben noch nicht flügge sind, der Frühling überhaupt sich verspätet hat, so gefiel es mir und meinen Genossen, das laufende Jahr um dreißig Tage zu verlängern.“

Von diesem Gamaliel sind manche heilsame Verordnungen ausgegangen; zumeist sind sie gegen Mißbräuche gerichtet oder bezwecken das Wohl der Gesellschaft. Ganz im Hillelschen Geiste der Friedfertigkeit und Menschenliebe sind die Gesetze über das Verhalten gegen Heiden gehalten, die ohne Zweifel ebenfalls Gamaliel zum Urheber haben. Ein Gesetz bestimmte, man dürfe den heidnischen Armen nicht verwehren, Nachlese auf Feldern zu halten, die von dem Eigentümer zurückgelassenen Ähren an den Feldecken zu sammeln, man müsse sie vielmehr in jeder Beziehung gleich judäischen behandeln. Aus dieser Gesetzgebung bildete sich die menschenfreundliche Praxis aus, daß in den Städten von gemischter Bevölkerung für die heidnischen Almosenbedürftigen ebensogut, wie für die judäischen gesorgt wurde, daß man die heidnischen Kranken pflegte, ihren Hingeschiedenen die letzte Ehre erwies, ihre Leidtragenden tröstete. Möglich, daß in dieser Zeit das Synhedrion mit Rabban Gamaliel an der Spitze ein noch weiter gehendes Gesetz zur Nachachtung erlassen hat, nämlich Heiden nicht als Götzendiener anzusehen, ja halb und halb als Judäer zu behandeln, wenn sie gewisse sittliche und religiöse Verpflichtungen übernommen haben, nämlich Enthaltung von Götzenkultus, von

Blutschande, von Mord, von Genuß der Fleischstücke von lebenden Tieren, Enthaltung von Lästerung des Gottes Israels und endlich zur Wahrung der Rechtspflege. Diese sieben Bestimmungen wurden „noachidische Gesetze“ genannt. Das Aufgeben götzendienerischer Bräuche und sittlicher Rohheit sollte schon genügen, um Griechen und Römer den Judäern fast ebenbürtig zu machen. Rom und Judäa hatten für einen Augenblick ihre gegenseitige Gehässigkeit abgelegt und zeigten einander wohlwollende Gesinnung. Die Zuvorkommenheit Roms gegen die Judäer ging soweit, daß, als einige leichtfertige Jünglinge der Stadt Dora in ihrem Übermute und Judenhaß auf Anregung der Menge des Kaisers Bildnis in die Synagogen gestellt hatten, der Statthalter Petronius auf Agrippas Klage die Weisung ergehen ließ, solchem Unfuge der Religionsverletzung mit Nachdruck zu steuern. Anderseits durfte Agrippa die phönizische Stadt Berytus aus Dankbarkeit schmücken und in ihr Theater, Bäder und Säulengänge mit voller Pracht bauen, ohne dafür von den Stimmführern der Religion getadelt zu werden.

Von seinem Großvater Herodes hatte nämlich Agrippa die Neigung geerbt, sich bei den Griechen beliebt zu machen. Wie dieser Geschenke nach Athen und anderen griechischen und jonischen Städten schickte, so hat auch sein Enkel dieser halbverkommenen Musenstadt, ehemals Mutter der Künste, eine Wohltat erwiesen, welche von den Bürgern nicht sobald vergessen wurde. Auch den Bewohnern von Cäsarea, welches Herodes zur nebenbuhlerischen Stadt von Jerusalem gemacht hatte, erwies Agrippa Wohltaten und sie erschöpften sich, um ihm Zeichen der Dankbarkeit zu geben. Die Sebastianer, die Bewohner der Hafenstadt Sebastos, setzten seinen drei Töchtern Bildsäulen, und ihm zu Ehren schlugen sie eine Denkmünze mit seinem Bilde und der Inschrift: „Der große König Agrippa, Freund des Kaisers.“ Cäsareas Dankbarkeit war nur nicht von langer Dauer. Die Hafenstädte Anthedon und Gaza haben ebenfalls ihm zu Ehren Münzen geprägt. Auch die wilden Bewohner von Auranitis und Trachonitis haben seinen Namen durch Inschriften verewigt. Bei seiner Rückkehr aus Rom, wo er einen Kaiser gemacht hatte, dankten die Bewohner einiger Städte in dieser Gegend dem Zeus „für die Rettung des Königs Agrippa und seine Rückkehr“. Alle nannten ihn den großen König, freilich mit dem Zusatze „Freund des Kaisers und Freund der Römer.“ Die Söhne der Fremde huldigten ihm, wie einst dem Könige David, allerdings nur, weil der Kaiser Claudius ihn hochgestellt hatte.

Obwohl Agrippa mit mehreren Fürsten befreundet war, welche gleich ihm ihre Macht und ihren Glanz der Gunst Roms oder des Geschöpfes, welches als Kaiser galt und Rom und das römische Reich

bedeutete, zu verdanken hatten, so kam es ihm doch nicht in den Sinn, seine Töchter in auswärtige Familien zu verheiraten, so lange diese dem Heidentume angehörten. Er verschwägerte sich lieber mit dem Arabarchenhause in Alexandrien. Seine älteste Tochter Berenice, die wegen ihrer strahlenden Schönheit und ihres Geschickes berühmt geworden ist, verlobte er mit Marcus, dem Sohn des Arabarchen Alexander Lysimachus, dem er zu Dank verpflichtet war, und der gleich ihm in die kaiserliche julische Familie aufgenommen war. Da Marcus während der Verlobungszeit starb, so verheiratete sie Agrippa an seinen Bruder Herodes II., König von Chalkis. Seine zweite Tochter Mariamne versprach er einem angesehenen Judäer, Julius Archelaus, Sohn Chelkias. Die jüngste seiner Töchter, die ebenfalls schöne Drusilla, verlobte Agrippa zwar mit einem heidnischen Prinzen, dem Sohne seines Freundes Antiochos von Commagene. Aber der Bräutigam, namens Epiphanes, mußte versprechen, zum Judentum überzutreten und das Bundeszeichen anzunehmen.

Agrippas letzte Regierungsjahre waren glücklich für die Judäer in und außerhalb Judäas, eine buntschimmernde Abendröte vor dem Hereinbrechen grauenvollen Dunkels. Sie hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit der Zeit des Königs Josia in der älteren Geschichtsperiode. Friedliche Zustände im Innern und nach Außen, Selbständigkeit innerhalb gewisser Schranken und geistige Regsamkeit, wie denn auch Agrippa eine gewisse Charakterähnlichkeit mit diesem Könige zeigte, indem beide zuerst von der Verderbnis der Zeit mit fortgerissen waren, sich später daraus aufgerafft haben und musterhafte Fürsten geworden sind. Die Judäer außerhalb Palästinas, die weit und breit im römischen Reiche angesiedelt waren, genossen die Gunst, in welcher Agrippa beim Kaiser Claudius stand; sie durften nirgends in ihrer Lebensweise und in ihrer religiösen Überzeugung gekränkt werden und konnten ihre Eigenart bewahren.

Glücklich fühlten sich besonders die Judäer in Ägypten und namentlich in Alexandrien, wo sie vorher unter Caligula mehrere Jahre hindurch verhöhnt und gequält worden waren. Claudius hatte ihre Gleichberechtigung mit den griechischen Bewohnern des Landes ausdrücklich bestätigt und die Statthalter angewiesen, ihnen keinen Unglimpf zufügen zu lassen. Ihr Oberhaupt, der Arabarch Alexander Lysimachos, von diesem Kaiser aus dem Kerker befreit, nahm wieder seine hohe Stellung ein und konnte für seine Stammgenossen segensreich tätig sein. Sein Bruder Philo begann erst in dieser Zeit unter Claudius die Gedankenschätze seines Innern zur Belehrung für große Kreise zu offenbaren und bildete den Höhepunkt der judäisch-griechischen Geistesrichtung. Griechisch redende und gebildete Judäer

hatten bis dahin viel in der hellenischen Sprache geschrieben, teils zur Abwehr hämischer Angriffe auf ihren Ursprung und ihre Lehre und teils zur eigenen Belehrung und zur Kräftigung ihrer Überzeugungen. Aber bleibenden Wert hatte dieses Schrifttum, soweit es nach dem Erhaltenen beurteilt werden kann, durchaus nicht.

Unter anderen hatte ein Dichter Ezekielos (Theodektes?) die Geschichte Moses und des Auszuges aus Ägypten zu einem Drama verarbeitet. Er ließ die darin auftretenden Personen, Mose, seine Frau Sephora, Raguel seinen Schwiegervater, und selbst Gott wunderlich genug in griechischen Versen sprechen. Dieses Drama hat den Titel „Auszug", ist jedoch, wie das ganze ältere judäisch-griechische Schrifttum, nur bruchstückweise erhalten.

Die klassische Zeit des judäisch-griechischen Schrifttums bildet erst die Lebenszeit des großen Geistes Philo, des Zeitgenossen des Königs Agrippa. Erst diese offenbart die Vertiefung der griechisch-redenden Judäer in ihre eigenen Quellen, weiten Blick und Gedankenhoheit. Es war die Geburtszeit einer eignen judäischen Weltweisheit mit dem Reize der griechischen Sprache dargestellt. Muster in der Freiheit des hellenischen Stiles war nächst Philo der unbekannte Verfasser des Buches „die Weisheit Salomos", der auf christliche Kreise anregend gewirkt hat, und wegen des Namens des königlichen Weisen an der Spitze als eine halbbiblische (apokryphische) Schrift geschätzt wurde. Drei Söhne des Judentums bilden die Zierde in Agrippas Regierungszeit, dieser unbekannt gebliebene Verfasser, Philo und Gamaliel der ältere.

Die glückliche Zeit dieser Regierung war indes nur von kurzer Dauer. Wenn auch der Kaiser Claudius Vertrauen zu Agrippa hatte, so beargwöhnten doch seine Diener jeden Schritt des judäischen Königs und sahen darin ein Vorzeichen des Abfalles. Agrippas Gewandtheit, Selbständigkeit und nationaler Sinn erschienen den Römern, welche ihn in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, für die römischen Interessen nicht unbedenklich. Sie täuschten sich in der Tat nicht. So sehr auch Agrippa mit Rom liebäugelte, so war er doch darauf bedacht, Judäa in den Stand zu setzen, einem Zusammenstoße mit Rom gewachsen zu sein. Hing ja die Gunst oder Ungunst Roms von der Zufälligkeit ab, welche Person an die Spitze der Weltmacht gestellt war, und selbst der beste Herrscher war gegen die Vorurteile der römischen Großen und die Ränke seiner Umgebung machtlos. Agrippa, der mit ganzem Herzen judäischer König geworden war, wollte sein Volk nicht von der Laune irgend einer Persönlichkeit abhängen lassen. Darum ließ er Baumaterialien in Fülle nach Jerusalem bringen und ging ans Werk, die Vorstadt auf dem Hügel Bezetha durch starke und hohe Mauern zu befestigen. Dieser Stadtteil war allmählich

durch Zunahme der Bevölkerung entstanden. Hier waren Marktplätze für Wollhändler, Erzschmiede, Kleider- und Viehverkauf. Bei einem feindlichen Angriff auf Jerusalem war aber Bezetha zuerst gefährdet und dadurch auch die benachbarte Antonia. Deswegen ließ sich Agrippa vom Kaiser Claudius, der ihm nichts versagen konnte, die Erlaubnis zur Befestigung derselben erteilen, und die Hofkreaturen gewann er durch Geschenke dafür. Auch hatte diese Vorstadt nicht die Heiligkeit Jerusalems, weil sie offen war. So wurde die Umwallung für einen doppelten Zweck unternommen. Sobald sie eine gewisse Höhe erreicht hatte, wurde dieser Stadtteil feierlich eingeweiht. Der König, das große Synhedrion, Levitenchöre, gewiß auch der Hohepriester und hinter ihnen das Volk umzogen ihn in Prozession längs der Mauer. Im Tempel sangen die Levitenchöre den Psalm (30), welcher die Erhebung des Volkes aus der Niedrigkeit zum Inhalte hat. Damit wurde Bezetha als Bestandteil der heiligen Stadt erklärt. Aber die Vollendung der Mauern hintertrieb der damalige Statthalter von Syrien V i b i u s M a r s u s. Er durchschaute den Plan, welchen Agrippa mit der Befestigung verfolgte, schilderte dem Kaiser die Gefahren, welche daraus für Rom entstehen könnten, und setzte es durch, daß ein Befehl an Agrippa erging, die Befestigung einzustellen. Agrippa mußte gehorchen; er war auch nicht in der Lage Widersetzlichkeit zu zeigen. Aber er hatte im Sinne, Roms Macht in Judäa zu schwächen, und vereinigte sich mit den ihm befreundeten und verschwägerten Nachbarfürsten, eine selbständige Haltung gegen Rom einzunehmen. Er lud daher diese Fürsten zu einer gemeinsamen Verabredung nach Tiberias ein, unter dem Vorwande harmloser Vergnügungen. Es trafen in der galiläischen Hauptstadt ein A n t i o c h o s, König von Commagene, des judäischen Königs Gesinnungsgenosse, dessen Sohn Epiphanes mit Agrippas jüngster Tochter verlobt war, ferner der König von Emesa, dessen Tochter Jotape mit Agrippas Bruder Aristobul verheiratet war, ferner K o t i s, König von Kleinarmenien, dann P o l e m o n, Fürst von Cilicien und endlich H e r o d e s, Agrippas Bruder, als König von Chalkis. Alle diese Fürsten waren von Claudius in ihre Stellung eingesetzt worden und hatten daher von einem Thronwechsel in Rom oder von den Einflüsterungen einflußreicher Personen bei Hofe den Verlust ihrer Würde zu fürchten. Vibius Marsus, der Statthalter von Syrien, schöpfte aber von dieser Eintracht und diesem Zusammentreffen befreundeter Fürsten Verdacht, traf plötzlich in Tiberias ein und bedeutete den Versammelten mit altrömischem Stolze, sich sofort in ihre Heimat zu begeben. Und so gefürchtet war Rom, daß diese Fürsten auf ein Wort eines kaiserlichen Dieners auseinander gingen.

Indessen hätten wohl Agrippas Unternehmungsgeist und Ausdauer Judäa vor neuen Demütigungen geschützt und auch für künftige Sicherheit gesorgt, wenn ihn nicht der Tod im Alter von vierundfünfzig Jahren ganz unerwartet ereilte (Frühjahr 44), als er einem Schauspiele zu Ehren des Kaisers Claudius in Cäsarea beiwohnte. Sein plötzlicher Tod gab zu verschiedenen Gerüchten Veranlassung. Die Christen glaubten, er habe den plötzlichen Tod wegen einer an ihnen verübten Verfolgung verdient. Die Schmerzen in den Eingeweiden, die ihn plötzlich überfielen und ihm den Tod brachten, lassen eine andere Ursache vermuten. Mit Agrippa ging der letzte Stern Judäas unter; er starb wie der letzte edle König der vorexilischen Zeit Josia, ein viertel Jahrhundert vor dem Untergange des Staates.

Nach Agrippas Tod zeigte es sich, mit welchem verbissenen Ingrimm die Griechen, welche in Palästina wohnten, dieses Königs Machtstellung erfüllt hatte. Die Syrer und Griechen in Cäsarea und in der Hafenstadt Sebastos, uneingedenk der von Agrippa empfangenen Wohltaten, ergossen sich in Schimpfreden gegen den Gestorbenen, opferten unter Gelagen dem Charon, daß er Agrippa entführt habe. Die römischen Soldaten, welche den Namen Augustäer und Cäsarenser führten, machten gemeinsame Sache mit ihnen, schleppten die Bildnisse von Agrippas Töchtern in unflätige Häuser und beschimpften sie. — Als Claudius Nachricht von der seinem verstorbenen Freunde angetanen Beschimpfung erhielt, war er ungehalten und wollte dessen siebzehnjährigen Sohn Agrippa, der damals zur Erziehung in Rom weilte, zum König ernennen. Allein seine Günstlinge, die Freigelassenen Pallas und Narcissus, wußten ihn davon abzubringen. Sie schützten Agrippas Jugend vor, daß er nicht imstande sein würde, ein so schwieriges Land wie Judäa zu regieren. Darauf wurde Judäa wiederum als römische Provinz erklärt und verblieb in dieser Stellung unter der Regierung von Landpflegern bis zum Ausbruche des Krieges.

Dem ersten Landpfleger Cuspius Fadus trug der Kaiser auf, die Soldaten, welche Agrippas Andenken beschimpft hatten, zu bestrafen und sie nach Pontus zu versetzen. Das Letztere unterblieb jedoch auf deren dringende Bitten um Verzeihung. Dieses Soldatenkorps, von Judenhaß erfüllt, blieb also in Judäa und trug nicht wenig zur Erbitterung der Nationalen bei. Die judenfeindliche Stimmung der Heiden stachelte die Judäer zu Repressalien auf; es bildeten sich wieder, wie nach Herodes' Tod, Freischaren, welche von Führern geleitet, den heidnischen Bewohnern arg mitspielten.

Der Landpfleger Fadus machte Jagd auf diese und ließ die gefangenen Führer, teils enthaupten, teils verbannen. Fadus ver-

suchte, die Hohepriesterwahl und die Bewahrung der Priesterkleider in der Burg Antonia in sein Bereich zu ziehen. Dagegen erhoben indessen die hohenpriesterlichen Geschlechter und auch Agrippas Bruder Herodes II., Einspruch, weil dieser den Ehrgeiz hegte, das Recht, die Hohenpriester zu wählen, zu erlangen. Es scheint eine solche Aufregung deswegen in Jerusalem geherrscht zu haben, daß nicht bloß der Landpfleger, sondern auch der Statthalter Cajus Cassius Longinus mit zahlreichen Truppen in Jerusalem eintrafen. Die vornehmen Familien, Herodes und sein Bruder Aristobul baten indes um Aufschub, um eine Gesandtschaft deswegen an den Kaiser zu senden; die beiden höchsten Beamten gewährten sie nur unter der Bedingung, daß Geiseln für die Erhaltung der Ruhe gestellt werden sollten. So wurde eine Gesandtschaft, bestehend aus vier Männern nach Rom geschickt. Dort angekommen, führte sie der jüngere Agrippa beim Kaiser ein, und dieser bewilligte aus Rücksicht auf die Herodianer das Gesuch, damit die Judäer nach ihren eignen Gesetzen leben könnten (Sommer 45). Herodes II. erhielt das Recht die Hohenpriester zu wählen. Er machte sogleich von diesem Rechte Gebrauch, den von seinem Bruder zuletzt eingesetzten Hohenpriester Elionai seiner Funktion zu entheben und dafür einen anderen, Joseph aus dem Hause Kamith zu ernennen. Als fürchtete Herodes einen Hohenpriester längere Zeit im Amte zu lassen, setzte er nicht lange darauf an dessen Stelle einen anderen ein, Ananias Ben Nebedai (um 46), der sich durch weiter nichts als durch seine Gefräßigkeit berühmt gemacht hat.

Herodes II. konnte also in einem gewissen Sinne als König von Judäa angesehen werden, nur daß er auf den Gang der politischen Angelegenheiten keinen Einfluß hatte. Das Synhedrion, das unter Agrippa und Gamaliel sein altes Ansehen wieder erlangt hatte, büßte es unter den Landpflegern wieder ein.

Fadus hatte während seiner Verwaltung auch einen messianischen Aufruhr zu dämpfen. Ein gewisser Theudas trat als Prophet oder Messias auf und fand an 400 Gläubige. Er wird wohl schwerlich ein Betrüger gewesen sein, sondern Träume zu verwirklichen gesucht haben. Er verhieß seinen Anhängern als Zeichen seiner Messianität, den Jordan zu spalten und sie trockenen Fußes hindurchzuführen. Als seine Anhänger mit Hab und Gut sich dem Jordan näherten, verfolgte sie eine von Fadus ausgesandte Reiterschar, tötete viele, machte andere zu Gefangenen und hieb das Haupt des Schwärmers ab (um 45 bis 46). Nicht lange darauf wurde Fadus abberufen und an seine Stelle kam der zum Heidentume übergetretene Tiberius Julius Alexander, Sohn des Arabarchen Alexander und Neffe des judäischen Philosophen Philo. Tiberius hatte bereits die

Würde eines römischen Ritters inne. Der Kaiser glaubte gewiß mit der Ernennung eines geborenen Judäers aus einem angesehenen Geschlechte zum Landpfleger der judäischen Nation dieser einen Beweis seines Wohlwollens zu geben. Er wußte nicht, daß die empfindlichen Gemüter sich nur noch mehr verletzt fühlen mußten, von einem Abtrünnigen regiert zu werden. Das Volk scheint sich auch unter Tiberius' Verwaltung sehr unbehaglich gefühlt zu haben; die Zeloten erhoben ihr Haupt und reizten zum Aufruhr. Sie hatten Führer an den Söhnen des Zelotenstifters Juda, des Galiläers, Namens Jakob und Simon gefunden, welche der Vater in seinen Grundsätzen erzogen hatte. Aus der harten Strafe, die der Landpfleger über sie verhängt hat, läßt sich auf den Ernst des Aufstandes schließen. Er ließ beide Brüder ans Kreuz schlagen, die entehrendste Strafe nach römischem Strafgesetze. — Als sollte das Volk für so viel Demütigung durch einen abgefallenen Genossen anderweitig entschädigt werden, sah es mit Stolz in dieser Zeit, wie eine heidnische Königin, die zum Judentum übergetreten war, seine Wohltäterin wurde und in einer Hungersnot mit königlicher Freigebigkeit für die Notleidenden sorgte (48).

Fünftes Kapitel.

Verbreitung der Judäer und des Judentums. Das judäisch-hellenistische Schrifttum.

(44 bis 48.)

Keinem Volke der Erde ist an der Wiege schon das Lied von endloser Wanderung und Zerstreuung gesungen worden, wie dem judäischen, und dieses schaurige Wiegenlied ist in erschrecklicher Buchstäblichkeit in Erfüllung gegangen. Es gab kaum einen Winkel in den beiden damals herrschenden Reichen, dem römischen und dem parthischen, worin nicht Judäer wohnten, wo sie nicht zu einer religiösen Gemeinschaft zusammengewachsen wären. Der Rand des großen Mittelmeerbeckens und die Mündungen aller Hauptströme der alten Welt, Nil, Euphrat, Tigris, Donau, waren von Judäern bevölkert. Wie ein unerbittliches Verhängnis trieb es die Söhne Israels immer weiter von ihrem Mittelpunkte fort. Diese Zerstreuung war aber auch ein Segen und ein Werk der Vorsehung. Es waren ausgestreute Samenkörner, welche bestimmt waren, überallhin lautere Gotteserkenntnis und reinere Gesittung zu tragen. Wie die Kolonisierung der Griechen dazu beigetragen hat, Sinn für Kunst und Wissenschaft unter den verschiedenen Nationen zu wecken, wie die Ansiedlungen der Römer dazu dienten, ein durch Gesetz geordnetes Gemeinwesen in vielen Ländern zu fördern, so hat die noch viel ausgebreitetere Zerstreutheit des ältesten Kulturvolkes, der Judäer, den

nicht zu übersehenden Zweck, den Wahngebilden und den tierischen Lastern des Heidentums entgegen zu wirken. Wie zersprengt aber auch der judäische Stamm war, so waren seine Glieder doch nicht voneinander losgelöst; sie hatten einen Einigungspunkt im Tempel zu Jerusalem und in dem Synhedrion der Quaderhalle, an denen die Zerstreuten mit ganzem Herzen hingen. Dorthin waren aller Blicke gerichtet, dorthin sandten alle ihre Spenden, um sich an dem Opferkultus wenigstens durch Beiträge zu beteiligen. Vom Synhedrion erhielten sie ihre Norm für das gesetzliche Leben, die um so bereitwilliger befolgt wurde, als sie nicht durch Zwang aufgelegt war. Das Synhedrion sandte von Zeit zu Zeit Abgeordnete zu den Gemeinden nah und fern, um sie mit den wichtigsten Beschlüssen bekannt zu machen.

Außer dem Tempel, welcher das Band der Einheit befestigte, hatten die auswärtigen Judäer eigene Gotteshäuser in Jerusalem, wo sie sich zum Gebete und zum gemütlichen Verkehr versammelten. Es gab in der Hauptstadt Synagogen der Alexandriner, Kyrenaiker, Libertiner, Elymäer und Asiaten. Wie in Ägypten und in dem benachbarten Lande Kyrenaika wohnten zahlreiche Judäer in Syrien und namentlich in der Hauptstadt Antiochien. Hier bildeten Judäer einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung. Die auf Antiochos Epiphanes folgenden Könige von Syrien hatten ihnen alle Rechte und die Gleichstellung, deren sie der halbwahnsinnige Epiphanes in seinem Zorne beraubt hatte, wieder eingeräumt. Einer dieser Könige hatte ihnen sogar die aus dem Tempel geraubten Geräte zugestellt, und sie wurden in ihrer Synagoge aufbewahrt. In Damaskus wohnten an zehntausend Judäer, und der nabatäische König Aretas Philodemos hatte da einen Vornehmen aus ihrer Mitte zum Ethnarchen, wie in Alexandrien, zum Oberhaupt der Gemeinde eingesetzt. In der Welthauptstadt Rom, dem Anziehungspunkte der Ehrgeizigen, Gewinnsüchtigen, Schwärmer, Unzufriedenen, sammelte sich die judäische Bevölkerung nach ihrer Ausweisung unter Tiberius wieder so massenhaft an, daß, als der Kaiser Claudius sie wegen einer unbekannten Veranlassung auszuweisen beschlossen hatte, er wegen ihrer großen Menge nicht wagte, den Beschluß auszuführen. Erst gegen Ende seiner Regierung hat Claudius wegen Unruhstiftung eines christlichen Apostels, Namens Chrestus, sie teilweise aus Rom vertrieben. Eine judäische Gemeinde behauptete sich trotzdem in Rom. Sie hatte eine anerkannte Verfassung mit Oberen an ihrer Spitze, welche Archonten und Gerusiarchen betitelt waren. Sie besaß mehrere Synagogen mit einem religiösen Oberhaupte, welches Archisynagogos hieß; auch ein eigener Begräbnisplatz war ihr eingeräumt. Auf den

Grabdenkmälern waren zumeist griechische Inschriften angebracht — weil die Gemeindeglieder ursprünglich aus griechisch redenden Ländern stammten, aus Alexandrien und Kleinasien — mit dem Namen der Verstorbenen und dem Schlußworte „Friede" oder „in Frieden sei dein Schlaf". Die Grabessäulen trugen öfter als Symbol einen siebenarmigen Leuchter. Von Rom aus verbreiteten sich judäische Gemeinden nach Norditalien (Bologna) und nach dem Süden (Capua) bis in die Nähe von Neapel, und diese behielten Gemeindeordnung und Gebräuche von der Urgemeinde bei.

Größer noch als in Europa, Syrien und Afrika war die Zahl der Judäer in den parthischen Ländern, Überreste der ehemaligen Exulanten, die in Mesopotamien und Babylonien ganze Striche inne hatten. Zwei Jünglinge aus Naarda (Nahardea am Euphrat) mit Namen Asinaï und Anilaï gründeten in der Nähe dieser Stadt einen Raubstaat, welcher den Nachbarländern Schrecken einflößte (um 30). Asianaï und Anilaï waren Weber von Handwerk, und als sie einst von ihrem Lehrmeister bestraft worden und entflohen waren, sammelten sie eine Schar Unzufriedener um sich und brandschatzten die Hirten. Täglich wuchs die Zahl der naardesischen Raubritter und sie konnten, waffengeübt und tollkühn, große Streifzüge und kriegerische Überfälle ausführen. So lose waren die Zügel des parthischen Regiments, daß der König Artaban II. mit ihnen ein Bündnis einging und sie förmlich als Herrscher eines unabhängigen Gemeinwesens anerkannte. Fünfzehn Jahre hatte dieses sonderbare judäische Gemeinwesen bestanden, als es durch Übermut und innere Zwietracht unterging. Das Zerwürfnis führte dahin, daß Asinaï von der heidnischen Frau seines Bruders, weil er diese Ehe mißgebilligt hatte, vergiftet wurde. Mit Asinaïs Tod wich der Geist aus diesem Staate. Anilaï und seine Schar, von Mithridates, dem Schwiegersohne des Königs von Parthien angegriffen, wurden zersprengt und konnten sich nur durch Raubzüge gegen die heidnischen Babylonier erhalten. Die gegen die Judäer erbitterten Babylonier überfielen aber einst Anilaï plötzlich und machten ihn und seine Schar nieder. Darauf wendeten sie sich gegen die babylonischen Judäer in den offenen Städten, um sie die von Anilaï erduldeten Beraubungen entgelten zu lassen. Viele babylonische Judäer suchten daher in Seleucia, an der Westseite des Tigris, eine Zufluchtsstätte, aber auch hierher hatte sich der Judenhaß verpflanzt. Die Bevölkerung Seleucias bestand nämlich aus Judäern, Griechen und Syrern. Die letzteren lebten vor der Ankunft der Judäer in steter Fehde miteinander, nach deren Ankunft vereinigten sie sich aber, überfielen plötzlich gemeinsam die Judäer und töteten fünftausend derselben (um 41); die übrigen suchten Schutz in der parthischen Haupt-

stadt Ktesiphon. Die zwischen Judäern und Heiden ausgebrochene Feindseligkeit hörte damit nicht auf und zwang die ersteren, in den zwei von ihren Stammgenossen bevölkerten und befestigten Städten Naarda und Nisibis Sicherheit zu suchen.

Auch in den Ländern jenseits des Tigris, in Persien und Medien, bestanden judäische Gemeinden. Von den Euphrat- und Tigrisgegenden sind wohl viele nach Armenien ausgewandert, ehe noch Tigranes Gefangene aus Judäa mitgebracht hatte. — Wie Naarda und Nisibis die Mittelorte für die Euphratländer waren, so bildeten sich in jedem Landstriche Mittelpunkte, von wo aus sich die judäische Bevölkerung in die Nachbarländer verbreitete, von Kleinasien aus einerseits nach der Gegend des schwarzen Meeres, anderseits nach Griechenland und den Inseln. Die Städte Athen, Korinth, Thessalonien, Philippi, hatten judäische Gemeinden. Rom sandte sicherlich judäische Kolonien westwärts nach Südfrankreich und Südspanien, obwohl sich keine sicheren Spuren von ihrem Vorhandensein in diesen Gegenden vor der Tempelzerstörung nachweisen lassen.

Der erste Eindruck, den das judäische Wesen auf die Heiden machte, war ein abstoßender. Die Judäer erschienen ihnen in ihrer eigentümlichen Lebensweise, Tracht und in ihrer religiösen Anschauung wie etwas Sonderbares, Rätselhaftes, Geheimnisvolles, das sie sich nicht zu erklären vermochten, und das sie bald mit tiefer Scheu, bald mit Spott erfüllte. Der Gegensatz zwischen Judentum und Heidentum war so durchgreifend, daß er sich in jedem Tun und Lassen äußerte. Alles was den Heiden als heilig galt, war in den Augen der Judäer ein Gegenstand des Abscheues, und wiederum was jenen gleichgültig war, galt diesen als Sache der Frömmigkeit. Die Absonderung der Judäer von gemeinsamer Tafel, ihre Scheu vor Ehebündnissen mit Heiden, ihre Enthaltsamkeit von Schweinefleisch und warmen Speisen am Sabbat legten ihnen die Heiden als Verkehrtheit und die Beschränkung des innigen Umganges auf die eigenen Glaubensgenossen als Menschenfeindlichkeit aus.

„Jegliches Land und jegliches Meer ist von Dir erfüllet,
„Jeglicher Dir feindlich gesinnt, ob Deiner Gebräuche."

Das judäische Bundeszeichen war den Heiden besonders ein Gegenstand des Staunens und Lachens. Selbst der Ernst der Judäer, der keinen Anteil nahm an den kindischen Belustigungen und Kampfspielen, erschien jenen als eine Ausgeburt einer düsteren Gemütsart, die an dem Schönen keinen Gefallen findet. — Oberflächliche Geister betrachteten daher das Judentum als einen barbarischen Aberglauben, welcher Lieblosigkeit gegen das Menschengeschlecht lehre, während Tieferblickende von der reinen, bildlosen Verehrung eines einzigen

Gottes, von der Anhänglichkeit und der tiefen Teilnahme der Judäer aneinander, von ihrer Keuschheit, Mäßigkeit und Standhaftigkeit zur Bewunderung hingerissen wurden.

Mehr Blößen zeigte das Heidentum und das daraus entsprungene unsittliche Leben dem scharfen Blicke der Judäer. Das wüste Götzentum mit seiner fabelhaften Mythologie, welche die Götter noch niedriger als die Menschennatur machte, der Wahnwitz, lasterhaften Kaisern als Göttern zu opfern, die einreißende Sinnlichkeit durch den Verfall Griechenlands und die Berührung der Römer mit den entarteten Völkern genährt, die täglichen Erscheinungen des ehebrecherischen Lebens und der Entartung der Knabenliebe, der bacchantische Taumel von Wahnglauben, Unglauben und Vertierung machten die Judäer auf ihr geistiges Eigentum um so stolzer und forderten sie gewissermaßen heraus, die Vorzüge ihrer Gotteserkenntnis im Gegensatze zu der heidnischen Religion geltend zu machen. Da, wo die griechische Sprache den Gedankenaustausch erleichterte, wie in Ägypten, Syrien, Kleinasien und Griechenland, kam es zu geistigen Reibungen zwischen Judäern und Heiden. Das Judentum lud gewissermaßen das Heidentum vor das Tribunal der Wahrheit und stellte seine Erhabenheit der niedrigen heidnischen Denkweise gegenüber.

Die in der Brust lebende Überzeugung der Judäer rang nach einem Mittel, sie auch den Betörten und Verblendeten beizubringen. Weil aber das Judentum bei den Völkern verhaßt war, griffen die Gebildeteren zu einer Art frommen List, heidnische Dichter und Wahrsager selbst die Größe des Judentums verkünden zu lassen. Dem in den Nebel der Sage gehüllten Sänger Orpheus und dem die Allgewalt der Götter darstellenden tragischen Dichter Sophokles legten judäisch-griechische nachbildende Künstler Verse in den Mund, um judäische Lehren und deren Gegensatz gegen das Heidentum offenbar zu machen. Den letzteren ließen sie verkünden:

„Einzig in Wahrheit, einzig ist Gott,
„Der den Himmel erschaffen und der Erden Räume,
„Des Meeres schäumende Wellen und der Ströme Gewalt.
„Aber wir Sterbliche, im Herzen betört,
„Machen zum Troste für Leiden und Elend
„Aus Stein oder Erz künstliche Gebilde der Götter,
„Wir gestalten sie auch aus Elfenbein und aus Golde.
„Diesen bringen wir Opfer und weihen Festesversammlung.
„Solches halten wir für fromme Gottesverehrung.“

Sobald das römische Wesen sich verbreitet und die Sage von der weissagenden Sibylle bekannt wurde, legten judäische Dichter das, was sie im eigenen Namen nicht aussprechen durften, oder wofür sie kein Gehör gefunden hätten, dieser in den Mund. Die Sibylle

spricht den tiefen Gehalt des Judentums in Orakelform aus, erschüttert die Gemüter durch Ausmalen der schrecklichen Folgen der Gottvergessenheit, reicht den Völkern, die sich in blutiger Zwietracht aufreiben, den Olivenzweig des Friedens und der Eintracht hin, wenn sie sich zu dem einen unsterblichen Gott Israels bekennen, und eröffnet ihnen glanzvolle Aussichten auf glückseligere Zeiten, von denen die Propheten geweissagt. Im Eingange wird den heidnischen Völkern zugerufen:

„Ein Gott ist, ein einiger Gott, unendlich und ewig,
„Herrscher des Alls, unsichtbar, selbst jedoch alles erblickend;
„Aber er selbst wird nimmer gesehen von sterblichen Wesen. —
„Ja, ihr werdet gebührenden Lohn für die Torheit empfangen,
„Denn den wahren und ewigen Gott nach Gebühr zu verehren,
„Ließet ihr nach; statt ihm Hekatomben, hehre, zu opfern,
„Habt den Dämonen ihr Opfer gebracht, den Geistern im Hades."

Dann wendet sich die Sibylle an Griechenland, als Vertreter des Heidentums:

„Griechenland aber, warum vertrautest du sterblichen Herrschern,
„Welche dem endlichen Tod nicht zu entfliehen vermögen?
„Und warum bringst du dar den Toten vergebliche Gaben,
„Opferst den Götzen? Wer hat den Irrtum gelegt in die Seele
„Dir, um dieses zu tun und den großen Gott zu verlassen?"

Im Gegensatze zum Heidentum rühmt die Sibylle Israels Vortrefflichkeit:

„Denn verständigen Rat hat die Gottheit gegeben
„Ihnen allein und Treue und trefflichen Sinn in dem Herzen;
„Sie, die nicht mit eitlem Trug die Gebilde der Menschen,
„Goldene oder von Erz, von Elfenbein oder von Silber,
„Und die Bilder von Holz oder Steinen hinfälliger Götzen,
„Oder von Ton mit Mennig gefärbt, tierähnliche Bilder
„Ehren, wie immer der Mensch in eitlem Sinne es treibet;
„Sondern, welche zum Himmel die reinen Hände erheben
„Früh vom Lager und stets rein waschen mit Wasser die Hände;
„Welche verehren den Herrn, die ewig allmächtige Gottheit,
„Die unsterbliche, dann ihre Eltern und darnach vor allem
„Denken an Menschen, die ein keusches Lager besitzen;
„Auch sich nicht unkeusch vermischen mit männlichen Kindern,
„Wie die Phönikier tun, die Ägypter und auch die Lateiner,
„Griechenland auch, das gedehnte, und sehr viele andere Völker,
„Perser und Galater und ganz Asien, die überschreiten
„Gottes heilig Gesetz, des unsterblichen, das sie verachten."

Wie die großen Propheten, Jesaia, Micha, verkündet die Sibylle einen ewigen Frieden und ein messianisches Gottesreich für alle Völker der Erde, wenn sie den Gott Israels erkennen und verehren werden.

„Elendes Hellas, so höre doch auf, dich stolz zu erheben.
„Zu dem Unsterblichen fleh', dem Hochherzigen, und nimm in acht dich.
„Diene dem mächtigen Gott, — und der Tag der Bestimmung,
„Kommt zu den Menschen heran, den guten, nach Gottes Befehle.
„Nicht wird Krieg mehr sein, nicht Trockenheit fürder auf Erden,
„Nicht mehr Hunger und nicht der Früchte zerstörende Hagel;
„Sondern ein großer Friede herrscht auf der sämtlichen Erde,
„Und bis ans Ende der Zeit wird Freund sein ein König dem andern;
„Und nach einem Gesetz wird die Menschen auf sämtlicher Erde
„Der unsterbliche Gott im gestirnten Himmel regieren."

Dieser begeisterte judäische Sänger, der den heidnischen Völkern die Wahrheit des Judentums in Orakelform näher bringen wollte, war derselbe, welcher zur Zeit der letzten ägyptischen Königin Kleopatra die Ankunft des Messias in Herrlichkeit verkündete.

Unter der Maske des griechischen Spruchdichters Phokylides hat ein anderer judäischer Verskünstler den Griechen und Römern die sittlichen Wahrheiten des Judentums nahe gelegt. Diese Wahrheiten hat er, gleich dem Sibyllinendichter, in das bequeme griechische sechsfüßige Versmaß gebracht, wodurch sie sich leichter dem Gedächtnis einprägen konnten. Dieser Pseudo-Phokylides, welcher wohl in der Zeit der ersten römischen Kaiser gelebt hat, durchschaute das Siechtum, woran die beiden Kulturvölker damaliger Zeit kränkelten, unnatürliche geschlechtliche Laster und Herzensverhärtung, an denen sie untergehen müßten, wenn sie sich nicht zur Besserung aufraffen. Zu ihrer Besserung reichte er ihnen den Balsam der höheren Sittlichkeit, wie sie in Moses Lehre und sonst noch niedergelegt ist. „Das sind die Geheimmittel der Gerechtigkeit. Wer nach diesen lebt, wird ein glückliches Leben bis zu des Alters Schwelle erreichen," sagte er ihnen. Um diesen Lehren der Sittlichkeit und sanftmütiger Menschenliebe wirksamen Eingang zu eröffnen, versteckte er geflissentlich ihren judäischen Ursprung und seine judäische Abstammung, und es ist ihm so sehr gelungen, daß er nicht erkannt wurde, und daß seine Sittensprüche in den Schulen gelehrt wurden, als stammten sie von einem griechischen Dichter.

Vor allem warnte Pseudo-Phokylides vor der unkeuschen Liebe und der Unnatur der Knabenliebe, wodurch Griechen und Römer dem Untergange zueilten.

„Eros ist keine Gottheit, nur Unheil erzeuget er allen."

Wie sehr stach die judäische Lehre der Feindesliebe gegen eine Welt ab, welche auf Krieg und Menschenmord gebaut war!

„Gegen den Feind umgürte das Schwert nicht, sondern zur Abwehr.
„Besser du brauchst es nicht, sei's rechtlich, sei's zum Unrecht.
„Denn erlegst du den Feind, so sind deine Hände befleckt."

Noch mehr Verse sind der Feindesliebe gewidmet, welche das Judentum von Anbeginn an gepredigt hat. Die Gleichheit aller Menschen, die Ebenbürtigkeit des Fremden mit dem Einheimischen, das Mitleid mit dem Armen und Unglücklichen legt dieser judäische Spruchdichter seinen Lesern ans Herz. Der Unsitte der Griechen und Römer, die Frucht im Mutterschoße zu vernichten und neugeborene Kinder, wenn sie schwächlich zur Welt kamen, ungerührt auszusetzen — eine Freveltat, welche selbst die Blüte der griechischen Weisheit in Plato empfohlen hat — hält der Dichter entgegen:

„Töten soll nicht die Mutter ihr Kind im eigenen Schoße,
„Noch Neugeborene werfen Hunden und Geiern zur Speise."

Auch die Grausamkeit rügt er, mit der die Römer ihre Sklaven behandelten und ihnen mit glühendem Eisen ein Zeichen ins Fleisch brannten. Wenn auch Pseudo-Phokylides die Heimstätte dieser Lehre geflissentlich verläugnet hat, wie die Königin Esther ihre Abkunft, weil Römer und Griechen von einem Vorurteile gegen Judäer und Judentum befangen waren, so deutet er doch die Wurzel an, aus welcher die edle Frucht der Menschlichkeit und lautern Gesinnung entsprießen konnte, und diese Wurzel ist die Erkenntnis von dem einig-einzigen Gott. Aus dem Munde des Propheten Jeremia sagte er in zwei griechischen Versen:

„Sei auf Weisheit nicht stolz, auch auf Stärke nicht, oder auf Reichtum,
„Gott nur allein ist weise, voll Macht und glückselig vollauf."

Die Griechen aber waren stolz auf ihre Weisheit und die Römer auf ihre Macht und ihren Reichtum. Darum sahen sie verächtlich auf Judäa und das Judentum herab, verkannten deren hohe Bedeutung und gingen in der Irre. Auch eine ganze Reihe prosaischer Schriften aus der judäisch-griechischen oder hellenistischen Schule hatte keinen anderen Zweck als einerseits die Haltlosigkeit des Heidentums aufzudecken und anderseits das Judentum in ein günstiges Licht zu stellen. Ihre Verfasser gingen geradezu darauf los, die Heiden zur Erkenntnis des Judentums zu bewegen. Sie stellten ihnen heidnische Könige als Muster auf, welche zur Einsicht gelangt waren, daß das Heidentum hohl und nichtig sei, das Judentum aber heilvolle Wahrheit enthalte. Nebenher halten sie ihrem Volke eine warme Schutzrede und widerlegen die Beschuldigungen, welche die heidnischen Schriftsteller gegen das Judentum oder die Judäer erhoben haben.

Eine eigene Schutzschrift für das Judentum ist der sogenannte Aristeasbrief oder das Sendschreiben Aristeas' an seinen Bruder Philokrates über die Entstehung der griechischen Übersetzung des Pentateuchs, deren Erdichtung eine geraume Zeit für historisch wahr gehalten wurde. Der Verfasser desselben lebte in Alexandrien,

höchstwahrscheinlich zur Zeit des Kaisers Tiberius. Ihn quälte aber in tiefer Brust die Verkennung des Judentums und besonders des Gesetzbuches Moses, das ihm als Höchstes galt; darum unternahm er es, dasselbe griechischen Lesern von der günstigsten Seite zu zeigen. In den Augen des Verfassers des Aristeasbriefes hat der Pentateuch einen so hehren Charakter, daß dessen Mißbrauch die Strafe des Himmels nach sich ziehe. Nicht bloß der Urtext, sondern auch die Übersetzung habe einen geheiligten Charakter. Darum läßt der Verfasser den Heiden Demetrios Phalereus einen Fluch aussprechen über jeden, der die Übersetzung durch Zusätze oder Weglassungen irgendwie zu ändern sich erkühnen sollte. Und den König Ptolemäus Philadelphus selbst läßt er die Übersetzung als etwas Heiliges aufs Sorgfältigste aufbewahren. — Neben vielem Albernen enthält diese Schrift manches Beherzigenswerte.

Noch viel entschiedener als die Sibyllinen, Pseudo-Phokylides und der Aristeasbrief fordert, „das Buch der Weisheit Salomos“ in griechischer Ursprache das Heidentum heraus. In poetischem Gewande hebt der unbekannte Verfasser mit Schärfe die Verkehrtheit des Götzentums hervor und betrachtet dieses als Ursprung aller Entsittlichung und Lasterhaftigkeit, und aus diesem dunkeln Schatten läßt er den Glanz des Judentums in um so hellerem Lichte heraustreten. Die judäische Weisheit selbst, verkörpert in dem weisen König Salomo, stellt diese Betrachtung an, und in seinem Namen wendet sie sich an die Könige der Erde (an die römischen Machthaber) und geißelt ihre unverschämte Selbstvergötterung. „Liebet die Gerechtigkeit, ihr Richter der Erde,“ ruft Salomos Weisheit ihnen zu, „erkennet den Herrn in Güte, und in der Einfalt des Herzens suchet ihn“. — Die Erfindung der Götzen ist nach der Ansicht dieses Verfassers der Ursprung der Unzucht und führt zum Untergang des Lebens. Durch die Eitelkeit der Menschen sei der Götzendienst in die Welt gekommen, und in ihr wird seine Dauer kurz sein. Ein Vater, in herbem Schmerze über den plötzlichen Tod seines Kindes verzehrt, habe sich ein Bildnis desselben gemacht, das tote Bild dann als einen Gott verehrt und seinen Untergebenen Mysterien und Zeremonien aufgezwungen. Mit der Zeit wurde diese gottlose Sitte als Gesetz beobachtet, und die Bildnisse wurden auf Befehl der Tyrannen verehrt. Konnten die Menschen wegen der Entfernung den König nicht verehren, so machten sie sich ein Bild von demselben, um dem Abwesenden, als wäre er gegenwärtig, eifrig zu schmeicheln. Des Künstlers Ehrgeiz verleitete noch dazu die unwissende Menge zur Verbreitung der Götzenverehrung. Denn um dem Mächtigen zu gefallen, strengte er seine Kunst an, die Nachbildung aufs schönste auszuarbeiten, und die Menge, von der Schönheit des Werkes geblendet, zollte dem gött-

liche Huldigung, den sie früher bloß als Menschen geehrt hatte. Und dieses wurde ein Fallstrick, indem die durch Unglück oder Tyrannei geknechteten Menschen den unnennbaren Namen Gottes Holz und Stein beilegten. Dadurch, daß sie in der Gotteserkenntnis irren, begehen sie kindermörderische Bräuche, feiern dunkle Mysterien, halten rasende Gelage und achten kein züchtiges Eheverhältnis. Einer lauert dem andern auf, oder kränkt den Freund durch Schändung des Ehebettes. Denn alle ohne Unterschied sind besessen von Blut, Mord, Diebesgelüste, List, Verderbnis, Falschheit, Auflehnung und Meineid, Undankbarkeit, Verunreinigung der Seele, Verwechslung der Geburten, wildem Ehebruch und Schamlosigkeit. Denn die Verehrung wesenloser Götzen ist Anfang und Ursache und Ziel jedes Übels. — Sie flehen das Schwache um Gesundheit, das Tote um Leben, das Hilflose um Beistand an.

Gegen die Vergötterung der Kaiser, welche den Wahnwitz des Heidentums auf die Spitze trieb, eifert die Weisheit Salomos in der Wendung: „Auch ich (Solomo), obwohl König, bin ein sterblicher Mensch." Auch ein König hat keinen anderen Anfang der Geburt. Alle haben denselben Eingang ins Leben und denselben Ausgang. Der dichterisch und philosophisch gebildete Verfasser lebte unter dem Kaiser Caligula und spielt auf dessen wahnwitzigen Befehl an, ihn als Gott anzubeten.

Nachdem er das Heidentum solchergestalt abgefertigt hat, setzt der Verfasser die Grundanschauung des Judentums auseinander. Es gibt keinen Gott, außer dem einen, den die Judäer verehren, der die Welt aus ungestalteter Formlosigkeit erschaffen, sie mit Gerechtigkeit regiert, alles mit Maß und Zahl und Gewicht ordnet und Maß mit Maß vergilt. Von ihm stammt die wahre Weisheit, sie ist der Hauch seiner Allmacht, der fleckenlose Spiegel seiner Majestät, der Ausfluß seiner lauteren Herrlichkeit, die Ausstrahlung des ewigen Lichtes, das Bild der göttlichen Güte. Den Menschen schuf Gott zur Unsterblichkeit und nach dem Bilde seines Wesens gestaltete er ihn. Den Tod hat Gott nicht erschaffen, er hat keinen Gefallen an dem Untergange der Lebenden, denn er bildete alles, damit əs fortbestehe. Die Weisheit hütete den erstgeborenen Menschen, rettete den Gerechten (Noah) aus Wasserflut, erhielt den Gerechten (Abraham) tadellos vor Gott, erlöste den heiligen Samen (das judäische Volk) aus den Drangsalen der Völker, ging ein in die Seele des Gottesdieners (Mose), und er stand vor Königen mit fürchterlichen Zeichen und Wundern. Sie gab den Heiligen den Lohn ihrer Mühseligkeit, führte sie auf wunderbaren Wegen und wurde ihnen zum Wegweiser des Tages und zum Lichte in der Nacht, führte sie durch das Rote Meer und leitete sie durch die Flut. Israel ist der Gerechte, den Gott

auserwählt hat, er hat die Erkenntnis Gottes und darf sich den „Sohn Gottes“ nennen, da dieser sich ihm in Gnaden zuwendet. Wenn die Herrscher der Erde den Gerechten (Israel) verfolgen, weil sein Weg verschieden ist von ihren Wegen, und weil er ihren gottlosen Wandel tadelt, sie wie Unreine verwirft und Gott seinen Vater nennt, wenn die Völker der Erde dem Gerechten auflauern, ihn foltern und mit unrühmlichem Tod verfolgen, so sind dies nur Prüfungen, die Gott seinem Auserwählten auflegt, um ihn seiner würdig zu finden. Wie Gold im Schmelztiegel prüft er ihn und nimmt ihn wie reines Opfer an. Er werde einst die Völker richten und die Nationen beherrschen und über ihn wird Gott in Ewigkeit regieren. Dann wird der Gerechte mit vieler Standhaftigkeit vor dem Angesichte seiner Dränger stehen, sie werden von Schrecken ergriffen sein, über sein glanzvolles Heil werden sie staunen und reuig werden sie sagen: „Der ists also, der uns zum Gelächter gedient und zum Spottbild der Verachtung! In Unkenntnis haben wir sein Leben für Wahnsinn gehalten und sein Ende für ehrlos. Wie wird er nun unter die Gottessöhne gezählt und bei den Heiligen ist sein Los! Wir irrten von dem Wege der Wahrheit ab, das Licht der Gerechtigkeit leuchtet uns nicht.“ Vermittelst Israel gab Gott der Welt das unvergängliche Licht des Gesetzes. — Wie der babylonische Jesaia stellte der alexandrinisch-judäische Weise Israel als Ideal auf, das eine hohe Sendung zu vollbringen habe und künftig in Herrlichkeit prangen werde.

Während die griechisch redenden Judäer sich in das griechische Schrifttum und in die griechisch-philosophische Anschauungsweise vertieften und den Wohllaut der hellenischen Zunge als Waffe gegen den heidnischen Kultus und heidnische Unsitten gebrauchten, wurden sie über das Ziel hinausgetrieben, das sie sich gesteckt hatten. — Sie waren von dem Punkte ausgegangen, das Judentum, sein Alter und sein Wesen gebildeten Griechen annehmlich zu machen; aber unter der Hand ging es ihnen selbst verloren. Ihre Denkweise war von griechischen Vorstellungen so sehr angefüllt, daß sie zuletzt in den Lehren des Judentums nichts anderes als die gangbaren Gedanken der griechischen Weisheit erblickten. Die ererbte Lehre war ihrem Herzen so teuer, daß sie sich in eine Selbsttäuschung hineinklügelten. Wenn sie von Bewunderung für die philosophischen Gedanken der griechischen Denker hingerissen waren, so bildeten sie sich ein, dieselben seien nicht griechisches Ureigentum, sondern dem Judentum entlehnt, da dieses viel älter sei. In dieser Befangenheit schwärmten sie nur äußerlich für das Judentum, als enthielte es die erhabensten Lehren aller Philosophen in sich, und merkten nicht, daß sie damit eigentlich dem griechischen Geiste huldigten. Das heilige Schrifttum bot zwar nicht so viel Anlehnungspunkte, um für jeden philosophischen

Satz einen entsprechenden aus der Bibel heranbringen zu können, aber auch über diese Verlegenheit halfen sich die judäisch-hellenistischen Denker hinweg.

Nach dem Vorgange griechischer Afterphilosophen, welche ihre eigene Weltanschauung aus Homers Versen herausdeutelten, dazu eine eigene spielende Kunst der Auslegung anwendeten, die Allegorie, d. h. dem schlichten Wortsinne eine andere, scheinbar höhere, unterzulegen, verfuhren auch die judäischen Denker mit ihrem Grundbuche, der heiligen Schrift. Von der Voraussetzung ausgehend, daß nicht alles darin wörtlich genommen werden könne, ja nicht genommen werden dürfe, verlegten sie sich auch ihrerseits auf die Künstelei allegorischer oder tropologischer Auslegung und Umdeutung. Nicht bloß hinter jedem dunkeln Ausdrucke suchten sie eine versteckte höhere Bedeutung, sie setzten auch die einfachsten geschichtlichen Tatsachen und die einleuchtendsten Gesetze in Allegorien um, um philosophische Gemeinplätze herauszuschrauben. So taten sie der Schrift den größten Zwang an und deutelten an den einfachsten Wörtern so lange, bis sie einen philosophischen Sinn hineinbrachten. Reichen Stoff zu Allegorien boten ihnen besonders die hebräischen Wörter biblischer Eigennamen.

So ansteckend war diese allegorisierende Manier und hatte sich so sehr der Köpfe bemächtigt, daß selbst die Menge an den schlichten Erzählungen der heiligen Schrift keinen Geschmack mehr fand und sich nur an gekünstelten Ausdeutungen ergötzte. Die Prediger, welche an den Sabbaten die Schrift auszulegen pflegten, mußten dem Geschmack der Zeit huldigen und sich herbeilassen, Geschichte und Lehre zu allegorisieren. Diese Afterweisheit führte sie auf Irrwege. Wenn die Gesetze nichts anderes sind als Einkleidungen philosophischer Ideen, wenn der Sabbat nur die „Macht des unerschaffenen Göttlichen" bedeute, so genüge es ja, sich diese Gedanken anzueignen, sie theoretisch zu wissen. Von der Lauheit gegen die Gesetze bis zum Abfalle vom Judentum war nur ein Schritt. In Alexandrien trat zuerst der Gegensatz von Wissen und Glauben im Judentum hervor, ohne jedoch ausgetragen und zur Versöhnung gebracht zu werden.

Dieser Lauheit gegen das gesetzliche Judentum arbeiteten wohl manche entgegen, welche sich nicht in der griechischen Bildung verloren hatten. Philo gehörte besonders zu ihnen, der größte Geist, den die alexandrinische Judenheit erzeugt hat. Mit seiner hoheitsvollen, begeisterten Sprache redete er der fortdauernden Verbindlichkeit des Gesetzes das Wort und flößte seinen Zeitgenossen wieder Liebe dafür ein. Philo teilte zwar die Irrtümer und Befangenheit seiner Zeitgenossen, ragte aber mit seinem hellen Kopfe über die Nebel seiner Zeit hinaus.

Er macht ebenfalls den ausschweifenden Gebrauch von der allegorischen Auslegungsweise seiner Vorgänger und stimmte ihnen bei. Er verfällt ebenfalls, um diese Methode durchzuführen, in Spielereien der Zahlensymbolik, erklärt hebräische Wörter mit griechischen, deutet aus einer und derselben Stelle Verschiedenes und Entgegengesetztes. Für Philo war die allegorische Auslegung, so zu sagen, ein gebieterisches Bedürfnis, nnd er hätte sie wohl erfunden, wenn er sie nicht vorgefunden hätte. Aber so sehr auch Philo die Verkehrtheit der Allegoristen teilte und sie noch überbot, so weicht er von ihnen gerade in dem wesentlichen Punkte über die fortdauernde Gültigkeit der gesetzlichen Übung ab. Scharf spricht er sich gegen diejenigen aus, welche sich mit dem in dem Gesetze gefundenen scheinbaren höheren Sinn begnügen und das Gesetz selbst gleichgültig behandeln; er nennt sie leichtsinnig und oberflächlich.

Die Göttlichkeit, Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit des judäischen Gesetzes betont Philo mit besonderem Nachdruck. „Bei dem Wechsel der Gesetze bei anderen Völkern bleiben die Gesetze des Judentums stets fest, unberührt, unerschüttert, wie mit dem Siegel der Natur gezeichnet, von dem Tage an, da sie geoffenbart worden, bis auf den heutigen Tag, und gewiß werden sie in aller Ewigkeit fortdauern, so lange Sonne und Mond und die Welt bestehen werden. So viel das judäische Volk an Glück und Unglück erfahren, hat es auch nicht das Geringste von dem Gesetze aufgegeben, weil es dasselbe als heilig und göttlich verehrt. Weder Hungersnot, noch Seuchen, noch Krieg, noch des Tyrannen Drohen hat das Gesetz aufzulösen vermocht, wie sollte es nicht geschätzt und über alles vorgezogen werden?"

In den Schriftdenkmälern des Judentums ist, nach Philos Ansicht, die tiefste Weisheit enthalten. „Sind die Gesetze nicht würdig, hochverehrt zu werden," ruft er aus, „welche die Reichen lehren, von ihren Gütern den Dürftigen mitzuteilen und die Armen tröften, daß eine Zeit für sie kommt, wo sie nicht an den Türen der Reichen zu betteln brauchen, sondern ihr veräußertes Besitztum wieder erlangen? Mit dem Eintritte des siebenten Jahres werden die Witwen, Waisen und alle Enterbten mit einem Male wieder begütert." Gegen die feindseligen Schmähungen des Judentums von seiten eines Apion und seines Gelichters hebt Philo hervor, wie die judäischen Gesetze von Menschlichkeit durchweht sind, die sie sogar gegen Tiere und Pflanzen einschärfen. „Und da verschreien die elenden Sykophanten das Judentum als menschenfeindlich, während es doch gerade auf Liebe beruht."

Um den Spöttern und Gesetzesverächtern unter seinen Stammgenossen und den Griechen, welche nur eine falsche Vorstellung vom Judentume hatten, eine bessere Meinung für die Schriftdenkmäler

des Judentums beizubringen, arbeitete Philo seine Schrift aus, die eine Art philosophischen Kommentars zum Pentateuch bilden.

Philos philosophische Auslegung der Gesetze hing eng zusammen mit seiner Ansicht von der idealen Bedeutung der judäischen Nation. — Obwohl Himmel und Erde Gottes sind, habe er doch aus dem ganzen Menschengeschlechte das Volk Israel, die Menschen im wahren Sinne, auserwählt, es seiner besonderen Vorsehung gewürdigt und es zu seinem Dienste, der ewigen Quelle aller Tugenden, berufen. Die Israeliten haben nach seiner Ansicht die Aufgabe erhalten, dem ganzen Menschengeschlechte als Priester und Propheten zu dienen, ihm die Wahrheit und namentlich die reine Gotteserkenntnis zu vermitteln. Darum habe sich auch das judäische Volk der besonderen Gnade Gottes zu erfreuen, von dem es niemals verlassen und aufgegeben werde. Mit anderen Völkern verglichen, erscheine die judäische Nation als eine Waise. Andere Nationen stehen einander bei, sie hingegen, durch eigene Gesetze abgesondert, könne niemals auf andere Hilfe rechnen. Denn gerade die äußerste Strenge der judäischen Gesetze, welche zur Erreichung des höchsten Grades der Tugendhaftigkeit so notwendig sei, stoße die anderen Völker ab, welche meistens dem Leben des Genusses ergeben sind. Aber gerade wegen der Verwaistheit des judäischen Volkes könne es auf die Barmherzigkeit Gottes um so eher rechnen. — Philo war von dem Glauben durchdrungen, daß die zerstreuten und leidenden Israeliten einst wieder durch eine messianische Veranstaltung gesammelt und heimgeführt werden, wo sich ihnen wieder die Gnade Gottes leuchtend zuwenden und sie für ihre unsäglichen Leiden und die ausdauernde Standhaftigkeit belohnen werde.

Wenn Philo auf der einen Seite auf judäischem Boden stand, so war er anderseits von den, dem Judentume zuwiderlaufenden Lehrsätzen der griechischen Philosophenschulen nicht minder erfüllt. Der judäische und der hellenische Geist beherrschten ihn gleich stark und machten sich den Besitz seiner Gedankenwelt streitig. Vergeblich mühte er sich ab, die Gegensätze in Einklang zu bringen; das von Hause aus Feindliche ließ sich nicht versöhnen. Der Gedankenbau, der sich aus den zerstreuten Aussprüchen der philonischen Schriften zusammenstellen läßt, trägt dieses Gepräge des halb-judäischen und halb-hellenischen Geistes unverkennbar an sich.

Philos System hat vor allem einen durchgängig religiösen Charakter. Gott allein ist ihm das Gute, Vollkommene und Wirkliche; der Stoff, aus welchem die Welt besteht, ist endlich, hat nur ein scheinbares Sein und ist die Quelle des Bösen. Gott ist der Unendliche und Unerschaffene, ist mit nichts Gewordenem zu vergleichen. Daher könne eigentlich Gott keinerlei Eigenschaft beigelegt werden,

oder nur verneinende; man müsse daher sagen, Gott sei eigenschaftslos. Daher können auch keine Namen Gottes Wesen bezeichnen; man könne nur von ihm aussagen, er ist der Seiende oder das Sein im allgemeinen. Gott könne daher vom endlichen Verstande gar nicht begriffen werden, der Mensch könne nur wissen, daß Gott ist, was er aber ist, bleibt dem Sterblichen verborgen. Um aber die Persönlichkeit Gottes zu retten, mußte das philonische System zum Teil von dieser Eigenschaftslosigkeit abgehen und Gott auch die höchste Wirksamkeit zuschreiben. Ihm gebühre ebenso die unendliche Tätigkeit, wie das wahre Sein. Das Wirken ist Gott ebenso eigentümlich wie dem Feuer das Brennen und dem Schnee die Kälte, und dieses um so mehr, als er ja der Grund ist alles dessen, was wirksam ist. — In dieser Wirksamkeit Gottes lassen sich nach Philo zwei Seiten unterscheiden, die Macht und die Güte, welche in der Bibel durch zwei Gottesnamen bezeichnet sein sollen. Die Macht ist die königliche, die gesetzgebende, die strafende, die Güte, die wohltätige, die gnadenreiche, die erbarmende Eigenschaft Gottes.

Vermöge seiner unendlichen Wirksamkeit und seiner Allmacht müsse Gott schöpferisch gedacht werden, aber vermöge seiner Erhabenheit und Vollkommenheit könne er mit dem das Böse enthaltenden Urstoff nicht in Berührung kommen. Daher nimmt das philonische System Mittelwesen zwischen Gott und der Welt an. Gott schuf zuerst die geistige Welt der Ideen, die zugleich wirkende Kräfte wurden und Gott wie ein Gefolge diensttuender Wesen umgeben. Durch diese geistigen Kräfte wirke Gott mittelbar in der Welt. Sie sind seine Statthalter und Boten, die Ordner der Welt, die unzerreißbaren Bänder, die Gott durch das Weltall gespannt, die Säulen, auf welche er sie gestützt, sie sind die reinen Seelen, welche die Griechen als gute Dämonen bezeichnen, Mose aber Engel nennt.

Der Inbegriff dieser geistigen Kräfte als Vermittler zwischen Gott und der Welt ist nach Philo der Logos oder die wirksame göttliche Vernunft, die göttliche Weisheit, der Geist Gottes, die Kraft aller Kräfte. Der Logos ist, nach Philos mehr schwärmerischer als philosophischer Schilderung, der erstgeborene Sohn Gottes, der an der Grenze zwischen dem Unendlichen und Endlichen steht und beide zugleich verbindet und scheidet.

Mose, der größte aller Propheten, Freund und Liebling der Gottheit, sei am vorzüglichsten gewürdigt worden, die Offenbarung und den Willen Gottes zu vernehmen. Diese Offenbarung sei nun in den von Mose niedergeschriebenen Büchern über die Weltschöpfung, die Geschichte und die Gesetze niedergelegt, die eben dadurch den Stempel des Göttlichen an sich tragen.

Als wollte Philo selbst die mystischen Wahngebilde, die man aus seinen hingeworfenen Äußerungen ziehen könnte, mit aller Kraft widerlegen, stellte er gleich im Eingang zu seiner philosophischen Schriftauslegung die Grundlehren des Judentums nüchtern zusammen. In der Darstellung der Weltschöpfung habe Mose fünf vortreffliche Punkte gelehrt, zunächst, daß es einen Gott gebe — gegenüber den Zweiflern und Gottesleugnern — sodann die Einzigkeit dieses Gottes — gegenüber denen, welche die Zwietracht auf Erden auch in den Himmel verlegen — ferner, daß die Welt von diesem Gotte erschaffen sei, und daß es nur eine einzige Welt gebe, und endlich, daß die göttliche Vorsehung die Welt leite und regiere. Nichtsdestoweniger verschmähte die Nachwelt und besonders das Christentum die gesunde Geistesnahrung, die Philo gereicht hatte, und griff gerade die unverdaulichen Zutaten auf, die er der verdorbenen Geschmacksrichtung der Zeit zu Liebe beigegeben hatte. Es klammerte sich an das dunkle Wort Logos und sagte von ihm aus, es sei in Jesus Fleisch geworden!"

Wuchtiger als alle seine Vorgänger hat der fürstliche Philosoph von Alexandrien aus dem Arabarchenhause das in Laster und Vertierung versunkene griechische und römische Heidentum herausgefordert und bekämpft. Seine ganze Auseinandersetzung der Gesetze des Judentums zielt im Grunde darauf hin, in der Lichtseite derselben die grelle Schattenseite des Heidentums zu zeigen. Nichtsdestoweniger hielt Philo es für nötig, weil verlogene Anklagen gegen das Judentum zu seiner Zeit allzuhäufig vorkamen, dieses in Schutz zu nehmen und dessen Hoheit in einfacher Auseinandersetzung zu beurkunden. Seine Hauptschriften waren zunächst für seine Stamm- und Glaubensgenossen ausgearbeitet, er wollte aber auch mit den draußen Stehenden ein ernstes Wort reden.

Leichtsinnige und boshafte Schwätzer, Sykophanten — wie sie Philo nennt — der Lügenschmied Apion hatten den Gesetzgeber Mose einen Gaukler und Betrüger genannt und die von ihm stammenden Gesetze als menschenfeindlich und verwerflich bezeichnet. Gegen diese Verleumder verfaßte Philo eine eigene Schrift, um ihre von Bosheit gegen die Judäer eingegebenen Anklagen zu widerlegen. Es konnte ihm nicht schwer werden gegenüber den geringzähligen Äußerungen der Menschlichkeit, deren sich die Griechen aus alter Zeit rühmten, — wie z. B. keinem Feuer zu versagen, einem Verirrten den rechten Weg zu zeigen, — eine lange Reihe von Gesetzen der Barmherzigkeit aufzuführen, die teils im Gesetzbuch ausdrücklich befohlen sind oder ungeschrieben sich mündlich fortgepflanzt haben. An die Spitze der ungeschriebenen Gesetze stellte Philo Hillels goldenen Spruch auf: „Was dir verhaßt ist, das tue einem andern nicht." Das

Judentum verbietet nicht bloß, jemandem Feuer zu versagen und jemandem vom Wasser auszuschließen, sondern es befiehlt auch, den Armen und Schwachen, was sie zum Leben brauchen, zu verabreichen. Es verbietet, die Kinder von den Eltern und die Frau vom Manne zu trennen, wenn sie auch rechtmäßig als Sklaven erworben sind. Auch gegen Tiere gebietet das Gesetz Mitleiden. „Was sind eure wenigen Gesetze dagegen," ruft er den Griechen zu, „die ihr, als aus uralter Zeit stammend, so sehr rühmt?" Zum Schlusse hob Philo den Segen der Sabbatruhe und des siebenten Brachjahres hervor. Durch das erstere sind die Judäer in der Lage, je einen Tag unter sieben ihre Gesetze durch Vorlesung und Auslegung kennen zu lernen und vor Unwissenheit gewahrt zu sein; der Gatte kann die Frau, der Vater die Kinder, der Herr die Sklaven belehren, so daß alle imstande sind, über die Gesetze Auskunft zu geben. Das Sabbatjahr dient nicht bloß dazu, den Acker durch periodische Ruhe zu kräftigen, sondern auch dem Besitzlosen Lebensmittel zu gewähren, da es jedem freisteht, die Feldfrüchte zu sammeln, und das Eigentumsrecht in diesem Jahre aufgehoben ist. — Den boshaften Anklägern gegen den Gesetzgeber antwortete Philo in spottischem Tone, ja, Mose müsse sich der Zauberei bedient haben, da er ein ganzes Volk in Durst und Hunger bei Unkunde der Wege und Mangel an allem nicht bloß in Überfluß inmitten der Völker erhalten, sondern es auch trotz der Zwietracht in dessen Mitte und der Auflehnung gegen ihn selbst außerordentlich gefügig gemacht hat. —

Von den drei sittlichen Größen, welche innerhalb eines Jahrhunderts aufeinander gefolgt sind: Hillel, der Babylonier, Jesus der Nazarethaner, und Philo, der Alexandriner, hat dieser am nachdrücklichsten das Judentum im großen und einzelnen verherrlicht. Philo hatte wahrscheinlich auch einen Jüngerkreis. Nachhaltig hat Philo durch seine künstlerisch ausgearbeiteten Schriften gewirkt, die von gebildeten Heiden vielleicht noch mehr als von Judäern gelesen wurden, und den Lesern die Wärme, mit der er von Gott, dem Gesetzgeber Mose und von dem Geiste der Gesetze schrieb, mitgeteilt haben. —

Die alexandrinischen Weisen haben das Werk der großen Propheten Jesaia, Habakuk, Jeremia glücklich fortgesetzt und die Unvernunft, Haltlosigkeit, Verkehrtheit und Unsittlichkeit der heidnischen Religionsform dem blödesten Auge bloßgelegt. Den durchsichtig schimmernden Äther, welcher in den Augen der Griechen und Römer den Olymp umstrahlte, lösten sie in Dunst und Nebel auf. Tief fühlende sittliche Gemüter unter Griechen und Römern kamen zur Einsicht und wandten sich von einer Religion ab, welche, neben einer so unwürdigen Vorstellung von der Gottheit, das lasterhafte Leben durch

das aufgestellte Muster der Götter zu heiligen schien. Religionsbedürftig, wie die Völker der alten Welt überhaupt waren, schlossen sich nach Wahrheit und Sittlichkeit ringende Heiden dem Judentume an, dessen Wesen ihnen durch den Umgang mit gebildeten Juden, durch die griechische Übersetzung der judäischen Religionsquellen und durch die griechisch-alexandrinische Literatur immer mehr erschlossen wurde. In den letzten Jahrzehnten vor dem Untergang des judäischen Staates gab es, wie in keiner früheren Zeit, nicht wenige Proselyten, die aus reiner Überzeugung sich zum Judentum bekannten. Sie fanden darin Beruhigung für ihre Zweifel und Nahrung für Geist und Gemüt. Philo berichtet als eine erlebte Erfahrung, daß die in seinem Vaterlande zum Judentum übergetretenen Griechen auch ihren Lebenswandel änderten und ein mit den Tugenden der Mäßigkeit, der Milde und Menschenliebe geziertes Leben führten. Besonders fühlten sich die Frauen, deren zartes Gemüt von der Schamlosigkeit der mythologischen Unflätigkeiten verletzt wurde, von der zugleich kindlichen und erhabenen biblischen Darstellung angezogen. Auch war es für Frauen leichter, in den judäischen Bund zu treten. In Damaskus waren die meisten heidnischen Frauen zum Judentum übergetreten. Manche, welche einen Ekel an dem künstlerisch-anziehenden, aber sittlich verletzenden heidnischen Kultus empfanden, gingen nicht gerade in die judäische Lebensgemeinschaft ein, sondern behielten ihre Lebensweise bei, verehrten aber nur den einig-einzigen Gott Israels, sandten Gaben an den Tempel in Jerusalem, der eine und der andere feierte auch den Sabbat. Diese wurden als „Gottesverehrer" bezeichnet; es waren Halbproselyten. Darüber empfand der gar sittenstrenge, aber nicht sittlichreine Sittenlehrer Seneca, der Lehrer des Kaisers Nero, Herzeleid und klagte darüber: „So weit hat die Lebensweise dieses schädlichen Volkes überhand genommen, daß sie schon fast in allen Ländern angenommen wurde, und die Besiegten geben den Siegern Gesetze." Hillels mildere Ansicht, Heiden nicht herb und finster abzuweisen, welche sich vom Judentum angezogen fühlten, war maßgebend geworden.

Durch den Bekehrungseifer fand die judäische Lehre Eingang in einen asiatischen Hof, dessen Glieder während einiger Menschenalter treue Anhänger des Judentums blieben. Adiabene, ein Vasallenland von Parthien, an den Ufern des Tigris, von einem Königspaare Monobaz und Helene beherrscht, war ein kleiner, aber nicht unmächtiger Staat, und hat sich mehrere Jahrhunderte erhalten. Unter den Kindern, die Monobaz teils von Helene, teils von anderen Frauen hatte, war Izates, obwohl jünger als seine Brüder, der Lieblingssohn der Eltern. Um nicht wegen dieser Bevorzugung dem Neide der älteren Brüder von anderen Müttern

zum Opfer zu fallen, schickte ihn Monobaz an den Hof eines befreundeten Königs, der die Gegend inne hatte, wo die beiden Arme des Tigris bis zu ihrer Mündung in den persischen Meerbusen zusammenfließen. Dieses Gebiet führte den Namen Mesene (Mittelland), das mit der Zeit Mittelpunkt des Welthandels geworden war. Einer der Fürsten desselben, mit Namen Abinerglos, fand soviel Wohlgefallen an dem ihm anvertrauten jungen Prinzen Izates, daß er ihm seine Tochter zur Frau gab. An dem Hofe dieses Königs pflegte ein judäischer Kaufmann mit Namen Anania zu verkehren, der den Prinzessinnen nächst seiner Ware auch die judäische Lehre empfahl und sie dafür gewann. Izates' Frau Samach wurde zum Judentum bekehrt und machte ihren Gatten Izates auf Anania aufmerksam, und auch er wurde davon angezogen. Auch Izates' Mutter, die Königin Helene, war, ohne daß der Sohn es wußte, von einem anderen judäischen Heidenbekehrer für das Judentum gewonnen worden. Welchen tiefsittlichen Eindruck das Judentum auf die königlichen Neubekehrten gemacht hatte, zeigte sich bei dem nächsten Thronwechsel. Der sterbende Monobaz hatte seinen Lieblingssohn Izates mit Übergehung der älteren Söhne zum Nachfolger bestimmt. Als Helene den letzten Willen ihres Gatten den adiabenischen Großen verkündete, rieten diese zu einer Untat, die an den parthischen und asiatischen Höfen oft genug vorgekommen ist. Zur Sicherheit des Staates, damit die Brüder des Izates nicht aus Neid und Haß einen Bruderkrieg gegen ihn anfachen könnten, sollte sie dieselben durch den Tod unschädlich machen. Aber Helene, die durch die Annahme des Judentums gesänftigt war, wies den Blutrat zurück und ließ nur die Königsbrüder in Gewahrsam bringen. Ihr älterer Sohn Monobaz II. blieb mit der Regentschaft betraut. Als Izates in der adiabenischen Hauptstadt angekommen war und nach des Vaters letztwilliger Verfügung aus Monobaz' Hand die Krone empfangen hatte (um 22), hielt er es selbst für grausam, seine Brüder der Sicherheit wegen ihr Lebelang im Kerker verschmachten zu lassen. Er soll sie als Geiseln, d. h. zu einer Art ehrenvoller Verbannung, teils nach Rom, teils nach der parthischen Hauptstadt gesandt haben. Er selbst nahm das Judentum allmählich ganz und voll an.

Wie groß die Anhänglichkeit des adiabenischen Königshauses an das Judentum war, bezeugt der Umstand, daß Helene eine Sehnsucht hatte, Jerusalem zu sehen; von ihrem Sohne unterstützt, trat sie die weite Reise an (um 43). Izates gab ihr fünf von seinen vielen Söhnen nach Jerusalem mit, um sie in der judäischen Religion und der hebräischen Sprache unterrichten zu lassen. Welch ein Hochgefühl müssen nicht die Jerusalemer empfunden haben, als sie eine Königin einziehen sahen, welche vom fernen Osten gekommen war, ihrem

Gott und ihrem Gesetze mit aufrichtigem Gemüt zu huld'gen! Hatte sich nicht vor ihren Augen das prophetische Wort ganz erfüllt, daß der zweite Tempel größer sein werde, als der erste, indem die Heiden in demselben den einzigen Gott anbeten werden! Bald hatte auch Helene Gelegenheit, sich als Wohltäterin des Volkes zu zeigen. Eine Hungersnot hatte während ihrer Anwesenheit auf dem Lande schwer gelastet und besonders die ärmeren Klassen hart betroffen. Im Tempel war nicht hinlänglich Mehl für die Speiseopfer vorhanden, und doch haben die hungernden Priester von dem Teile, der für das Feuer des Altars bestimmt war, auch nicht eine Krume für sich gebrauchen mögen. Von der ärmeren Klasse wurden viele durch die Not hingerafft. Die Königin Helene ließ ganze Schiffsladungen Getreide aus Alexandrien und Feigen aus Cypern aufkaufen und verteilte alles unter die Bedürftigen (um 48). Izates gewährte ihr reichliche Mittel, ihre Neigung zur Freigebigkeit zu befriedigen. Den Tempel beschenkte sie königlich mit einer goldenen muschelartigen Scheibe für die Pforte des inneren Heiligtums, die, den ersten darauffallenden Strahl der Morgensonne vielfach zurückwerfend erglänzte und den diensttuenden Priestern den Anbruch des Tages verkündete. Auch mit einer goldenen Tafel beschenkte sie den Tempel, um den Gesetzesabschnitt darin einzugraben, welcher beim Verfahren gegen eine des Ehebruchs verdächtige Frau gebraucht wurde. Dieses Geschenk war kein günstiges Zeichen; es beweist, daß durch den Einfluß der Römer und des herodianischen Hauses Ehebruch oder wenigstens Verdächtigung der Treue judäischer Frauen häufig vorgekommen sein müssen.

Die Nation bewahrte der Proselytin Helene wegen ihrer Frömmigkeit und Wohltätigkeit ein dankbares Andenken. Sie überlebte noch ihren Sohn Izates (gest. um 55), der nächst vierundzwanzig Söhnen ebensoviel Töchter hinterlassen haben soll. Ihm folgte auf den adiabenischen Thron sein älterer Bruder Monobaz II., der eine nicht minder innige Anhänglichkeit an das Judentum an den Tag legte. Als auch Helene gestorben war, ließ Monobaz ihre Gebeine, sowie die seines Bruders in dem großartigen Grabmal beisetzen, welches sie während ihrer Anwesenheit in Jerusalem hatte bauen lassen. Dieses Mausoleum Helenes, etwa drei Stadien (570 Meter) nördlich von Jerusalem, galt als ein Kunstwerk und war durch drei Pyramiden oder Säulen von weißem durchsichtigen Marmor kenntlich.

Noch jetzt sind die Trümmer des Grabdenkmals vorhanden, aber unter dem falschen Namen „Königsgräber". Man sieht noch eine Felsenvertiefung mit mehreren unterirdischen Räumen, Hallen und Nischen und mit Spuren von Sarkophagen, Säulen und zierlichen Bildhauerwerken von Weintrauben, Blumen und Kränzen, welche der zerstörenden Zeit getrotzt haben. Diese Grabtrümmer sind die

beinahe zweitausendjährigen Zeugen von der Anziehungskraft, welche das Judentum für hochgestellte Heiden gehabt hat. Das adiabenische Königsgeschlecht bewährte seine Anhänglichkeit an Jerusalem durch Bauten und Geschenke. Wie Helene einen Palast in der Unterstadt hatte bauen lassen, so ihre Enkelin, die Prinzessin Grapte, einen andern in dem Stadtteile Ophla. Monobaz, der ebenfalls einen Palast in Jerusalem hatte, ließ die Tempelgefäße, die am Versöhnungstage gebraucht wurden, aus Gold anfertigen.

Dieser Zug religiösgesinnter heidnischer Gemüter zum Judentume kam dem jungen Nazaräertum am meisten zu statten. Indem es sich dieser Stimmung bemächtigte und sie noch mehr steigerte, legte es den ersten Grundstein zu seiner Weltherrschaft. Zwei Judäer aus griechisch redenden Ländern, Saulus aus Tarsus (bekannt unter dem Namen Paulus) und José Barnabas aus Cypern, haben der winzigen christlichen Gemeinde dadurch, daß sie geradezu darauf ausgingen, Heiden zu Proselyten zu machen, eine Ausbreitung gegeben, welche das Nazaräertum aus der Beschränktheit einer judäischen Sekte zu einer eigenen Religionsform erhob, aber eben dadurch auch dessen ursprünglichen Charakter veränderte. In kaum einem Jahrzehnt seit dem Tode des Stifters hatte die geringzählige Gemeinde einen Zuwachs von Anhängern aus zwei Kreisen erhalten, von Essäern und Judäern aus griechischen Ländern. Die ersteren, die bis dahin ins Blaue schwärmten und durch ein Wunder das Himmelreich erwarteten, mögen in Jesus die Verwirklichung ihrer Träume erblickt haben. Sobald diese Mystiker sich mit dem Gedanken eines leidenden Messias vertraut gemacht hatten, daß dieser, anstatt als Befreier und Erlöser aufzutreten, den Kreuzestod erleiden müssen, wurden sie warme Anhänger des Kreises, der aus unmittelbaren Jüngern Jesu bestand, und wendeten ihm ihren ganzen Werbungseifer zu. Sie steckten damit auch die urchristliche Gemeinde an, die in ihrer Einfalt keineswegs einen Zuwachs von Gläubigen, sondern die baldige Wiederkehr Jesu in aller Herrlichkeit auf den Wolken des Himmels erwartete. Bald streiften auch aus ihrer Mitte Sendboten (Apostel), zur Verbreitung des Glaubens umher, d. h. daß noch mehrere oder recht viele glauben sollten, Jesus sei der wahre Messias gewesen.

Zur Anwerbung von Gläubigen gehörte aber vor allem Redegewandtheit, welche die einfältigen galiläischen Fischer und Handwerker am wenigsten besaßen. Da kam der nazaräischen Gemeinde der Zutritt von griechisch redenden Judäern zu statten. Aus Syrien, Kleinasien, Ägypten, Kyrene und den Inseln Kreta und Cypern strömten alljährlich Judäer nach Jerusalem zu den Festen, weilten auch längere Zeit da, neben Gemütsmenschen und Schwärmern

auch Abenteurer, Neuerungssüchtige, Bettlergesindel. Von diesen Klassen ergriffen nicht wenige das ihnen zugetragene Neue um so gieriger, als sie im allgemeinen in Schrifttum und Satzung unwissend waren und ihnen die grundverkehrte Anwendung von Schriftversen aus den Propheten auf Jesus keineswegs durch Mark und Bein fuhr, wie den Kundigen, vielmehr als das einzig Richtige erschien. Die Gütergemeinschaft und die gemeinsamen Mahle, welche die ebionitisch-christliche Gemeinde von ihrem essäischen Ursprunge beibehalten hatte, sagten diesen judäisch-griechischen Heimatlosen und Abenteurern besonders zu. Wer etwas Hab und Gut besaß, verkaufte es und legte den Erlös in die Ordenskasse, und wer nichts besaß, lebte sorglos in der Gemeinschaft. Diese griechischen Judäer, welche von ihren heidnischen Nachbarn die Kunst erlernt hatten, über alles und jedes zu sprechen und auch einem leeren Inhalt eine ansprechende Form und einen Klang zu geben, verliehen der neuen Religionsform die erforderliche Sprache, sie redeten in Zungen. Sie wurden die Prediger der jungen Gemeinde und eigneten sich am besten zu Sendboten. Kaum bekehrt, warfen sie sich auf Bekehrung anderer. Freilich vertrugen sich diese Fremden nicht immer mit den Einheimischen, beklagten sich öfter über Zurücksetzung und setzten es durch, daß auch aus ihrer Mitte sieben Verwalter für die gemeinsamen Mahlzeiten gewählt wurden, damit sie nicht zu kurz kämen. Es dauerte nicht lange, so waren die galiläischen, ebionitischen und essäischen Elemente in dieser Mischung von dem hellenistischen überflügelt.

Die Hellenisten, welche überhaupt in der Gesetzeskunde unwissend waren, mögen sich manches Vergehen gegen die Satzung unwissentlich oder auch geradezu, weil es ihnen unwichtig schien, haben zuschulden kommen lassen. Dabei ertappt und zur Rede gestellt, scheinen sie, rechthaberisch und streitsüchtig wie sie waren, ihre gesetzwidrigen Handlungen gerechtfertigt und mit ihrem Glauben an Jesu Messianität verteidigt zu haben, als wenn auch er sich über Satzungen hinweggesetzt hätte. In Jerusalem aber, das als heilige Stadt galt, wurde es mit jedem Brauche und jeder Satzung höchst ernst genommen. Man begann Argwohn gegen die in Zungen redenden Nazaräer zu schöpfen, daß sie das Gesetz zu verhöhnen trachteten. Am meisten fanatisch eingenommen gegen die neuerungssüchtigen Nazaräer war Saulus aus Tarsus, da er ein eifriger Anhänger der pharisäischen Lehre war und das Gesetz, das mündliche wie das schriftliche, im ganzen Umfange für unantastbar hielt. Er, der griechisch sprach, war imstande, die Tragweite der Äußerungen der judäisch-christlichen Hellenisten in Jerusalem zu ermessen, und er war empört darüber. Einer dieser Griechen, Namens Stephanos, hatte sich am meisten gehen lassen und gegen die Heiligkeit des Gesetzes und

gegen den Tempel rücksichtslos gesprochen. Ihn scheint Saulus als Lästerer angegeben zu haben, und Stephanos wurde — es läßt sich nicht sagen, ob von einem Gerichtshofe oder von der Menge — gesteinigt. Seit der Zeit wurden die Nazaräer noch mehr beargwöhnt und zur Verantwortung gezogen, und wiederum war es Saulus, welcher in die Häuser der griechisch redenden Gläubigen ging, sie aushorchte, sie anklagte und bewirkte, daß sie vor Gericht geladen wurden. Die Angeklagten wurden ins Gefängnis gebracht. Diejenigen, welche beim Verhör schuldig befunden worden waren, mit Berufung auf Jesu Messianität gegen das Gesetz gehandelt oder gesprochen zu haben, wurden keineswegs mit dem Tode bestraft, sondern zu Geißelhieben verurteilt. Durch diese Strenge erschreckt, entflohen die fremden Nazaräer aus Jerusalem und suchten griechische Städte auf, wo es judäische Gemeinden gab, um unter ihnen das Werbewerk fortzusetzen. Aber nur die hellenistischen Jesuanhänger wurden verfolgt, dagegen die einheimischen, welche ungeachtet ihres neuen Glaubens die fortdauernde Heiligkeit des Gesetzes nicht leugneten, blieben unbehelligt. Ihre drei Vorsteher, Jakobus, Bruder oder Verwandter Jesu, Petrus und Johannes, hatten ihren Wohnsitz in Jerusalem, ohne verfolgt oder auch nur angefochten zu werden.

Die flüchtigen Nazaräer setzten indes ihren Bekehrungseifer fort. Heimatlos, wie sie waren, ging ihr Streben nur dahin, sich einen Kreis von Anhängern zu verschaffen und in demselben die Gütergemeinschaft einzuführen und dadurch sorglos in den Tag hinein leben zu können. Zwei Städte zogen sie besonders an, Antiochien und Damaskus, in denen es eine zahlreiche griechisch redende Gemeinde gab und auch nicht wenig Proselytinnen, ein weiter Spielraum für Bekehrungen.

Alsbald sahen diese beiden Städte eine nazaräische Gemeinde in ihren Mauern entstehen, deren Glieder als Judäer galten, auch eine judäische Lebensweise führten, beteten, Psalmen sangen, aber doch durch Eigenheiten den Ansatz zu einer neuen Sekte erblicken ließen. Sie kamen zu einem gemeinsamen Mahle zusammen, daß sie „Herrenmahl“ oder „Liebesmahl“ (Agape) nannten, sprachen den Segen über Wein, tranken nacheinander aus demselben Kelch, brachen das Brot zur Erinnerung an Jesu letzte Stunde und gaben einander einen Kuß, Männer und Weiber ohne Unterschied. Dabei traten einige auf, welche in Verzückung Weissagungen verkündeten; andere sprachen in Zungen, wieder andere nahmen magische Heilung im Namen Jesu vor oder rühmten sich der Wundertätigkeit. Es herrschte eine so unnatürliche Aufgeregtheit und Schwärmerei in diesem hellenistisch-nazaräischen Kreise, daß er dem Gespötte nicht hatte entgehen können. Noch weniger hätte sich das judäische Nazaräer-

tum, das in Jerusalem durch die drei Männer Petrus, Jakobus und Johannes vertreten war, behaupten können, weil es sich starr an das Hergebrachte anklammerte und das Neue, welches in Jesu Auftreten lag, denn doch nicht zu befruchten vermochte. Kurz, das junge Christentum hätte sich mit seiner Phantasterei bei seinem ersten Ausfluge an der Wirklichkeit zerschellt und hätte, wie die Anhängerschaft anderer Messiasse, ein klangloses Ende gefunden, wenn ihm nicht Saulus aus Tarsus eine neue Richtung, eine große Tragweite gegeben und ihm eben dadurch Lebensfähigkeit und Aufschwung verliehen hätte. Ohne Jesus hätte der Tarser allerdings nicht die Gelegenheit gehabt, weitgreifende Seeleneroberungen zu machen, aber noch weniger hätte sich das Christentum ohne ihn behaupten können.

Saulus angeblich vom Stamme Benjamin, war eine eigen angelegte Natur. Schwach an Körper und kränklich verband er damit eine Zähigkeit, die vor keinem Hindernisse zurückwich. Er hatte nur geringe Kenntnis vom judäischen Schrifttum und kannte die heilige Schrift nur aus der griechischen Übersetzung. Zu den Füßen Gamaliels hatte er keineswegs gesessen, sonst hätte er mehr Gesetzeskunde und mehr Milde von ihm gelernt; er war wohl von Winkelgelehrten in Tarsus unterrichtet worden. So wie seine Kenntnisse, so war auch sein Gesichtskreis eng. Dabei war er schwärmerisch und von Einbildungen besessen. Kurz, Saulus war zugleich eine krankhafte und eiserne Persönlichkeit, wie geschaffen um Neues zu begründen und das unmöglich Scheinende zu verwirklichen. Mit eigensinnigem Feuereifer hatte er die hellenischen Nazaräer verfolgt, sie aus den Schlupfwinkeln gezogen, um sie der Strafe zu überliefern, weil sie von dem pharisäischen Judentume, das er für das einzig wahre hielt, abgewichen waren. Das hatte ihm aber nicht genügt. Sobald der tarsische Eiferer erfahren hatte, daß manche derselben sich nach Damaskus begeben hatten, zog er ihnen nach, um mit unerbittlicher Verfolgungssucht auch da ihre Gemeinde zu zerstören. Aber plötzlich wurde er andern Sinnes. In Damaskus gab es viele Proselytinnen. Großes Aufsehen hatte die Bekehrung des adiabenischen Königshauses zum Judentume erregt. Saulus war wahrscheinlich Zeuge dessen, wie die Königin Helene mit den adiabenischen Prinzen und ihrem Gefolge zum Triumphe des Judentums ihren Zug nach Jerusalem angetreten hatte. Sie hatte sicher auf ihrer Reise (um 43) Damaskus berührt und Huldigungen von der judäischen und proselytischen Bevölkerung dieser Stadt empfangen. Diese Vorgänge haben wohl einen tiefen Eindruck auf Saulus gemacht und ihm die Frage nahe gelegt, ob nicht die Zeit gekommen sei, von der die Propheten geweissagt hatten, daß alle Völker den in Israel geoffenbarten Gott anerkennen würden. Beschäftigte ihn diese Frage, so mußte

er auch den sich daran heftenden Zweifel überwinden. Wird es denn möglich sein, bei aller Geneigtheit vieler Heiden zum Judentume, die ganze Heidenwelt zu bekehren, wenn für sie das Gesetz verbindlich gemacht, wenn ihnen aufgelegt werden sollte, Sabbat und Feiertage zu beobachten, die Speisegesetze zu erfüllen, Reines vom Unreinen zu unterscheiden und gar zur strengen Erfüllung der pharisäischen Erschwerungen angehalten zu werden? Dann könnte der Eintritt der Völker in die Lebensgemeinschaft des Judentums unmöglich erfolgen. Auf der anderen Seite soll das Gesetz um der Heiden willen aufgehoben werden? Das ganze Gesetz stammte ja von Gott, der es offenbart und zu dessen Erfüllung eindringlich ermahnt hat! Wie soll es aufgehoben werden? Da mochte sich Saulus eines Ausspruches seiner Lehrer erinnert haben, daß das Gesetz nur bis zur Zeit des Messias als eine erziehliche Vorkehrung Geltung habe, sobald der Erlöser erscheine, höre dessen Verbindlichkeit von selbst auf. Erschiene der Messias, oder wäre er erschienen, so wäre das Gesetz aufgehoben und das Hindernis für Gewinnung der Heiden beseitigt. Ist vielleicht Jesus wirklich der Messias gewesen? Dieser Gedankengang beschäftigte Saulus aufs tiefste. Sein phantastischer Sinn half ihm über den Zweifel hinweg. Er glaubte mit einem Male steif und fest, daß Jesus ihm erschienen war. Viel später sagte er selbst von dieser ihm gewordenen Erscheinung: „Ob es leiblich gewesen? ich weiß es nicht, ist es außerleiblich gewesen? ich weiß es nicht. Gott weiß es; ich wurde bis in den dritten Himmel entrückt" — ein nicht sehr glaubenswürdiges Zeugnis für einen tatsächlichen Vorgang. Die spätere Zeit wußte diese Erscheinung glaubwürdiger zu gestalten. Ein Licht habe Saulus auf seiner Reise nach Damaskus umleuchtet, wovon er entsetzt auf die Erde gefallen sei, und er habe eine Stimme vernommen, die ihm zugerufen habe: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich?" Von der Erscheinung erblindet, habe er Damaskus erreicht und erst in einer Unterredung mit einem Christen, der ihm geraten, die Taufe zu nehmen, sei es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen.

Mit der Gewißheit, daß er Jesus wirklich gesehen, löste sich für Saulus ein anderer Zweifel oder eröffnete sich ihm ein ganzer messianischer Gesichtskreis. Jesus ist zwar gestorben oder gekreuzigt worden, und doch war er ihm erschienen, folglich müsse er von den Toten auferstanden sein. Er sei also der erste Auferstandene und habe damit die Auferstehung, welche Gegenstand der Schulstreitigkeit war, bewahrheitet, er habe damit die Nähe des Himmelreiches angezeigt, bei dessen Eintreffen nach der Verkündigung des Propheten Daniel die Toten auferstehen würden. So standen dem ehemaligen Pharisäer aus Tarsus drei Dinge unerschütterlich fest, Jesus sei auferstanden, sei der wahre verkündete Messias, und das Himmelreich,

die zukünftige Zeit mit der Auferstehung, sei nahe, und das lebende Geschlecht oder richtiger die Jesus-Gläubigen werden dessen Eintreffen bald erleben. Dieser Glaube führte ihn zu weiteren Folgerungen: Ist der Messias erschienen, dann ist das Gesetz von selbst aufgehoben, dann können die Heiden des Segens Abrahams teilhaftig werden, ohne das Gesetz zu beobachten. Das war ein Sporn für seinen Tatendrang. Saulus glaubte, er sei eben vom Mutterleibe aus auserkoren, Apostel der Heiden zu werden. Bei einem solchen Feuergeist war zwischen Gedanke und Tat kein langer Zwischenraum. Unter dem Namen Paulus schloß er sich in Damaskus den Nazaräern an, die verwundert genug darüber waren, daß ihr Verfolger mit einem Mal ihr Genosse geworden war und auf Bekehrung ausging.

Paulus konnte sich in Damaskus jedoch nicht halten und entwich nach Arabien, d. h. nach Auranitis, wo es ebenfalls judäische Gemeinden gab. Erst bei seiner Rückkehr nach Damaskus, als seine Glaubensgenossen mehr Vertrauen zu ihm faßten und mit ihm gemeinschaftliche Sache machten, konnte er sich seinem Bekehrungseifer hingeben. Indessen reizte er mit seinem ungestümen, rücksichtslosen Wesen und mit seiner Behauptung, daß das Gesetz aufgehoben sei, die judäische Gemeinde in Damaskus. Der judäische Ethnarch dieser Stadt suchte ihn gefangen zu nehmen. Seine Genossen retteten ihn aber, indem sie ihn in einem Korbe durch ein Fenster in der Mauer ins Freie setzten. So entkam er den Händen derer, welche mit Recht in ihm den Zerstörer des Judentums erblickten. Nach Jerusalem kam er erst drei Jahre nach seiner Bekehrung, anstatt sich dort sofort von den unmittelbaren Jüngern Jesu Gewißheit zu verschaffen, was Jesu getan und gelehrt, und was er beabsichtigt hatte. Er fühlte wohl, daß ein großer Abstand zwischen ihm und den christlichen Galiläern vorhanden war, und daß er sich mit ihnen nicht werde verständigen können. Paulus war von dem einzigen Gedanken erfüllt, daß der Segen für alle Geschlechter oder die Verheißung an Abraham, er werde Vater vieler Völker sein, und daß die Fülle der Heiden zur Kindschaft Abrahams herangezogen werden sollte, nur durch Aufhebung des Gesetzes eine Wahrheit werden könne. Den Unterschied zwischen Judäern und Griechen oder Heiden, zwischen Knechten und Freien wollte er verschwinden machen und alle zu Brüdern in dem Bunde Abrahams, zu Abrahams Samen nach der Verheißung vereinigen. Das war die frohe Botschaft, die er den Völkern zu bringen gedachte. Es war allerdings ein umfassender Gedanke, für den die Ebioniten in Jerusalem und auch die sogenannten Säulenapostel kein Verständnis hatten; aber er traf über das Ziel hinaus.

Nach kurzem Aufenthalte in Jerusalem trat Paulus seine Be-

kehrungswanderung in Begleitung des Cyprers José Barnabas an. Sie gründeten an vielen Orten griechisch-christliche Gemeinden, besonders in Galatien, Ephesus, Philippi und Thessalonien und in der Stadt Korinth. Zum Teil konnte sich das Judentum diese Erfolge zuschreiben; denn wenn Paulus die Heiden gewinnen wollte, mußte er einen Teil der so glänzenden Vergangenheit des judäischen Volkes aufrollen, um zu Jesus zu gelangen. Er mußte ferner den geläuterten Gottesbegriff dem wüsten Heidentum gegenüber hervorkehren. Empfänglichkeit für die reine Lehre des Judentums fand er unter Heiden vor. Nicht wenige derselben empfanden, wie bereits gesagt, Ekel an den mythologischen Göttergeschichten und an der Menschenvergötterung. Noch war in frischem Andenken, wie alle Völker des römischen Reichs in beispielloser Niedertracht dem Scheusal Caligula Altäre geweiht, ihn als Gott anerkannt und zu ihm gebetet hatten. Reine Gemüter suchten einen Gott, zu dem sie sich erheben könnten und fanden ihn nicht. Nun war Paulus gekommen und brachte ihnen diesen Gott, allerdings umgeben von Wundergeschichten, der aber mit dem mythologischen Anstriche um so mehr gefiel; „den Sohn Gottes" verstanden die Heiden besser als den „messianischen Erlöser". Auch die weit um sich zehrende Krankheit der Unsittlichkeit, welche in Griechenland und im ganzen römischen Reiche das Tageslicht nicht zu scheuen brauchte, weil sie in Rom mit Nero auf dem Throne saß, bot Paulus Handhaben, die judäische Lehre empfehlenswert zu machen. Was der alexandrinisch-judäische Geist in Schriften in helles Licht gesetzt hatte, die sibyllinischen Verse, das Buch der Weisheit, Philo, daß die Wurzel der Vertilgung unter den Heiden in der Vielgötterei liege, führte Paulus in Predigten vor die Seele heidnischer Zuhörer: „Sie haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in die Ähnlichkeit des Bildes eines vergänglichen Menschen, der Vögel, der Vierfüßler und der Kriechtiere verwandelt, darum gab sie Gott in ihren Herzensgelüsten hin, ihren Leib an sich selbst zu schänden."

Dazu kamen die geheimnisvollen Schrecknisse jener Zeit, daß der Weltuntergang nahe sei, welche Paulus durch seinen festen Glauben an die bevorstehende Auferstehung und an das Wiedererscheinen Jesu in die Hoffnung verwandelte, daß die Toten in einem verklärtem Leibe auferstehen würden, wenn die Posaune erschallen werde, und daß die Lebenden in einer Wolke zum Himmel emporgehoben werden würden. So gewann Paulus die Phantasie vieler Heiden auf seiner Apostelwanderung von Jerusalem bis Illyrien. Indessen erweckte er anfangs nur Personen aus dem niedrigen Stande, Ungebildete, Sklaven und besonders Weiber für seine frohe Botschaft. Den gebildeten Griechen erschien das Christentum, das Paulus predigte, und das er einzig und allein mit der angeblich erfahrenen Auferstehung

Jesu bewies und stützte, als eine belachenswerte Torheit. Den Judäern mußte es notwendigerweise Ärgernis bereiten.

Paulus ging nämlich geradezu darauf aus, die Fäden zu zerreißen, welche die Christuslehre mit dem Judentum verknüpften. Weil ihm das Gesetz zur Aufnahme heidnischer Proselyten im Wege war, setzte er es tief herab. Es sei geradezu zur Erlangung einer höheren Lebensheiligkeit und des Tugendwandels schädlich. Nicht bloß die sogenannten Zeremonialgesetze des Judentums, sondern auch die Sittengesetze hielt Paulus für Hemmnisse für die Heilsordnung. Ohne das Gesetz hätten die Menschen die Begierde nicht gekannt, erst durch das Verbot: „Du sollst nicht gelüsten," sei das Gelüste geweckt worden; durch das Gesetz sei erst die Erkenntnis der Sünde gekommen. Der Mensch sei fleischlich und zur Sünde geneigt, denn das Fleisch sei schwach und wirke dem Gesetze entgegen. Dagegen stellte Paulus eine neue Lehre auf. Der Mensch sei erst fleischlich, schwach und sündhaft geworden, weil der erste Mensch gesündigt habe; Adams Übertretung habe eine unvertilgbare Erbsünde erzeugt und dadurch auch den Tod über die Menschen gebracht. Das Gesetz sei nicht imstande, die dem Menschen eingeborene Sünde zu überwinden. Um die Sünde und den Tod zu vernichten, habe Gott eine eigene Veranstaltung treffen müssen; er habe den Messias, seinen Sohn, dem Tod übergeben und ihn darauf wieder lebendig gemacht, und dieser sei der zweite Adam geworden, welcher die Erbsünde getilgt, den Tod überwunden und ewiges Leben gebracht habe. Wer an Jesus glaube, habe Anteil an diesem Leben und sei gegen die Sünde, die Versuchung und das Gelüste gewissermaßen gefeit. Er habe, statt der Erlösung vom Joche der Römer, die Erlösung von der Sünde gebracht. In seiner Deutelei folgerte er aus der heiligen Schrift, daß jeder, der unter dem Gesetze stehe und es nicht voll und ganz erfülle, unter dem Fluche stehe. Jesu Verdienst sei es eben gewesen, daß er alle von diesem Fluche erlöst habe.

Hätten die Judäer dieses Ärgernis, diese offen ausgesprochene Verachtung ihres Gesetzes, für welches sie erst jüngsthin unter Caligula ihr Leben hinzugeben entschlossen waren, geduldig mit anhören und ertragen sollen? Es ist nicht zu verwundern, wenn sie überall gegen den Gesetzesverächter ereifert waren und ihn, wo sie mächtig waren, verfolgten. Indessen haben sie Paulus, sobald er in ihre Hände gefallen war, nur mit Geißelhieben bestraft, aber ihm nicht sein Leben bedroht; fünfmal, erzählte er selbst, sei er mit vierzig Hieben weniger einem gezüchtigt worden.

Paulus' sophistischer Lehre von der Schädlichkeit des heiligen Gesetzes und selbst der zehn Gebote trat ein gewandter Prediger mit überzeugenden Worten von der Kanzel entgegen. In einer helle-

nistischen Gemeinde (etwa Antiochien), wo unter den Judäern griechische Bildung und griechischer Geschmack heimisch waren, suchte dieser Prediger seine Zuhörer vom Gegenteil zu überzeugen, daß der durch die Religion des Judentums erzogene und gefestigte Vernunftwille wohl imstande sei, die Triebe und Leidenschaften zu beherrschen. Ausgerüstet mit der feinen Kunst griechischer Beredsamkeit und durchglüht von dem Feuer tiefer Überzeugung von der Heilskraft des „Gesetzes", setzte dieser Prediger diese Wahrheit auseinander bald mit trockenen Beweisen des nüchternen Verstandes, bald mit schwungvollen Redewendungen und kam immer auf seinen Ausgangspunkt von der Macht des Vernunftwillens zurück. Er benutzte dazu das Fest der Tempelweihe (Chanuka), und knüpfte an den heldenhaften Tod des Greises Eleasar und der Mutter mit ihren sieben Söhnen in der Makkabäerzeit seine Beweisführung, daß der Vernunftwille stark genug sei, um Todesqualen zu überwinden, und um so eher die fleischlichen Triebe mit dem Hinblicke auf das göttliche Gesetz zu bemeistern. Schnurstracks entgegen der paulinischen Lehre, daß das Verbot des Gelüstes erst diesen Trieb geweckt habe, predigt er: „Unser Gesetz sagt: „„Du sollst nicht begehren das Weib des Nächsten, noch alles, was Deinem Nächsten gehört,"" so gibt es die Überzeugung, daß der Vernunftwille imstande sei, die Begierden zu beherrschen, sowie alle Triebe, welche die Gerechtigkeit hemmen." Zum Schluß rief der Prediger seiner Gemeinde zu, in welcher sich wohl manche befanden, welche von Paulus' zur Abtrünnigkeit vom Gesetze verlockenden Lehre schwankend geworden waren: „O, Ihr Nachkommen Abrahams, befolgt dieses Gesetz und verehret es auf jede Weise in der Erkenntnis, daß der Vernunftwille Herrscher ist der Triebe." Diese Predigt, welche unter dem Titel: „Das vierte Makkabäerbuch" in Aufnahme kam, sollte geradezu eine Widerlegung der allzu verfänglichen Lehre bilden: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

Aber nicht bloß die Judäer, sondern auch die Nazaräer waren gegen Paulus wegen seiner Gesetzesstürmerei erbittert, und es entstand dadurch eine Spaltung (Schisma) innerhalb des jungen Christentums. Petrus, welcher als Sendbote sich bloß an die Judäer wandte, lehrte ein anderes Christentum als Paulus und andere Apostel, die auch auf Heidenbekehrung ausgegangen waren; Apollos aus Alexandrien und ein gewisser Chrestus predigten wieder anders. Paulus gab nicht viel auf die Taufe, weil es doch auch ein Gesetzeswerk ist, während Apollos großes Gewicht darauf legte und die Seligkeit daran knüpfte. Die Judenchristen sahen mit Schrecken, welche Früchte die von Paulus gelehrte evangelische Freiheit trug. In den von diesem gegründeten Gemeinden in Ephesus und Korinth hatten mehrere

mit dem Gesetze jede Scham aufgegeben, trieben Unzucht und Knabenschändung, einer lebte mit seines Vaters Weib. Judenchristliche Apostel reisten daher Paulus nach, erklärten dessen Lehre als Irrtum und Fälschung und bestanden darauf, daß das Gesetz des Judentums auch für die Christen verbindlich sei, indem nur durchs Gesetz die tierischen Leidenschaften gebändigt werden könnten. Ganz besonders gab die Frage über die Verbindlichkeit der Beschneidung für die Heidenchristen Veranlassung zu heftigen Reibungen zwischen den judenchristlichen Aposteln und Paulus. Dieser hatte selbst eine Zeitlang auch heidnische Proselyten in den Abrahamsbund eingeführt. Als er aber durch Entstehung mehrerer heidnisch-christlicher Gemeinden sich unabhängig von der Urgemeinde in Jerusalem fühlte, gab er die Beschneidung auf und brachte einmal einen unbeschnittenen Jünger Titus nach Jerusalem. In Antiochien kam es zu einem heftigen Streite zwischen Paulus und den judenchristlichen Aposteln. Petrus, welcher bis dahin sich über die Speisegesetze hinweggesetzt und mit den Heidenchristen an einer Tafel gespeist hatte, mußte, von den Vertretern der strengen Partei des Jakobus gewarnt, sein Vergehen einstellen und sich gegen Paulus' Gesetzesverachtung aussprechen. Natürlich warf ihm dieser offen in großer Versammlung Heuchelei vor. Indessen war der Einfluß der strengen, gesetzestreuen judenchristlichen Apostel so gewaltig, daß sich nicht bloß sämtliche Judenchristen in Antiochien vom Tische der Heidenchristen trennten, sondern selbst Barnabas, bis dahin Paulus' Begleiter und Mitarbeiter. Dadurch war eine weitgreifende Spaltung im Schoße des Christentums ausgebrochen. Judenchristen und Heidenchristen standen einander als feindliche Parteien gegenüber. Die Rassenabneigung trug dazu bei, die Spaltung zu vergrößern. Die christlichen Griechen verachteten die Judenchristen und sahen mit einer gewissen Überlegenheit auf sie herab, wie die Hellenen auf die Judäer. Paulus, der nun allein stand, wurde vermöge der Leidenschaftlichkeit seines Gemütes und seiner eigensinnigen Art um so erbitterter gegen die judenchristliche Partei, sprach mit Verachtung von den sogenannten Säulen der Muttergemeinde in Jerusalem, nannte die Apostel, welche die Heiligkeit des Gesetzes betonten, falsche Brüder, welche das Evangelium aus Neid und Streit fälschten, und beschuldigte sie, daß sie alle nur ihren eigenen Vorteil suchten, nicht den Jesu. Er richtete heftige Sendschreiben gegen die Gesetzesanhänger, eiferte gegen das Gesetz und sprach einen Fluch über diejenigen aus, welche die Heilsverkündigung anders lehrten denn er. Die gesetzestreuen Christen schonten ihn aber auch nicht. Sie beriefen sich auf den Stifter selbst für die fortdauernde Verbindlichkeit des Gesetzes und wendeten auf den gesetzesstürmenden Apostel Jesu Worte an: „Wer eins der geringsten

Gesetze auflöst und die Menschen also lehret, wird der Geringste im Himmelreiche sein." Die Judenchristen blieben auf dem Boden des Judentums stehen, verpflichteten auch die übergetretenen Heiden auf das Gesetz und verehrten Jerusalem, wo sie die Wiederkunft des Messias erwarteten. Die Heidenchristen hingegen entfernten sich immer mehr vom Judentume und nahmen eine feindselige Haltung gegen dasselbe an.

Sechstes Kapitel.

Agrippa II. und Ausbruch des Krieges unter Nero.

(49 bis 66.)

Welche Triumphe das Judentum auch durch den Zutritt von Proselyten und selbst durch Bekehrung der Heiden zum Christentum feierte, wie sehr auch das Morgenrot des von den Propheten geschauten schönen Tages angebrochen schien, daß die Völker der Erde ihren Blick nach Zion wenden und daß von dort aus Licht für das Menschengeschlecht ausstrahlen werde, im Heimatlande und ganz besonders in Jerusalem empfand die Nation nur die schwere Fessel des Römertums, welche seit Agrippas I. Tod täglich drückender wurde. Der jämmerliche und beengende Zustand in der Gegenwart ließ das freudige Gefühl über solche bedeutsame Ereignisse, welche die Weltherrschaft des Judentums in der Zukunft anzubahnen schienen, gar nicht aufkommen. Ein düsterer Trauerflor war über die letzten zwanzig Jahre des judäischen Staates gebreitet. Sie zeigen das judäische Volk in dem ergreifenden Bilde eines Gefesselten, den seine Kerkermeister unaufhörlich peinigen und ihn aufstacheln, mit der Heftigkeit der Verzweiflung an seinen Fesseln so lange zu rütteln, bis er sie zerbricht. Der blutige Kampf zwischen Rom und Judäa, das eine siegesgewöhnt durch unerschöpfliche Kriegsmittel und Arglist, das andere von äußeren Mitteln entblößt und nur stark durch den Willen, erregt ein um so höheres Interesse, als die schwache Tochter Zion nach menschlicher Berechnung trotz des Mißverhältnisses der beiderseits aufgebotenen Kräfte zuletzt gesiegt hätte, wenn sie nicht durch innere Parteiung zerrissen, von Verrat umgeben gewesen wäre und nur einen günstigeren Augenblick abgewartet hätte, d. h. nicht von der Vorsehung zum Untergange als Nation bestimmt gewesen wäre.

Dieser Riesenkampf, der in der Weltgeschichte nur wenig Seitenstücke hat, galt aber nicht bloß der Freiheit, wie ihn die Gallier, Germanen und Briten ebenfalls gegen Rom führten, sondern hatte einen religiösen Charakter. Das judäische Volk fühlte sich in seinen religiösen Gefühlen durch Roms Willkürherrschaft täglich gekränkt und wollte seine Unabhängigkeit nur zum Zwecke unbeengter Religionsübung erkämpfen und behaupten. Rom hat zwar nur selten, wie unter Caligula, das

Judentum bedroht, es schonte vielmehr im allgemeinen die religiöse Empfindlichkeit der Judäer, aber es verletzte sie doch unwillkürlich durch sein strenges Regiment und seine eifersüchtige Überwachung. Außerdem hatte es durch seine Verführungskünste den edelsten Teil der Nation vergiftet. Die Wachsamen des Volkes fürchteten mit Recht, daß diese Erstorbenheit der edelsten Glieder bald den ganzen Nationalkörper ergreifen würde.

In der Tat herrschte in den aristokratischen Familien eine so tiefgewurzelte Sittenverderbnis, daß ihr vergiftender Einfluß auf die Mittelklassen nicht ausbleiben konnte. Das schlechte Beispiel ging von den letzten Gliedern des herodianischen Hauses aus, die, in Rom oder an den kleinen Höfen der römischen Vasallenfürsten erzogen, die Entartung der Römer nachahmten. Agrippa II. (geb. 27, gest. 91 bis 93), Sohn des letzten edeln judäischen Königs Agrippa I., sog beim Tode seines Vaters als siebzehnjähriger Jüngling die verpestete Luft des römischen Hofes ein, wo die Messalinen und Agrippinen die scheußlichsten Laster offen zur Schau trugen. Nach dem Ableben Herodes II., des Titularkönigs, welcher das Recht hatte, die Hohenpriester abzusetzen und zu ernennen, übertrug ihm Claudius dieses Recht und belehnte ihn auch kurz darauf mit dem winzigen Königreich Chalkis (49 bis 50), das Herrschergebiet eben dieses Herodes. Man flüsterte sich heimlich zu, daß dieser Sproß des hasmonäischen und herodianischen Hauses mit seiner nur um ein Jahr jüngeren wegen ihrer Schönheit berühmten Schwester Berenice in Blutschande lebte, nachdem sie nach dem Tode ihres Gatten Herodes II. Witwe geworden war. Das Gerede muß wohl einen Grund gehabt haben, denn es zwang Agrippa, es verstummen zu machen. Er verlobte seine Schwester mit dem Könige von Cilicien, Polemon, der von ihren Reichtümern mehr noch als von ihrer Schönheit angelockt, ihretwegen das Judentum annahm; aber bald darauf verließ sie Polemon wegen ihrer Unbeständigkeit wieder und war wieder für leichtsinnige Liebeleien frei. Ausgelassener noch war die jüngste Schwester, die schöne Drusilla (geb. 38). Der Vater hatte sie als Kind dem Prinzen Epiphanes versprochen, aber nur unter der Bedingung, daß derselbe Judäer würde. Da Epiphanes aber nach Agrippas Tode mit einer schönen Frau das Judentum nicht in den Kauf nehmen mochte, so verheiratete sie der jüngere Agrippa an den König von Emesa, namens Aziz, der sich bereitwillig zeigte, Judäer zu werden. Trotzdem war Drusilla so pflichtvergessen gegen ihren Gatten, daß sie ihn verließ, einen heidnischen Römer, den Landpfleger Felix, heiratete, ihm zu Liebe das Judentum aufgab und Heidin wurde. Ein falscher Prophet, Namens Simon aus Cypern, spielte dabei den Kuppler. — Obwohl Agrippa II. anfangs nur Fürst von Chalkis

war, galt er doch als judäischer König. Rom hatte ihm den Titel gelassen, aber ihm die Macht genommen und gebrauchte ihn als gefügiges Werkzeug, die Bewegung der Nation überwachen zu helfen. Agrippa hing auch dem Kaiserhause mit Hingebung an, auch er nannte sich „Freund des Kaisers". Der einzige Einfluß, welchen Kaiser Claudius oder vielmehr seine Räte dem Titularkönig gelassen und sein Nachfolger bestätigt hat, war die Aufsicht über den Tempel und die Ernennung der Hohenpriester. Agrippa sah aber bei der Ernennung der Hohenpriester nicht auf sittliche und religiöse Würdigkeit. Derjenige, der am weitesten in der Kriecherei und Verleugnung des Nationalgefühls ging, oder wer die größte Summe bieten konnte, erhielt den Vorzug. In kaum zwei Jahrzehnten setzte Agrippa mindestens sieben Hohepriester ein.

Seitdem das Hohepriestertum durch Herodes so entwürdigt war, daß es durch Käuflichkeit und niedrige Gesinnung erworben werden konnte, gab es Familien, die gewissermaßen ein Anrecht auf dasselbe hatten, die Familien Boëthos, Kantheras (Kathras) Phiabi, Kamith und Anan; nur selten fiel die Wahl auf einen, der nicht einem dieser Geschlechter angehörte. Die Glieder dieser hohenpriesterlichen Familien wetteiferten meistens miteinander an Gesinnungslosigkeit und Niedrigkeit; öfter brach die gegenseitige Eifersucht in Tätlichkeit aus, und die Straßen von Jerusalem sahen zuweilen, wie die Anhänger feindlicher Häuser aufeinander losschlugen und mit Steinen warfen. Jeder erwählte Hohepriester suchte für die Dauer seines Amtes dasselbe möglichst auszubeuten, beförderte seine Verwandten und Freunde zu einträglichen Tempelämtern. Habgier, Herrschsucht und Gesinnungslosigkeit waren die Triebfedern der Handlungen derer, welche berufen waren, das Ideal der Sittlichkeit zu verwirklichen. Der Tempel war durch seine Würdenträger geschändet, ehe noch der Feind mit der Brandfackel eindrang. Seit dieser Zeit, so erzählt man sich, haben die sichtbaren Gnadenzeichen im Tempel aufgehört. Seit langer Zeit hörten die Priester auf, beim Segen im Tempel den heiligen Gottesnamen (Jahweh) auszusprechen; sie hielten sich und ihre Zeit nicht würdig dafür. Auch die Hohepriester, deren Ehrenamt es war, den Gottesdienst am Versöhnungstage zu begehen, sprachen diesen Namen so leise aus, daß kaum die Umstehenden ihn vernahmen.

Wie ein Krebsschaden griff diese Entsittlichung der fürstlichen und hohenpriesterlichen Geschlechter immer mehr um sich und erzeugte in den ihnen zunächst stehenden Ständen häßliche Auswüchse, die ein Zeitgenosse mit düsteren Farben schildert. Der Richterstand war, seitdem die peinliche Gerichtsbarkeit im Namen des Kaisers geübt und von den Landpflegern überwacht wurde, in Abhängigkeit von den

Römern und den Einflußreichen geraten. „Immer mehr nahmen Eigennutz, Bestechung, feige Rücksichtnahme, Einflüsterungen zu", klagt diese Sittenschilderung bitter, „das Himmelreich werfen sie ab und legen sich dafür das Joch von Menschen auf. Die Gesinnungslosen steigen und die Edleren sinken, und damit sinkt das Gemeinwesen immer tiefer. Engherzigkeit, Neid, Gewalttätigkeit nehmen überhand, die Vornehmtuerei spreizt sich, und die Töchter Israels wollen sich nur mit Vornehmen verheiraten." Der Leichtsinn der Frauen und die Verführungskünste der Männer müssen so sehr überhand genommen haben, daß der angesehenste Gesetzeslehrer dieser Zeit, Jochanan Ben Sakkaï, das Ritual für den Verdacht des Ehebruchs abschaffte. Die Edelgesinnten beklagten mit tiefer Wehmut einen Zustand, in welchem die äußerliche Frömmigkeit höher stand, als die Sittlichkeit, und daß man sich im allgemeinen mehr über die Verunreinigung des Tempels als über einen Todschlag ereiferte. Unter der unteren Volksklasse kam ein anderer, aber nicht minder schrecklicher Frevel vor. Die Partei der Zeloten wuchs immer mehr, seitdem Rom die Vermessenheit hatte, Judäa als eine eroberte Provinz mit Siegerwillkür zu behandeln. Freiheit mit Zügellosigkeit nicht selten verwechselnd, traten auch Zeloten Regel und Gesetz mit Füßen. Sie hausten in Bergesklüften und Grotten und machten von da aus häufig Angriffe, um ihren Freiheitsdrang oder ihre Bedürfnisse an Lebensmitteln zu befriedigen. Einige Zelotenscharen, welche von Eleasar Ben-Dinaï und Alexander geführt wurden, gingen zwar von einem edeln Nationalgefühl aus — sie hatten den Römern Tod und Verderben geschworen — dehnten aber ihren Haß auch auf alle diejenigen aus, welche es mit den Römern hielten. Die Römlinge waren nach ihrer Ansicht und ihrem Schwure vogelfrei, und sie hielten ihn nur allzu gewissenhaft. So fielen sie die Vornehmen an, so oft sie ihnen in den Weg kamen, zerstörten ihre Wohnungen und fügten ihnen überhaupt jeden möglichen Schaden zu. Eleasar Ben-Dinaï und seine Genossen waren keine Räuber oder Meuchelmörder, wie sie die Römer und ihre Augendiener geschildert haben. Sie waren vielmehr von dem Gedanken des Zelotenstifters erfüllt und wollten die eingebüßte Freiheit ihrer Nation wieder erobern oder rächen. Allein, weil sie es zur Unzeit und mit unlauteren Mitteln versuchten, brachten sie statt Erlösung nur noch größeren Jammer über das Volk.

Eine andere Zelotenbande, die in ihrer Verwilderung den edeln Zweck der Befreiung vergaß, machte aus dem Angriff auf ihre Feinde ein Handwerk. Man nannte diese Zeloten Sicarier von dem kurzen Dolche (Sica), mit dem sie bewaffnet waren und den sie unter ihren Kleidern verbargen, damit ihre Feinde angriffen und öffentlich oder meuchlings ermordeten. Die Sicarier waren der Auswurf der

Zelotenpartei. Diese Banden standen unter keiner Disziplin, sondern schwärmten planlos umher und liehen ihren Arm demjenigen, der ihnen Lohn oder Gelegenheit zur Befriedigung ihres Rachedurstes gab. Mit ihren Dolchen mischten sie sich unter dichte Gruppen, namentlich an Festeszeiten, wenn große Menschenmassen hin und her wogten, und machten denjenigen unvermerkt nieder, der als ihr Opfer ausersehen war. Solche Mordstücke führten sie mit so großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit aus, daß die Urheber eine lange Zeit unentdeckt blieben; aber gerade diese Dunkelheit erzeugte eine unheimlich bange Furcht in den Gemütern. Mordtaten kamen so häufig vor, daß die Gesetzeslehrer das Sühnopfer für unschuldig vergossenes Blut abschafften, es hätten deren zu viele für die gefallenen Menschenopfer gebracht werden müssen. Um diese Zeit mag das große Synhedrion, als es die überhandnehmende Zucht- und Sittenlosigkeit mit blutendem Herzen wahrnahm, seine Funktionen eingestellt haben; es verlegte seinen Sitz aus der Quaderhalle des Tempels in die Kaufhallen (Chanujot) bei Bethanien.

In dieser immer wachsenden Zerrüttung scharten sich die Edelsten des Volkes, die sich von dem Getriebe fern hielten, mit noch größerer Liebe um das geistige Gut des Judentums. Die Lehre, „das Gesetz“ zu erhalten, war ihnen die höchste Lebensaufgabe. Als Repräsentant derselben kann R. Jochanan Ben-Sakkaï gelten. Er war wie der Synhedrialpräsident von Hillelschem Geschlechte und wohl noch mehr als dieser der angesehenste Gesetzeslehrer dieser Zeit. In dem kühlen Schatten der Tempelmauern saß er im Kreise seiner Jünger und überlieferte ihnen die überkommenen Gesetze und die Auslegung der Schrift.

Zu diesen Übeln kam noch ein anderes hinzu, welches an sich zwar unschuldig war, aber doch den Jammer noch gesteigert hat. Je hoffnungsloser der Zustand war, desto mehr regte sich in den Herzen der Gläubigen die Sehnsucht nach dem erwarteten messianischen Befreier und Friedensbringer. Mehr noch als zur Zeit des ersten Landpflegers durchzuckten messianische Hoffnungen die Gemüter und erweckten Schwärmer, die sich aufwarfen und beim Volke Glauben fanden. Alle diese Schwärmer stellten die Befreiung vom römischen Joche als letztes Ziel ihrer Unternehmungen hin. Was die Anhänger Judas' vermöge ihrer Waffengewalt durchzusetzen gedachten, das wollten die Nachfolger des Theudas ohne Kampf, vermöge von Zeichen und Wundern vollbringen. Sie waren keine Betrüger, sondern glaubten selbst fest an ihre Sendung, das Werk der Befreiung zu vollziehen; nur der unglückliche Ausgang ihrer Unternehmungen stempelte sie zu falschen Messiassen und trug ihnen den Namen Zauberer ein. Als ein solcher Messias trat Simon aus Cypern und ein Judäer aus Ägypten auf.

Solche unschuldige Vorgänge erhielten erst durch den blutigen Ernst, den die Landpfleger daraus machten, eine traurige Wichtigkeit. War das Volk auf seine religiösen Überzeugungen eifersüchtig, betrachtete es die unbedeutendste Verletzung derselben von seiten eines Römers in übertriebener Empfindlichkeit als einen Angriff auf das Judentum und machte dafür den Statthalter, den Kaiser, den römischen Staat verantwortlich, so waren die kaiserlichen Abgeordneten in Judäa nicht minder empfindlich, behandelten die bedeutungsloseste Volksbewegung als Majestätsbeleidigung gegen den Kaiser und verfolgten Schuldige und Unschuldige mit gleicher Grausamkeit. Vergebens zeigte der Kaiser Claudius und nach ihm Nero wohlwollende Gesinnung gegen die Nation; die Landpfleger überschritten jedesmal ihre Vollmachten und benahmen sich aus Habgier und Herrschsucht wie Tyrannen.

Die Reihe solcher fünf Geld und Blut saugenden Landpfleger eröffnete Cumanus (um 48 bis 52), der auf Tiberius Alexander gefolgt war. Er soll nur die Landesteile Judäa und Samaria zur Verwaltung gehabt haben, Galiläa soll Claudius dem Bruder seines Lieblings, des freigelassenen Pallas, Namens Felix, überlassen haben, der von der Kaiserin Agrippina begünstigt wurde; Cumanus und Felix waren Todfeinde. Der Landpfleger Judäas stachelte die Volksempfindlichkeit zuerst auf. Mit jenem argwöhnischen Lauerblicke gegen jede Versammlung im Tempel, die seit dem Aufstande wegen des Zensus für die römischen Statthalter Tradition geworden war, stellte Cumanus am Passahfeste eine bewaffnete Kohorte in den Säulengängen des Tempels auf, um das zahlreich anwesende Volk zu überwachen. Bei dieser Gelegenheit machte ein Soldat mit der den niedern Soldaten eignen Rücksichtslosigkeit eine unanständige Geberde gegen das Heiligtum, welche das Volk als Beschimpfung des Tempels auslegte. Vom Eifer hingerissen, warf es Steine auf die Soldaten und beschimpfte den Landpfleger, als wäre diese verächtliche Behandlung des Heiligtums mit seinem Willen geschehen. Infolgedessen entstand ein Tumult und schien in einen Aufstand übergehen zu wollen. Cumanus ließ neue Truppen anrücken, die Burg Antonia besetzen und nahm eine drohende Haltung an, welche die Menge auf dem Tempelberge so in Schrecken setzte, daß jeder eilte, aus dem Bereiche des Angriffes zu kommen. An den Ausgängen entstand ein so heftiges Gedränge, daß mehr als 10 000 Menschen dabei erdrückt oder zertreten worden sein sollen.

Einen ernsteren Charakter nahm ein anderer Vorfall unter Cumanus an und führte zu blutigen Reibungen. Von den Galiläern, welche zum Feste nach Jerusalem durch Samaria zogen, wurden mehrere von Samaritanern in einem Handgemenge ermordet. War der Mord aus einer zufälligen Veranlassung oder infolge der herrschen-

den Gehässigkeit zwischen den Judäern und Samaritanern entstanden? In dem einen wie in dem anderen Falle waren die Vertreter der galiläischen Gemeinde berechtigt, von dem Landpfleger strenge Gerechtigkeit zu verlangen. Aber Cumanus behandelte die Sache mit unerhörter Gleichgültigkeit und zwang somit die Judäer zur Selbsthilfe. Die Zelotenführer Eleasar Ben-Dinaï und Alexander, von den Galiläern und auch von Felix, dem Landpfleger von Galiläa, aufgestachelt, nahmen die Sache in ihre Hand, überfielen mit ihrer Bande den von den Samaritanern bewohnten Landstrich Akrabatene, mordeten und zerstörten ohne Erbarmen. Auf die Klage der Samaritaner über den gestörten Landfrieden gestattete ihnen Cumanus, sich zu bewaffnen und sandte ihnen römische Truppen zu Hilfe, welche wiederum unter den Zeloten ein Blutbad anrichteten. Diese so offenkundige Parteilichkeit des kaiserlichen Abgeordneten regte das Volk von Jerusalem so sehr auf, daß es auf dem Wege war, Cumanus' Truppen anzugreifen und Verwicklungen herbeizuführen, welche vielleicht die Katastrophe um zwanzig Jahre beschleunigt hätten, wenn nicht die angesehensten Männer Jerusalems, erschreckt über die Folgen einer solchen Widersetzlichkeit gegen die römischen Waffen, den Kampf zu hintertreiben gesucht hätten. Das Volk legte darauf die Waffen nieder. Aber weder die Judäer, noch die Samaritaner beruhigten sich über die Ermordung der ihrigen; beide sandten vielmehr Abgeordnete an den syrischen Statthalter Ummidius Quadratus, klagten einander vor ihm an und baten ihn, die Streitsache zu untersuchen. Zu diesem Zwecke fand sich Quadratus in Samaria ein, handelte aber parteiisch und ließ die gefangenen Judäer ans Kreuz schlagen. Dann erst errichtete er in der Stadt Lydda ein Tribunal und lud beide Parteien vor seine Schranken. Allein die Streitsache war durch die Folgen, die sie herbeigeführt, so verwickelt geworden — indem Felix für die Galiläer gegen die Samaritaner Partei nahm —, daß Quadratus sie nicht zu schlichten vermochte und daher den Befehl gab, daß beide Parteien Abgeordnete an den Kaiser absenden und dessen Entscheidung entgegennehmen sollten. Cumanus mußte auf Quadratus' Verfügung seinen Posten verlassen und sich zur Rechtfertigung in Rom stellen.

Dieser Prozeß setzte in Rom das ganze Räderwerk der Hofintrigen in Bewegung; er hatte dadurch, daß der Landpfleger selbst als Angeklagter darin verwickelt war, eine größere Tragweite erhalten. Einerseits versuchte Cumanus auf Claudius' Günstlinge einzuwirken, daß sie den Kaiser für ihn günstig stimmten, und anderseits ließen es die judäischen Abgeordneten und der König Agrippa II., welcher noch immer in Rom weilte und bei Claudius beliebt war, nicht an Mühe fehlen, diesen für die Sache der Judäer zu gewinnen. Der Kaiser bestimmte eine Gerichtssitzung für diesen Prozeß; den Aus-

schlag gab aber nicht er, sondern seine hinter ihm stehende verworfene Gemahlin, die berüchtigte Agrippina, deren Buhle Pallas Felix' Bruder war. Felix selbst war in das Tribunal berufen. Daher fiel des Kaisers Entscheidung zugunsten der Judäer aus, nicht weil er erkannt hatte, daß die Samaritaner die Urheber des Streites waren, sondern weil Agrippina es wollte. Mehrere schuldig befundene Samaritaner wurden hingerichtet und Cumanus in die Verbannung geschickt. Zur selben Zeit erhielt Agrippa II., wahrscheinlich durch Fürbitte der Kaiserin, ein Königreich in der Nordostgegend Judäas, das aus den Landesteilen bestand, die einst zu Philipps Tetrarchie gehört hatten. Das eigentliche Judäa hielt aber Rom so fest umklammert, daß es an der Spitze desselben einen judäischen Fürsten, wenn er auch noch so sehr gezähmt und gefesselt war, nicht dulden mochte.

Infolge der verschärften Gehässigkeiten der Samaritaner gegen die Judäer mußte das Synhedrion eine Anordnung treffen, um die entfernten Gemeinden zu benachrichtigen, an welchem Tage des Monats sie die Feiertage zu begehen haben. Es war Brauch, nachdem die Sichtbarkeit des jungen Neumondes durch Zeugen festgestellt war, durch Feuerzeichen auf den hohen Bergen kundzugeben, daß der betreffende Tag als erster des Monats bestimmt worden, von dem an die Festtage zu zählen seien. Das Zeichen wurde zuerst auf dem Ölberge gegeben, und es wurde Vorkehrung getroffen, sobald dieses bemerkt würde, weiterhin leuchtendes Feuerwerk auf den Bergen Sartaba, Gruphina, Tabor diesseits, und jenseits auf dem gileaditischen Gebirgszuge Machärus und Gadara zu geben; dann auch auf dem Haurangebirge und einer Höhe Bet-Baltis, von wo aus das Feuerzeichen bis an die Grenze des Euphratlandes sichtbar war. Die jüdisch-babylonischen Gemeinden, welche darauf warteten, pflegten dann allüberall auf den Dächern ihrer Häuser Feuer anzuzünden. So erfuhr ganz Palästina und die judäisch-babylonische Gegend an demselben Tage, welcher Tag als erster des Monats bestimmt worden war. Als nun die Samaritaner einmal aus Feindseligkeit, um die Judäer irre zu führen, vor der Zeit auf den Bergen die Feuerzeichen anzündeten, hob das Synhedrion, wohl unter R. Gamaliel, diesen Brauch auf, und es wurden statt dessen Boten ausgesandt, um den Gemeinden von der Einsetzung des Neumondes Kunde zu geben.

Auf Cumanus, der die Wirren zwischen den Samaritanern und Judäern heraufbeschworen hat, folgte Felix, ein Geschöpf der schamlosen Kaiserin Agrippina, die es im Einverständnis mit Agrippa II. veranstaltet hat, daß er von dem judäischen Gesandten Jonathan gewissermaßen als Gunst für Judäa erbeten wurde. Felix übertraf in seiner mehrjährigen Verwaltung (53 bis 59) seine Vor-

gänger an Frechheit. Diese Sklavenseele dachte an nichts, als sich in Judäa zu bereichern und ihre Gelüste zu befriedigen. Das Blutvergießen nahm unter Felix noch mehr zu, da er, auf den Einfluß seines Bruders bei Hofe gestützt, ungestraft jedes Verbrechen begehen konnte. Diese Macht, zu schaden, behielt er auch nach Claudius' Tode (54); denn, obwohl der junge Kaiser Nero — oder seine Mutter Agrippina — dem herodianischen Hause ebenso wohlgesinnt war wie Claudius, und zu Agrippas Gebiet vier bedeutende Städte mit ihren Bezirken, darunter die des wichtigen Tiberias und Tarichea hinzufügte, ließ er doch gern Judäa unter der Zuchtrute eines Blutdürstigen. Felix gab sich das Ansehen, als verfolge er nur die ruhestörenden Aufwiegler, aber wie wenig Ernst es ihm damit war, bewies er, daß er sich mit den verwilderten Sicariern in Verbindung setzte, um sich durch sie seiner Tadler zu entledigen. Unter ihm wurden die Zeloten unter Eleasar Ben-Dinaï zersprengt und der Häuptling selbst durch List gefangen und nach Rom gesendet. Auch auf die Propheten und Messiasse ließ er fahnden. Aber Felix ließ nur die Zeloten und Schwärmer verfolgen, die Sicarier dagegen begünstigte er. Wie viele Unschuldige muß er indes unter dem Vorwande, daß sie Römerfeinde und Aufwiegler seien, mit dem Tode bestraft haben, daß Jonathan selbst, der ihn vom Kaiser ausgebeten hatte, sein Verfahren streng zu rügen wagte. Dafür ließ ihn der Landpfleger meuchlings ermorden und bediente sich dazu der Sicarier.

Die rücksichtslose Anmaßung, mit der die Landpfleger die Nation zu behandeln sich gewöhnt hatten, blieb nicht ohne Wirkung auf das Benehmen der fremden Bevölkerung, die namentlich in den Seestädten zahlreich vertreten war. Die Syrer, Griechen und Römer, die in Judäa angesiedelt waren, durften ihren feindseligen Sinn gegen ihre judäischen Mitbewohner an den Tag legen und sich anmaßen, die Herren im Lande zu spielen. Der Zug in dem grausigen Strafgemälde des großen Propheten: „Der Fremde in deiner Mitte wird immer mehr steigen, du aber wirst immer tiefer sinken!" ging fast buchstäblich in Erfüllung. Am weitesten trieben die griechischen Syrer in Cäsarea die Unverschämtheit gegen die Judäer, indem sie denselben die Gleichberechtigung in der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten streitig machten. Aber die Judäer, welche sich wahrscheinlich unter Agrippa I. daselbst angesiedelt hatten, und an Gewerbfleiß, Wohlstand und kriegerischem Mut ihren heidnischen Mitbürgern mindestens gleich kamen und gleich gestellt wurden, ließen sich die Entziehung des Bürgerrechtes nicht gefallen, und es kam dadurch fast täglich zu Reibungen. Als einst die judäische Jugend eine erlittene Beschimpfung mit blutigen Köpfen der Syrer rächte und ihre Gegner aus dem Felde schlug, mischte sich der Landpfleger Felix in die Händel,

befahl den zusammengerotteten Judäern, auseinanderzugehen, und da sie sich seiner Aufforderung widersetzten, ließ er die bewaffnete Macht einschreiten. Viele Judäer kamen dabei um, andere gerieten in Gefangenschaft; die Häuser der Reichen wurden geplündert und zerstört. Bei dem Anblicke des Blutbades und der Zerstörung beeilten sich die angesehensten Judäer Cäsareas, die um ihre Habe besorgt waren, dem Landpfleger Unterwürfigkeit an den Tag zu legen. Die eigentliche Streitsache war aber dadurch nicht entschieden. Beide Teile waren durch das vergossene Blut nur noch erbitterter geworden und schickten Abgeordnete nach Rom, den Kaiser Nero als Schiedsrichter anzurufen. Da die cäsarensischen Syrer den Geheimschreiber des Kaisers, Burrus, durch Bestechung für sich zu gewinnen gewußt hatten, so entschied Nero zum Nachteile der Judäer, und sie büßten ihre Gleichstellung ein. Diese ungerechte Entscheidung vermehrte die Gereiztheit des Volkes gegen Rom und veranlaßte später den ersten Ausbruch des Aufstandes gegen die römische Gewaltherrschaft. Felix wurde indessen wegen seiner parteiischen Einmischung in die Streitsache der Cäsarenser abberufen (um 59).

Die Landpflegerschaft des Festus, Felix' Nachfolgers, dauerte nur kurze Zeit (um 59 bis 61). Die Lage hatte sich nicht verändert, womöglich noch verschlimmert. Die gegenseitige Beargwöhnung nahm immer mehr zu. Der König Agrippa II., welcher endlich seine Residenz in Jerusalem aufgeschlagen hatte, erhöhte den dem Tempel gegenüber liegenden Hasmonäerpalast noch mehr, um von diesem hohen Standpunkte, von seinem Speisezimmer aus, jede Bewegung in den Vorhöfen des Heiligtums überwachen zu können. Dieser Fürst mochte ahnen, daß eine Verschwörung im Anzuge sei, deren Herd der Tempel sein würde, und wollte sich nicht davon überraschen lassen. Die Vertreter des Tempels beklagten sich aber über diese angemaßte Überwachung. Sie ließen daher an der Westseite eine hohe Mauer aufrichten, um die Aussicht vom Palaste zu verderben. Damit waren wieder Agrippa und der Landpfleger nicht zufrieden und wollten die kaum vollendete Mauer niederreißen lassen; es kam zum erbitterten Wortwechsel, bis beide Teile, besonnen genug, dem Kaiser die Entscheidung überließen. Abgeordnete wurden zu diesem Zwecke nach Rom gesendet. Aber nicht Kaiser Nero, sondern seine Buhlerin Poppäa Sabina legte den Streit bei. Dieses ebenso schamlose wie schöne Weib hatte unbegreiflicherweise eine Vorliebe für das Judentum, und da an Neros Hofe alle Staatsangelegenheiten mittels Intrigen geleitet wurden, so bedienten sich die judäischen Abgeordneten dieses glücklichen Zufalles, das Staatsoberhaupt für ihre Sache günstig stimmen zu lassen. Die heimkehrenden Abgeordneten brachten die Weisung mit, daß die argwöhnische Überwachung des Tempels unterbleiben

sollte. Einige Jahre später verwendete sich Poppäa abermals zugunsten zweier Judäer, die von dem Landpfleger Felix als Verbrecher nach Rom gesandt worden waren, die aber so fromm lebten, daß sie im Kerker nichts anderes als Früchte genießen mochten, wie Daniel und seine Freunde. Auf den Wunsch der nunmehr Kaiserin gewordenen Poppäa schenkte ihnen Nero die Freiheit (63). Als der Landpfleger Festus nach etwa zweijähriger Verwaltung starb, ernannte Nero zu seinem Nachfolger Albinus, der im Vergleiche zu seinen Vorgängern und Nachfolgern gerecht erschien. Ehe er in seiner Provinz ankam, nahm sich der damalige Hohepriester Anan, Sohn Ananias', heraus, das halb erstorbene Sadduzäertum wieder zu beleben.

Die Anhänger dieser Sekte hatten sich seit dem Untergange der ihrer Theorie huldigenden makkabäischen Fürsten in den Schmollwinkel zurückgezogen. Weil sie im Volke keinen Anhang hatten, ordneten sie sich in der Ausübung der Religionsgesetze und der Rechtsverhältnisse der Auslegung der Pharisäer unter und wagten nicht, ihren Widerspruch dagegen geltend zu machen, selbst wenn sie mit einem Amte oder der Hohenpriesterwürde bekleidet waren. Nur dieser Hohepriester Anan hatte den Mut, den Pharisäern zu trotzen und die sadduzäische Theorie furchtlos zu betätigen. So brach der alte Streit um die Gesetzesauslegung wieder aus, aber der Gegensatz wurde auf schulmäßigem Wege behandelt. Anan und die ihm anhängenden sadduzäischen Schriftgelehrten rechtfertigten ihre Ansicht, gestützt auf das Schriftwort. Ihr pharisäischer Gegner war der angesehenste Gesetzeslehrer Jochanan Ben-Sakkaï. Als aber Anan vor dem Eintreffen des Landpflegers einen Gerichtshof zusammentreten ließ, der Unschuldige als Gesetzesübertreter vor sein Tribunal zog und verurteilte, waren die Pharisäer mit diesem ungesetzlichen Synhedrion und dessen strengem Verfahren so unzufrieden, daß sie den König Agrippa aufforderten, dem Hohenpriester das Amt zu nehmen. Dem auf der Reise begriffenen Landpfleger Albinus zogen sie entgegen, um Anan anzuklagen, er habe in die römische Strafbefugnis eingegriffen, und brachten es dahin, daß er abgesetzt wurde. Seine angemaßte Macht dauerte nicht länger als drei Monate. Sein Nachfolger war Josua Ben-Domnai (um 61 bis 63), der in kurzer Zeit Josua Ben-Gamaliel (Gamala, um 63 bis 64) Platz machen mußte. Diese Hohenpriester mußten vor ihrer Funktion im Tempel am Versöhnungstage einen Eid leisten, daß sie nicht im sadduzäischem Sinne vom Hergebrachten abweichen würden. Ben-Gamaliel hatte eine wegen ihres Reichtums berühmte Witwe geheiratet, Martha, Tochter aus dem hohenpriesterlichen Hause Boëthos, die den König Agrippa II. für Geld gewonnen haben soll, ihrem Gemahl die Hohenpriesterwürde zu übertragen. Dieser Schacher mit dem

Heiligsten benahm dem Volke die Hochachtung vor König- und Priestertum.

Josua Ben-Gamala gehörte übrigens nicht einmal zu den schlimmsten Hohenpriestern. Die Verbesserung des Unterrichtswesens, die von ihm ausging, zeugt, daß er für gemeinnützige Anstalten Sorge trug. Er führte Kinderschulen für Knaben von fünf Jahren an in jeder Stadt ein, und sein Name wurde deswegen von den Späteren mit Segen genannt. Auch Ben-Gamala blieb nicht lange in seiner Würde, er mußte sie Matthia Ben Theophil abtreten (um 65), dem letzten der siebenundzwanzig Hohenpriester durch herodianische und römische Wahl. Die Entwürdigung des Hohenpriestertums reizte die den Priestern untergeordneten Leviten, eine gewisse Gleichstellung mit denselben zu beanspruchen. Von den drei Klassen Leviten, den Sängern, den Türhütern und den Gehilfen, waren die ersten am meisten bevorzugt, da sie den gefälligsten Teil des Tempelkultus ausführten. Nach einem alten Brauche mußten die Levitenabteilungen bei den ihnen erblich zugefallenen Funktionen verbleiben und durften nicht in die einer anderen übergreifen. In dieser Zeit verlangte aber die Sängerklasse, den Priestern gleich linnene Obergewänder beim Gottesdienste zu tragen, und ein Teil der Gehilfenklasse beanspruchte, auch zu den Chören zugelassen zu werden. Agrippa entschied zugunsten der Bittsteller, vielleicht aus Groll gegen die priesterlichen Geschlechter, welche seine Beaufsichtigung des Tempels durch die Klage am römischen Hofe vereitelt hatten. Die Ahroniden fühlten sich über diese Begünstigung der Leviten tief gekränkt, weil es den Anschein hatte, als seien diese ihnen völlig gleichgestellt. Es scheint, daß der priesterliche Adel deswegen Rache an den Leviten genommen hat, ihnen den ihnen gebührenden Zehnten zu entziehen. An Mitteln zur Vergewaltigung fehlte es ihm nicht.

Der Landpfleger Albinus, der etwa drei Jahre herrschte (um 61 bis 64), erbitterte das Volk durch einen unerträglichen Steuerdruck, von dessen Erlös ein Teil in seine Tasche floß. Als er vernahm, daß ihm ein Nachfolger bestimmt wurde, ließ er die gefangenen Sicarier, welche schwerer Verbrechen angeklagt waren, hinrichten und die um leichtere Vergehen Eingesperrten für ein Lösegeld in Freiheit setzen. Die aus dem Kerker befreiten Sicarier gaben später dem Volksaufstande Nachdruck und befleckten die gerechte Sache durch Grausamkeiten. — Der letzte Landpfleger, Gessius Florus, von Poppäa zu diesem Amte befördert, beschleunigte durch seine schamlose Parteilichkeit, Habgier und seinen Blutdurst den längst gehegten Plan der Unzufriedenen, das Joch der römischen Tyrannei abzuschütteln. Florus war eines jener entsittlichten Geschöpfe, denen nichts heilig ist und die sich auch nicht durch ein geschworenes Versprechen gebunden halten.

Was seine Vorgänger unter dem Scheine gesetzlicher Formen oder im Geheimen taten, das führte er mit frecher Stirn und mit Verhöhnung des Gesetzes vor aller Augen aus. Unzugänglich für Erbarmen, hatte er nur Nachsicht mit den Sicariern, die ihm einen Anteil an dem Geraubten gaben. Während seiner Verwaltung (64 bis 66) wurden viele Städte völlig ausgeplündert, da die Sicarier ungestraft ihr Handwerk treiben durften. Viele, die um ihre Habe und ihr Leben besorgt waren, wanderten aus und suchten in der Fremde den ruhigen Lebensgenuß, der ihnen in der Heimat verkümmert war. Die Furcht vor der Habgier der Landpfleger war so groß, daß man den Tempelschatz nicht mehr für sicher hielt und ihn daher lieber gut angewendet wissen wollte. Florus wußte einen solchen Schrecken um sich zu verbreiten, daß niemand wagte, Klagen über ihn bei dem ihm übergeordneten Statthalter von Syrien, Cestius Gallus, zu führen.

Der Zustand war so unerträglich geworden, daß auch einem feigen Volke die Geduld ausgegangen wäre. Kaum blieb den Judäern ein anderer Ausweg übrig als Auflehnung. Sollten sie etwa durch Abgeordnete den Kaiser Nero um Mitleid anflehen, diesen Menschenschlächter und Muttermörder, diesen Brandstifter und wahnsinnigen Wüstling? Rom glich damals einem Toll- und Lotterhause, in welchem der Kaiser Torheiten über Torheiten beging und Verbrechen auf Verbrechen häufte in der Zuversicht, daß Senat und Volk ihm den Beifall nicht versagen würden. Sollten die Schwergeprüften ihren Titularkönig als Vermittler anrufen, ihn, der sich in Schmeicheleien gegen Nero erschöpfte und die mit Glanz neu erbaute Stadt Cäsarea-Philippi Neronias nannte, ihn, der gleich seinem Urahnen Herodes mit dem Schweiße seiner Untertanen auswärtige Städte ausschmückte und ihnen heidnische Bildsäulen schenkte? War er doch so zaghaft, daß er vor Florus zitterte. Es gab also keinen anderen Ausweg als Selbsthilfe; das fühlten die Bessergesinnten, alle diejenigen, welche nicht an Rom verkauft, von seinem falschen Glanze geblendet oder von seiner Macht betäubt waren. Die Kühnen dachten damals schon an einen Aufstand. Von der Gärung und Spannung im judäischen Volke hatte indes der Statthalter von Syrien, Cestius Gallus, Kunde. Er berichtete auch darüber an den Hof und ließ es nicht an Warnungen fehlen, daß Judäa über einem Aufstand und Abfall brüte. Er fand aber kein Gehör. Nero hatte keine Zeit, sich um solche Kleinigkeiten zu kümmern, er mußte die Zither spielen, Orgien feiern und Mordbefehle erlassen. Die Kaiserin Poppäa, die Gönnerin der Judäer, war tot.

Da schlug Cestius ein Mittel vor, um dem Neronischen Hofe zu beweisen, wie zahlreich bevölkert Judäa und wie diese Bevölkerung nicht zu unterschätzen sei. In Verabredung mit Agrippa und dem

damaligen Hohenpriester Matthia sollte zum Passahfeste eine großartige, aber stille Volksdemonstration durch eine eigentümliche Volkszählung stattfinden. Ein Rundschreiben wurde an die Gemeinden in und außerhalb Judäas erlassen, sich zahlreich zum bevorstehenden Feste einzufinden. Darauf strömte wie nie vorher eine so große Menge zum Feste (Frühjahr 66) aus allen Städten und Dörfern Judäas, aus Syrien, wohl auch aus den Euphratländern und Ägypten nach Jerusalem, daß die Stadt sie kaum fassen konnte. Es kamen in dem Gedränge, sich zum Tempelberge zu begeben, Erdrückungen vor, und man nannte dieses Fest „Das Passah der Erdrückung". Bei der Zählung wurde derart verfahren, daß von jedem Passahopfer eine Niere den Priestern verabreicht wurde; die empfangenen Nieren wurden gezählt, und es wurde berechnet, daß an jedem Lamm, das nur in Gesellschaft verzehrt wurde, mindestens zehn Personen beteiligt waren. So ergab sich, daß damals beinahe drei Millionen Menschen in Jerusalem anwesend waren. Cestius Gallus war selbst nach Jerusalem gekommen, um sich von der Tatsache zu überzeugen. Die Anwesenden flehten ihn an, Mitleid mit ihren unsäglichen Leiden zu haben und sie von der „Pest des Landes" zu befreien. Der anwesende Florus lächelte dabei. Der Statthalter versprach, den Landpfleger milder gegen das Volk zu stimmen. Er mag auch nach Rom über die zahlreiche Menschenmenge, die er mit eigenen Augen gesehen hatte, berichtet haben. Er hatte sich aber entschieden über die Wirkung der von ihm angeregten Volkszählung getäuscht. Nero stand damals auf der Höhe seiner Aufgeblasenheit und seines Übermutes. Sollte er, dessen Triumphe scheinbar die Pompejus', Cäsars und Augustus' übertrafen, sich vor den Judäern fürchten? Cestius Gallus' Bericht über die Volksmenge in Jerusalem zur Zeit der Passahfeier wurde wahrscheinlich von Nero gar nicht gelesen, und wenn gelesen, in den Wind geschlagen.

In Judäa und besonders in der Hauptstadt wurden die Jugend und die Männer von Tatkraft täglich ungeduldiger, Roms einschneidende Fesseln zu brechen. Die Geduld war erschöpft. Sie warteten nur auf einen günstigen Augenblick, der dem Wagnis Erfolg verhieße. Ein geringfügiger Vorfall oder vielmehr die dabei an den Tag gelegte beispiellose Frechheit des Landpflegers Florus spornte die Ungeduld an und ließ die Besonnenheit nicht zu Worte kommen. Es entstanden neue Reibungen zwischen den Judäern und Syrern in Cäsarea. Um den Judäern Kränkung auf Kränkung zu bereiten, ließ ein heidnischer Cäsarenser den ihm gehörigen Platz vor der Synagoge durch Kaufläden so bebauen, daß nur ein enger Zugang zu derselben geblieben war. Die heißblütige judäische Jugend versuchte die Arbeit zu stören. Florus mischte sich darein, bis er durch eine große Geldsumme gewonnen war, den Absichten der Judäer nicht hinderlich zu sein. — An einem

Sabbat (Ijjar — Mai), während die Judäer dem Gottesdienste beiwohnten, stellte ein Grieche ein Gefäß auf dem Synagogenplatze auf und opferte darauf Vögel, was bedeuten sollte, die Judäer stammten von vertriebenen Aussätzigen her. Diese Verunglimpfung des Ursprunges der judäischen Nation nahm die judäische Jugend nicht ruhig hin, sondern bewaffnete sich und fiel die verhöhnenden Feinde an. Beide Teile setzten den Straßenkampf so lange fort, bis die Judäer unterlagen. Darauf verließen sie sämtlich mit den heiligen Büchern am Sabbat die Stadt, begaben sich nach dem nahegelegenen Städtchen Narbata und schickten eine Gesandtschaft nach Samarien zu Florus. Die Gesandten erinnerten ihn vergebens an die empfangene Geldsumme und an sein Versprechen, ihnen dafür Schutz zu verleihen. Die Nachricht von dieser neuen Gewalttätigkeit regte die Bevölkerung Jerusalems auf, aber ehe sie noch Zeit hatte, einen Entschluß zu fassen, trat Florus mit einer neuen Herausforderung auf. Er schickte einen Befehl an die Tempelvorsteher, ihm siebzehn Talente aus dem heiligen Schatze einzuhändigen, deren er für des Kaisers Interesse bedürfe. Dieser Befehl, dessen Endabsicht die Bewohner von Jerusalem durchschauten, rief sie zum Tempelplatze zusammen, als wenn sie das bedrohte Heiligtum schützen wollten. Die Mutlosen brachen in Klagen aus, die Entschlossenen beschimpften den Namen des römischen Landpflegers und trugen eine Büchse umher, als wenn sie für den armen Florus eine Geldsammlung veranstalten wollten. Dieser kam aber selbst nach Jerusalem in der Voraussicht, er werde Gelegenheit finden, seine Habgier und seinen Blutdurst zu befriedigen, und schürte durch seine Anwesenheit das Feuer noch mehr. Er setzte sich vor dem herodianischen Palaste zu Gericht, lud den Hohenpriester und die angesehensten Männer vor sich und verlangte von ihnen, daß sie ihm diejenigen ausliefern sollten, welche gewagt hatten, ihn zu beschimpfen. Als diese die Vorgänge zitternd zu entschuldigen suchten und um Verzeihung baten, befahl er den römischen Soldaten, den Obermarkt, das Quartier der Reichen, zu plündern. Wie Dämonen stürzten sich die wilden Soldaten auf den Obermarkt und die angrenzenden Straßen, erschlugen Männer, Weiber und Kinder, zerstörten die Häuser und trugen den Raub davon. Es kamen an diesem Tage (16. Ijjar) mehr als dreitausend Menschen um. Die Gefangenen ließ Florus geißeln und ans Kreuz schlagen. Vergebens hatte die Prinzessin oder Königin Berenice Florus' Kniee umfaßt und um Einhalt des Blutvergießens und der Zerstörung gebeten. Florus hörte nicht auf sie. Sie geriet in Gefahr, mißhandelt zu werden, und mußte in ihrem Palaste Schutz suchen.

Tags darauf versammelte sich eine große Menge in der halb verwüsteten Oberstadt (Zion), stieß Wehklagen über die Ermordeten

und Schimpfreden über den Massenmörder Florus aus, und nur mit Mühe gelang es den angesehenen Männern, deren Unmut zu beschwichtigen. Florus aber steigerte seine Frechheit und verlangte als Beweis ihrer friedfertigen Gesinnung, daß die Vornehmen und das Volk den zum Einzuge erwarteten Truppen entgegengehen und sie freundlich begrüßen sollten. Es kostete den Vertretern des Heiligtums Mühe, die Menge dazu zu überreden. Dennoch gelang es den ehemaligen Hohenpriestern, das Volk zu bewegen, die römischen Kohorten freundlich zu empfangen. Bald zeigte sich aber die arglistige Absicht des Landpflegers. Das entgegenziehende Volk hatte das schwere Opfer gebracht und freundlich die Truppen begrüßt. Doch diese blickten finster. Wie die römische Truppe aber den ersten Laut unzufriedenen Murrens vernahm, hieb sie auf die Menge ein, trieb sie vor sich her, und die Reiter überritten die Fliehenden. Ein furchtbares Gedränge entstand an den Toren, der Weg von der Vorstadt Bezetha in die Stadt war besät von Zertretenen, Zerquetschten und Erschlagenen. Als die Vorsichtigen bemerkten, daß die Soldaten ihre Schritte nach der Burg Antonia und dem Tempel richteten, konnte es ihnen nicht entgehen, daß es Florus auf den Tempelschatz abgesehen hatte. Sie beeilten sich daher, ihm zuvorzukommen, und warfen Steine auf die Soldaten. Die Säulengänge, welche die Burg Antonia mit dem Tempel verbanden, brachen sie ab (17. Ijjar) und betrogen den Landpfleger um die Hoffnung, ein zweiter Crassus zu werden. Die Einwohner Jerusalems hatten damit, ohne daß sie es gewahrten, den Aufstand begonnen.

Sobald Florus das Volk in entschlossener Haltung sah, verließ ihn der Mut; er verkündete den Vertretern der Hauptstadt, er wolle, um die Ruhe wiederkehren zu lassen, mit den meisten Truppen Jerusalem verlassen und nur eine kleine Besatzung zurücklassen. Auf ihre Vorstellung, daß die meisten Truppen wegen ihres unmenschlichen Benehmens dem Volke verhaßt seien, stellte er es ihnen frei, diejenigen auszuwählen, die am wenigsten bei dem Gemetzel beteiligt waren. Die judäischen Vertreter gaben den Soldaten des Führers M e t i l i u s den Vorzug. Sobald Florus abgezogen war, klärte sich die wilde Gärung zu festen Entschlüssen. Die Einwohner Jerusalems zerfielen in eine Revolutions- und eine Friedenspartei. Die erste bestand größtenteils aus den jungen, kräftigen Männern, die den Grundsätzen des Zelotenstifters huldigten; sie wollten mit Aufopferung ihres Lebens das Joch des heidnischen und tyrannischen Roms endlich abwerfen und die eingebüßte Freiheit wieder erringen. Diese Revolutionspartei war nicht ohne staatsmännische Einsicht. Sie hatte bereits Verbindungen mit dem dem Judentume so warm ergebenen adiabenischen Fürstenhause angeknüpft und die parthisch-babylonischen

Gemeinden für ihre gerechte Sache interessiert. Die Seele der Revolutionspartei in Jerusalem war Eleasar Ben-Anania, aus einem hohenpriesterlichen Geschlechte. Er war gesetzeskundig und gehörte zu der strengen schammaïtischen Schule, die größtenteils zelotisch gesinnt war.

Für den Frieden waren die Besonnenen, die Anhänger der Schule Hillels, welche grundsätzlich den Krieg verabscheuten, selbstverständlich die Vornehmen, die Glieder der hohenpriesterlichen Familien, welche sich in Roms Glanze sonnten, die Anhänger der Herodianer und endlich die Reichen, welche durch eine so gewaltige Veränderung für ihren Besitz fürchteten. Sie alle wünschten den Fortbestand des damaligen Zustandes unter römischer Herrschaft, ohne darum minder ergrimmt gegen den frechen Florus zu sein. Die ehrlichen Friedensfreunde sahen aber nicht ein, daß das Übel, an dem das judäische Gemeinwesen siechte, nicht in der zufälligen Persönlichkeit sondern an dem Systeme der Bevormundung und an der Grundverschiedenheit der herrschenden Fremden und der beherrschten Einheimischen lag. Auch die besten Landpfleger mit dem ernstesten Willen für Erhaltung der Ordnung und eines gesicherten Rechtszustandes hätten es nicht vermeiden können, die erregbare Empfindlichkeit der Nation zu verletzen und dadurch stets Reibungen zu erzeugen. Die Friedensfreunde beeilten sich, Cestius von allem in Kenntnis zu setzen, und baten ihn, nach Jerusalem zu kommen, die von dem Landpfleger ausgegangenen Verwüstungen in Augenschein zu nehmen und sich von dem freundlichen Verhalten des Volkes zu überzeugen. Die Führer der Revolutionspartei hatten es indessen doch so weit gebracht, daß die Steuern an die Römer zurückgehalten wurden. Inzwischen traf Agrippa in Jerusalem ein, welcher aus Interesse für den Frieden war. Er ließ das Volk zusammenrufen, um ihm die Augen über die Gefahren zu öffnen. Auf der Erhöhung einer Gallerie (Xystus) dem Tempel gegenüber redete er des Volk an; die Prinzessin Berenice, welche sich so warm für die von Florus Gemißhandelten verwendet hatte, war in seiner Nähe, um ihn mit dem Schilde ihrer Volksbeliebtheit zu decken. Agrippas Rede setzte alles auseinander, was sich vernünftigerweise oder sophistisch gegen einen Krieg mit den Römern vorbringen ließ. Sie machte auch anfangs Eindruck auf die Zuhörer.

Die meisten derselben riefen aus, sie hätten nichts Feindliches gegen die Römer im Sinne, sondern wollten sich nur Florus vom Halse schaffen. Darauf ermahnte Agrippa das Volk, wenn es wirklich friedlich gesinnt sei, doch die abgebrochene Säulenhalle wieder herzustellen und die zurückgehaltenen Steuern an den Kaiser abzuliefern. Es schien für den Augenblick, als wenn alles wieder beim Alten bleiben sollte. Man ging an die Ausbesserung der Säulengänge und zerstreute

sich in die nahegelegenen Städte und Dörfer, die Steuern zu sammeln. Als Agrippa seinen Einfluß befestigt sah, ging er einen Schritt weiter, das Volk zu überreden, Florus so lange Gehorsam zu leisten, bis sein Nachfolger ernannt sein würde. Diese Zumutung verdarb wieder alles. Die Revolutionspartei gewann in der öffentlichen Meinung wieder die Oberhand, man warf Steine auf Agrippa und zwang ihn, Jerusalem zu verlassen. Die so oft Getäuschten fürchteten von dem, welcher Florus, dem Inbegriff aller Ungerechtigkeit und Schamlosigkeit, das Wort redete, von neuem betrogen zu werden. Nach Agrippas Abzug war von Steuerzahlen nicht mehr die Rede. Jeder war froh, den Steuerdruck los zu sein, die Zöllner wagten wohl nicht in der aufgeregten Zeit die Eintreibung zu erzwingen. Man feierte den Tag, an dem die Steuerpächter beseitigt waren, als Gedenktag (25 Sivan — Juni). Inzwischen hatten sich auch die Sicarier geregt. Unter Anführung M e n a h e m s, der ein Nachkomme des Zelotenstifters Juda war, gesammelt, überfielen sie die Festung Masada, töteten die römische Besatzung, eigneten sich den Waffenvorrat an und erschienen wohlgerüstet auf dem Kampfplatze.

Die der Revolution geneigte Volksstimmung ließ der Zelotenführer Eleasar nicht vorüberstreichen, sondern trieb sie zum völligen Bruche mit Rom. Er wußte die unter seiner Aufsicht stehenden Priester zu bewegen, daß fortan kein Geschenk und kein Opfer von Heiden angenommen werden sollte. Ein solches Ansehen hatte dieser kühne Mann, daß die diensttuenden Priester sofort das tägliche Opfer für den Kaiser Nero einstellten. Das war der Wendepunkt des Aufstandes; dem Kaiser war damit der Gehorsam aufgekündigt. Die Friedenspartei sah auch die Tragweite dieses Schrittes wohl ein und gab sich Mühe, ihn rückgängig zu machen. Angesehene Gesetzeslehrer (sicherlich aus der Hillelschen Schule) erklärten in einer großen Volksversammlung, daß es ungesetzlich sei, die Heiden von Opfergaben an das Heiligtum auszuschließen. Betagte Priester überlieferten, daß es von alters her Brauch war, Weihgeschenke von Heiden anzunehmen. Die diensthabenden Priester kehrten sich indessen nicht daran, sondern stürzten sich ohne Rückhalt in den Revolutionswirbel Der Tempel gehorchte von jetzt an dem Führer Eleasar und wurde der glühende Herd des Aufstandes.

Die Friedenspartei sah mit Schmerz den Fortschritt der kriegerischen Stimmung und wollte die Flamme der Unruhe dämpfen, ehe sie verderblich zusammenschlug; aber die Mittel, die sie zur Dämpfung anwandte, fachten das Feuer noch mehr an. Sie sandten Abgeordnete an Florus und Agrippa und baten beide dringend, sofort eine hinlängliche Truppenzahl in Jerusalem einrücken zu lassen. Der erstere ging auf die Aufforderung nicht ein, aus Zaghaftigkeit oder

Rachsucht, um die ihm verhaßten Judäer sich immer mehr verstricken zu lassen. Agrippa dagegen sandte dreitausend Reiter unter Anführung des Bathyreners Philipp von der babylonischen Kolonie, der Friedenspartei zu Hilfe. Als diese Truppen ankamen, fanden sie den Tempelberg und die Unterstadt bereits von Zeloten besetzt, es blieb ihnen nur noch die Burg Antonia und das vornehme Quartier der Oberstadt. Ein heißer Kampf entspann sich zwischen den Parteien, der sieben Tage dauerte und an dem die königlichen Truppen und die zurückgebliebene römische Besatzung sich beteiligten. Am Holzfeste (15. Ab) änderte sich die Lage. Die Zeloten gewannen die Menge, welche zum Feste mit Holzspenden gekommen war, für ihre Sache und nahmen auch die Sicarier auf, welche sich mit der Volksmenge eingeschlichen hatten. Durch diesen Zuwachs verstärkt, verdrängten sie ihre Gegner und wurden Herren der Oberstadt. Die Volkswut ergoß sich gegen die Römischgesinnten, verbrannte die Paläste des Königs Agrippa und der Prinzessin Berenice, das Haus des reichen Priesters Anania und endlich das Archiv, worin die Schuldverschreibungen lagen.

Die erschrockenen Römlinge verkrochen sich teils in Kloaken, teils schlossen sie sich mit den Truppen in Herodes' Palast im Westen ein. Tags darauf belagerten die Zeloten die römischen Wachen der Antonia, besiegten sie nach zweitägiger Anstrengung und ließen sie über die Klinge springen (17. Ab). Darauf griffen sie den Herodespalast an, worin sich die römischen und agrippinischen Truppen befanden. Nach achtzehntägiger angestrengter Belagerung, wobei der Kampf Tag und Nacht nicht aufhörte, kapitulierte ein Teil der Besatzung. Die Truppen unter Philipp erhielten freien Abzug, die Römer hingegen, welche das Schamgefühl verhinderte, um Gnade zu flehen, kämpften zuerst von den Türmen des Palastes, wohin sie sich zurückgezogen hatten. Die Sicarier unter Menahem, welche nach Abzug der Römer in das Lager eindrangen, machten alle nieder, die sich nicht durch die Flucht gerettet hatten.

Bald genug gewahrten die patriotischen Zeloten unter Eleasar, wie nachteilig ihnen die Gemeinschaft mit den zuchtlosen Sicariern geworden und wie ihre gerechte Sache durch diese befleckt werden könnte. Menahem und seine Trabanten, aufgebläht von dem Siege über die agrippinischen Truppen, die vor ihnen die Waffen gestreckt hatten, benahmen sich mit empörender Unmenschlichkeit. Außerdem verlangte Menahem die Führerschaft und betrug sich überhaupt mit verletzendem Hochmute. Er wollte als messianischer Erlöser angesehen sein. Es kam zum Wortwechsel zwischen Eleasar und Menahem und zuletzt zum Kampfe, als Menahem im erbeuteten königlichen Schmucke in den Tempel treten wollte. Die Sicarier wurden indes besiegt. Menahem,

der nach dem Stadtteile Ophla entflohen war, wurde eingeholt und hingerichtet, und ein kleiner Rest der Sicarier unter Eleasar Ben-Jaïr entkam in die von ihren Genossen besetzte Festung Masada.

Nach diesem blutigen Zwischenspiele schritten die Zeloten unter Eleasar zur Belagerung der römischen Truppen in den Türmen des Herodianischen Palastes. Der Hauptmann Metilius wurde am Ende doch gezwungen, um Gnade zu flehen. Die judäischen Abgeordneten, welche mit ihm unterhandelten, versprachen den Römern freien Abzug ohne Waffen und Gepäck. Sobald diese aber Schwert und Schild abgelegt hatten, fiel die Schar über sie her und machte sie sämtlich nieder. Nur Metilius blieb verschont, weil er in der Todesangst versprochen hatte, zum Judentum überzugehen. Er blieb eine lebendige Trophäe von dem Siege der Judäer über die Römer. — Wie edel die Bestrebung Eleasars und seiner Partei war, beweist nichts mehr als die Mäßigung, die sie nach dem Siege beobachteten. Die Stadt war in ihren Händen, die Gegner ihnen hilflos preisgegeben, und doch haben sie ihre Gegner in Ruhe gelassen.

Bisher blieb der Aufstand auf den Herd von Jerusalem beschränkt, das übrige Judäa, wiewohl in nicht geringerer Spannung, verhielt sich während der Vorgänge in der Hauptstadt ruhig und erwartete die Dinge, die daraus folgen würden. Florus, der ebenfalls ruhig in Cäsarea geblieben war, sorgte aber dafür, daß sich die Revolution wie ein Feuerstrom mit verheerender Gewalt über das ganze Land und über die Grenze hinaus verbreitete. Bei der Nachricht von dem Kampfe der Zeloten gegen die römische Kohorte in Jerusalem überfielen die Griechen und Syrer Cäsareas die Judäer, welche wieder dahin zurückgekehrt waren. Es muß ein grauenerregendes Gemetzel dabei vorgekommen sein, da mehr als 20 000 umgekommen sein sollen. Cäsarea behielt nicht einen einzigen Judäer. Die Flüchtlinge ließ Florus einfangen, in Fesseln schlagen und als Galeerensklaven auf Schiffe verteilen. Dieses beispiellose Gemetzel in Cäsarea versetzte die ganze Bevölkerung Judäas in fieberhafte Aufregung. Es bildeten sich überall wie auf gemeinsame Verabredung Freischaren, welche die heidnischen Bewohner überfielen, niedermachten, ihre Häuser verbrannten und ihre Güter zerstörten. Solche blutige Streifzüge forderten wiederum die Heiden in Judäa und Syrien zur Selbstverteidigung und Rache heraus. Mehrere judäische und syrische Städte waren infolgedessen in zwei feindliche Parteien gespalten, die sich am Tage unerbittlich befehdeten und bei Nacht in Furcht voreinander auf der Lauer lagen. In der Stadt Betsan fiel infolge des Rassenkampfes eine Szene vor, welche die Reihe der haarsträubenden Selbstzerfleischungen eröffnete. Die heidnischen Einwohner dieser Stadt hatten mit ihren judäischen Mitbürgern ein Bündnis geschlossen und

ihnen versprochen, mit ihnen in Frieden zu bleiben, wenn sie ihnen behilflich sein wollten, die Angriffe der judäischen Streifscharen zurückzuschlagen. Das taten die Judäer von Betsan redlich und bekämpften ihre Brüder schonungslos. Dabei zeichnete sich ein Judäer von riesiger Kraft und hohem Mute, Simon Ben-Saul, am meisten aus. Sobald aber die Heiden von dieser Seite beruhigt waren, überfielen sie die sorglosen Judäer in der Nacht, töteten sie, nahe an dreizehntausend, sämtlich. Nur Simon mit seiner Familie blieb noch übrig, der, wie sich ihm die Feinde näherten, sie mit der Geberde der Verzweiflung und gezückter Waffe in Schrecken setzte. In zerknirschter Selbstanklage wegen des Kampfes gegen seine Stammgenossen für die Heiden wollte er nur durch seine eigene Hand sterben. Nachdem er seine greisen Eltern, seine Frau und Kinder getötet, stieß er sich das Schwert in die Brust und brach auf den Leichen der Seinigen zusammen.

Die ausgebrochene Feindseligkeit zwischen Judäern und Heiden, die in Cäsarea ihren Anfang genommen, wälzte sich bis nach Alexandrien fort und veranlaßte ein Gemetzel unter den Judäern der ägyptischen Hauptstadt, welches um so betrübender war, als es auf Befehl eines Abtrünnigen erfolgte. Die alexandrinischen Griechen, deren Eifersucht auf ihre judäischen Mitbürger nicht erloschen war, wollten den Kaiser Nero angehen, den Judäern die Gleichstellung zu entziehen, welche Claudius ihnen bestätigt und besiegelt hatte. Sie versammelten sich zu diesem Zwecke im Amphitheater der Stadt, um eine Gesandtschaft auszuwählen. Als die aufgeregte Volksmenge einige Judäer bemerkte, die sich in die Versammlung eingeschlichen hatten, fiel sie über dieselben her und schleifte drei derselben durch die Straßen, um sie lebendig zu verbrennen. Aufs tiefste von der Mißhandlung ihrer Brüder erregt, setzten sich die Judäer zur Wehr, ergriffen Fackeln und drohten das Amphitheoter, worin die Griechen noch versammelt waren, in Brand zu stecken. Der Statthalter Tiberius Alexander, ohnehin bei den Judäern wegen seiner Abtrünnigkeit verhaßt, mischte sich ein und goß Öl in die Flamme. Er verlor dabei so sehr alle Besonnenheit, daß er seine Legionen auf das Quartier der Judäer losließ und ihrer Wildheit die Zügel löste. Sofort ergossen sich die blut- und raubgierigen Soldaten gleich wilden Tieren über das schöne Quartier Delta, ermordeten, wer ihnen in den Weg kam, verbrannten die Häuser und füllten die Plätze mit Blut und Leichen. Fünfzigtausend Judäer sollen in diesem Gemetzel ihr Leben verloren haben.

So hatte die von dem Zelotenführer Eleasar Ben-Anania angefachte Bewegung die erschrecklichste Ausdehnung gewonnen; die Revolution hatte Blut geleckt und wurde dadurch immer vorwärts getrieben, sie ergriff die Gleichgültigsten und verwandelte fast die ganze Nation in Zeloten. Die Zahl der mutigen Kämpfer vermehrte sich

von Tag zu Tag. Die erwartete Unterstützung aus Adiabene und Babylonien traf ein. Die Glieder des adiabenischen Königshauses und Verwandte des Königs Monobaz, Namens Monobaz und Kenedaï, stellten sich zur Verfügung und hielten bis zum letzten Augenblicke aus. Drei Helden waren in Jerusalem eingetroffen, welche eine Armee aufwogen, Niger von jenseits des Jordans, Silas der Babylonier und Simon Bar-Giora, der wilde Patriot, welcher mit seinem Ungestüm und seinem Todesmute seine Schar zu Heldentaten hinriß.

Der erstaunliche Sieg, daß sich in Jerusalem und im ganzen judäischen Gebiete kein Römer befand, flößte den Führern die Zuversicht ein, daß die Fremdherrschaft nimmermehr zurückkehren werde und die Freiheit für immer gesichert sei. Als Zeichen der wiedergewonnenen Selbständigkeit ließen sie wie zur Zeit der Makkabäerfürsten eigene Münzen mit hebräischen Inschriften prägen. „Das erste Jahr zur Erlösung Israels" und das Wort „Jerusalem", als Inbegriff aller Heiligkeit. Da der Sieg kurz vor dem Hüttenfeste errungen war, so wurden auf diesen Münzen Symbole dieses Festes angebracht. Ein Feststrauß (Palmenzweig, Myrten- und Weidenzweige zusammengebunden), in einem zierlichen korbartigen Gefäße, wie ihn die Vornehmen Jerusalems an diesem Feste zu tragen pflegten, nebst einer zitronenartigen Festfrucht (Ethrog). Auf der anderen Seite war die Vorderseite einer Festeshütte in edlem Stile mit Verzierungen geprägt. Die Symbole des Hüttenfestes sollten an die Zeit des Sieges erinnern und zugleich die Freude und das Vertrauen auf Gottes Schutz versinnbildlichen.

Aber so gesichert war die Freiheit nicht. Cestius Gallus, der Statthalter von Syrien, dem die Ehre der römischen Waffen anvertraut war, durfte das Umsichgreifen des Aufstandes nicht länger geduldig mit ansehen. Er sammelte daher seine Legionen und die Hilfstruppen der nachbarlichen Fürsten. Auch Agrippa ließ Truppen zu der römischen Armee stoßen und bot sich als Wegweiser für die durch Berge und Schluchten so gefährliche Landschaft an. Cestius führte über dreißigtausend Mann erfahrener Krieger aus Antiochien gegen Judäa und zweifelte nicht daran, die judäischen Aufständischen mit einem Schlage vernichten zu können. Auf seinem Zuge längs der Meeresküste ließ er in allen Städten Blutspuren und Brandstätten zurück.

Sobald die Zeloten Jerusalems Nachricht von dem Anzuge des römischen Heeres erhielten, griffen sie zu den Waffen. Cestius hatte bei Gabaot, eine Meile von Jerusalem, Halt gemacht und erwartete vielleicht reuige Unterwerfung. Aber die Zeloten griffen das römische Heer mit solchem Ungestüm an, daß sie die Reihen desselben durchbrachen und im ersten Anlaufe über fünfhundert töteten, während

sie selbst nur dreiundzwanzig Mann einbüßten (Oktober). Wäre nicht die römische Reiterei den Fußtruppen zu Hilfe gekommen, so wären diese an diesem Tage aufgerieben worden. Mit reicher Beute beladen, kehrten die Sieger nach Jerusalem zurück und stimmten Hosiannalieder an, während Cestius drei Tage im Lager müßig blieb.

Erst am vierten Tage näherte sich das römische Heer der Hauptstadt. Die Zeloten hatten die äußern Stadtteile, welche keinen hinlänglichen Schutz boten, verlassen und sich auf die durch feste Mauern geschützte innere Stadt und den Tempel zurückgezogen. Sofort rückten die Römer ein, zerstörten die Vorstadt Bezetha und drangen weiter vor. Dies erschreckte aber die Zeloten nicht, sie warfen die Verräter, welche dem Feinde die Tore öffnen wollten, über die Mauer und rüsteten sich zur Verteidigung der eingenommenen Plätze. Fünf Tage hintereinander stürmten die Römer gegen die Mauern, wurden aber stets von den Geschossen der Judäer zum Weichen gebracht. Erst am sechsten Tage gelang es den Römern, die nördliche Mauer gegen den Tempel zum Teil zu unterminieren. Aber Cestius verfolgte den erlangten Vorteil nicht; er hielt es nicht für ratsam, einen Kampf mit begeisterten Helden fortzusetzen, der den Feldzug in die Länge gezogen haben würde. Die Regenzeit des Herbstes nahte heran oder war schon eingetreten und verhinderte die Zufuhr von Lebensmitteln. Deswegen mochte Cestius es für klüger gehalten haben, den Rückzug anzutreten.

Sobald der unerwartete Abzug der Römer den Einwohnern von Jerusalem bemerkbar wurde, setzten sie ihnen nach und griffen sie von den Gebirgskämmen aus im Rücken und in den Flanken an, da das römische Heer nur die gebahnten Wege in den Tälern und Pässen einhalten konnte. Eine große Zahl getöteter Römer bedeckte die Wege, unter diesen selbst Kohortenführer. Als das Heer das Lager in Gaboat erreichte, sah es sich von wimmelnden judäischen Scharen umschwärmt; Cestius hielt sich nicht mehr für sicher, beschleunigte den Rückzug und ließ das beschwerliche Gepäck zurück. In dem Engpaß von Bethoron erging es dem römischen Heere noch schlimmer. Von allen Seiten angegriffen, wurde es in Unordnung gebracht und konnte sich wegen der Bergwände, von denen aus die Judäer Pfeile auf sie regnen ließen, nicht zur Wehr setzen. Es wäre beinahe völlig aufgerieben worden, wenn die hereinbrechende Nacht es nicht vor weiterer Verfolgung geschützt hätte. Um mit dem anbrechenden Tage nicht denselben verderblichen Kämpfen entgegen zu gehen, führte Cestius eine Kriegslist aus. Er ließ vierhundert tapfere Soldaten im Lager zurück und das ganze Heer geräuschlos weiter marschieren, so daß es bei Tagesanbruch, als die Judäer die List bemerkten, bereits einen Vorsprung gewonnen hatte. Die zurückgelassene Truppe machten die

Judäer nieder und verfolgten das römische Heer bis Antipatris, ohne es jedoch erreichen zu können. Aber sie fanden reiche Beute an Waffen und Belagerungswerkzeugen, die sie als Trophäen nach Jerusalem brachten und deren sie sich später gegen ihre Feinde bedienten. Cestius' Kriegskasse, die in ihre Hände gefallen war, vermehrte den Schatz. Nahe an 6000 Römer und Bundesgenossen hat Cestius' Heer in diesem ersten Feldzuge gegen die verachteten Judäer eingebüßt, und die Legion, die Cestius aus Antiochien als Kerntruppen gegen Jerusalem geführt wurde, verlor ihren Adler, was bei den Römern als die größte Schmach und einer schimpflichen Niederlage gleich galt.

Mit rauschenden Kriegsliedern kehrten die Zeloten nach Jerusalem zurück (Oktober), und frohe Hoffnungen auf Freiheit und Selbstregierung erfüllten ihre Brust. Die glückliche Hasmonäerzeit schien wiedergekehrt und noch übertroffen. War nicht das auf der ganzen Erde gefürchtete römische Heer geschlagen und zur schimpflichen Flucht gezwungen worden? Welche Veränderung in kaum sechs Monaten! Damals zitterte noch alles vor dem Feigling Florus und seiner geringen Mannschaft — jetzt waren die Römer geflohen. Das Herz der Zeloten beschlich keine Bangigkeit um die Zukunft. „Wie wir die zwei Feldherren geschlagen haben, so werden wir ihre Nachfolger besiegen." Die Zeloten glaubten sich im Rechte, wenn sie alle diejenigen, welche noch von Unterhandlung mit den Römern und von Unterwürfigkeit sprachen, als Landesverräter betrachteten. Die Römlinge wagten daher nicht, ihre innere Gesinnung laut werden zu lassen. Viele derselben verließen heimlich Jerusalem, andere heuchelten Freiheitsliebe. Das Volk war wie berauscht von diesem überraschenden Siege über die römischen Legionen und wurde größtenteils zelotisch gesinnt. Selbst die Samaritaner verbannten ihren alten Groll gegen die Judäer und machten gemeinschaftliche Sache mit ihren Gegnern von gestern.

Eine Rührigkeit war in der Hauptstadt eingetreten, die ihr einen veränderten Anblick gewährte. Überall sah man Waffen schmieden und Kriegswerkzeuge anfertigen. Die Mauern Jerusalems wurden befestigt und so widerstandsfähig gemacht, daß sie eine geraume Zeit den Belagerungsmaschinen des Feindes Trotz bieten konnten. Die Jugend hielt täglich kriegerische Übungen, und die Begeisterung ersetzte den Mangel an Kriegserfahrung. In allen Teilen Judäas erhoben die Römerfeinde ihr Haupt und bildeten Ausschüsse für Vorbereitungen zum Riesenkampfe. Auswärtige Judäer beteiligten sich bei dieser Erhebung mit glühendem Eifer.

Ohne Zweifel erhielt das große Synhedrion in dieser Zeit wieder seine unbeschränkte Machtvollkommenheit und hatte auch die Befugnis über die politischen Angelegenheiten. An der Spitze des hohen Rates stand Simon Ben-Gamaliel aus dem Hillelschen Hause,

ein Mann voller Einsicht und Tatkraft. Er gehörte zwar nicht zu den Ultrazeloten, dennoch war er für tatkräftige Mittel der Kriegsführung. Auf Münzen aus dem ersten und zweiten Jahre seit der errungenen Selbständigkeit findet sich die Inschrift: „Simon, der Fürst von Israel“, was sich höchstwahrscheinlich auf den Patriarchen Simon, Sohn Gamaliels, bezieht. Die peinliche Gerichtsbarkeit ging selbstverständlich auf die judäischen Tribunale über, und sie übten wieder Blutgericht an überführten Verbrechern.

Nach Cestius' Niederlage oder Flucht machte sich aber die Erbitterung der Heiden gegen ihre judäischen Nachbarn noch mehr Luft. Sie rotteten sich zusammen und mordeten diese in ihren Städten schonungslos, auch Weiber und Kinder. Die judäischen Patrioten nahmen, so weit ihre Macht reichte, Wiedervergeltung an den benachbarten Heiden. So steigerte sich ein erbitterter Rassenkrieg zwischen Judäern und der heidnischen Bevölkerung Palästinas und der Nachbarländer. Da nun all diese Völkerschaften: Römer, Griechen, Syrer und auch Alexandriner die Sache des römischen Kaisers zu der ihrigen machten, so glaubten die Ultrazeloten berechtigt zu sein, ihre Feindschaft gegen Rom auf sämtliche Heiden ausdehnen zu dürfen. Die schammaïtische Schule bereitete daher ein Gesetz vor, welches auf nichts weniger abzielte, als jede Gemeinschaft mit den Heiden zu untersagen und eine unverrückbare Scheidewand zwischen diesen und den Judäern aufzurichten. Judäer sollten nicht die Sprache der Heiden erlernen, keine Gaben für das Heiligtum von ihnen annehmen, nicht einmal von ihnen Wein, Öl, Brot und andere Speisearten kaufen. Diese Bestimmungen sind unter dem Namen „achtzehn Dinge“ bekannt geworden. Religiöse Strenge und politischer Zelotismus gingen in dieser sturmbewegten Zeit Hand in Hand. Die politisch und religiös gemäßigten Hilleliten waren aber mit diesen tief in die einzelnen Verhältnisse eingreifenden Absonderungsmaßregeln nicht einverstanden. Bei der Zusammenberufung der Synode war es recht zelotisch zugegangen. Bewaffnete Trabanten standen am Eingange und hatten die Weisung, die Hilleliten zu vergewaltigen. Aber die Schammaïten setzten das Ausschließungsgesetz mit Ungestüm durch.

Die kriegerische Rührigkeit ruhte dabei nicht einen Augenblick. Vor allem war man darauf bedacht, Feldherren und Statthalter für den bevorstehenden Krieg zu wählen. Wie es scheint, ging die Wahl vom Volke selbst aus. Irgend etwas muß indessen vorgegangen sein, welches eine den Ultrazeloten ungünstige Stimmung erzeugt hatte. Eleasar Ben-Anania, der den ersten Anstoß zu der gewaltigen Bewegung gegeben hat, wurde nur zum Statthalter von der ganz unwichtigen Landschaft Idumäa eingesetzt. Ein Ultrazelote, Eleasar

Ben-Simon, wurde bei der Wahl ganz übergangen. Dafür erhielten gemäßigte Männer, ja selbst solche, welche früher Römerfreunde waren, den Vorzug. Joseph Ben-Gorion und Anan, Sohn Anans, welcher eine kurze Zeit Hoherpriester war, erhielten wichtige Posten, die Aufsicht über Jerusalem und die Befestigung. Außer diesen wurden noch fünf Statthalter über verschiedene Landesteile ernannt. Den allerwichtigsten Posten erhielt Joseph Ben-Matthia. Das Volk war noch immer von dem Zauber der adligen Familien geblendet und konnte sich nicht entschließen, mutige und hingebungsvolle Männer von unbekannter Herkunft an die Spitze zu stellen.

Der Schwerpunkt der Regierung lag im großen Synhedrion und demnach in dessen Vorsitzenden Simon Ben-Gamaliel und den Beiräten Anan und Joseph Ben-Gorion.

Siebentes Kapitel.

Der galiläische Krieg.

(66 bis 67.)

Die Landschaft, welche dem Statthalter Josephus zur Verteidigung zugeteilt wurde, war wegen ihrer Lage, ihrer erstaunlichen Fruchtbarkeit, ihrer Hilfsquellen und ihrer kräftigen Bevölkerung nächst der Hauptstadt der wichtigste Posten; sie war das Bollwerk für Jerusalem. Galiläa war in Ober- und Niedergaliläa eingeteilt.

Dieses Land voller Feuerköpfe, die Heimat des Zelotenstifters Juda des Galiläers und Jesus von Nazareth, blieb nicht ruhig bei der Nachricht von der Erhebung in Jerusalem und der Niederlage des Cestius. Es stürzte sich vielmehr in den Freiheitstaumel. Wie hätten die Galiläer auch gleichgültig bleiben können? Sahen sie ja in ihrer unmittelbaren Nähe ihre Brüder von den Heiden niedergemetzelt. Täglich kamen unglückliche judäische Flüchtlinge in ihre Städte und suchten bei ihnen Schutz. Hatten sie doch selbst von ihren heidnischen Grenznachbarn jeden Tag das Schlimmste zu befürchten. Daher rüsteten die meisten kleineren und größeren Städte, um einem Angriffe gewachsen zu sein, und erwarteten Verhaltungsmaßregeln von dem hohen Rate in Jerusalem. Drei Brennpunkte bildeten sich in Galiläa für die Revolution, Gischala im äußersten Norden, Tiberias im Süden und Gamala gegenüber Tiberias am östlichen Ufer des Sees. Die judäischen Einwohner von Gischala wurden zum Aufstande gewissermaßen herausgefordert; die heidnische Bevölkerung der Nachbarstädte hatte sich zusammengerottet, die Stadt angefallen, zum Teil durch Feuer zerstört und Beute fortgeschleppt. Darauf stellte sich ein Mann an die Spitze der wutentbrannten Gischalenser, der berufen war, den Krieg gegen die Römer bis zur letzten Stunde zu führen

und mit Simon Bar-Giora der Schrecken der Römer zu werden. Johannes Ben-Levi aus Gischala fing seine Laufbahn damit an, die unzufriedenen Judäer Obergaliläas unter seine Fahne zu sammeln und die Flüchtigen aus den syrischen Städten an sich zu ziehen, um mit ihnen die heidnische Bevölkerung der Nachbarstädte anzugreifen und sie für ihre Raubzüge zu züchtigen. Johannes von Gischala war von Hause aus arm und von schwächlicher Gesundheit, aber er gehörte zu jenen Charakteren mit Feuerseelen, welche die drückenden Lebensverhältnisse und die Fesseln des Körpers überwinden und die Umstände zwingen, ihren Plänen dienstbar zu sein.

In Tiberias, dem zweiten Herde der Bewegung, hatte die Revolutionspartei mit römischgesinnten Gegnern hart zu kämpfen, und es erfolgten daraus traurige Reibungen. Die schöne Stadt am See gehörte seit mehreren Jahren dem König Agrippa, genoß wohl unter seiner Regierung einen leidlichen Zustand und hatte sich wenig über Druck zu beklagen. Dennoch war der größte Teil der tiberiensischen Bevölkerung zelotisch gesinnt und beeilte sich, sich von Agrippa loszumachen. Die Seele des Aufstandes war Justus Ben-Pistos, der sich die griechische Bildung angeeignet hatte und später die Geschichte seines Volkes in griechischer Sprache geschrieben hat. Justus besaß eine hinreißende Beredsamkeit, mit welcher er das Volk nach seinen Plänen lenken konnte; sein Einfluß beschränkte sich indes lediglich auf die wohlhabendere Bevölkerung. Ihn unterstützte ein anderer Zelote Josua Ben-Sapphia, der die niedrige Volksklasse, die Schiffer und Lastträger von Tiberias, beherrschte. Ihnen gegenüber stand eine Aristokratenpartei, welche treu zum Könige Agrippa und den Römern hielt. Sobald die Tiberienser von Cestius' Niederlage hörten, unternahmen sie, geführt von Justus und Josua Ben-Sapphia, einen Rachezug gegen die Heiden derjenigen Städte, welche ihre judäischen Mitbewohner auf eine so unmenschliche Weise niedergemetzelt hatten. — Die Stadt Gamala, die wichtigste am Südostufer des Sees, wegen ihrer hohen Lage und unbequemen Zugänge leicht zu verteidigen und schwer zu erobern, wurde durch den Judenhaß der benachbarten Syrer zum Aufstande förmlich gereizt.

Der Vulkan der Revolution hatte sich also bereits in Galiläa an mehreren Punkten Öffnungen geschaffen, an anderen war er dem Ausbruche nahe, noch bevor Josephus als Abgeordneter des hohen Synhedrions die Verwaltung übernommen hatte. Nur die größte Stadt Galiläas, die eigentliche Hauptstadt Sepphoris, blieb den Römern treu und wußte den Aufstand von sich fern zu halten. Es herrschte aber auch in ganz Galiläa eine tiefe Erbitterung gegen Sepphoris, und ganz besonders waren die Tiberienser eifersüchtig auf dasselbe, das ihrer Stadt den Rang abgelaufen und unter Agrippa II.

zur Hauptstadt erklärt worden war. Auf den Schultern des Statthalters und Kriegsobern lastete also eine schwere Verantwortlichkeit, denn von seinem Verhalten hing es ab, ob die mit so krampfhafter Anstrengung unternommene Revolution an einem erwünschten Ziele anlangen oder einen tragischen Ausgang nehmen sollte. Unglücklicherweise war Josephus nicht der Mann, eine so riesige Aufgabe glücklich zu lösen, und er trug durch sein Benehmen zum Untergange des judäischen Staates wesentlich bei.

Joseph Ben-Matthia, mehr bekannt unter dem Namen Flavius Josephus aus Jerusalem (geb. 38, gest. wahrscheinlich 65 bis 96), stammte aus einer angesehenen priesterlichen Familie und soll von weiblicher Linie mit dem hasmonäischen Hause verwandt gewesen sein. Er erhielt mit seinem Bruder Matthia eine sorgfältige Erziehung und erlangte durch Umgang mit Gesetzeslehrern Kenntnisse in der Gesetzeskunde. Drei Jahre soll er Jünger eines Einsiedlers Banus gewesen sein. Josephus' Wissensdurst trieb ihn auch, sich auf die griechische Bildung zu legen. Im siebenundzwanzigsten Lebensjahre hatte er Gelegenheit, nach Rom zu reisen, um sich für einige als Gefangene dorthin gesandte Pharisäer zu verwenden. Durch einen judäischen Schauspieler Alityros bei der Kaiserin Poppäa eingeführt, gelang es ihm, die Befreiung der Gefangenen auszuwirken. Die judenfreundliche Kaiserin beschenkte ihn noch dazu reichlich. Der Aufenthalt in Rom war für Josephus' Charakterbildung entscheidend. Der Glanz des Neronischen Hofes, das Treiben der Weltstadt, die Riesenhaftigkeit der Staatsinstitutionen blendeten ihn so sehr, daß er die römische Macht für die Ewigkeit gebaut und von der göttlichen Vorsehung besonders begünstigt glaubte. Er sah hinter dem Purpur und dem Golde die Eiterbeulen nicht, an denen Rom gerade damals krankte. Josephus war von diesem Augenblicke an ein Anbeter des Römertums.

Mit überschwenglicher Bewunderung für Rom erfüllt, mußten ihm bei seiner Rückkehr die Verhältnisse Judäas verkümmert und zwerghaft erscheinen. Wie mußte er über das Gebahren der wütenden Zeloten lachen, welche von nichts anderem träumten, als die Römer aus Judäa zu werfen! Sie kamen ihm wie Wahnsinnige vor. Er versuchte daher mit seinen gesammelten Erfahrungen die keimenden Revolutionspläne zu erschüttern. Als er aber das Volk ernstlich zu den Waffen greifen und den Kampf gegen die Römer aufnehmen sah, verkroch er sich mit einigen Gesinnungsgenossen im Tempel und wagte sich nicht eher hervor, bis er hörte, daß die gemäßigten Zeloten unter Eleasar am Ruder waren. Aus Furcht, wegen seiner bekannten römerfreundlichen Gesinnung den Zorn der Zeloten zu erregen, heuchelte Josephus Sympathie für die Freiheit, freute sich aber heimlich,

daß Cestius bald mit seiner gesamten Macht heranrücken und dem Freiheitsschwindel ein Ende machen werde. Der Erfolg täuschte jedoch seine Hoffnungen. Cestius trat einen fluchtähnlichen Rückzug an.

Woher es kam, daß dieser Römling Josephus den wichtigsten Landesteil Galiläa zur Verwaltung erhielt, ist unbegreiflich. Sollte er seine Verstellung so weit getrieben haben, sich als Zelote zu gebärden? Es scheint, daß die heldenmütige Anstrengung, mit der die Revolution in Jerusalem durchgeführt wurde, und der Sieg über Cestius' Heer auf Josephus wie auf andere Alltagsmenschen einen gewaltigen Eindruck gemacht haben. Völlige Loslösung von Roms Allmacht schien ihm allerdings als ein wahnwitziger Plan. Aber er mochte hoffen, daß der römische Hof dem hartnäckigen Widerstande von seiten der Judäer so weit Zugeständnisse machen würde, Judäas Verwaltung dem König Agrippa zu überlassen. Für Agrippa hat Josephus in der Tat gearbeitet, und insofern hat er nicht ganz unehrlich und verräterisch gehandelt. Agrippa selbst war die Revolution nicht ganz unwillkommen; auch er hoffte Nutzen für die Erhebung seiner Macht daraus zu ziehen. Schritte, die er als Roms Vasall nicht tun durfte, ließ er durch Josephus tun, mit dem er eng befreundet war.

Das Synhedrion gab Josephus für seinen Posten in Galiläa zwei gesetzeskundige Männer mit, Joasar und Juda, die er bald vortreffliche Männer, bald bestechliche Kreaturen nennt. Sie waren aber ganz unbedeutend und zogen sich bald vom Schauplatze zurück oder wurden von Josephus zur Heimkehr bewogen. In der ersten Zeit, als Josephus den Schauplatz seiner Tätigkeit betreten hatte, schien es, als ob es ihm Ernst damit gewesen wäre, das Revolutionsfeuer der Galiläer für das große Ziel zu unterhalten. Er ließ eine Art Synhedrion aus siebzig angesehenen Männern zusammentreten, nach dem Muster des hohen Rates in Jerusalem. Für die peinliche Gerichtsbarkeit stellte er über einzelne Teile Galiläas Beamte an und wählte in jeder Stadt sieben Männer für die innere Verwaltung. Er hob die Truppen aus, angeblich die erstaunliche Zahl von hunderttausend Kriegern, gab ihnen Waffen, übte sie nach römischem Kriegsbrauche ein und lehrte sie Ordnung und Manneszucht halten. Er umgab sich auch mit einer Leibwache von fünfhundert handfesten Trabanten, die seinem Winke gehorchen sollte. Er machte also anfangs mit der Verteidigung der Landschaft gegen die Römer ernst. — Gleich bei seiner Ankunft in Galiläa ging Josephus, sei es aus eigenem Antriebe oder vom Synhedrion beauftragt, in seinem religiös-zelotischem Eifer so weit, die Zerstörung des Palastes in Tiberias zu befehlen, weil darin gegen das judäische Gesetz Tierbilder angebracht waren. Er hatte zu diesem Zwecke die Angesehensten aus Tiberias nach dem nahegelegenen Beth-

Maon kommen lassen und suchte die königlich Gesinnten zu überreden, daß sie sich der Zerstörung des Palastes nicht widersetzen sollten. Während er aber noch darüber unterhandelte, kam ihm Josua Ben-Sapphia zuvor, verbrannte den Palast und verteilte die Beute unter seine Anhänger. Das war Josephus nicht recht. Er eilte daher nach Tiberias, die im Palaste gefundenen Schätze in Empfang zu nehmen und sie treuen Händen zu übergeben, daß sie dem König Agrippa nicht abhanden kommen sollten. Wegen dieser zweideutigen Haltung erregte er von Anbeginn an Verdacht und lähmte die Bewegung, statt ihr Nachdruck zu geben.

Ganz besonders verhaßt war ihm Johannes von Gischala, dessen unermüdliche Rührigkeit und geistige Überlegenheit seine Eifersucht rege machten, während dieser sich ihm, als dem Abgeordneten des Synhedrions, anfangs unterordnete. Ihm, wie allen Patrioten legte Josephus Hindernisse in den Weg. Suchte Johannes bei ihm um die Erlaubnis nach, das kaiserliche Getreide in den obergaliläischen Dörfern verkaufen zu dürfen, um mit dem Erlöse die Mauern seiner Vaterstadt aufzubauen, so verweigerte es Josephus. Bei dieser Gelegenheit durchschaute Johannes die Unzuverlässigkeit des Statthalters, die ein Vorfall vollends ans Licht brachte, und gab sich Mühe, sie unschädlich zu machen.

Einige Jünglinge aus einem Städtchen Dabaritta hatten den Leuten der Berenice und des Königs Agrippa, die tollkühn mitten durch das aufgeregte und königsfeindliche Land reisten, reiche Beute abgenommen und sie zu Josephus gebracht. Aus übergroßer Zuneigung für den König sorgte Josephus dafür, daß das Erbeutete diesem wieder zugestellt wurde, während er den Jünglingen vorlog, er werde es nach Jerusalem für den Nationalschatz senden. Die Dabarittenser durchschauten ihn aber und verbreiteten in der umliegenden Gegend, Josephus sei ein Verräter und wolle das Land den Römern überliefern. Sofort strömten die Nachbarn schon mit Tagesanbruch nach Tarichea, nördlich von Tiberias am See gelegen, in erbitterter Stimmung gegen Josephus zusammen. Josua Ben-Sapphia stachelte das Volk noch mehr an; er nahm das heilige Gesetzbuch in den Arm und beschwor die Menge, wenn nicht um ihrer selbst willen, so sollte sie doch für das heilige Buch den Verräter nicht ungestraft lassen. Es wäre um ihn geschehen gewesen, denn schon näherte sich die Menge seinem Hause, um es ihm über dem Kopfe anzuzünden, wenn der Bedrohte sich nicht durch eine List und eine Lüge gerettet hätte. Von diesem Augenblicke an war die Aussicht auf eine mannhafte Verteidigung Galiläas verschwunden. Josephus glich dem Dämon der Zwietracht, dem als Aufgabe zufiele, über die Eintracht zu wachen. Er spaltete Galiläa in zwei Parteien, von denen sich die eine um ihn, die andere

um Johannes scharte. Die beiden Parteiführer haßten sich auf den Tod und gaben einander an Schlauheit und Verstellung nichts nach.

Als Johannes überzeugt war, daß die meisten Galiläer von dem Wahne verblendet waren, Josephus sei ein treuer und zuverlässiger Patriot und ihn mit aller Macht unterstützten, sandte er seinen Bruder Simon mit hundert anderen Abgeordneten an das Synhedrion nach Jerusalem, um über dessen Verkehrtheiten Klage zu führen und den hohen Rat zu bewegen, demselben die Vollmacht zu entziehen. Der Synhedrialpräsident Simon Ben Gamaliel, der Johannes' Freund war und Josephus' Zuverlässigkeit nicht viel traute, und auch der ehemalige Hohepriester Anan unterstützten diesen Antrag. Sie setzten es durch, daß vier Abgesandte nach Galiläa geschickt wurden, welche den Auftrag hatten, Josephus mit allen Mitteln zur Niederlegung seines Amtes zu zwingen und ihn lebend oder tot nach Jerusalem zu senden. An die größeren Gemeinden Tiberias, Sepphoris und Gabara ergingen Synhedrialschreiben des Inhalts, daß Josephus ein Feind des Vaterlandes sei, daß sie demselben keinen Schutz gewähren, vielmehr Johannes unterstützen sollten. Eine große Gefahr schwebte über Josephus' Haupte. Er entwickelte aber dabei eine so tief angelegte Schlauheit und Tätigkeit, daß er den gegen ihn erlassenen Achtbefehl vereitelte. Er mochte einerseits das ihm liebgewonnene Amt nicht lassen, anderseits wollte er sich dem Synhedrion nicht ungehorsam zeigen, daher nahm er zu pfiffiger List Zuflucht.

Während Josephus durch sein falsches Spiel über Galiläa den Bürgerkrieg heraufbeschwor, das Synhedrion verhöhnte, die Patrioten schwächte und die wichtigste Stadt Tiberias zum Abfalle trieb, hatte die römisch gesinnte galiläische Hauptstadt Sepphoris Spielraum mit den Römern Unterhandlung zu pflegen. Josephus trifft die Schmach, daß er das starke Bollwerk Judäas, das kräftige und kriegerische Galiläa, durch Ungeschicklichkeit, Selbstsucht und Unverträglichkeit, wo nicht durch sein falsches Spiel zersplittert und entmannt hat. Er rühmte sich, daß er einige Festungen wehrhaft gemacht, d. h. ihren Einwohnern die Befestigung nicht verwehrt hat, aber als die Römer einrückten, stand ihnen weder ein Heer, noch das Volk im Wege. Jede Festung war auf sich selbst angewiesen. Mißtrauen und Erschöpfung hatten die Galiläer selbstsüchtig, wenn auch nicht feige gemacht. Man hätte Mühe, alle diese Jämmerlichkeit und Tücke des Statthalters Flavius Josephus zu glauben, wenn er sie nicht mit beispielloser Frechheit selbst erzählte. Was die vier Monate des Aufstandes in Jerusalem errungen hatten, das vernichteten die fünf Monate während Josephus' Verwaltung in Galiläa, ehe noch das Land den Feind erblickt hatte (November 66 bis März 67).

Während dieser neun Monate hatten die Römer wenig gegen

Judäa unternommen. Der Kaiser Nero befand sich gerade in Griechenland, um als Wagenlenker, Zitherspieler und Sänger den Beifall der Griechen einzusammeln, als ihn die Nachricht von dem Aufstande der Judäer und der Niederlage des römischen Heeres wie ein Blitzstrahl traf. Nero zitterte, die Revolution in Judäa könnte eine weite Ausdehnung erhalten. Dazu kam noch die Nachricht, daß Cestius Gallus vom Tode ereilt war. Nero betraute daher den besten Feldherrn seiner Zeit, Flavius Vespasian, welcher im Kriege mit den Briten sich Lorbeeren und Triumphe erworben hatte, mi der Kriegsführung gegen Judäa. So groß war die Angst vor dem judäischen Aufstande und seinen möglichen Folgen, daß über Syrien ein eigener Statthalter Licinius Mucianus ernannt wurde, um einer bewaffneten Hilfe für Judäa von Parthien aus begegnen zu können. Vespasian war damals in Ungnade. Es fiel Nero daher schwer, demjenigen eine große Truppenmacht anzuvertrauen, den er als seinen Feind betrachtete. Allein es blieb ihm keine andere Wahl; um die Unruhen in Judäa zu dämpfen, bedurfte es eines kräftigen Armes. Im Winter (67) begab sich Vespasian von Griechenland aus nach dem Kriegsschauplatze und traf in Ptolemaïs Vorbereitungen zum Feldzuge. Sein Sohn Titus, der sich im Kriege gegen Judäa die ersten Sporen verdienen sollte, brachte aus Alexandrien zwei Legionen, die fünfte und die zehnte, jene wilden Decumani, deren Grausamkeit die alexandrinischen Juden erfahren hatten und die palästinischen erfahren sollten. In Ptolemaïs strömten die Nachbarfürsten zu ihm, auch Agrippa mit seiner Schwester Berenice, welche dem römischen Feldherrn ihre Huldigung darbrachten und ihm Truppen zuführten, um ihre Römerfreundlichkeit an den Tag zu legen. Agrippa war gewissermaßen gezwungen, seine Abneigung gegen die Revolution und seine Treue gegen Rom zu betätigen, denn die Tyrier klagten ihn bei Vespasian an, er stehe mit den aufständischen Judäern in heimlicher Verbindung. Agrippa legte daher einen um so größeren Eifer für die Römer an den Tag, um jeden Argwohn zu verscheuchen. Seine Schwester knüpfte in dieser Zeit ein Liebesverhältnis mit Titus an, welches viele Jahre hindurch dauerte, obwohl sie um vieles älter als der Sohn des Feldherrn war; ihre Schönheit hatte der Zeit getrotzt.

Das Heer, aus römischen Kerntruppen und Bundesgenossen bestehend, mit welchem Vespasian die jüdische Revolution dämpfen wollte, betrug über fünfzigtausend Mann, außer dem zahlreichen Troß, welcher dem Heere zu folgen pflegte. Erst im Frühjahr war die Rüstung vollendet, und der Feldzug begann mit der Aussendung kleiner Truppenkörper, welche die Straßenzüge zu den festen Plätzen Galiläas von den judäischen Streifscharen säubern sollten. Vespasian, vorsichtiger als sein Vorgänger Cestius, unternahm den Krieg nicht

mit Ungestüm, sondern führte ihn von Anfang bis zu Ende mit jener zaudernden Bedächtigkeit, welche dem Feinde Schritt für Schritt Boden abzugewinnen weiß. Josephus vermochte mit seinen Scharen nicht standzuhalten, sondern zog sich immer weiter zurück. Wo er den Kampf aufnahm, erlitt er eine schimpfliche Niederlage, weil seinem Heere die Zuversicht fehlte, die nur ein hingebender Feldherr einzuflößen vermag. Sein Heer zerstreute sich daher beim ersten Anblicke des Feindes. Von einem ganz anderen Geiste waren diejenigen Galiläer beseelt, die Johannes von Gischala entflammt hatte. Sobald sich der Feind Jotapata näherte, griffen ihn die Einwohner dieser Stadt mit Ungestüm an, und obwohl sie die geschlossenen Reihen der Römer nicht durchbrechen konnten, kämpften sie dennoch so tapfer, daß sie die römische Vorhut in die Flucht schlugen.

Vespasians Feldzugsplan war darauf berechnet, zuerst Galiläa zu unterwerfen, um nicht auf dem Zuge nach Judäa gegen die Hauptstadt einen verwegenen Feind im Rücken zu haben. Das römische Heer marschierte daher gegen die nordgaliläischen Festungen G a b a r a und J o t a p a t a. Das erste, von Mannschaft entblößt, wurde bald eingenommen und verbrannt. Die ganze Bevölkerung von Gabara ließ Vespasian als Sühnopfer für die Niederlage der Römer vor Jerusalem über die Klinge springen. Alle kleinen Städte und Dörfer der Umgegend traf dasselbe Los, die Bewohner wurden hingeschlachtet oder als Sklaven verkauft. Der Krieg nahm von vornherein den Charakter eines Rachekrieges an. Josephus aber hielt sich in dieser Zeit fern vom Kriegsschauplatze in Tiberias auf, das er durch seine Flucht mit Schrecken erfüllte. Er dachte damals schon daran, zu den Feinden überzugehen, nur ein gewisses Schamgefühl hielt ihn noch zurück, sogleich beim Beginne des Krieges einen so schimpflichen Schritt zu tun. Er schilderte daher dem Synhedrion die Sachlage, verlangte Verhaltungsbefehle, ob er mit dem Feinde unterhandeln oder den Krieg fortsetzen sollte, und erbat sich im letzten Falle Verstärkung. Galiläa, das dichter bevölkert war als Judäa, brauchte jetzt schon Verstärkung, so sehr war es durch Josephus' strafbare Verkehrtheit geschwächt.

Von Gabara zog Vespasian nach Jotapata; das römische Heer mußte sich aber mit vielen Anstrengungen einen Weg bahnen, denn die Galiläer hatten in die Engpässe und Täler Hindernisse gelegt und die Wege unzugänglich gemacht. Der Felsen, auf dem Jotapata erbaut war, war von steilen und hohen Hügeln umgeben, welche tiefe Abgründe von der Stadt trennten. Nur auf der Nordseite war ein zugänglicher Abhang; diesen hatten die Jotapatenser durch eine Schanze und mehrere Türme befestigt. Auf dieser Schanze waren Felsblöcke, Wurfgeschosse, Pfeile, Schleudern und Verteidigungsmittel aller Art

angehäuft, mit welchen die Feinde empfangen werden sollten. Gegen diese mehr zugängliche Seite richteten die Römer ihre Angriffe, stellten sechzig Belagerungsmaschinen auf und schleuderten ohne Unterbrechung Speere, Steine und Holzstücke mit brennenden Stoffen nach der Festung. Die Belagerten kämpften aber mit solcher Erbitterung und Todesverachtung, daß sie die Römer ermüdeten. Sie schlugen wiederholentlich Sturmangriffe zurück, zerstörten häufig die Belagerungswerke, machten auch wohlberechnete und glückliche Ausfälle. Die Belagerung zog sich mehr als vierzig Tage hin. Die Belagerten ermüdeten nicht in der Verteidigung, obwohl sie an Wassermangel litten. Die Festung wurde nur durch Verrat eines Überläufers eingenommen, der dem Feinde einen schwach besetzten Posten verriet. Vor Tagesanbruch rückten die Römer an diesem Punkte ein, überfielen die ermüdeten Krieger im Schlummer und machten alles nieder. Viele Kämpfer gaben sich selbst durch Schwert oder Sturz von der Mauer den Tod. Vierzigtausend Mann kamen in dieser Belagerung um, und etwa tausend Frauen und Kinder wurden gefangen und zu Sklaven gemacht. Die Festung wurde geschleift (Juni 67). Jotapata gab dem übrigen Lande das Beispiel, wie es mit Ehren und mit der Strahlenkrone des Heldenmutes untergehen sollte. Einige Tage vorher war Japha (Japhia) unweit Nazareth gefallen, das im Rücken der Römer operieren wollte.

Josephus war vor der Belagerung Jotapatas in die Stadt gekommen und hatte anfangs den Widerstand geleitet. Als er aber die Erfolglosigkeit desselben einsah, wollte er die Stadt verlassen, die Einwohner hinderten ihn jedoch daran. Bei der Überrumpelung der Festung verbarg er sich in einer Zisterne, die mit einer Höhle in Verbindung stand, wo er vierzig Krieger antraf, welche in derselben augenblickliche Zuflucht gefunden hatten. Ihr Aufenthalt wurde indessen verraten, und die Römer forderten Josephus auf, sich zu ergeben. Dieser überwand jedes Bedenken und war bereit, zu einem Tribunen Nikanor überzugehen, mit dem er schon früher unterhandelt hatte und der ihm im Namen des römischen Feldherrn das Leben zugesichert hatte, als seine Leidensgefährten die Schwerter gegen seine Brust kreuzten und ihn mit dem Tode bedrohten, wenn er darauf bestände, die Judäer durch eine solche Feigheit zu entehren. Durch die Überzahl überwunden, mußte er sich in deren Beschluß ergeben, daß sie allesamt sich dem Tode weihen wollten. Die Flüchtlinge schwuren, diesen Beschluß auszuführen, und hielten ihren Schwur. Sie fielen je einer durch die Hand des anderen. Nur Josephus, der ebenfalls zu sterben geschworen hatte, brach den Toten das Wort, wie er es den Lebenden gebrochen hatte. Er war mit einem Gefährten bis zuletzt geblieben, entwaffnete denselben durch Überredung und Ge-

walt und ergab sich den Römern. Vespasian behandelte ihn mit vieler Milde, als wenn er von vornherein keinen Feind in ihm erblickt hätte. Josephus mußte zwar eine Fessel tragen und wurde unter Wache gestellt; aber es war nur Schein, denn Vespasian gestattete ihm, sich aus den gefangenen Jungfrauen eine Ehefrau auszusuchen und ein Prachtgewand zu tragen, beschenkte ihn reichlich, behielt ihn bei sich und gab ihn seinem Sohne Titus zum beständigen Begleiter.

Nach der Zerstörung von Japha und Jotapata kam die Reihe an die Samaritaner. Der hartnäckige und heldenmütige Widerstand, den die Jotapatenser den römischen Belagerungskünsten entgegengesetzt, hatte diese ermutigt, sich zu sammeln und den Römern die Eroberung des Landes zu erschweren. Die Chuthäer, uneingedenk ihrer alten Feindschaft gegen die Judäer, machten gemeinschaftliche Sache mit ihnen und sammelten sich auf dem ihnen heiligen Berge Garizim. Vespasian sah darin eine Gefahr für den Fortschritt der römischen Waffen und sandte zur Bekämpfung der Samariter Cerealis, den Tribun der fünften Legion, mit dreitausend Fußtruppen und sechshundert Reitern. Dieser belagerte zuerst den Berg und schnitt ihnen jede Zufuhr ab. Dadurch traten für die belagerten Samaritaner ebenso wie für die Jotapatenser Wassermangel und brennender Durst ein, wodurch nicht wenige verschmachteten. Aber nur die Feigen gingen zu den Römern über; die meisten dagegen, elftausendsechshundert, trotzten dem Durste, widerstanden der Verlockung der Römer, welche ihnen Amnestie zusicherten, und wurden auf Befehl Cerealis, der die Verschmachteten auf der Bergspitze angreifen ließ, sämtlich hingeschlachtet (Mai-Juni).

Dann kam die Reihe an die Seestadt Joppe. Hier hatte sich eine Menge zelotischer Flüchtlinge gesammelt, welche die von Cestius zerstörte Stadt wieder aufzubauen begannen und die Schiffe bestiegen, um die Zufuhr nach Cäsarea aufzufangen. Vespasian, welcher in Cäsarea weilte, sandte daher Truppen zur Bekämpfung derselben. Diese nahmen die Stadt nachts ein, und die Judäer mußten sich auf ihre Schiffe retten. Da erhob sich ein wütender Sturm auf dem Meere, der sich mit den Römern verschworen zu haben schien, zerstreute die Fahrzeuge, schleuderte sie an die mächtigen aus dem Meere hervorragenden Felsblöcke und in die Strudel und vollendete den Untergang der joppensischen Patrioten. Ohne Aussicht, in irgend einen der von den Römern besetzten Häfen einlaufen zu können, töteten viele sich selbst. — Nicht lange darauf kam auch Tiberias in die Gewalt der Römer, dessen Einwohner, der Reibungen mit Josephus überdrüssig und entmutigt geworden, keinen Widerstand leisteten und dem Feinde die Tore öffneten. Die Zeloten mit Josua Ben-Saphat an der Spitze warfen sich in das benachbarte Tarichea, kämpften

tapfer gegen die Römer von der Mauer und auf Fahrzeugen von der See aus. Aber es brach eine Spaltung im Innern aus, und diese begünstigte die Eroberung. Die Patrioten büßten mit dem Leben. Die Gefangenen, über zehntausend, wurden nach Tiberias geführt und ihnen anfangs die Hoffnung auf das Leben gelassen. Sechstausend der kräftigsten Jünglinge, welche während des galiläischen Krieges in Gefangenschaft geraten waren, wurden nach Griechenland Nero zugesandt, um an dem Durchbruche der Landenge von Korinth zu arbeiten, mehr als dreißigtausend wurden als Sklaven verkauft, und zwölfhundert Greise und zur Arbeit Untaugliche wurden auf Vespasians Befehl von einer Bühne herab, mit kaltem Blute getötet. Ein Jahr nach dem Aufstande in Jerusalem war der größte Teil von Galiläa eingeäschert, entvölkert und mehr als früher geknechtet. Agrippa zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er nicht bloß aus Politik und aus Furcht vor den Römern feindlich gegen sein Volk handelte. Vespasian überließ ihm die Gefangenen aus seinen Gebietsteilen zur freien Verfügung. Er hätte sie freilassen oder züchtigen können. Er verkaufte sie aber als Sklaven, und damit bewies er, daß er seinem Ahnen Herodes ähnlicher war als seinem Vater Agrippa.

Nur noch drei feste Punkte waren in den Händen der galiläischen Zeloten, Gamala, der Berg Tabor und Gischala im äußersten Norden. Gamala war durch die Bemühungen zweier Zelotenführer, Joseph von Gamala und Chares, zum Aufstande gebracht worden. Vergebens hatte es der Unterfeldherr des Königs Agrippa mehrere Monate belagert, die Zeloten hielten sich standhaft. Da rückte Vespasian mit seinem Heere gegen diese, Tarichea gegenüber hochgelegene Stadt. Der Kampf um Gamala war einer der heldenmütigsten des ganzen Krieges. Die Vorteile, welche die Lage des Ortes den Gamalensern darbot, waren von dem Nachteile aufgewogen, daß im ganzen kaum neuntausend Kämpfer sich in der Festung befanden, und diese waren noch dazu von Flüchtlingen aller Art, Greisen, Weibern und Kindern gehindert, welche die Unmenschlichkeit der Römer vom Lande nach Gamala getrieben hatte.

Mehrere Tage kämpften die Gamalenser von den Außenwerken mit einem Eifer, würdig ihres Landsmannes, des Zelotenstifters Juda. Agrippa, der sie zur Übergabe ermahnte, erwiderten sie mit einem Steinwurfe, der ihm den Arm verwundete. So wie aber die römische Belagerungsmaschine die Höhe der Wälle erreichte, zogen sich die Belagerten in das Innere der Stadt zurück und bildeten mit ihren Leibern einen neuen Wall. Nach drei Wochen der Belagerung hatten die Maschinen eine enge Öffnung in die Mauer gebrochen, durch welche eine Anzahl römischer Krieger in die Stadt eindrang. Die Belagerten zogen sich nach dem höher gelegenen Teile zurück, die

Römer folgten ihnen auf dem Fuße nach, verwickelten sich in den engen Gäßchen und wurden von den Hausdächern angegriffen und geworfen. Da versuchten die Römer, von dem wütenden Angriffe bestürzt, sich auf die Dächer der niedriger gelegenen Häuser zu retten, aber diese hielten die Wucht nicht aus, stürzten zusammen und begruben einen Teil der römischen Mannschaft. Die Gamalenser warfen große Felsstücke, sozusagen die ganze Stadt, den fliehenden Feinden auf den Kopf, daß sie kaum den Rückzug antreten konnten. Es war ein schöner Tag für Gamala, ein Tag des Sieges (am Hüttenfeste), aber er war um schweren Preis erkauft. Die Leichenhaufen der Römer bedeckten viele gefallene judäische Kämpfer, deren Abgang nicht zu ersetzen war. Chares, einer der Anführer, lag tötlich verwundet. Tags darauf lockten die Römer die judäischen Krieger auf einen Turm, ihn zu verteidigen; er war aber schon früher unterminiert, stürzte unter fürchterlichem Krachen zusammen und begrub die Helden, darunter auch den letzten Anführer, Joseph, den Sohn einer Hebamme. Die Römer rückten ein und erwürgten, was sie antrafen, an viertausend Menschen. Etwa fünftausend gaben sich selbst den Tod. Von der ganzen Bevölkerung Gamalas blieben nur zwei Mädchen am Leben, die sich einige Tage versteckt hielten.

Inzwischen war auch die Festung des Berges Tabor (Itabyrion) durch Placidus' Kriegslist eingenommen worden. Die Stadt Tabor liegt auf einer gerade aufstrebenden Höhe, die sich aus der Ebene Jesreel fast sechzehnhundert Fuß von allen Seiten isoliert erhebt. Sie war durch diese Lage uneinnehmbar. Aber Placidus wußte die Verteidiger durch eine Scheinflucht aus der Bergfestung zu locken, dann ließ er seine Reiterei umkehren und die Angreifer niedermachen, die übrigen, am Widerstande verzweifelnd, entflohen auf der entgegengesetzten Seite nach Jerusalem, und die schwache Bevölkerung ergab sich aus Mangel an Trinkwasser.

Die kleine Stadt Gischala, die Johannes befehligte und nur wenige Verteidiger zählte, konnte sich nicht halten. Als Titus sich ihr mit einer großen Heeresmacht näherte und die Besatzung aufforderte, sich zu ergeben, bat sich Johannes einen Tag Waffenstillstand aus, weil es gerade Sabbat war; diese Ausflucht benutzte er, mit mehreren Tausenden die Stadt zu verlassen. Tags darauf ergab sich Gischala, und die Mauern wurden geschleift. Titus ließ Johannes nachsetzen, aber dieser hatte bereits einen Vorsprung gewonnen und erreichte glücklich Jerusalem. Die eingeholten Flüchtlinge aber, jedes Alters und Geschlechtes, wurden von den römischen Soldaten niedergemacht. Das war das letzte Todesröcheln des besiegten Galiläa. Die Römer aber waren von der blutigen Anstrengung so sehr ermüdet und von dem Kampfe so sehr gelichtet, daß Vespasian ihnen Ruhe gönnen und die Lücken ausfüllen mußte.

Achtes Kapitel.
Untergang Jerusalems.
(67 bis 70.)

Jerusalem war der Sammelplatz aller galiläischen Flüchtlinge. Johannes von Gischala hatte mehrere Tausend Galiläer nach Jerusalem geführt und aus Tiberias waren zweitausend Flüchtlinge eingetroffen. Der Freiheitsdrang, die Vaterlandsliebe, der Ehrgeiz, die Rache, die Verzweiflung sandten ihre Vertreter dorthin, wo die letzte Entscheidung erfolgen sollte. Die Schilderungen, welche die galiläischen Zeloten von dem Heldenkampfe der galiläischen Städte trotz aller Hindernisse, und von dem Gemetzel der Römer an Wehrlosen und Schwachen entwarfen, setzten das Blut der einheimischen Kämpfer in stürmische Wallung und steigerten die fieberhafte Spannung. In diesem von Fanatismus glühenden Kreise der Zeloten schöpfte der Verzagte neuen Mut, der Mutige wurde tollkühn. Die Schar von Vaterlandsverteidigern, die mit jedem Tage höher anschwoll, und von denen die meisten schon Proben von Heldenmut abgelegt hatten, hielt sich für unüberwindlich. Wenn die Einnahme der unbedeutenden Festungen Galiläas den Römern so viel Schweiß und Anstrengungen gekostet, was hätte da die starkbefestigte Hauptstadt zu fürchten? Die aufgeregte Stimmung wurde von der zuversichtlichen Hoffnung genährt, daß die große Erlösungszeit, welche die Propheten verkündet hatten, nahe sei, daß der so lange erwartete Messias bald eintreffen und dem Volke Israel die Herrschaft über alle Völker der Erde verschaffen werde.

Jerusalem war nie so volkreich, so schön und so fest als zur Zeit, da es dem Untergange geweiht war, als wenn sich an der judäischen Hauptstadt bewähren sollte, daß äußerliche Stärke und äußerlicher Glanz zu nichts frommt. Der Umfang Jerusalems innerhalb der Ringmauern mit den Vorstädten Ober- und Nieder-Bezetha betrug beinahe sieben Kilometer (dreiunddreißig Stadien), dazu gehörten die Dörfer Bethanien und Bethphage, welche den Festgästen Herberge gewährten. Die damalige Bevölkerung Jerusalems wurde auf etwa sechshunderttausend geschätzt. Aber man muß die Volksmenge mit hinzuzählen, welche von auswärts zuströmte. Jerusalem war in mehrere Quartiere geteilt; die Oberstadt oder Zion war das vornehme Viertel. Nördlich durch ein Zwischental getrennt, breitete sich die Unterstadt aus (Akra), die halbmondförmig gebaut war.

Nördlich von der Unterstadt waren die Vorstädte Ober- und Nieder-Bezetha, die Agrippa I. zu befestigen angefangen hatte, aber durch die Eifersucht der Römer gestört, blieben die Baumaterialien liegen, und die Zeloten benutzten sie zur Vollendung der Befestigungen.

Da waren Marktplätze für Wollenwaren, Metallgefäße, Kleider, für Holzverkauf und auch für Vieh. Der Tempel mit der in Nordwest angrenzenden Burg Antonia machte einen eigenen Stadtteil aus; die Antonia war im Norden durch einen tiefen Graben von Bezetha getrennt. Südlich vom Tempel lag der Stadtteil Ophla, auf welchem der Palast der adiabenischen Fürstin Grapte lag. Die meisten Straßen und Plätze Jerusalems waren in letzter Zeit mit Marmor gepflastert worden.

So schön aber auch Jerusalem an Gebäuden war, so entbehrte es doch der erquickenden Zier der Gärten. Die Festungswerke machten Jerusalem düster, aber auch fast unüberwindlich. Von drei Seiten, Süd, Ost und West, war der Hügel, auf dem die Hauptstadt gebaut war, durch Schluchten und steile Felswände unzugänglich und noch dazu durch einen Wall geschützt. Die Nordseite, die dem Angriffe weniger Hindernisse entgegensetzte, war durch eine dreifache Umwallung befestigt.

In Jerusalem konzentrierte sich, nachdem Galiläa entwaffnet war, ganz Judäa, wie sich die Lebensäußerungen eines absterbenden Körpers in einem Punkte sammeln. Die Landesteile Judäas westlich von Jerusalem waren von den Zeloten während des galiläischen Krieges ohne Verteidigung geblieben. Das römische Heer unter Vespasian konnte daher längs der Küste sich Jerusalem nähern, ohne Widerstand zu finden. Die Landesteile Judäas im Norden und Peräa waren zwar noch unangetastet. Die erstere bestand aus elf Bezirken, von denen nur Jamnia und Joppe unterworfen waren. Die übrigen, Jerusalem mit der Umgebung, hatten den Feind noch nicht gesehen. Peräa, das ebenfalls noch verschont war, hatte seinen Stützpunkt in Jaser (Jaeser). Die Bewohner aller dieser Kreise glühten vor patriotischem Eifer, die Freiheit und die heiligen Güter gegen die frechen römischen Eindringlinge zu verteidigen. Aber die Leiter der Revolution in Jerusalem scheinen sich um die Landstädte nicht viel gekümmert zu haben, um an ihnen eine Vormauer gegen den Zug der Römer zu haben. Die allzu sicheren Zeloten in Jerusalem scheinen nicht einmal so viel für die Landstädte getan zu haben, um mit ihrer Begeisterung die Friedensfreunde zu entflammen oder sie unschädlich zu machen. Die Wohlhabenden und Klugen, die sich von der Fortsetzung des Kampfes kein Heil versprachen, waren nämlich zur Unterwerfung geneigt; nur die Jugend und die Besitzlosen unterhielten fortwährend das Revolutionsfeuer. In jedem Familienkreise, in jeder Gemeinde gab es daher Reibungen zwischen den Friedensfreunden und den Kriegslustigen; aber da die letzteren in den offenen Städten keinen Stützpunkt hatten, wanderten sie nach Jerusalem und vergrößerten die Zahl der Zeloten. Nur die Festung Masada, von

Eleasar Ben-Jaïr befehligt, ward ein Herd für die entschiedene Revolution; es war das Jerusalem der Sicarier. Die Sicarierbande erhielt Verstärkung durch Simon Bar-Giora. Dieser Mann, welcher eine Hauptrolle in diesem Kriege spielen sollte, zeichnete sich durch Körperkraft und Tollkühnheit aus, die er bis zum letzten Hauch nicht verlor. Bei der Flucht des römischen Heeres unter Cestius war er in der ersten Reihe, um sich an die Fersen der Fliehenden zu heften. Dann sammelte er eine Schar um sich und führte ein Freibeuterleben in der Gegend des Toten Meeres. Als die Bewohner dieser Gegend sich in Jerusalem über ihn wegen ihrer bedrohten Sicherheit beklagten, sandte die gemäßigte zelotische Partei eine Truppe gegen ihn und zwang ihn, in Masada Zuflucht zu nehmen. Von hier aus unternahm er mit den Sicariern Streifzüge in Idumäa, um Nahrungsmittel für die Besatzung herbeizuschaffen. Ihre Räubereien stachelten indes die Idumäer zur Gegenwehr auf, und bald bildete sich eine idumäische Freischar unter eigenen Anführern. Die idumäischen Banden glichen den Sicariern an Patriotismus, Wildheit und Schonungslosigkeit.

Der Strom der Freiheitskämpfer, welcher sich täglich über Jerusalem ergoß, steigerte die aufgeregte Stimmung und erzeugte gewaltsame Bewegungen. Josephus' verräterisches Spiel und Übergang zu den Römern gab gewissermaßen Veranlassung dazu. So lange man in Jerusalem glaubte, Josephus sei unter den Trümmern Jotapatas begraben, weihte man seinem Andenken aufrichtige Trauer, wie aber die Kunde sich verbreitete, daß er sich im römischen Lager befände und von dem Feldherrn mit Rücksicht behandelt werde, verwandelte sich das Gefühl des Bedauerns in Ingrimm gegen ihn. Die Mildesten beurteilten sein Benehmen als Feigheit, die Strengen nannten es geradezu Verrat. Mißtrauen und Argwohn schlichen sich in die Gemüter der Ultrazeloten ein, sie betrachteten alle diejenigen, welche nicht für die äußersten Maßregeln waren, als Verräter. Eleasar Ben-Simon, ein Mann von Scharfblick und Tatkraft, jetzt Führer der Zeloten, der noch dazu den Staatsschatz in Händen hatte, hegte besonders einen tiefen Groll gegen das Synhedrion, das ihn, den mutigen, rastlosen Patrioten, zur Untätigkeit verdammt hatte. Werden das Synhedrion und die Herodianer nicht bei der Annäherung der Römer ihnen die Tore der Stadt öffnen, im Staube um Verzeihung flehen und die Urheber des Krieges der Rache der Römer ausliefern? Das war die herrschende Stimmung der Zeloten, und sie glaubten sich stark genug, den Gemäßigten oder heimlichen Römlingen die Regierung aus den Händen winden und den Krieg mit krampfhafter Anstrengung ungehindert fortführen zu können.

Die Spannung zwischen den jerusalemischen Zeloten und der gemäßigten Synhedrialpartei steigerte sich von Tag zu Tag und er-

zeugte eine Schreckensherrschaft, wie sie in einem Kriege auf Tod und Leben, wenn der politische und religiöse Fanatismus durch Argwohn genährt wird, nicht ausbleiben kann. Die Zeloten wagten einen Streich, der eine blutige Spaltung zum Ausbruch brachte. Sie überfielen diejenigen Personen, welche vermöge ihrer Verwandtschaft mit dem Königshause und ihrer zweifelhaften Gesinnung ihnen als heimliche Verschwörer gegen die Freiheit galten, und ließen sie hinrichten. Sie blieben bei diesem Schritte nicht stehen. Ihr Haß gegen die hohenpriesterlichen Geschlechter, welche sich früher von den Römern als Werkzeuge gegen die Freiheit hatten gebrauchen lassen, trieb sie, ihnen die geschändete Hohenpriesterwürde und die Ämter im Tempel zu entreißen. Bis dahin waren diese allein im Besitze derselben. Sie waren die Aufseher über den Tempelschatz, über Einnahmen und Ausgaben, über die heiligen Gefäße, über die Kleinodien. Diese aristokratischen Tempelbeamten setzten die demokratisch gesinnten Zeloten ab und ernannten an ihrer Stelle Männer aus dem niederen Priesterstande. Waren die Aristokraten über diesen Schritt empört, so gerieten sie in eine förmliche Wut, als die Zeloten den zweiten Schritt taten. Sie entsetzten den von Agrippa zuletzt erwählten Hohenpriester Matthia Ben-Theophil, welcher es heimlich mit den Römern hielt, und ließen nach dem Lose einen Hohenpriester wählen. Das Los fiel auf einen bis dahin unbekannten Priester Pinehas Ben-Samuel aus dem Städtchen Aphta. Die einen erzählten zu seiner Schmähung, er sei bis dahin ein Steinmetz, andere, er sei ein Landmann gewesen. Pinehas wurde von den Tempelbeamten feierlich vom Lande hereingeholt und mit dem Priesterornate geschmückt.

Dieser Schritt brachte die Synhedrialpartei, deren Führer zum Teil aus hohenpriesterlichen Männern bestanden, außer sich; sie betrachteten diese Wahl als eine Schändung der heiligen Würde. Nicht bloß Anan und Josua Ben Gamala, ehemalige Hohepriester, sondern auch der Synhedrialvorsitzende Simon Ben-Gamaliel sprachen ihren Unwillen laut darüber aus. Anan, welcher vermöge seiner Keckheit und seines Reichtums das Übergewicht in der Ratsversammlung hatte und seine Gegner durch seine Beredsamkeit auf seine Seite zu ziehen oder unschädlich zu machen wußte, regte geradezu die gemäßigten Bürger Jerusalems auf, die dem Hohenpriestertum angetane Schmach nicht zu dulden und die Zeloten mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen. Sein aufrichtiger oder erheuchelter Revolutionseifer hatte einen Umschlag erfahren; aus Vorsicht oder Berechnung arbeitete er darauf hin, mit den Römern Frieden zu machen. Tatkräftig und gewalthaberisch wie er war, hetzte er gegen die kriegslustigen Zeloten und fachte den Bürgerkrieg an.

Von Anan geführt, unternahmen viele Jerusalemer einen Kampf gegen die Zeloten, welcher der Anfang der blutigen Spaltung im Innern war. Die Gemäßigten, an Zahl überlegen, drängten die Gegenpartei Schritt für Schritt aus allen Stadtteilen nach dem Tempelberge und zwangen sie, sich in dem Tempelraume zu verschanzen, belagerten sie Tag und Nacht und wollten sie zur Niederlegung der Waffen und zur Übergabe des Tempels zwingen. Indessen verbreitete sich in Jerusalem das Gerücht, Anan und seine Parteigenossen gingen damit um, die Römer herbeizurufen, und dieses Gerücht, mag es nun wahr oder unwahr gewesen sein, bewog Johannes von Gischala, welcher von der Aristokratenpartei ins Vertrauen gezogen war, den im Tempel belagerten Gesinnungsgenossen zur schnellen Hilfe zu raten. Er verabredete mit ihnen, die Idumäer durch Briefe einzuladen, der von den Gefahren umringten und den Händen der Verräter überlieferten Hauptstadt beizustehen. Zwanzigtausend Idumäer, froh, eine Gelegenheit für ihre wilde Kampfeslust zu haben, waren sogleich bereit und rückten unter ihren vier Führern Johannes, Simon, Pinehas und Jakob vor Jerusalem. Anan hatte aber Wind davon bekommen und ließ die Tore verschließen und stark bewachen. Von den Mauern herab redete Josua Ben-Gamala sie an, beschwor sie, abzuziehen, die innere Verwirrung durch ihr Erscheinen nicht zu vergrößern. Sie blieben aber fest und lagerten vor dem Eingange der Hauptstadt.

Eine Nacht brachte Entsetzen über Anans Partei. Die Elemente des Himmels rasten mit entfesselter Wut, Sturm und Donnergekrach wechselten miteinander ab, die Menschen zu betäuben und mit Grausen zu erfüllen. Blendende Blitze zuckten unaufhörlich, und ein wolkenbruchartiger Regen peitschte. Die Idumäer, gegen Schrecken gestählt, rührten sich nicht. Wohl aber schlichen viele Wachen in der Stadt von ihren Posten und suchten in den Häusern Schutz. Anan selbst vernachlässigte diesmal seine sonst unermüdliche Wachsamkeit. Da näherten sich einige Zeloten im Dunkeln und sägten die eisernen Riegel eines unbewachten Tores durch. Den Idumäern war der Eintritt geöffnet. Sie machten einen Angriff von der einen Seite und die Zeloten, welche die Wachen überraschten und in die Flucht jagten, von der anderen Seite. Die Bürger wurden unter die Waffen gerufen, und es entspann sich ein gräßlicher Kampf, der mit dem Schrecken der Elemente wetteiferte. Bald streckten die Gemäßigten mutlos die Waffen, und die Idumäer ergossen sich wutschnaubend in alle Stadtteile und töteten alle diejenigen, welche sie erkannten, daß sie nicht zu ihren Gesinnungsgenossen gehörten. Die aufgehende Sonne beleuchtete ein blutiges Leichenfeld. Über achttausend Tote sollen in der Stadt gefunden worden sein (März 68). Die Zeloten blieben Sieger. Tags

darauf begann das Blutgericht der Schreckensherrschaft. Alle diejenigen, welche sich an dem Kampfe beteiligt hatten, wurden hervorgesucht und hingerichtet. Die Reihe eröffneten Anan und Josua Ben-Gamala. Gegen den ersteren waren die Zeloten mit Recht am meisten erbittert, weil er den Bürgerkrieg entzündet hatte. Josua Ben-Gamala war längst verdächtig, da er mit Josephus in geheimer Verbindung gestanden. Die Erbitterung gegen diese beiden nicht allzu würdigen Hohenpriester war so gewaltig, daß ihre Leichname unbeerdigt blieben, als Speise für die Hunde. Der sadduzäische Hohepriester Anan, welcher mehrere Jahre vorher erbarmungslos verfolgte, hatte seinerseits schonungslose Richter gefunden. Was aus dem Vorsitzenden und Leiter Simon Ben-Gamaliel geworden, ist dunkel. Er wurde wahrscheinlich seines Amtes entsetzt, weil er sich mißbilligend über die Wahl des demokratischen Hohenpriesters ausgesprochen hatte.

Die Idumäer waren aber den Zeloten ebenso unangenehm wie die Gemäßigten; sie gaben sich daher Mühe, sie durch freund liche Worte zu überreden, die Stadt zu verlassen. Um der Anarchie zu steuern, welche nach dem Sturze des Synhedrions herrschte, warf sich Johannes von Gischala als Oberhaupt auf und wurde von den zahlreichen galiläischen Flüchtlingen unterstützt. Vermöge seines heldenhaften Wesens, das aus seinem kränklichen Leibe hervorstrahlte, zog er feurige Jünglinge und Männer an, und diese hingen ihm so treu an, wie die Galiläer. An Kühnheit und Todesverachtung den übrigen Führern gleich, übertraf Johannes sie an Scharfblick und Erfindungsgabe; er war zum Herrscher geboren. Anfangs gingen die galiläischen Zeloten oder die Johannisten mit den jerusalemischen Hand in Hand und verfuhren mit Strenge gegen die Verräter und Lauen. Viele Wohlhabende und Friedliebende verließen die Stadt und nötigten die zelotischen Führer zu strenger Wachsamkeit, um das Entweichen und die Fahnenflucht zu verhindern. Indessen gelang es doch nicht wenigen, in Vespasians Lager zu flüchten, und diese schilderten die Zustände in Jerusalem mit düsteren Farben, sei es um ihre Flucht zu beschönigen oder um den Römern die Überzeugung beizubringen, daß Jerusalem, durch Parteikämpfe geschwächt, sich nicht lange werde halten können.

Während dieser Zeit verhielten sich die Römer ruhig. Der vorsichtige Vespasian wagte nicht, die Löwen in ihrem Verstecke anzugreifen, so sehr auch die Überläufer ihn drängten, einen Angriff auf Jerusalem zu machen. Den Winter (67 bis 68) über ließ er sein Heer in den Winterquartieren ruhig liegen; erst mit dem Beginne des Frühjahres führte er es zum Kampfe, aber nicht gegen Jerusalem, sondern gegen Peräa, dessen judäische Bewohner erst jetzt zu den Waffen griffen. Die meisten Kämpfer dieser Gegend kamen im Treffen gegen

die Römer oder im Jordan um, in dessen angeschwollene Strömung der Feind sie getrieben hatte. Über zweitausend gerieten in Gefangenschaft, fünfzehntausend fielen durch das Schwert, und unzählige Leichen führte der Jordan ins rote Meer.

Inzwischen hatte Vespasian selbst andere Gebietsteile Judäas unterworfen. Die Nachricht, daß die gallischen und spanischen Legionen den schandbaren Kaiser Nero verleugnet und Galba zum Nachfolger ausgerufen hatten (April 68), stachelte Vespasians zaudernde Kriegsführung zu rascher Tat, weil er mit Judäa fertig sein wollte, um in der voraussichtlich sturmbewegten neuen Lage der Dinge eine Rolle spielen zu können. Aber noch immer wagte er sich nicht an Jerusalem heran, sondern umzog es von Ferne westlich und südlich.

Selbst als fast die ganze Gegend rings um Jerusalem unterworfen, und der Zugang zu der Hauptstadt von drei Seiten für die Römer frei war, ließ Vespasian Jerusalem fast zwei Jahre in Ruhe. Zwei Nachrichten haben ihn dazu bestimmt, die von dem ausgebrochenen Bürgerkriege in Jerusalem und die Kunde von Neros Tod und dem Einzuge eines neuen von den spanischen und gallischen Legionen ausgerufenen Kaisers in Rom. Den Bürgerkrieg in der judäischen Hauptstadt hatte der wilde Simon Bar-Giora angefacht. In Masada, wo er von den Sicariern aufgenommen worden war, ließ es ihn nicht ruhen; er war ehrgeizig und tatendurstig. Er verließ diese Festung nach dem Untergange des ihm feindlichen Anan und nach der Sprengung des aristokratischen Synhedrions. Um eine Schar um sich zu sammeln, lockte er Sklaven an sich, denen er die Freiheit verhieß, und Heruntergekommene aller Art. Mit jedem Tage wuchs sein Anhang, und seine Schar soll sich bis auf zwanzigtausend Bewaffnete belaufen haben. Die Zeloten in der Hauptstadt fürchteten aber seine Nähe und planten, ihn unschädlich zu machen. Aber ihm ein Treffen zu liefern, wagten sie nicht, weil sie einmal den kürzeren gegen seine Scharen gezogen hatten. So lauerten sie ihm einst auf und machten seine Frau und einen Teil seiner Trabanten zu Gefangenen und glaubten, er werde sich vor ihnen demütigen. Simon Bar-Giora war aber abgehärtet gegen Weichherzigkeit; anstatt demütigen Flehens um Rückgabe seiner Frau soll er mit Achilleszorn gegen die Jerusalemer gewütet haben, welche aus den Toren gezogen waren, um Lebensmittel oder Holz hineinzuschaffen. Dieses grausame Verfahren gegen Unbewaffnete bewog die Jerusalemer, Bar-Gioras Frau aus der Gefangenschaft zu entlassen, was ihn zwar einigermaßen besänftigte, aber immer nicht von seinem Plane abstehen ließ, in Jerusalem eine Rolle zu spielen. Tag und Nacht lauerte er vor den Toren der Hauptstadt, um Eingang zu finden. Die Gelegenheit dazu gab ihm die Adelspartei.

Diese war mit dem Untergange ihrer Häupter nicht verschwunden,

hielt sich nur eine Zeitlang tot, wühlte aber im geheimen, um den Zeloten das Heft zu entwinden. An ihrer Spitze stand der abgesetzte Hohepriester Matthia. Sie wußte einen Teil des Volkes, welcher durch das Heranrücken des Krieges immer ängstlicher geworden war und nicht entfliehen konnte, auf ihre Seite zu bringen. Auf Verabredung überfiel plötzlich die bewaffnete gegenzelotische Partei die Zeloten und Johannisten, welche keines Überfalles gewärtig waren, und tötete viele derselben. Indessen erholten sich die in allen Teilen der Stadt zerstreuten Zeloten vom ersten Schrecken, griffen zu den Waffen, sammelten sich auf dem Tempelberge und rüsteten sich, ihren Gegnern den blutigen Überfall heimzuzahlen. Dadurch gerieten diese in Bestürzung, traten zur Beratung zusammen und beschlossen, Simon Bar-Giora herbeizurufen und ihn mit seinen Leuten gegen die Zeloten zu hetzen. Der gewesene Hohepriester Matthia begab sich zu ihm, lud ihn ein und führte damit die Zwietracht in die Mauern Jerusalems ein.

Mit seinem Einzuge begann der Bürgerkrieg in seiner scheußlichsten Gestalt. Er wollte Rache an den jerusalemischen Zeloten nehmen, die ihn so lange von der Hauptstadt fern gehalten und ihn befehdet hatten. Auf dem Tempelberge kam es zum Kampfe zwischen den Scharen Bar-Gioras und den Anhängern Eleasars Ben-Simon.

Die Spaltung in der Hauptstadt, von der Vespasian durch Überläufer, welche die Vorgänge übertreibend schilderten, Kenntnis erhalten hatte, veranlaßte ihn wiederum, sich fern von ihr zu halten, in der Hoffnung, daß die unterliegende Partei ihn herbeirufen, ihm die Tore öffnen und ihm einen leichten Sieg verschaffen würde. Noch mehr bestimmten ihn dazu die gewaltigen Ereignisse in Rom, Italien und den Provinzen, welche Schauplätze blutiger Fehden geworden waren. Er gedachte freie Hand zu haben, in die Umwälzung einzugreifen. Nach Neros schimpflichem Tode (9. Juni 68) war Galba zum Kaiser ausgerufen und hatte in Rom die Zügel der Regierung mit greisenhaft zitternder Hand ergriffen. In dieser kritischen Zeit, wo jeder Tag eine ereignisreiche Neuigkeit bringen konnte, hielt es Vespasian nicht geraten, sich in die Belagerung Jerusalems einzulassen, er nahm vielmehr eine abwartende Stellung ein und sandte seinen Sohn Titus mit dem König Agrippa nach Rom, den neuen Kaiser zu begrüßen und, wie man sich sagte, vielleicht von ihm adoptiert zu werden. Als Titus aber in Korinth erfuhr, daß Galba getötet (5. Jan. 69, und zwei Kaiser erwählt waren, Otho in Rom und Vitellius in Niederdeutschland von den Legionen, kehrte er mit geschwellter Hoffnung um. Noch ein anderer Magnet zog ihn nach Judäa, die Reize der judäischen Prinzessin Berenice.

Während des Krieges zwischen Otho und Vitellius hing Vespasian

schon dem Gedanken nach, ob nicht er selbst den besudelten Kaisermantel sich umlegen sollte; aber er war unschlüssig, ihn ins Werk zu setzen. Er fürchtete zunächst seinen Nebenbuhler Licinius Mucianus, Statthalter von Syrien, mit dem er in Spannung lebte und der über mehr Legionen zu gebieten hatte. Ihn gewann indes Titus, welcher aus seinem Ehrgeiz kein Hehl machte. Er brachte Mucian dahin, daß dieser Vespasian drängte und stachelte, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen. Es war aber unerläßlich, einen zweiten mächtigen Verbündeten zu gewinnen, Tiberius Alexander, den judäischen Apostaten, welcher Statthalter der wichtigsten Provinz Ägypten war. Diese Masche in dem Netze, welche das Wild Rom einfangen sollte, hat eine Frauenhand geknotet. Die Prinzessin Berenice war mit dem ägyptischen Statthalter befreundet; sie betrieb die Kaiserwahl als eine Herzensangelegenheit. Titus' Liebe zu ihr war so offenkundig, daß die Umgebung nicht daran zweifelte, er habe ihr die Ehe versprochen. Sollte sie nicht alle Mittel, welche ihr Schönheit und weibliche Schlauheit an die Hand gaben, aufbieten, um dieses Ziel zu erreichen? Der wichtigste Schritt dazu war, Tiberius Alexander zu Vespasians Partei hinüberzuziehen, und dieser gelang ihr vollkommen. Der Statthalter von Ägypten beeilte sich, seine Legionen den Eid der Treue für den Kaiser Vespasian schwören zu lassen (1. Juli 69). Das war entscheidend für das neue Kaiserhaus. Erst einige Tage später huldigten die in Judäa stehenden Legionen und noch später die syrischen unter Mucian dem erst dadurch ermutigten Vespasian. Infolge der erlangten Kaiserwürde trat für Vespasian Judäa in den Hintergrund Er begab sich mit seinem Sohn Titus nach Ägypten und blieb da, bis die Nachricht von Vitellius Tode eingetroffen war (21. oder 22. Dezember 69).

Was tat indes Jerusalem während der beinahe zweijährigen Ruhe, welche Vespasian ihm ließ? Es gab vier Parteien in der Stadt, wenn man die Gemäßigten nicht mitzählt. Die jerusalemischen Zeloten unter Eleasar Ben-Simon sollen nicht mehr als zweitausend Glieder gezählt haben. Die galiläischen Zeloten unter Johannes beliefen sich auf sechstausend Bewaffnete. Die Bar-Gioristen mit den Sicariern waren den übrigen durch die Zahl zehntausend überlegen, und die Idumäer unter Jakob Bar-Sosa und Simon Bar-Kathla bestanden aus fünftausend Mann. Vierundzwanzig tausend tollkühne Helden, welche Wunder der Tapferkeit hätten sie nicht in offener Feldschlacht ausführen können, wenn sie einmütig gehandelt hätten! Allein jede Partei beanspruchte den Oberbefehl über die andere, nicht bloß aus Ehrgeiz, sondern aus Überschätzung des eigenen Wertes. Keiner der Hauptführer hatte die Tugend der sich selbst verleugnenden Unterordnung.

Die Eleaseristen pochten auf den Vorrang, weil sie die Ein-

heimischen waren und der Bewegung den ersten Stoß gegeben hatten. Johannes fühlte sich durch Erfindungsgabe und Gewandtheit den anderen Führern überlegen. Bar-Giora brütete Rache gegen die Zeloten, weil sie seinem Unwesen zu steuern sich vermessen hatten. Nach Bar-Gioras Eindringen in Jerusalem machten die Parteien in den eingenommenen Stadtteilen Ausfälle gegeneinander. Diese Fehden ließen dem Feinde Zeit, alle Teile Judäas und den Umkreis der Hauptstadt in eine Einöde zu verwandeln, weil keine Partei einen Ausfall gegen die Römer zu machen wagte, nicht aus Zaghaftigkeit, sondern um nicht ihre Gegner in dem Alleinbesitze der Hauptstadt zu lassen und von ihnen ausgeschlossen zu werden. Bei diesen Fehden erlitten Gebäude und Stadtteile Verwüstungen und, was das Schlimmste war, Speicher, in welchen reichlicher Vorrat für mehrere Jahre aufgehäuft lag, gingen in Flammen auf.

Endlich kam der zum Thronfolger ernannte Titus nach Judäa (März 70). Jerusalem mußte mit allen Mitteln zur Unterwerfung gebracht werden, dies schien dem Feldherrn eine gebieterische Notwendigkeit. Es war eine Schmach für die Römer, daß diese rebellische Stadt vier Jahre hindurch sich behaupten konnte. Auch hing das Ansehen des neuen Kaiserhauses von dem Falle Jerusalems ab. Widerstand es noch länger, so war damit die militärische Tätigkeit Vespasians in Frage gestellt.

Obwohl Titus Eile hatte, mit der Unterwerfung Judäas fertig zu werden, so konnte er doch nicht vor dem Beginne des Frühjahres die Vorbereitungen zu der Belagerung Jerusalems vollenden. Ein Heer von mindestens achtzigtausend Mann von verschiedenen Truppenteilen wurde zusammengezogen und eine solche Anzahl von Belagerungswerkzeugen herbeigeschafft, wie sie bis dahin kein Krieg nötig gemacht hatte. Drei judäische Verräter waren Titus bei der schweren Arbeit behilflich. Der König Agrippa, welcher Truppen stellte und die Bewohner Jerusalems durch Überredung schwankend machte, Tiberius Alexander, der seinem Abfalle vom Judentume durch Bekämpfung seiner Nation das Siegel aufdrücken wollte, und endlich Josephus, der Titus' beständiger Begleiter war, nachdem er aus einem Gefangenen ein Wegweiser auf dem ihm bekannten Boden geworden war. Titus war im Kriege noch nicht erfahren genug, und so sollte der judäische Apostat Tiberius Alexander ihm zur Seite stehen. Er wurde zum höchsten Range befördert, zum Obergeneral der Leibwache; er war Hauptleiter des Krieges.

Unter den streitenden Parteien in Jerusalem hatte bei dem Herannahen der Gefahr eine Annäherung stattgefunden. Die jerusalemischen Zeloten und Johannisten versöhnten sich mit Bar-Giora. So lange Jerusalem noch offen war, strömten viele Mannschaften

aus Judäa und dem Auslande dahin, besonders kurz vor dem Passahfeste, um die heilige Stadt zu verteidigen. Die Häupter hatten zu ihren Stammgenossen in der Euphratgegend Boten gesendet und sie gebeten, ihnen Mannschaften zu senden, und ihre Bitte war nicht vergeblich gewesen. Die Mauern Jerusalems wurden noch mehr befestigt und gegen die Stöße der Belagerungsmaschinen widerstandsfähig gemacht.

Endlich zog Titus das römische Heer von allen Seiten zusammen und lagerte bei Skopos. Ehe er zur Belagerung Jerusalems schritt, ließ er die Einwohner auffordern, ihm in Frieden die Tore zu öffnen; er verlangte nur Unterwürfigkeit, Anerkennung der Römerherrschaft und Leistung der Abgaben wie vor dem Aufstand. Zwei Umstände bewogen ihn, gelinde mit den Judäern zu verfahren und ihnen auch Zugeständnisse zu machen. Er hatte Eile, nach Rom zurückzukehren, das er als Privatmann verlassen hatte und das er als zukünftiger Cäsar wiedersehen sollte. Dort winkten ihm Genüsse und Machtfülle, die er rasch erhaschen wollte. Sodann wollte er aus Liebe zu der judäischen Prinzessin, deren Herz trotz ihres Sündenwandels an der heiligen Stadt hing, diese nicht der Zerstörung preisgeben. Aber die mutigen Kämpfer schlugen alle durch Gesandte verheißenen Versprechungen aus. Sie hatten geschworen, die Stadt mit ihrem Leben zu verteidigen und mochten nichts von Ergebung hören. Da die Aufforderung zur Ausgleichung erfolglos geblieben war, so wurde mit dem Angriffe auf die Stadt Ernst gemacht. Alle Gärten und Baumpflanzungen im Norden und Westen Jerusalems, von wo der Angriff gemacht werden sollte, wurden verheert. Als sich aber Titus mit einigen Begleitern dem nördlichen Walle näherte, stürzten die Judäer aus einem Tore heraus, trennten ihn von seinem Gefolge und hätten ihn beinahe zum Gefangenen gemacht, wenn das Schamgefühl, zum Gespötte der Judäer zu werden, nicht seine Kräfte verdoppelt, und wenn nicht seine Begleiter alle Anstrengungen gemacht hätten, ihn zu decken. Die erste Waffentat der Jerusalemer gegen die Römer stellte ihnen ein günstiges Vorzeichen. Tags darauf, als die zehnte Legion auf dem Ölberge mit dem Lagerabstecken beschäftigt war, wurde sie von den judäischen Kriegern überrumpelt und in solchen Schrecken versetzt, daß sie die Arbeit im Stiche ließ und zurückwich. Indes blieben diese Scharmützel, weil vereinzelt, ohne Erfolg. Die Judäer mußten sich stets wieder in die Festung zurückziehen, aber diese kühnen Ausfälle zeigten den Römern, welchen schweren Kampf sie zu bestehen haben würden. Es gelang ihnen indes, auf drei Seiten Lager aufzuschlagen und die Maschinen gegen die äußerste Mauer zu richten. Die Arbeiten zur Belagerung begannen gerade am Passahfeste (März oder April 70), weil Titus glauben mochte, die Judäer würden sie wegen religiöser

Rücksicht nicht stören. Die Belagerungsmaschinen wurden auf hohen Erdwällen und Plattformen errichtet, welche bis zur Höhe der Mauer aufgeworfen wurden. Von hier warfen die Feinde Pfeile, Schleudern, schwere Holzstücke und Steine auf die Verteidiger der Mauer und in die Stadt, Sturmböcke und eiserne Widder arbeiteten an drei Stellen gegen die Mauer, um sie zu erschüttern. Sobald aber die Römer die Maschinen aufgestellt hatten, stürzten sich die Judäer wie die Dämonen aus der Stadt und zerstörten sie, vertrieben die Arbeiter und zogen sich, nachdem sie Schrecken und Verwirrung unter den Feinden verbreitet, wieder hinter die Mauer zurück. Nicht bloß die Zeloten, sondern alle, die nur Waffen tragen konnten, beteiligten sich an den Kämpfen; selbst Frauen zeigten den Männern gleich eine beispiellose Todesverachtung. Die Belagerten warfen Felsblöcke auf die Feinde oder gossen siedendes Öl auf ihre Köpfe; nach und nach lernten sie mit schwerem Geschütz umgehen und kehrten die erbeuteten Geschütze gegen deren ehemaligen Eigentümer. Indessen besserten die Römer die Schäden stets wieder aus und zwangen die Belagerten, nach fünfzehntägiger Arbeit die äußerste Mauer zu verlassen (Mai). Dann begann ein hitziger Kampf um die Zwischenmauer, welche die Verteidiger hinter der ersten aufgerichtet hatten. Als die Römer sie schon eingenommen glaubten, vertrieben sie die Judäer wieder. Erst nach mehreren Tagen gelang es den Römern, Meister derselben und damit auch der Vorstadt Bezetha zu werden.

Die Kämpfe hatten damit noch lange kein Ende und wiederholten sich täglich mit neuer Erbitterung. Nach siebzehntägigen Anstrengungen hatten die Römer vier Dämme gegen die Antonia und die zweite Mauer errichtet und gedachten mit Erschütterung derselben vorzugehen, da stürzte sich Johannes mit seiner Schar durch einen unterirdischen Gang auf sie und zündete die Werke gegen die Antonia an. Zwei Tage später steckten drei mutige Männer von Bar-Gioras Partei, Tephtaï, Megassar und der Adiabener Chagira, Sohn des Nabataï, die anderen Werke in Brand, ungeachtet der Geschosse, die auf sie niederhagelten. Mit der nahen Gefahr stieg auch der Mut der Belagerten. Alle Überredungskünste, die namentlich Josephus, von Titus dazu benutzt, anwandte, fruchteten nichts. Es blieb ihnen auch kein anderer Ausweg, als Sieg oder Tod. Denn was sie von den Römern zu erwarten hatten, zeigte sich gleich beim Beginn der Belagerung. Die Gefangenen, auch diejenigen, welche sich geflissentlich fangen ließen, ließ Titus, „die Wonne des Menschengeschlechtes", zuweilen fünfhundert an einem Tage ans Kreuz schlagen, um den hartnäckigen Verteidigern die Aussicht zu eröffnen, die ihnen bevorstand. Zuweilen schickte er sie mit abgehauenen Händen in die Stadt zurück.

Titus mußte auf die Hoffnung verzichten, den Krieg schnell zu

beenden, und sich auf eine langwierige Belagerung einrichten. Die Hungersnot sollte seine Bundesgenossin werden. Um den Belagerten die heimlichen Ausgänge aus der Stadt zu verrammeln, ließ er um die ganze Stadt einen Wall ziehen, welcher fast sieben Kilometer im Umfange hatte. Die Lebensmittel schwanden bei der Überfüllung an Menschen mit jedem Tage mehr, und da die Schleichwege, von außen Nahrung, wenn auch mit Lebensgefahr, herbeizuschaffen, abgeschnitten waren, so stellte sich der wütendste Hunger ein und raffte seine Opfer massenhaft hin. Er ergriff zuerst die ärmeren Klassen, deren geringe Vorräte bald aufgezehrt waren. Der Hunger machte das Mitleid verstummen und erstickte das Vater- und Muttergefühl. Die Häuser und Straßen füllten sich mit Leichen, die nicht einmal von ihren Verwandten zu Grabe gebracht wurden. Die Lebenden schlichen mit aufgedunsenen Leibern wie Gespenster umher.

Der hohläugige Tod trieb endlich viele, zu den Römern überzugehen, wo sie aber eine andere Todesart erwartete. Die Römer hatten bald bemerkt, daß die Überläufer Goldstücke verschlungen hatten zur Fristung ihres kärglichen Lebens in der Gefangenschaft. Da schlitzten sie ihnen kannibalisch den Bauch auf und suchten nach den verborgenen Goldstücken.

Bei der Zunahme der Überläufer waren die Zeloten um so strenger gegen die Verdächtigen; sie verlangten, daß jedermann auf der Höhe der Vaterlandsliebe stehen und dem Tode dreist ins Auge schauen sollte. Eine Verschwörung einiger Hauptleute aus Bar-Gioras Heer, zum Feinde überzugehen, entdeckte der Führer und bestrafte die Schuldigen ohne Schonung. Auch der ehemalige Hohepriester Matthia, welcher mit anderen aus dem priesterlichen Adel Simon Bar-Giora nach Jerusalem berufen hatte, erlitt die Strafe seines verräterischen Spieles. Er wurde mit dreien seiner Söhne auf Bar-Gioras Befehl im Anblicke der Römer enthauptet. So streng aber auch die Wachsamkeit der Zeloten war, so konnten sie doch nicht jeder List, deren sich die Verräter bedienten, begegnen. Die verkappten Römerfreunde in der Stadt steckten beschriebene Zettel in die Pfeile, die sie in das römische Lager abschossen, und gaben durch dieses Mittel dem Feinde von allem Kunde, was in Jerusalem vorging.

Die Zeloten aller Parteien ermüdeten indes nicht, trotz Hungersnot und Verrat, den Römern die Arbeit zu erschweren, denen es erst nach einundzwanzig Tagen gelang, unter hartnäckigen Kämpfen einen neuen Damm gegen die Antonia aufzuwerfen. Ein Ausfall des Johannes, das Werk anzuzünden, mißlang, und so stürzte die Mauer der Antonia unter den heftigen Stößen von außen zusammen (1. Juni). Wie erschraken aber die Römer, als sie hinter dieser Mauer noch eine andere erblickten! Vergebens strengten sie sich an, diese mit Sturm zu nehmen. Einen Überfall in der Nacht schlugen die Judäer zurück,

und der Kampf dauerte bis an den andern Morgen. Aber die Antonia blieb in der Gewalt der Römer, und Titus ließ sie zerstören. In dieser Zeit (17. Tammus) hörten die täglichen Opfer aus Mangel an Tieren auf. Von neuem ließ Titus das Volk zur Übergabe der Stadt auffordern und beteuerte, den Tempel zu verschonen; aber er wählte stets einen Dolmetscher, Josephus, dessen Erscheinen die Kämpfenden nur noch mehr erbitterte. Johannes erwiderte die Aufforderung, die Gottesstadt könne nicht untergehen, und das Ende gehöre Gott an.

Indessen schritt der Würgengel der Hungersnot durch die Bevölkerung Jerusalems, sog mit Gier alle Lebenssäfte aus, hob die Schranken zwischen Armut und Reichtum auf und entfesselte die niedrigsten Leidenschaften. Das Geld hatte seinen Wert verloren, denn man konnte kein Brot dafür kaufen. Um ein wenig Stroh, um Lederstücke und noch häßlichere Dinge stritten sich die Ausgehungerten, um es einander zu entreißen. Als sollte kein Zug in dem Schauergemälde der Strafandrohung des großen Propheten unerfüllt bleiben, fiel eine Entsetzen erregende Szene vor, welche selbst den Feind mit Schauer erfüllte. Eine Frau Mirjam, nach der Hauptstadt geflüchtet, schlachtete ihr junges Kind und verzehrte sein Fleisch. Die aufgehäuften Leichen, die in der heißen Jahreszeit bald in Fäulnis übergingen, erzeugten Seuchen, welche mit dem Krieg und dem Hunger um die Wette die Bevölkerung hinrafften. Die Krieger aber ertrugen alle diese Beschwerden mit ungebrochenem Mute, sie stürmten zum Kampfplatze mit leerem Magen, umgeben von den düstersten Bildern des Todes mit demselben Ungestüm wie am ersten Tage der Belagerung. Von diesem todesverachtenden unerschütterlichen Heldenmute der Zeloten und ihrer Hingebung an das Heiligtum und die Sache ihres Volkes waren selbst Römer betroffen. Da diese täglich wahrnahmen, daß die judäischen Krieger trotz des nagenden Hungers immer mit frischem Mute in den Kampf gingen, so hielten sie sie für unüberwindlich. Einzelne Römer verließen ihre Fahnen und ihren Glauben und gingen zu dem Judentume über. Sie waren ebenfalls überzeugt, daß die heilige Stadt nicht in die Gewalt des Feindes geraten könne. Die Bewohner Jerusalems waren auf diese aufrichtige Bekehrung einiger Römer in der Stunde der höchsten Gefahr so stolz, daß sie für dieselben auch in der Hungersnot sorgten, damit sie nicht zu darben brauchten.

Die Römer hatten indessen die Belagerungsmaschinen gegen die Außenwerke des Tempels aufgestellt und sechs Tage lang unaufhörlich gearbeitet, ohne die Mauer erschüttern zu können. Da gab Titus den Plan auf, den Tempel zu schonen und ließ Feuer an die Tore der äußeren Ringmauer des Tempels legen, das einen ganzen Tag und die folgende Nacht wütete. Dann befahl er wieder, den

Brand zu löschen und einen bequemen Zugang für die Legionen zum Angriff zu bahnen. Zugleich rief er einen Kriegsrat zusammen, wie es mit dem Heiligtum gehalten werden sollte. Einige Räte waren der Meinung, den Tempel zu zerstören, weil er immer ein Herd der Aufstände bleiben werde; Titus dagegen sprach sich für dessen Erhaltung entschieden aus. Aus ihm sprach die Prinzessin Berenice. Da sich andere Kriegsräte ebenfalls für die Schonung erklärten, und besonders Tiberius Alexander, hinter dem vielleicht ebenfalls Berenice stand, so wurde beschlossen, den Tempel zu erobern, aber ihn nicht zu zerstören. Trotzdem schlug die letzte Stunde des Unterganges, welche in dem Andenken der Nation eine düstere Trauer auf Jahrtausende hinaus hinterließ. Die Belagerten machten (10. Ab — August) einen neuen Ausfall gegen die Römer, wurden aber geworfen und verfolgt. In dieser Verwirrung ergriff ein Römer ein brennendes Holzstück, ließ sich von einem Gefährten in die Höhe heben und warf es durch das sogenannte goldene Fenster in den Tempel. Das Holz der Tempelhallen fing Feuer und wälzte den Brand mit Windesschnelle nach den benachbarten Räumen, und die Flammen schlugen in die Höhe. Bei diesem Anblicke wichen auch die Mutigsten zurück. Titus eilte mit den Truppen herbei. Er befiehlt, den Brand zu löschen, seine Stimme wird nicht gehört. Die wütenden Soldaten zerstreuten sich in den Tempelräumen, um zu plündern, zündeten sie an vielen Orten an und würgten alle, die in der Bestürzung nicht geflohen waren. Titus selbst, von Neugierde getrieben, drang in das Allerheiligste und weidete sich an dessen Anblick, bis ihn ein erstickender Qualm daraus vertrieb.

Bald drangen die judäischen Krieger wieder vor; auf der Brandstätte entbrannte ein neuer Kampf. Das Siegesgeschrei der Römer, das Wehklagen der Judäer beim Anblick der Verwüstung, das Geprassel der Flammen erschütterten den Erdboden, erschütterten die Luft, das Echo trug die Trauerbotschaft von dem Falle des Tempels bis zu den Bergen, und das Feuermeer gab den Bewohnern ringsumher das Zeichen, daß jede Hoffnung entschwunden. Viele Judäer stürzten sich aus Verzweiflung in die Flammen. Sie wollten den Tempel nicht überleben. Andere, viele Tausend Männer, Weiber und Kinder, waren trotz der andringenden Feinde und der züngelnden Flammen in den südlichen Säulenhallen geblieben. Schwärmerische Propheten ließen sie ein Wunder erwarten, gerade im Augenblicke des Tempelbrandes werde Gott unerwartete Hilfe senden. Aber die Römer stürzten sich auf die Leichtgläubigen und machten sie alle nieder. Der Tempel brannte ganz ab, und nur die Grundfesten und einige Mauertrümmer an der Westseite ragten wie riesige Gespenster aus der Brandstätte hervor. Mehrere Priester, welche sich auf die Mauer gerettet, dort einige Tage trotz Hunger und Durst ausgehalten hatten und endlich

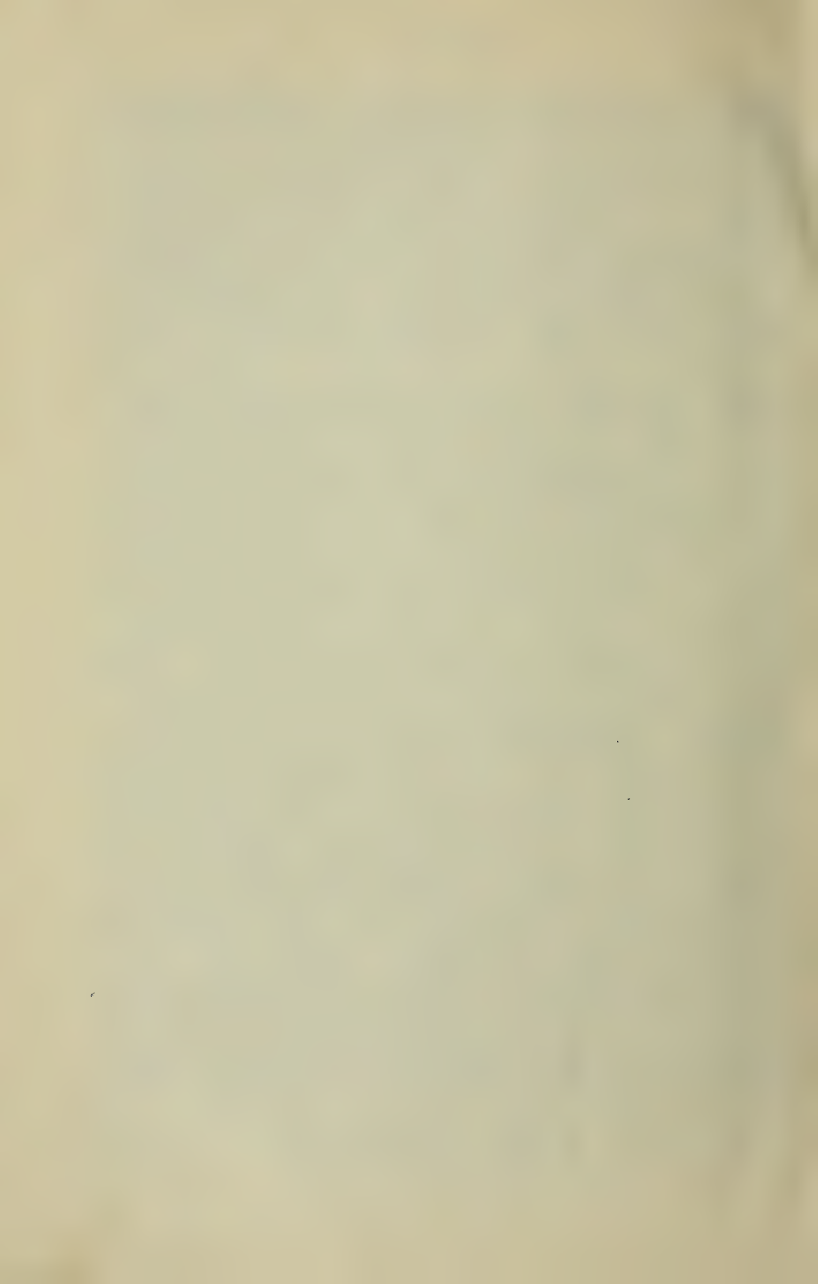
gezwungen waren, um Erbarmen zu flehen, ließ Titus hinrichten. „Priester müssen," sprach der Unmensch, „mit dem Tempel untergehen." Dabei gab er sich den Anschein, als handle er nur als Rächer des von den Zeloten vergossenen Blutes. Die siegenden Legionen opferten ihren Göttern auf der Tempelstätte, pflanzten ihre Fahnen auf und riefen Titus zum Imperator aus. Der zweite Tempel wurde verhängnisvoll an demselben Tage eingeäschert wie der erste (10. Ab — August 70). Infolge des Tempelbrandes der Rücksichten gegen Berenice entbunden, legte sich Titus keinen Zwang mehr auf und erteilte den Befehl, die Stadtteile, welche die Römer beherrschten, zu verbrennen, die Akra und Ophla.

Noch immer war der Kampf nicht zu Ende. Die Häupter der Revolution hatten sich mit ihren noch übriggebliebenen Scharen in die Oberstadt zurückgezogen. Dort hatten sie eine Unterredung mit Titus. Johannes und Simon verlangten, da sie geschworen hatten, eher zu sterben, als die Waffen zu strecken, daß ihnen freier Abzug mit den Waffen zugestanden werde; unter dieser Bedingung wollten sie die Oberstadt überliefern. Titus bestand aber darauf, daß sie sich auf Gnade oder Ungnade ergeben sollten, und so entbrannte der Kampf von neuem. Die Römer begannen neue Dämme gegen die Mauer der Oberstadt aufzurichten und waren erst nach achtzehn Tagen damit fertig. Die Standhaftigkeit verließ die Zeloten auch da nicht. Die Idumäer, welche heimlich mit Titus unterhandelten, wurden teils getötet, teils in Kerker geworfen. Aber die judäischen Kämpfer waren von Anstrengungen und Hunger erschöpft und konnten den Sturm nicht mehr zurückschlagen. Die Römer überstiegen endlich die Mauer, besetzten die Türme und drangen mordend in die Oberstadt ein. Tags darauf (8. Elul) verbrannten sie auch den letzten Stadtteil, die Oberstadt (Zion). Die Mauern wurden völlig zerstört; nur die drei Türme, Hippicos, Mariamne und Phasaël, ließ Titus unversehrt, damit sie als Zeugen seines glänzenden Sieges dastehen sollten, sonst wurde die ganze Stadt dem Erdboden gleich gemacht. Unter den Trümmern Jerusalems und des Tempels wurde der letzte Rest staatlicher Selbständigkeit Judäas begraben. Mehr als eine Million Menschen sollen während der Belagerung umgekommen sein.

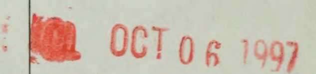
Wiederum saß Zion auf der Brandstätte und weinte, ihre Söhne waren gefallen, ihre Töchter in schmähliche Sklaverei geführt oder den Soldaten zur Befriedigung ihrer Brunst zugeteilt. Sie war noch viel unglücklicher als nach der ersten Zerstörung, da ihr jetzt kein Seher das Ende ihrer Witwenschaft und ihrer Trauer verkündet hat.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oskar Leiner in Leipzig. 28442






OCT 06 1997

